Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen.

Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert

von

seiner Witwe.

Deutsche Ausgabe,

durch neue Mittheilungen vermehrt

von

Friedrich Nippold.

Zweiter Band:

Schweiz und England.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1869.

Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen.

Zweiter Band.

Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen.

Aus seinen Briefen und nach eigener Erinnerung geschildert

von

seiner Witwe.

Deutsche Ausgabe,

durch neue Mittheilungen vermehrt

von

Friedrich Nippold.

Zweiter Band:

Schweiz und England.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1869.

Vorrede des Herausgebers.

Es ist ein ganz anderer Schauplatz, auf welchem die in diesem Bande geschilderte Thätigkeit Bunsen's in den Jahren 1838—1848 sich abspielt, als in seiner römischen Zeit; es sind ganz anders geartete Ereignisse, die von jetzt an in den Vordergrund treten. Dennoch dürfte für den Leser, der vom ersten zum zweiten Bande übergeht, kaum ein anderer Eindruck so nachhaltig sein als der der überraschenden Continuität des in beiden gezeichneten Lebensbildes, d. h. nicht etwa eines Stehenbleibens, sondern vielmehr einer stetigen, in gerader Linie verlaufenden Entwickelung, eines beständigen Wachsthumes in allgemein menschlicher, in religiöser, in staatlich-politischer Beziehung. Auch in dem zweiten Bande ist derselbe Grundsatz befolgt worden wie bei der Darstellung der römischen Zeit: nichts zu verstecken oder zu verhüllen. Eben hierauf aber gründet sich das feste Bewußtsein des Herausgebers, daß die Leser sich nicht minder wie er selber erfreuen, erquicken, kräftigen werden an der selten tüchtigen und gesunden Natur, die in guten wie in bösen Tagen sich gleichmäßig bewährt.

Diese Erwartung darf wol um so sicherer gehegt werden, da schon die Aufnahme des ersten Bandes durch die deutsche Presse eine merkwürdig einstimmige war. Ueber vierzig eingehende Besprechungen in wissenschaftlichen, kirchlichen, politischen Organen der verschiedensten Färbung und aus den verschiedensten Theilen unseres Vaterlandes haben den ersten Band dieser Biographie als das Leben eines unserer besten Männer begrüßt. Nur eine einzige Partei hat sich anders gestellt, wol um auch bei dieser Gelegenheit sich selber aufs neue zu kennzeichnen: die jesuitisch-ultramontane. Die „Kölnischen Blätter" begannen den Chorus, die „Historisch-politischen Blätter" brachten weitläufige Variationen, selbst das bonner „Theologische Literaturblatt" folgte der vorgeschriebenen Spur. Es ist hier natürlich nicht der Ort, auf die Taktik einzugehen, mit der diese Partei heute wie vor dreißig Jahren

gegen Bunsen aufzutreten für gut findet. Die einzige Antwort, die überhaupt gegeben werden konnte, ist auch inzwischen bereits gegeben: durch eine zusammenhängende Darstellung der kölner Wirren nach den in dem ersten Bande veröffentlichten Documenten (in den „Preußischen Jahrbüchern" vom März und April 1869 fg.). Wie wenig übrigens die Verfechter der Jesuitentendenz mit dem wirklichen Sachverhalte bekannt sind, wird auch die in diesem Bande mitgetheilte Aufzeichnung über die Sendung des Grafen Brühl nach Rom darthun: ergibt sich doch daraus evident, daß der von Friedrich Wilhelm IV. mit der Curie geschlossene Friede nach Bunsen's Rathschlägen stattfand. Wer aber die seit 1840 in der Stellung des Staates zur katholischen Kirche eingetretene Veränderung zu beklagen hat, ist bekanntlich nicht die letztere selbst.

So wenig wie auf diesen Einzelpunkt, so wenig ist es hier am Platz, auf den Gesammtinhalt des zweiten Bandes überhaupt näher einzugehen. Daß er des Neuen und des Wichtigen viel bringt in den sechs Abschnitten, die dem neunten bis vierzehnten der englischen Ausgabe entsprechen, tritt ja sofort deutlich zu Tage. Hier ist wiederum wie beim ersten Bande nur auf dasjenige hinzuweisen, was der deutschen Ausgabe eigenthümlich ist. Es sind dies, außer denjenigen Noten unter dem Text, welche nicht die Bezeichnung „Anmerkung der Verfasserin" tragen, und außer mehreren eingeschaltenen Briefen, bei denen es besonders erwähnt ist, die den einzelnen Abschnitten hinzugefügten, durch ein Abtheilungszeichen von dem ursprünglichen Texte getrennten Anhänge. Sie finden sich: S. 79—90 (aus Bunsen's Tagebuch über seinen ersten Aufenthalt in England); S. 127—157 (aus dem Briefwechsel mit dem Kronprinzen über Kirche und Schule; über die Sendung des Grafen Brühl nach Rom; über die Berufung von Schelling, Stahl, Cornelius und Mendelssohn nach Berlin und die Wiederanstellung von Arndt in Bonn; über die allgemeine Begeisterung beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV.; aus den Verhandlungen über die Lage Palästinas; über die „Evangelische Gesellschaft" in Frankreich; aus Bunsen's Briefwechsel mit Bluntschli); S. 195—207 (Aufzeichnungen über Bunsen's eigene Idee bei der Stiftung des jerusalemer Bisthums, über die Absichten des Königs, und über die vor Bunsen's Sendung nach London geführten Verhandlungen; aus den Denkschriften über seine Stellung in London; die Bunsen-Abeken'sche Schrift über das Bisthum); S. 281—310 (Aufzeichnungen über die preußische Verfassungsfrage; aus den Denkschriften über die Verfassung, über den Adel, über den Schwanenorden

und über die englischen Zustände); S. 386—406 (weitere Mittheilungen über die preußische Verfassungsfrage; aus der Denkschrift über den Bundespreßgesetzentwurf; aus dem Briefwechsel mit Canitz, über das Verhältniß Preußens zu England, mit Thile über die kirchliche Lage); S. 442—500 (aus den Tagebüchern über Bunsen's zweimaligen Aufenthalt in Deutschland, im Sommer 1848 und im Anfang 1849, mit Auszügen aus seinem politischen Briefwechsel). Endlich folgt als besonderer Anhang ein Auszug aus den neun Denkschriften Bunsen's während der politischen Krise der Revolutionszeit: S. 501—539.

Wir enthalten uns absichtlich jedes eigenen Urtheiles über die wichtigen Enthüllungen zur neuesten deutschen Geschichte, die hier geboten werden. Statt dessen sei es uns gestattet, auf eine bereits im Vorwort zum ersten Bande gemachte Bemerkung zurückzukommen. Auch diese zweite Periode von Bunsen's Leben schließt mit einer Niederlage, schließt mit dem Scheitern aller nationalen Hoffnungen, mit dem Siege der „olmützer Partei". Aber bei allem Schmerz über die damaligen Täuschungen und Enttäuschungen wird doch die große Zukunft Deutschlands durch nichts so klar als durch den Einblick in die selbstlose Vaterlandsliebe und das unerschütterliche Gottvertrauen der Männer, die damals die Hand an das Werk der Einigung gelegt hatten, das seitdem ins Leben zu treten begonnen hat. Und zugleich darf auch der Ueberzeugung wol Ausdruck verliehen werden, daß der deutsche Staatsmann, welcher der Mittelpunkt dieser Blätter ist, nun seine bisher verborgen gebliebene Wirksamkeit ins Tageslicht tritt, von der Generation, die das begonnene Werk vollends durchzuführen bestimmt ist, als einer ihrer edelsten Führer begrüßt werden dürfte.

Wie viel heute noch, besonders in den inneren Fragen, und zumal auf dem Gebiete der Kirche und Schule, aus Bunsen's hier mitgetheilten Denkschriften zu lernen ist, darüber wird jeder Sachkundige mit uns übereinstimmen. Den klaren Blick Bunsen's für das, was wirklich noththat und noththut, kann Niemand bezweifeln, der auch nur seine Briefe aus 1841, aus 1844, aus 1847, sowie seine Vorschläge in der Verfassungsfrage und über den Schwanenorden vergleicht. Seine Denkschriften aus den Jahren 1848 und 1849 aber werden sicherlich zu dem Bedeutendsten zu rechnen sein, das damals gedacht und geplant wurde.

Wol haben auch manche von Bunsen's eigenen Hoffnungen ihn getäuscht, wol hat die Ausführung mancher seiner Lieblingsideen den Erwartungen, die er dabei gehegt, nicht entsprochen. Wer kann heute seine

Schilderungen vom baseler Missionsfest und seine Darstellung über die Gründung des jerusalemer Bisthums ohne dieses Gefühl lesen! Gerade hier aber dürfte zugleich der Contrast besonders hervortreten zwischen einer wahren und lauteren Frömmigkeit, und der „Heuchelei und Scheinheiligkeit", die ihr Erbe antrat, um dem gesammten gesunden Theile unseres Volkes bis auf späte Geschlechter zum sittlichen Abscheu zu werden.

Es war das traurige Geschick König Friedrich Wilhelm's IV., daß die Stimme treuer Warner verhallte unter den mittelalterlich-phantastischen Träumereien, die sich zwischen das edle Herz des Monarchen und die Bedürfnisse der Gegenwart stellten. So ist es gekommen, daß das geschichtliche Urtheil über die Jahre 1840 bis 1848 und 1850 bis 1858 ein so strenges geworden ist. Auch die Freunde des Monarchen sind — es wäre Thorheit, dies leugnen zu wollen — auf Grund der dunklen Erinnerung, welche auf dieser Zeit lastet, häufig schief beurtheilt, scharf verurtheilt worden. Dennoch aber glauben wir über nichts sicherer sein zu können als darüber, daß der unbefangene Leser dieses Buches ein anderes Urtheil fällen wird, nicht nur über die hier den Mittelpunkt bildende Persönlichkeit, sondern auch über die Zeit, der sie handelnd angehört hat. Derselbe Eindruck dürfte durch eine demnächst zu erwartende weitere Veröffentlichung noch verstärkt werden: die des Briefwechsels zwischen Bunsen und Alexander von Humboldt. Auch der persönliche Charakter des vom Unglück verfolgten Monarchen dürfte dadurch in ein viel helleres Licht treten, als das dem Unglück gewöhnlich gewährte, und die Zeit Humboldt's und Bunsen's wird der Folgezeit immer eine mannichfach gesegnete sein. Vor Allem aber dürfte beim Rückblick auf die Krisis von 1848—1849 die Empfindung sich als eine nachhaltige bewähren: es war diese Periode ein nothwendiger Durchgangspunkt für unsere Nation; ohne die Erfahrungen von damals würde der Beginn einer wahren deutschen Geschichte, den das Jahr 1866 nun einmal doch felsenfest sichergestellt hat, noch lange in das Reich der Träume gehört haben.

Endlich sei noch erwähnt, daß der dritte Band, welcher den Schluß von Bunsen's diplomatischer Wirksamkeit sowie seine Thätigkeit in Deutschland bis zu seinem Lebensende umfaßt und das Werk abschließt, möglichst rasch diesem zweiten nachfolgen wird.

Heidelberg, am Jahrestage der Schlacht
bei Belle-Alliance, 18. Juni 1869.

Friedrich Nippold.

Inhaltsverzeichniß.

Erster Abschnitt.

Erster Aufenthalt in England (1838—1839).

Seite

München und Frankfurt. — Studien in Deutschland. — Empfang in England. — Sir Benjamin Hall. Philipp Pusey. Archidiakonus Hare. — Lepsius in England. — Erster Besuch bei Arnold. — Erklärung der Propheten. — Besuch in Wales. Feier des Cymreiggyddion. — Aegyptische Studien. — Rundreise im westlichen England. Dr. Prichard. Sir Thomas Acland. — Gladstone's Buch über Kirche und Staat. Der Herzog von Lucca. — Weihnachtsfest in Llanover. — Besuche in Pusey, Oxford und London. — Parlamentssitzungen und Gesellschaften. — Verkehr mit Gladstone und Ashley. — Artikel in englischen Blättern über die kölnische Frage und den Zollverein. — Elisabeth Fry. — Abhandlung über das Ehescheidungsgesetz. — Vorträge über die Pyramiden, über Niebuhr und für die Bibelgesellschaft. — Stellung in und zu der englischen Gesellschaft. — Besuch in Cambridge. — Predigten von Maurice. — Aufführung von Händel's „Messias". — Besuch bei Lady Raffles in Highwood. — Promotion in Oxford. — Ausflug nach Claydon. — Nochmaliger Besuch bei Arnold. — Bunsen's Ernennung zum Gesandten in der Schweiz. — Rede bei dem Jahresfest des Landwirthschaftlichen Vereines. — Briefwechsel mit Bischof Stanley und Mr. Hills. — Tagebuch über den Aufenthalt in England 1

Zweiter Abschnitt.

Schweizer Leben (1839—1841).

Der Hubel bei Bern. — Reise durch Frankreich. — Schweizer Freunde. — Bunsen's Schrift über die Bestrebungen von Mrs. Fry. Correspondenz mit auswärtigen Freunden. — Empfang durch den Bundesrath. Schweizerische Politik. — Wissenschaftlicher Briefwechsel mit Arnold. — Tod Friedrich Wilhelm's III. — Bunsen's Stellung zu Friedrich Wilhelm IV. — Bunsen und Stahl. — Besuch auf dem baseler Missionsfest und in der beuggener Rettungsanstalt. — Preisschrift für das Cymreiggyddion. — Anfänge Friedrich Wilhelm's IV. — Ausflüge in der Schweiz. — Briefwechsel mit dem Kronprinzen über Kirche und Schule. — Sendung des Grafen Brühl nach Rom. — Berufung von Schelling, Stahl, Cornelius und Mendelssohn nach Berlin. Wiederanstellung von Arndt in

Seite

Bonn. Allgemeine Begeisterung über die ersten Handlungen Friedrich Wilhelm's IV. — Verhandlungen über die Lage Palästinas. — Evangelische Gesellschaft in Frankreich. — Briefwechsel mit Bluntschli . . . 91

Dritter Abschnitt.

Gründung des englisch-preußischen Bisthums (1841).

Abreise aus der Schweiz. — Freundesbesuche in Basel, Strasburg, Mannheim, Frankfurt, Eisenach, Naumburg. — Audienz in Berlin. — Absicht des Königs bei der Gründung des Bisthums Jerusalem; Freunde und Gegner derselben. — Ankunft in London. — Königin Adelaide. Lord Palmerston. Mrs. Fry. — Bunsen's Mémoire an den König. — Der Geograph Ritter. — Newman's Verhandlungen mit dem antwerpener Pastor Spörlein. — Tod von Mrs. Denison. — Bunsen's Abneigung gegen das diplomatische Leben. — Besuch in Dunchurch und Bunsen's Stellung zur englischen Kirche. — Brief von Peel über die Rheinfrage. — Ernennung des Bischofs Alexander. — Feier des 15. October. — Syrische Liturgie. — Schluß der Verhandlungen. — Lord Ashley. Lord Aberdeen. — Bunsen's Ernennung zum Gesandten in England. — Besuch in Windsor. — Pathenschaft des Königs von Preußen beim Prinzen von Wales. — Bunsen's Aufzeichnungen über seine eigene Idee, die Absichten des Königs und die vor seiner Sendung nach London geführten Verhandlungen. — Denkschriften über die in London einzunehmende Stellung. Schrift über das Bisthum 158

Vierter Abschnitt.

Bunsen als preußischer Gesandter in England (1841—1844).

Bunsen's Wiedervereinigung mit seiner Familie. — Wohnung in Carlton Terrace. — Besuch des Königs von Preußen in England. — Ball in Windsor. — Luncheon im Gesandtschaftshause. — Festlichkeiten der englischen Aristokratie zu Ehren des Königs. — Eröffnung des Parlaments. — Aufführung von Kirchenmusik. — Attentat auf die Königin. — Cambridge. — Tod Thomas Arnold's. — Florence Nightingale. — Dramatische Aufführungen. — Neue Ausgabe des Gesang- und Gebetbuches. — Aegyptologische Arbeiten. — Landsitz in Herstmonceaux. — Abreise von Lepsius. — Besuche in Norwich und Drayton Manor. — Bunsen und Peel. — Briefwechsel des Jahres 1843. — Schrift über das Bisthum Jerusalem. — Reise nach Berlin im Jahre 1844. — Reisebriefe vom Rhein. — Das deutsche Hospital in London. — Empfang beim König. — Audienz beim Prinzen von Preußen. — Die preußische Verfassungsfrage. — Stimmung in der Bevölkerung. — Die „Oresteia". — Besuch des Kaisers von Rußland in Preußen und England. — Politische und literarische Arbeiten in Berlin. — Rückkehr nach London. — Rundreise durch England mit dem Prinzen von Preußen. — Puseyismus. — Beginn des Verkehres mit Max Müller. — Gedicht auf Niebuhr. — Denkschriften über Einführung einer ständischen Verfassung in Preußen, über den Adel, über den projectirten Schwanenorden und über den Zustand Großbritanniens 208

Fünfter Abschnitt.

Drei Jahre der Ruhe vor dem Sturme (1845—1847).

Seite

„Die Kirche der Zukunft." — Besuch der Königin Victoria in Deutschland. — Feste in Köln, Brühl und Stolzenfels. — Bunsen's Besuch in Corbach. — Tod von Mrs. Fry. — Die Oregon-Verwickelung. — Die Brüder Gurney. — Die Ignatianischen Briefe. — Die Taylor'sche Professur. — Evangelische Allianz. — Die Krakauer Frage. — Besuch der Prinzessin von Preußen in England. — Cashiobury. — Windsor. — Trentham. — Die preußische Verfassungsfrage. — Felix Mendelssohn in London. — Sprachwissenschaftliche Studien. — Cambridge. — Besuch in Osborne House. Prinz Waldemar. Sonderbund. Neuenburg. Audienz bei der Königin. — Palmerston als Steuermann. — Woburn Abtei. — Althorp. — Lady Luise Stuart. — Die neapolitanische Revolution. — Mittheilungen über die preußische Verfassungsfrage, den Entwurf eines Bundes-Preßgesetzes, die politische Stellung Englands und Preußens, die deutsch-katholische Bewegung und den Irvingianismus 311

Sechster Abschnitt.

Die Revolutionsjahre (1848—1849).

Die pariser Februarrevolution. — Baron Stockmar in Frankfurt. — Die berliner Märzrevolution. — Ankunft des Prinzen von Preußen in London. — Totteridge. — Brief an Mr. Reeve über die deutsche Einheit. — Jenny Lind. — Bunsen's Ausflug nach Deutschland im August 1848. — Die Sachlage in Berlin. — Rückkehr nach England. — Die letzten Monate des Jahres 1848. — Neue Berufung nach Berlin und Frankfurt im Januar 1849. — Tagebuch über die beiden Reisen nach Berlin mit Auszügen aus Bunsen's gleichzeitigem politischen Briefwechsel . . . 407

Anhang.

Auszüge aus Bunsen's Denkschriften in den Jahren 1848—1849.

I. Aus der Denkschrift über die deutsche Bundesverfassung, vom 21. März 1848 501

II. Aus Bunsen's erstem Sendschreiben an das Deutsche Parlament, vom 7. Mai 1848: Die deutsche Bundesverfassung und ihr eigenthümliches Verhältniß zu den Verfassungen Englands und der Vereinigten Staaten. Zur Prüfung des Entwurfes der Siebenzehn 505

III. Aus Bunsen's zweitem Sendschreiben an das Deutsche Parlament, vom 5. September 1848: Vorschlag für die unverzügliche Bildung einer vollständigen Reichsverfassung während der Verweserschaft, zur Hebung der inneren Anstände und zur kräftigen Darstellung des Einen Deutschlands dem Auslande gegenüber 510

IV. Aus der Denkschrift vom 24. December 1848: Grundlinien einer staatsrechtlichen Untersuchung über das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland, und die dringende Nothwendigkeit, dasselbe vor allem Anderen festzustellen 514

Seite

V. Aus der Denkschrift vom 26. December 1848: Ueber die dringende Nothwendigkeit, daß die deutschen Fürsten sich über die Vereinbarung der Reichsverfassung miteinander und mit der frankfurter Versammlung verständigen, und wie das bewerkstelligt werden könne . 518

VI. Politische Kritik des preußischen Vorschlags vom 4. Januar 1849 . . 519

VII. Denkschrift über den österreichischen Vorschlag vom Januar 1849 . . 521

VIII. Gutachten über die nöthigen Abänderungen des Entwurfes der Deutschen Reichsverfassung vom politischen Standpunkte 525

IX. Grundlinien eines Bundesverhältnisses zwischen dem Deutschen Reiche und Oesterreich 536

Erster Abschnitt.

Erster Aufenthalt in England.

(1838 — 1839.)

München und Frankfurt. — Studien in Deutschland. — Empfang in England. — Sir Benjamin Hall. Philipp Pusey. Archidiakonus Hare. — Lepsius in England. — Erster Besuch bei Arnold. — Erklärung der Propheten. — Besuch in Wales. Feier des Cymreiggyddion. — Aegyptische Studien. — Rundreise im westlichen England. Dr. Prichard. Sir Thomas Acland. — Gladstone's Buch über Kirche und Staat. Der Herzog von Lucca. — Weihnachtsfest in Llanover. — Besuche in Pusey, Oxford und London. — Parlamentssitzungen und Gesellschaften. — Verkehr mit Gladstone und Ashley. — Artikel in englischen Blättern über die kölnische Frage und den Zollverein. — Elisabeth Fry. — Abhandlung über das Ehescheidungsgesetz. — Vorträge über die Pyramiden, über Niebuhr und für die Bibelgesellschaft. — Stellung in und zu der englischen Gesellschaft. — Besuch in Cambridge. — Predigten von Maurice. — Aufführung von Händel's „Messias". — Besuch bei Lady Raffles in Highwood. — Promotion in Oxford. — Ausflug nach Claydon. — Nochmaliger Besuch bei Arnold. — Bunsen's Ernennung zum Gesandten in der Schweiz. — Rede bei dem Jahresfest des Landwirthschaftlichen Vereins. — Briefwechsel mit Bischof Stanley und Mr. Hills. — Tagebuch über den Aufenthalt in England.

Am 11. Mai 1838 war Bunsen auf dem Rückwege aus Italien in München angekommen. Dort erwartete ihn nicht blos körperliche Ruhe und geistige Erholung, sondern auch mannichfacher Genuß. Für seine Familie war dies die erste Einführung in deutsches Leben, und wohl darauf berechnet, den günstigsten Eindruck von Verhältnissen zu geben, die so verschieden waren von Allem, was sie bisher kennen gelernt hatte. Der Adel der Gedanken und Gefühle in der hochgebildeten Gesellschaft, mit welcher sie bekannt wurde, verband si[ch] mit großer Einfachheit der Gewohnheiten, und es war in hohem Gra[de] erfreulich, einen geistreichen Kreis zu finden, in dem auf Geprän[ge] und äußeren Schein so wenig Werth gelegt wurde.

Ueber dieses münchener Leben im Allgemeinen*) berichtet der folgende Brief Bunsen's an Kestner, während der nach diesem mitgetheilte, kurz vor der Abreise geschriebene (englische) Brief an Arnold seinen eigenen Studienkreis vorführt:

München, 11. Juni 1838.

(An Kestner.) Geliebter Freund! Ich bin wirklich also noch in München und werde bis zum 12.—15. Juli hier bleiben. So geht's mit menschlichen Plänen. Aber wie ich mich freue hier zu sein, das solltest Du wissen. Zuerst war es meine Freude, hier meine halbfertigen Arbeiten aller Art abschließen zu können. Dann aber gerieth ich über Schelling's Hefte und ward so von den riesenhaften Gedanken ergriffen, daß ich mich entschloß, die Gelegenheit bei der Haarlocke zu fassen und die Sache hier zu ergründen, soviel ich vermöchte. Dies bildet die Hauptaufgabe meines hiesigen Lebens, und das Fortschreiten auf diesem Wege erfüllt mich mit unendlicher Freude. Es treten zwar viele Zweifel und Ansichtsverschiedenheiten hervor, über die ich mit Schelling spreche, aber sie sind unabhängig von dem großen Grundgedanken dieses bewunderungswürdigen Werkes. Die Aegypter haben die äußeren Anknüpfungspunkte gegeben, der innere lag in einem Bedürfniß, das sich die letzten Jahre immer stärker meldete. Nebenbei wird manches Andere fertig, manches sproßt auf. Ich fühle die Unmöglichkeit, mich wieder davon zu trennen.... Meine Freunde in England sind sehr ungeduldig; die Universität Oxford will mir die Ehre anthun, mich gleich bei der Ankunft zum Doctor of laws zu ernennen, wie 1814 den alten Blücher, und in London hatte ich drei Einladungen, abzusteigen und zu leben, eine von einem Sir F. Ord, den ich gar nicht persönlich kenne. Arnold hat seine „Römische Geschichte" mir mit allem Erguß eines Freundes und aller Offenheit eines Engländers zugeeignet, wie man mir schreibt. Pusey will, ich soll bei ihm wohnen und nachher mit

*) Wenn auch von eigenen Briefen Bunsen's aus der münchener Zeit keine weiteren vorliegen, so war doch seine Correspondenz in dieser Zeit reger wie je. Nebeneinander her gehen zahlreiche Briefe von Staatsmännern: Usedom, Baron Bülow, Reumont in Rom, Prokesch-Osten in Athen; von Gelehrten und Künstlern: Lepsius, Gerhard, Mendelssohn, Schelling, Zumpt, Kiepert, Hermann, Ritschl, Franz, Boeckh, Baader, Nobbe; von alten und neuen Freunden: Abeken, Schmieder, Kestner, Urlichs, Röstell, Schnorr, Karl Meyer, Reinhard Bunsen, Becker, Pertz, Hey, Bethmann-Hollweg. Die verschiedensten literarischen oder religiösen Interessen finden sich besprochen in Briefen von Hauff, Reinthaler, Gelzer, Perthes. Und nicht minder bunt ist die Verschiedenheit der Nationalitäten in italienischen Briefen von Mai, Marini und Anderen, in französischen von Letronne und Valette, in englischen von Carlyle, Hills, Clifford, Arnold, Hare und Anderen, in holländischen von Tydeman, Janssen und Leemans in Leyden.

ihm nach Pusey gehen. Arbeiten würde ich in Oxford, sobald ich Doctor wäre, und so wird es sich denn unter jener Voraussetzung sehr freundlich gestalten. Allein wer kennt die Zukunft! ...

München, 1. August 1838.

(An Arnold.) Ich sende diese eiligen Zeilen, mein theuerster Freund, unmittelbar am Vorabend unserer Abreise von hier, weil ich nicht länger zögern kann, Ihnen meine Dankbarkeit auszudrücken für den bewunderungswürdigen ersten Band Ihrer römischen Geschichte, welchen ich hier zu Gesicht bekam, und für die gütige, wenn auch allzu schmeichelhafte Weise, in welcher Ihre Freundschaft Sie veranlaßt hat, meinen Namen damit zu verbinden. Aber lassen Sie mich jetzt von dem Werke selbst sprechen, oder vielmehr Ihnen sagen, über welchen Text ich zu sprechen wünsche, wenn wir zusammenkommen. Ihr Plan ist ausgezeichnet, Ihr Stil des Gegenstandes würdig, Ihre Forschung und Ihr Urtheil dem Ihrer großen Vorgänger und Muster, Niebuhr und Thucydides, ebenbürtig. Es ist das nicht blos meine Meinung, sondern die Aller, welche das Buch hier gesehen haben, besonders auch die des Präsidenten der königlichen Akademie, Roth, der Niebuhr's Freund war und selbst Historiker und Staatsmann ist. Es würde jedoch unredlich sein, Ihnen meine Empfindung und die Schelling's und aller meiner Freunde vorzuenthalten über die Stelle in Ihrer Vorrede, die sich auf die Kirche bezieht. Wir denken Alle, daß die Geschichte gerade die Kehrseite von dem zeigt, was Sie auszudrücken scheinen, und daß eine Tendenz, die Kirche der bürgerlichen Regierung unterzuordnen (was Sie für die Verwirklichung der gnädigen Absichten Gottes zu halten scheinen), der Weg zum Tod und Begräbniß der Kirche Christi wäre, und das Gegentheil der göttlichen Fügungen, denen gemäß die Kirche das Correctiv für die unvermeidliche Verderbniß der bürgerlichen Regierung sein soll, dessen die heidnische Welt bedurfte. Wir glauben außerdem, daß eine solche Tendenz für die bürgerliche Gesellschaft selbst zerstörend wirken würde, da die Tyrannei der meisten Regierungen über die Kirche von allen Tyranneien die verkehrteste und verderblichste ist. Endlich scheint uns die Bemerkung, wie sie da steht, im Widerspruch mit der allgemeinen Anschauung, welche Sie über die Bestimmung und die Freiheiten der Menschen aussprechen; und aus alledem müssen wir den Schluß ziehen, daß wir Sie nicht verstehen. Sie wissen, wie schwer dieser Gegenstand eine Zeit lang auf meinem Herzen gelastet hat. Und wenn ich aus keinem anderen Grunde nach England gekommen wäre, so hätte ich Sie jedenfalls sehen müssen, um einen vollen und freien Gedankenaustausch über diesen Gegenstand mit Ihnen zu haben. Da dies, so Gott will, bald stattfinden wird, so sage ich nichts mehr, als daß ich natürlich mit Ihnen darin übereinstimme, daß die Kirche alle Diejenigen

bezeichnet, welche an Christum als den Sohn Gottes glauben, Laien sowol als Geistliche, auf einer so breiten Grundlage wie möglich, im Einklang mit den nationalen Abtheilungen.

Wir reisen morgen ab und hoffen am 15. oder 17. in London zu sein, und dort vermuthlich in dem Hause von Sir Benjamin Hall für den Rest des Augustmonats zu bleiben; ich muß das Britische Museum, Westminster, die Docks und Mr. Wilkinson, den Aegyptologen, sehen. Ich habe Julius Hare gebeten, mich in der Stadt aufzusuchen. September und October gehören Llanover und Mrs. Waddington.

Ich habe hier den wirklich staunenswerthen Aufschwung des menschlichen Genius, das System Schelling's, nach zwei seiner Vorlesungen, der „Philosophie der Mythologie" und der „Philosophie der Offenbarung", studirt, welche zusammen alle Fragen und Probleme, nicht der Menschen, aber des Werkes Gottes im Menschen, einschließen.

Mein ägyptisches Werk hat eine ausgedehntere Gestalt in Beziehung auf den darin behandelten Gegenstand gewonnen; sein Titel soll sein „Ein Beitrag zur Geschichte des Menschengeschlechts in seinen Anfängen", zwei Bände. Ich habe mich entschlossen, alle speciellen Untersuchungen und alle eigentliche Gelehrsamkeit auszuschließen, die zum Beweis der vorliegenden Frage nicht durchaus nothwendig ist. Das Resultat ist überraschend, aber, wie ich glaube, sicher, nämlich eine Chronologie in einem geschichtlichen Zeitalter seit 3570 vor Christo, und gleichzeitige verständliche und wichtige Monumente von 3200 an, mit wenigen Unterbrechungen. Ich habe das Resultat mit der babylonischen, medischen und der heiligen Geschichte verbunden. Ich werde sehr vorsichtig sein, von meinen Untersuchungen in Ihrem Lande zu sprechen, um nicht als ein Ungläubiger zu erscheinen; wenn das Buch fertig ist, wird man einsehen, daß ich es nicht bin, und daß mein System der Begründung nicht entbehrt.*)

---

*) Alle diese einzelnen Arbeiten, von denen der Brief an Arnold berichtet, waren Theile des schon früher aufgestellten und jetzt wieder aufgenommenen umfassenden Planes über eine „Philosophie der Geschichte der Menschheit" oder „die Gesetze der Entwickelung des Göttlichen im Menschlichen". Im Anschluß an Bemerkungen aus Rom vom 4. März 1838 gibt das Tagebuch vom 18. Juni 1838 eine eingehende Uebersicht, die ein dreifaches Ziel aufstellt: 1) ein Leben Jesu, 2) eine Darlegung der leitenden Principien der Geschichte der Menschheit, 3) eine Darlegung der Principien der Herstellung der Kirche. Als Vorarbeiten für diesen dreifachen Plan ergeben sich 1) Untersuchungen über die Entstehung der Evangelien, 2) Aegyptiaca, 3) Kirchen- und Hausbuch. Alle hierin einschlägigen Fragen werden genau erörtert und ein fester Zeitplan wird für die Ausführung des Einzelnen gemacht. Gleich am 19. Juni wird dann der Entwurf eines Lebens Jesu in zehn Abschnitten entworfen, und daran schließen sich Uebersichten über die liturgischen und die ägyptologischen Studien. Ein näheres Eingehen darauf ist nicht erforderlich,

Ich kann kaum den Sturm meiner Gefühle bemeistern, wenn ich daran denke, daß ich wirklich auf dem geraden Wege nach meinem Ithaka bin, meinem Inselvaterlande, dem Bollwerke der Religion und der bürgerlichen Freiheit.

Auf dem Wege von München nach England erhielt Bunsen in Frankfurt a. M. — wo ihm seitens seiner alten Freunde Radowitz und Sydow eine freundliche Aufnahme zutheil wurde — den Auftrag von Berlin, eine zweite Staatsschrift über die späteren Unterhandlungen zu schreiben. That ihm dies auch einigermaßen als eine Genugthuung wohl, so bemerkt er doch mit Recht in seinen Aufzeichnungen*), daß es der letzte von ihm in dieser Sache begangene Fehler war, einen solchen Auftrag zu übernehmen, ohne die Acten zur Hand zu haben, und ohne Aussicht, daß seine Denkschrift dem Publikum zu Gesicht kommen würde.

Dieselbe bereits früher so vielfach erwähnte Aufzeichnung gibt endlich noch einige Mittheilungen über Bunsen's Thätigkeit von seiner Ankunft in London (an seinem Geburtstage, 25. August 1838) bis zur Abreise aus England (30. October 1839):

In England angelangt, fand er gänzliche Unwissenheit über die Lage der Sache (er hatte damals zu lernen, was er nachher so häufig zu beobachten Gelegenheit fand, daß der öffentliche Geist Englands, der sich mit so unermeßlich vielen öffentlichen und persönlichen Interessen beschäftigt, welche mit nationalen Angelegenheiten zusammenhängen, gewöhnlich wenig Zeit übrig hat, um von fremden Begebenheiten Notiz zu nehmen, die nicht ganz augenscheinlich auch für England eine Bedeutung haben). Die gegen Preußen am günstigsten Gesinnten hatten sich über die Streitfrage mit Rom keine klare Ansicht gebildet, unter den Anhängern O'Connell's herrschte ebenso wie bei den Diplomaten der katholischen Höfe rege Feindschaft gegen Preußen. Persönlich kam ihm das ermuthigendste Vertrauen entgegen, bei der entschieden protestantischen Partei christlicher Eifer und

---

da die einzelnen Ideen später im „Hippolytus", in „Gott in der Geschichte" und in „Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte" durchgeführt sind; hier kommt es auch nur darauf an, Bunsen's geistige Beschäftigung nach dem Weggang von Rom zu charakterisiren. Außer diesen geschichtlichen Studien enthält übrigens das Tagebuch aus dieser Zeit noch vielfache Bemerkungen über die Ehescheidungsgesetze, im Anschluß an Aufzeichnungen aus Berlin 1837 über dieselbe Frage, sowie Notizen über die damalige Bedrückung der bairischen Protestanten, unter anderem in Ingolstadt und Aschaffenburg, und die bairische Kirchenverfassung im Allgemeinen.

*) Vgl. Gelzer's Monatsblätter 1861, September, S. 182—183.

große Liebe. Bald darauf brach offener Krieg gegen Preußen los in den Blättern nicht allein der katholischen Partei, sondern selbst im ministeriellen „Globe". Im Einverständniß mit dem königlichen Gesandten, Herrn von Bülow, dessen Vertrauen ihn unwandelbar begleitete, bekämpfte er die Feinde, theils in „Times" und „Standard," theils in „Quarterly Review" und „Foreign Quarterly Review". Die beiden letzten Aufsätze waren meisterhaft von edlen Freunden der guten Sache geschrieben; er selbst lieferte die Actenstücke.

Einige Tage nach ihrer Ankunft in London blieb die Familie noch in dem gastfreien Hause ihres Schwagers, Sir Benjamin Hall, und erfreute sich des warmen Empfanges vieler Freunde, die sie früher in Rom getroffen und schätzen gelernt hatte. Eine besondere Freude war es für sie, unter diesen Mr. und Mrs. Hamilton wiederzufinden, mit denen ein köstlicher Nachmittag in einer Villa verbracht wurde, die sie damals in Chelsea bewohnten, und die seitdem in die Marcusschule umgewandelt worden ist; die Schönheit eines englischen Gartens mit seiner Ueberfülle von Blumen wurde hier noch durch den Reiz der Neuheit vermehrt. Mit Hensel, dem auch von Rom her befreundeten deutschen Maler, sahen sie die Rafael'schen Cartons in Hampton Court, mit anderen Freunden das Britische Museum; ebenso genossen sie die Erneuerung des Verkehrs mit Mr. Philipp Pusey und Archidiakonus Hare. Am 4. September sah Bunsen Frau und Kinder abreisen, um sich in die für sie eingerichtete Häuslichkeit bei Mrs. Waddington in Llanover in der Grafschaft Monmouth zu begeben; er beabsichtigte, ihnen bald zu folgen, nach einigen weiteren Besuchen an dem Ort, der die meiste Anziehungskraft für ihn hatte, dem Britischen Museum.

Wie und weshalb dieser Plan verändert wurde, erzählen folgende Briefe an seine Frau:

London, 6. September.

Es ist unnöthig zu sagen, wie meine Gedanken Dich begleitet haben, und wie dankbar ich für die schöne Nacht und den schönen Morgen war, welche Deine Reise begünstigten. Ich versuchte den gestrigen Tag so gut ohne Dich nutzbar zu machen, wie ich konnte: vom Britischen Museum ging ich zur Münze, mit Mr. W. Hamilton, und von dort zum Club. Ich muß gestehen, daß ich ein starkes Hüftweh habe; trotz des Zugpflasters war der Schmerz so heftig, daß ich in der letzten Nacht kaum einigen Schlaf hatte. Ich habe gerade dem gütigen Mr. Elphinstone geschrieben, um ihm zu sagen, wie leid es mir thut, daß ich nicht im Stande bin,

morgen zu seinem Diner zu kommen. Meine erzwungene Muße ist jedoch keine unthätige; ich verschlinge die Zeitschriften, von denen ich schon vier beendigt habe, während mich noch vier andere erwarten. Ich erhielt gestern eine höchst gütige und gnädige Antwort vom Könige auf meinen Glückwunsch zu seinem Geburtstage, worin er mir für diesen neuen Beweis von Zuneigung an seine Person dankt. Auf der Gesandtschaft kamen Briefe für Lepsius an; ich erwarte ihn daher mit dem Dampfboot am Sonntag. Mr. Robert Wilberforce ist hier gewesen; Lord Ashley kommt zu mir. Daß so viele Freunde an mich gedacht, war unerwartet in der todten und leeren Saison in London.

Sonntag, 9. September. Ich bin noch so leidend, daß ich heute nicht bei Lord Ashley zu Mittag essen kann; ich wollte mich nicht der Gefahr aussetzen, monatelang in London durch einen Rückfall eingesperrt zu werden, wie es in Neapel dem Mr. Elphinstone passirte, der mich täglich in meinen Schmerzen besuchen kommt. Ich war diesen Morgen wohler, bevor noch Dein Brief kam, um mir ein neues Lebensgefühl zu geben. Ich sehe Dich in Gedanken über die Anlagen und Felder spazieren, wo Du Dich, während Du die Träume der Kindheit träumtest, ergingst, oder Deine Bücher von Rom für Dich und Deine Kinder ordnen, in den Räumen, welche Du vor 22 Jahren verließest, und dann zu dem Zimmer der theueren Mama gehen, um Dich durch ihren Anblick zu erquicken und sie durch den Deinigen. . . . Ich habe endlich einen Brief von Lepsius erhalten, der in Leyden verweilt, wo Professor Leemans darauf bestand, daß er Gast in seinem Hause sein müsse. Lepsius ist nun damit beschäftigt, das Museum in seine Mappe zu übertragen. Er schreibt voll Geist und Zuneigung, und will mit dem Sonntagsschiff kommen, um mich aufzusuchen, wo ich auch sein mag, und mir seine Beute vorzulegen; dann im October das Britische Museum anzugreifen, und früh im November nach Rom zurückzukehren. Was meine Pläne betrifft, so habe ich gar keine; ich weiß noch nicht, wann ich es ohne Gefahr unternehmen kann zu reisen, und langes Sitzen vertrage ich am wenigsten; außerdem kann ich London nicht verlassen, bevor ich meinen Aufsatz fertig habe.

Nun muß ich Dir von meinem einsamen Sonntag erzählen. Ich war zuletzt im Stande, selber im Cabinet nachzusuchen, und fand das Gesangbuch, welches ich Dich mitgenommen zu haben beschuldigt hatte, wofür ich amende honorable leiste. Ich ging die Gottesdienstordnung des Tages durch und setzte mich dann hin, um Hiob zu studiren, und zu sehen, ob ich den Zusammenhang besser wie früher verstehen könne. Wie wunderbar ist die ganze Construction dieses Gedichtes (denn als ein solches betrachte ich es)! Es behandelt das große Problem der Theodicee oder der Rechtfertigung der Wege Gottes für den nachdenkenden Geist; und hierin hat

das Buch Koheleth eine große Verwandtschaft damit. Das Resultat in diesem letzteren Werke (gewiß später als das Exil) ist so unbefriedigend, daß selbst viele Juden dagegen als gegen etwas Gefährliches protestirt haben. Es scheint bedeuten zu sollen: „Blicke unparteiisch auf das Geschick der Menschen und auf die Natur — siehe überall Kampf, Tod und Elend — und gestehe, daß kein Nachdenken die Wirklichkeit der Dinge mit der Annahme eines gnädigen Gottes vereinigen kann. Gibt es in der That ein anderes Leben, mit Bewußtsein und Glück, zusammenhängend mit den guten oder bösen Thaten dieses Lebens, seinen Verdiensten und seinen Verschuldungen, seinen Genüssen und seinen Leiden? Wer ist je durch die Dunkelheit des Grabes gedrungen? Stehe ab, Du Sterblicher, von der Untersuchung! Es gibt nichts Gewisses in dieser Welt, als daß das Gesetz des Herrn Gehorsam fordert und daß nur von solchem Gehorsam Gutes erwartet werden kann." Auch im Hiob ist im Wesentlichen nicht mehr als dieses enthalten; aber das ganze Problem ist von einem unendlich erhabeneren Geiste aufgenommen. Hiob ist in Verzweiflung versunken durch seine unbarmherzigen Qualen und eine stete Folge von Leiden. Seine drei Freunde beabsichtigen, ihn zu trösten, wissen aber nichts Besseres zu sagen, als daß seine Leiden eine Strafe sind und sein Geschick ein verdientes. Elihu macht den richtigen Punkt ausfindig, daß Hiob dadurch gesündigt hat, daß er sich an die Stelle Gottes setzte und vergaß, daß er ein Mensch war, der das Geheimniß der Wege des Allmächtigen nicht kannte. Dies bereitet die Antwort des Allmächtigen vor, welche die Aussage Elihu's wiederholt, aber hinzufügt, daß durch die Kraft des Allmächtigen der Gottlosigkeit ein Ende gemacht werden soll. Aber wie sehr kurz ist dies angedeutet im Vergleich mit dem Gemälde der Werke Gottes in der Natur! Dies ist es, dem Hiob sich unterwirft; und durch seine Unterwerfung wird er Gott wohlgefällig. In der That war dies unter der Herrschaft des Gesetzes der einzige zuversichtliche Trost und das einzige sichere Licht, welches die Menschen in Betreff auf ihr eigenes Geschick und die Wege Gottes haben konnten. Und deshalb durchzieht eine Neigung zur Melancholie die jüdische Menschheit, wie sie auch das heitere licht- und farbenreiche Leben der hellenischen Natur durchdringt, und wie sie aus dem ganzen Leben und der Mythologie des schwermüthigen Aegyptens redet. Es konnte nicht anders sein, es gibt keine Lösung dieses großen Problems außer in dem ewigen Plan unserer Erlösung durch Christum, in der Erkenntniß und dem Bewußtsein von Gottes unaussprechlicher Liebe in ihm, von der Gewißheit, daß Er, dessen allmächtige Hand sich jedem menschlichen Herzen, auch den Gottlosen, ja selbst dem Teufel kundthut, in sich selbst Liebe ist! Hätte ich jetzt meine stummen Freunde, die Bücher, so würde ich alles studiren, was über Hiob gesagt worden ist, in der Hoffnung, etwas Neues zu finden.

Bis gegen Ende September mußte Bunsen — dessen Frau ihm unterdessen nach London nachgefolgt war — auf seine Wiederherstellung warten, in der Gesellschaft treuer Freunde, unter denen Lepsius am meisten die Tage erzwungener Unthätigkeit angenehm zu verbringen verhalf. Nachdem sodann einige der Annehmlichkeiten, wie sie London allein gewähren konnte, genossen worden waren, befand sich Bunsen endlich im Stande, eine Reise nach Rugby anzutreten, wohin die Eisenbahn gerade in derselben Woche eröffnet wurde. Dieser kurze Besuch in Rugby erwies sich als ein glänzender Punkt in Bunsen's Leben: die bereits seit dem ersten Zusammentreffen mit Dr. Arnold in Rom im Mai 1827 durch brieflichen Verkehr lebendig erhaltene Freundschaft, welche jetzt durch die Herzensgemeinschaft und die Sympathie mit dessen Frau gekräftigt und vermehrt wurde, blieb von da an mit dem Gewebe seines Lebens eng verflochten.

Unter dem Datum Rugby, 27. September 1838, finden sich von Bunsen's Hand „Grundlinien zu einer Erklärung der Weissagung nach einem folgerichtigen System" auf englisch aufgezeichnet. Sie haben ein um so größeres Interesse, weil über diese Sache vielfache Unterhaltungen zwischen Bunsen und Arnold stattfanden, und weil der Letztere nicht blos den Wunsch, sondern auch die Absicht aussprach, ein Werk zur Erläuterung derjenigen Ansichten herauszugeben, die er gemeinsam mit Bunsen über die Natur der Weissagung hegte, und die in starkem Contrast zu der noch vorherrschenden Methode der Auslegung standen. Die einzelnen Punkte der Erörterung sind in der gewöhnlichen methodischen Weise Bunsen's in Abtheilungen zerlegt, aber nicht ausgearbeitet und zum klaren Ausdruck gebracht; sie können daher blos in ihrer fragmentarischen Form wiedergegeben werden, da die Natur des Gegenstandes verbessernde Conjecturen verhindert:

I. Methode. Systematisches Auslegen in der Weise, wie sie den Gemüthern entspricht, welche noch ohne Urtheil oder Nachdenken mit religiöser Treue an dem Buchstaben hängen.

Ausleger dieser Art verfahren willkürlich mit dem Texte, indem sie einige Stellen gebrauchen und andere nicht. Durch diesen inneren Widerspruch geben sie, ohne es zu wollen, zu, daß die Weissagung entweder eine Täuschung ist, oder aus zwei getrennten Theilen bestehen muß, einem, der sterblich, örtlich und zeitlich, und einem, der göttlich, und an Raum und Zeit nicht gebunden ist.

II. Prüfung des angedeuteten falschen Systems.

Ist diese Art der Weissagung, welche obige Ausleger für die einzige

des Namens würdige halten, die der Natur Gottes angemessenste, wie er sich in und durch Christus geoffenbart hat? Ist sie nicht vielmehr befleckt durch die Beimischung des im eigentlichsten Sinne heidnischen Princips, nämlich der Macht der Natur über den Geist, oder der Nothwendigkeit über die geistige Freiheit? Ist es nicht die Tendenz dieses Systems, den Geist des von Gott begnadigten Menschen zu einem rein mechanischen Werkzeug zu machen, das nicht weiß, was es ausspricht, und ausspricht, was keinerlei Bedeutung hat, weder für ihn noch für Diejenigen, die ihn hören? Diese Ausleger wollen, wie sie sagen, die Weissagungen als göttliche aufrecht erhalten; aber sie setzen gegen ihren Willen die dämonische Magie und die Ekstase des Somnambulisten an ihre Stelle.

III. Philosophische Untersuchung über die Natur der Weissagung, gemäß den im Evangelium niedergelegten Grundsätzen.

Unterscheidung von drei verschiedenen Dingen:

1. Weissagung: Einwirkung Gottes, Inspiration, den begnadigten Geist in den Stand setzend, das Göttliche im Menschlichen zu unterscheiden, die Ewigkeit in der Zeit, die bleibende Wahrheit in den vorübergehenden Schatten, den Christus, d. h. den Mensch gewordenen Gott, in dem Erlöser des von Feinden bedrängten, erwählten Volkes Gottes, das Reich Gottes in der politischen und religiösen Einrichtung Juda's.

2. Magie: die dämonische, teuflische Besessenheit, durch dämonische Mittheilung der Naturkräfte, wie sie dem Geiste gegenüberstehen, welchen Kräften der Mensch insofern unterworfen ist, als er blos der natürliche Mensch ist, nicht der neugeborene des Geistes.

3. Somnambulismus: die individuelle psychische Besessenheit, Aufregung, Herrschaft des Nervensystems, wobei die freie Wirkung des Geistes unterdrückt und gewissermaßen in Erstarrung begraben, und wobei das natürliche Leben durch diese Erstarrung mit dem ganzen Naturprincip der Schöpfung, soweit es mit der geistigen Natur des Menschen nicht in Verbindung steht, in Berührung gebracht und demselben unterworfen wird.

IV. Die Consequenz dieser Theorie.

1. Wirkliche Weissagung muß eine menschliche und irdische Unterlage haben.

2. Sie geht nicht aus von einem exaltirten Zustande nervöser Aufregung, sondern von einer klareren Einsicht in die menschlichen Dinge, als sie dem Urtheil des Verstandes eigen ist, der sich blos auf sichtbare und fühlbare Dinge bezieht. Der Prophet schaut sowol die Vergangenheit als die Zukunft aus seiner Stellung in der Gegenwart heraus.

3. Sie gibt ihrem Wesen gemäß über äußere und zufällige Dinge, über Raum, Zeit oder Namen keine Offenbarung.

4. Aeußere Dinge können ihr zwar dienstbar gemacht werden, aber (dem Wesen der Weissagung gemäß) stets nur in ihrer Totalität betrachtet, in den Beziehungen, welche sie auf das Reich Gottes haben.

5. Was gewöhnlich eine thatsächliche Erfüllung der Weissagung genannt wird, und auf einzelne zeitliche Begebenheiten Bezug hat, ist der niedrigste Grad der Weissagung, kommt jedoch vor (z. B. die siebzigjährige Gefangenschaft, die Zerstörung Jerusalems).

6. Die zwei einzigen wirklichen Gegenstände der Weissagung sind Christus und das Reich Gottes.

7. Alle Weissagung wird nur begriffen und verstanden in dem Reich Gottes, welches das Reich des Geistes ist.

V. Eine allgemeine Uebersicht der wichtigsten Weissagungen mit besonderer Beziehung auf die Aeußerungen Christi und der Apostel, wie z. B. „Abraham freute sich, meinen Tag zu sehen"; „er öffnete ihnen die Schrift"; das Zeichen Jona; die Anspielung auf Daniel u. s. w.

VI. Die Weissagungen und Typen Christi und des Reiches Gottes in der heidnischen Welt.

Die Opfer. Die Mysterien. Sokrates, der heidnische Vorläufer, und Plato, der heidnische Apostel der Liebe.

VII. Die Weissagungen in der christlichen Welt.

1. Die Worte der Märtyrer von Polykarp bis auf Huß und Ridley. Die Worte der großen Lehrer des Evangeliums: Luther, Arndt, Jakob Böhme, Zinzendorf u. s. w. Die Predigt der Diener des Evangeliums. Das Leben besonders erleuchteter Geister in allen Verhältnissen. Der „Beweis der Kraft" in allem Diesem.

2. Die falschen Weissagungen. Das Fehlen des „Beweises der Kraft" in ihnen. Das Urtheil Gottes.

Von Rugby kehrte Bunsen mit seiner Frau und seinem ältesten Sohne nach Llanover zurück, um der Cymreiggyddion benannten wallisischen Octoberfestlichkeit beizuwohnen*), wo man sich versammelt zum Zwecke der Hebung und Erhaltung der schönen Künste der Musik und Poesie, die seit unvordenklichen Zeiten in dem Fürstenthum Wales und in der wallisischen Hälfte der Grafschaft Monmouth betrieben wurden, welche in früheren Tagen ausschließlicher wallisisch war, als sie es heute ist. Viele hervorragende wallisische Gelehrte, wohlbekannt

---

*) Eine nähere Beschreibung des Festes findet sich in dem am Schluß dieses Abschnittes mitgetheilten Tagebuch Bunsen's über den englischen Aufenthalt und ist deshalb hier weggelassen worden.

mit ihrer eigenen geliebten Sprache und den Manuscripten, welche noch als dürftige Zeugnisse des alten Genius und der alten Cultur existirten, waren bei dieser Gelegenheit gegenwärtig, angezogen durch den auf gründliche Kenntniß gestützten Eifer der Lady Hall (jetzt Lady Llanover) für die Cymri-Sache. Unter ihnen muß zuerst als Familienfreund der Vicar Price von Cwmdu in Breconshire genannt werden, unter seinen Landsleuten ganz allgemein unter seinem Bardennamen Carnhuanawr bekannt; in treuem Freundesandenken steht noch die klar-verständige Weise, in der er Bunsen und seiner Umgebung die von ihnen begehrte Kenntniß kymrischer Berichte und Ueberreste mitzutheilen wußte.

Unter dem Einfluß der Lady Hall und der Lady Charlotte Guest wurde eine Geldsammlung beschlossen, um für die beste Abhandlung über einen Gegenstand von wallisischem Interesse einen Preis auszusetzen; Bunsen und Lepsius wurden zur Stellung des Themas aufgefordert und Bunsen zum Preisrichter ernannt. Da gewisse Sagen und Dichtungen, Fabeln und Legenden in den poetischen und literarischen Ueberresten aus dem Mittelalter sowol in Wales und der Bretagne, wie bei Franzosen, Provenzalen, Italienern und Deutschen zum Vorschein kommen, schien die Frage nach ihrem wirklichen Ursprung eine Beantwortung zu verlangen und es wurde folglich ein Preis ausgeschrieben für eine innerhalb eines Jahres einzusendende Abhandlung über die Frage, wo jene Sagen ursprünglich und wo sie nur abgeleitet seien.

Während des Aufenthalts in Llanover sind die beiden folgenden Briefe Bunsen's (der erste deutsch, der zweite englisch) geschrieben:

Llanover, 8. November 1838.

(An Kestner.) Wie freue ich mich, geliebter Freund, über Koch's Pension vom Kaiser von Oesterreich; Graf Lützow verdient den Himmel dafür (wie die römische Redensart ist) und unser Aller Dank dazu..... Damit will ich anfangen, daß mir hier unsäglich wohl ist, trotzdem daß ich Tag und Nacht Sciatica-Schmerzen im Fuße habe. Die Entdeckungen im Britischen Museum, Lepsius' Gegenwart und die Lieblichkeiten Llanovers haben mich so begeistert, daß ich mein ägyptisches Werk von vorn wieder umgeschrieben habe, als rein historisches Werk; es ist das erste Buch, das ich mit der Freiheit und Freude schreibe, die zu einem Kunstwerk gehört, wenngleich nicht hinreicht..... Daß ich Euch Lepsius wieder zusende, sollt Ihr mir Dank wissen, denn alle Welt möchte ihn hier behalten. Er macht recht eigentlich „furore“, trotzdem daß er nicht englisch spricht.....

Llanover, 9. November 1838.

(An John Hills.) *) Gestern Abend sah ich, mein theuerer Freund, Ihren höchst willkommenen Brief und seine interessante und hochbefriedigende Beilage durch. Tags vorher hatte ich von der Regierung die volle Zustimmung zu meinem Plan einer zweiten Staatsschrift erhalten, den ich von London aus eingesandt hatte, und den definitiven Befehl des Königs, dieselbe im Namen seiner Regierung zu schreiben. Dieser Auftrag ist mir persönlich sehr angenehm, da er mich nicht blos in den Stand setzt, nach allem Geschehenen mit Ehren in Deutschland aufzutreten, sondern auch zu sagen, was ich für durchaus nothwendig für die gute Sache halte.

Früh im November verließ Bunsen das schwiegermütterliche Haus zu einer Rundreise bei Freunden im westlichen England, von welcher folgende Briefe an seine Frau **) Bericht geben; der erste ist aus der Wohnung des Dr. Prichard datirt, dessen Bekanntschaft Bunsen auf dem Cymreiggyddion gemacht hatte, und dessen ethnologische Werke er um so mehr genoß und bewunderte, da sie die ersten in ihrer Art waren, in einem Lande, wo die Ethnologie noch nicht unter die Zahl der der Bearbeitung würdigen Wissenschaften aufgenommen war:

Redcliffe Lodge, Bristol, November 1838.

Ich bin sicher, daß Du und unsere theuere Mama uns auf den Fittichen der herrlichen Sonnenstrahlen gefolgt seid, welche uns gestern schienen. Es war ein idealer Tag, was die Landschaft und die Verschiedenheit der uns interessirenden Gegenstände betraf. Hall wußte Alles so gütig und so geschickt für uns einzurichten, daß wir jeden Gegenstand gut sahen und doch das Schiff in Newport nicht verfehlten, obgleich wir im letzten Augenblick ankamen. Der Avon und der Bristolkanal sind wahrhaft reizend und die Lage von Clifton dicht bei Bristol ist die schönste, die ich noch bei einer englischen Stadt gesehen habe. Wir landeten, und gerade als wir unser Gepäck ordneten, stand Sir Thomas Acland plötzlich vor mir; er hatte Mr. und Mrs. Harford von Blaise-Castle gebracht, um mit mir zusammenzutreffen; er war von einem anderen Herrn mit einem höchst einnehmenden, wohlbekannten und doch unbekannten Gesichte begleitet, der englisch und deutsch meine alte Bekanntschaft reclamirte; es war

---

*) Hills war in Rom Bunsen's treuer Gehülfe bei seinen Bemühungen für die Errichtung des Hospitals auf dem Capitolinischen Hügel gewesen, und half ihm jetzt dabei, die englischen Blätter mit Materialien über die kölner Wirren zu versorgen. Anmerkung der Verfasserin.

**) Diese Briefe sind, mit Ausnahme derer, wo nichts Anderes bemerkt ist, englisch geschrieben.

Stapleton, den ich zuletzt 1812 in Göttingen sah. Die Herzlichkeit und Aufmerksamkeit von Sir Thomas wie von Stapleton that meinem Herzen wohl, da ich Beiden mit Gleichem erwidern konnte. Ich wurde dann Mr. und Mrs. Harford vorgestellt, und versprach ihnen, nach Blaise-Castle zu kommen; der gute Villemarqué wurde als mein Gesellschafter eingeladen, sowol dorthin als auch nach Killerton. Dann wurden unsere Sachen in Dr. Prichard's Wagen gepackt, und wir fuhren mit den Harfords ab; Sir Thomas Acland und Stapleton kehrten zur Schwester des Ersteren zurück, die 12 Meilen entfernt wohnte.

Dr. Prichard's Haus steht auf dem Fundamente einer alten Carmeliterabtei; auf der Binnenseite ist das Datum 1590 angebracht, auch ist ein glänzendes Gesellschaftszimmer dort, dessen Wände und Decke mit dem schönsten Schnitzwerk von Blumen und reizenden Engelfiguren bedeckt sind. Die ganze Familie war versammelt, mit Einschluß des ältesten Sohnes, der Lehrer (tutor) im Oriel-College ist; Mutter und Tochter sind sehr angenehm und nehmen theil an den Beschäftigungen und Studien des Gatten und Vaters. Nach dem Essen wurde gut gesungen und gespielt, und wir plauderten bis fast um Mitternacht.

Diesen Morgen hat Sir Thomas mir einen Expressen mit einem Briefe an den Bruder von Mr. Bankes, einem Stiftsherrn von Bristol, geschickt, welcher die einzige Persönlichkeit ist, die mir Näheres von Corfe-Castle und seinem Drachen-Herrscher mittheilen kann; ich habe daher den Brief mit einigen Zeilen an den Kanonikus geschickt, indem ich vorschlug, entweder sofort oder um 2 Uhr zu kommen.*) Um 4 Uhr werde ich nach Bath abreisen. Die Sammlung von Mr. Miles hoffe ich auf meiner Rückreise zu besichtigen.

P. S. Um 8 Uhr, während ich Kaspar's Rückkehr mit der Antwort des Kanonikus erwarte, mache ich mich wieder ans Schreiben, an Dich, meine Liebe. Wir kamen gestern durch Caerleon, den berühmten Ort, wo König Arthur Hof gehalten, am Usk. Die wallisischen Geschichtschreiber beschreiben den Ort als auf der einen Seite am Flusse, und auf der anderen neben weitausgedehnten Wiesen und Wäldern gelegen; und so liegt er noch heute, in herrlicher Gegend, im Thale. Es sind dort Ueberreste von einem Amphitheater, Wasserleitungen und anderen römischen Mauern, weshalb man es für ein castrum legionarium hält, und sicherlich müssen

*) Mittlerweile hatte ein directer Brief von Herrn Bankes Llanover erreicht, mit der verbindlichsten Einladung für Bunsen und Lepsius. Bunsen lag besonders daran, zu den unschätzbaren ägyptischen Sammlungen von Bankes Zugang für Lepsius zu erlangen, der demzufolge in Corfe-Castle nicht blos zugelassen, sondern mit herzlicher Gastfreundschaft aufgenommen wurde, während es bis dahin allen Besuchern hermetisch verschlossen gewesen war, wegen des unvollendeten Zustandes der baulichen Verbesserungen. Anmerkung der Verfasserin.

die Stationen der Römer später von den britischen Legionen eingenommen und Mittelpunkte der Civilisation und des Verkehrs unter den Briten geworden sein. Es war ein hoher Druidensitz und wurde ein Erzbisthum.

Die Bibliothek Dr. Prichard's ist vortrefflich; er hat mir einige sprachwissenschaftliche amerikanische Bücher von hohem Interesse gezeigt. Wir haben zwei Leute hier, welche auf der richtigen Fährte und beide sehr dankbar für das sind, was sie Deutschland verdanken; sie sind 90 und 93 Jahre alt. Der dritte Forscher ist Mr. Galatin, früher Staatssecretär und Gesandter in England, welcher für eine von ihm verfaßte Abhandlung über die Philosophie der amerikanischen Sprachen Materialien sammelt. Man scheint es für ausgemacht zu halten, daß sie zu dem tatarischen Stamme der asiatischen Sprachen gehören; Dr. Schott in Berlin hat aber in einem vor wenigen Monaten gedruckten Buche erwiesen, daß diese nahe verwandt mit dem Türkischen sind. So werden die Glieder der Kette nach und nach aufgefunden.

Redcliffe Lodge, November.

Mein Besuch in Blaise=Castle war herrlich; es ist eine gute Atmosphäre in diesem Hause: man athmet frei; die Gegend ist eine der schönsten, die ich kenne, und die Gemäldesammlung enthält prächtige Sachen. Mr. Harford hat eine geschmackvolle Uebersetzung des „Agamemnon" veröffentlicht, welche er mir nach der empfehlenswerthen Landessitte überreicht hat. Von der hier wirklich ausgezeichneten Art des Landlebens muß ich die Einzelheiten aufsparen, bis wir wieder zusammen sind. Jetzt muß ich Dir wieder von Dr. Prichard sprechen; Vater, Mutter und Tochter bilden ein schönes Seitenstück zu Rugby; Dr. Prichard selbst ist ein bewunderungswürdiger Mann; sein großes Werk übertrifft alle meine Erwartungen. Aber nichts ist so viel werth wie er selbst, seine edle Gemüthsstimmung, seine bewunderungswürdige Thätigkeit und die verständige Methode, nach der er seine Arbeiten eintheilt.

Ich muß schließen, da ich in diesem Billete schreibenden und zeittödtenden Lande diesen Morgen endlose Billete zu schreiben hatte.

Killerton, 18. November 1838.

Was meine Pläne angeht, so muß ich hier zuerst Tom Acland abwarten, welcher jetzt mitten in parlamentarischen Besuchen, Essen und Reden ist. Heute bin ich zu keinem Entschlusse im Stande, dank zunächst dem Recept Dr. Prichard's, und dann wegen des beiliegenden Briefes des guten und treuen Usedom. Du wirst sehen, daß die Dinge sehr drohend aussehen, sodaß von meinen drei Schöpfungen in Rom vielleicht

nicht eine übrigbleiben wird.*) Alles ist in der Hand Gottes. Ich habe die gegenwärtige Krisis längst vorhergesehen: meine Privatmeinung ist, daß der Cardinal den Bruch noch nicht beabsichtigt; aber man geht in dem Geist des Fanatismus und des Wahnwitzes weiter..... Ich werde Usedom antworten, daß ich nicht vorhabe, ein Wort nach Berlin zu schreiben, wenn man mich nicht um meine Meinung fragt. Ich habe nicht mehr Sorge über meine nächste äußere Stellung als über die Mondberge; ich weiß, daß Gottes Wille geschehen wird, ihnen Allen zum Trotz und zu meinem wirklichen Besten. Was das ist, weiß Er allein. Nur einen Punkt sehe ich, wie ich glaube, klar: mein ganzes Leben ist ohne Sinn und bleibenden Nutzen, wenn ich es an Tagesangelegenheiten verschwende, wie glänzend oder wichtig sie auch sein mögen. Meine Welt liegt in der Zukunft, für welche ich gefühlt und gedacht habe; ich habe dort Gefahren und Kriege und Spaltungen und Verwirrung gesehen, aber auch den einzigen Platz, wo man Zuflucht finden kann. Diese Wahrheiten will ich bekennen mit meinem Leben, mit meinen Schriften und Rathschlägen. Ich weiß, daß gegenwärtig Wenige in diesen Beziehungen sagen und thun können, was ich kann: dort ist mein Schatz und mein Herz. Sage mir aufrichtig und offen, meine Liebe und mein guter Engel, was Du darüber denkst und fühlst, Deine eigene unabhängige Meinung, Deines eigenen Herzens und Gewissens Wort.

Doch ich muß Dir noch etwas von meiner letzten Reise erzählen. Auf dem Wege nach Salisbury sahen wir Stonehenge, und sahen es gut. Hall zeigte die Klarheit seiner Auffassungsgabe; ich glaube, er machte alle die besten Bemerkungen. Der Salisbury-Münster ist eine schöne Kirche im reinsten gothischen Stile, aus 1200 bis 1225, ganz aus Einem Stück, nur ein wenig schwerfällig, weil der Thurm nicht aus offener Steinarbeit besteht. Hier verließ uns Hall, und der liebenswürdige Villemarqué und ich gingen nach Wells, wo ein ungeheuerer Münster ist, schwerfälliger als der von Salisbury und nicht aus Einem Stück, aber voll Pracht. Glastonbury liegt in einem reizenden Thale, die Kirche war eine der größten in England, gleich die zweite nach der alten Paulskirche. An sie stößt die Kapelle des heiligen Joseph, aus dem 12. Jahrhundert, aber in Rundbogenstil, ein schönes Werk; unter derselben liegt die Krypta mit dem alten Brunnen. Dies ist die Wiege und der Mittelpunkt aller britischen Fabeln,

*) Es war Absicht der päpstlichen Regierung gewesen, gleich am Tage nach Bunsen's Abreise sowol die Kapelle der preußischen Gesandtschaft im Palazzo Caffarelli als das Hospital auf dem Monte Caprino zu schließen.

Anmerkung der Verfasserin.

Die näheren Data berichtet ein Brief Usedom's vom 30. October 1838, der zugleich über die Stimmung in Berlin bedeutsame Mittheilungen enthält.

Erzählungen, Erfindungen und Phantasien. König Arthur scheint hier wirklich begraben worden zu sein, nach der Schlacht bei Bath; die erste Grundlage stammte von Joseph dem Einsiedler, wahrscheinlich einem der Anachoreten vom Orden des Pachomius (um das Jahr 300); daher die Sage vom Joseph von Arimathia. Die alte Reliquie, ein irdener Kelch (im Normannischen greal, ein irdener Kelch oder Schale) ist nach der Legende der Sacramentskelch unseres Erlösers; daher die Sage vom heiligen Graal.

Glastonbury selbst ist eine von zwei Bächen gebildete Insel; der alte Name war Innis Avalon oder Insel Avalon, ein Wort, welches sogar in französischen und deutschen Gedichten an die Stelle des alten Elysium tritt; es bezeichnet gewiß einen Obstgarten, da Aepfelbäume damals hier so gut fortkamen wie heutzutage.

Killerton, Dienstag 20. November 1838.

... Gestern war der Tag, an dem der Bischof von Exeter zu besuchen war: Du kannst Dir denken, wie begierig er war, den Zustand der kölnischen Angelegenheit zu erfahren. Ich gab ihm in zwei Stunden eine ausreichende Beschreibung und habe ihm heute die Papiere gesandt. Morgen wird er hier zu Mittag essen, heute werden Cockerell und Harford erwartet. Donnerstag werden wir zum Grafen Devon auf Powderham-Castle gehen und am Abend einer Taufe beiwohnen. Am Samstag werden Tom Acland und Andere hier sein. Am Sonntag gehen wir nach Exeter zum Morgengottesdienst: man hofft, daß der Bischof predigen wird; das älteste Musikstück ist aus Rücksicht für mich für den Chorgesang ausgewählt, — kurz, zwischen dem Parlamentsmitgliede der Grafschaft und dem Bischof der Diöcese bin ich gut aufgehoben. Ich hätte auf einem großen Schulfest am Dienstag zugegen sein sollen, habe es aber abgelehnt, ebenso wie ein Mittagsessen beim Bischof — sonst ist es ein großer Genuß, mit einem Manne von solchen ausgezeichneten Talenten zu plaudern.

Ich gehe am Mittwoch nach Hanford, um dort mit Lepsius zusammenzutreffen; am Mittwoch oder Donnerstag nach Kingston-Lacy (zu Mr. Bankes). Zu den Harfords zu gehen und mit ihnen die Sammlung von Mr. Miles zu besehen, habe ich für diesmal entschieden aufgegeben. Ich mag so wenig Schätze, wie es die Werke von Rafael sind, ohne Dich sehen, oder vielmehr ich liebe es so sehr, sie mit Dir zu sehen und durch Deine Augen (wie ich es — so sagt Acland mit Recht — in der That zu machen pflege), daß ich in meinem Herzen mich nicht entschließen konnte, jetzt dorthin zu gehen. Aber es ist wirklich ein solcher Katzensprung, daß wir leicht einmal zusammen hingehen können.

So kann ich denn jetzt die Tage zählen, bis ich mit Gottes Hülfe

Dich und die lieben Kinder wiederzusehen und zu umarmen hoffe. In der That, ich bin nicht für solche Ausflüge gemacht — ich bin nur halb bei meinen Freunden und niemals ganz glücklich. Wenn es für Geschäfte oder Untersuchungen geschieht, so ist es ein anderer Fall; aber zum Vergnügen hoffe ich nie mehr ohne Dich zu reisen. Mein Wunsch würde sein, Dir den ganzen Tag zu schreiben, und die vielleicht noch nicht mitgetheilten Gedanken und Gefühle Dir mitzutheilen.

Indessen „da's aber nicht kann sein", so lese und schreibe und spreche ich recht gehörig. Den zweiten Band Prichard's habe ich fast beendigt und finde mein geographisches Gedächtniß wieder, indem ich mich im Stande sehe, für jeden Theil Afrikas die menschlichen Stämme und Sprachen zu bestimmen, welche mich allein völlig interessiren, und in meiner Individualität liegen. Ich habe auch den letzten Band von Rosellini beendigt, worin er nachweist, daß der Vater des Sesostris Asien bis nach Mesopotamien hin erobert hatte. Es fand dies zwischen 1330 und 1320 v. Chr. statt, zwei Jahrhunderte nach dem Exodus. Wo waren damals die Juden? Die Inschriften erwähnen Kanaan; die Küsten und Festungen darin werden mit einem Namen genannt, der Schafhirten bedeutet. Diese Periode liegt innerhalb der Zeit der Richter, und daher erklärt es sich, warum wir nicht von diesen Kriegen und Streifzügen hören. Alle Traditionen aus der Zeit vor Samuel sind fragmentarisch und zum Theil aus Bruchstücken ursprünglicher Poesie zusammengesetzt.

Meine drei ersten Bücher (die zweite Ausgabe des ersten Buches, das ich im Frühjahr schrieb) sind statt einer chronologischen Untersuchung eine monumentale Geschichte Aegyptens geworden. Dies wird den Boden für mich reinigen, um vom siebenten Buche an in die Region der vorgeschichtlichen Geschichte fortzuschreiten, und zu versuchen, die Keppler'schen Gesetze festzustellen, nach denen der ewige Geist den Kreis der Ewigkeit um das irdische Leben zieht, welches wir Zeit nennen. Wenn ich so weit gelangt bin, werde ich auf dem Felde sein, welches mein verzückter Blick in der Frische der Jugend vor einem Vierteljahrhundert erschaute, und zu dem ich so wunderbar zurückgebracht worden bin: ich flüchte mich dorthin wie der Vogel in sein Nest. Dort sind jetzt meine Träume. Vieles wird dazwischenkommen, bevor ich mich niedersetzen kann, sie zu verwirklichen, aber ich denke, ich werde dazu kommen. Die Atmosphäre dieses Hauses thut mir wohl, obgleich natürlich immer eine Art von Wirbelwind weht, der Zeit und Stunde nicht anerkennt; aber es herrscht hier überall wahre Güte und moralischer Werth, mit ausgezeichneten geistigen Eigenschaften gepaart.

Gladstone's Buch kommt eben heraus. Was Rom angeht, so habe ich das Ganze in Gottes treue Hand gelegt. Lepsius schlägt vor, den Winter in England zu bleiben und hier die erste Nummer der Annalen des Archäo=

logischen Instituts herauszugeben. Es ist eine ausgezeichnete Idee und kann das Institut in England populär machen.

Mittwoch 21. Es ist regnerisch, und alle Dinge sind in eine feuchte Decke eingehüllt, die für die Sonnenstrahlen undurchdringlich ist, ebenso wie für Schnee und Frost. Ich spaziere im Hause umher, plaudere und lese und schreibe, wie ich es gerade vorziehe. Abends plaudern wir bis 12 Uhr in gewohnter Herzlichkeit und Lebendigkeit. Es ist sicherlich eine schlimme Jahreszeit zum Reisen, und wäre es nicht wegen des Obelisken zu Kingston-Lacy und der Ker Seymer in Harford, so würde ich nicht eine Meile weit von Hause gehen.

Sonntag Morgen 25. Die Gesellschaften, Spaziergänge, Diners und Ausflüge der letzten paar Tage haben mir kaum einige Minuten übriggelassen, und diese wurden durch den gerade in Correcturbogen eingetroffenen Artikel für die „Quarterly Review" weggenommen..... Ich bin mit Güte überströmt worden und habe höchst ausgezeichnete Leute gesehen: Lord Devon, Lord Courtenay, Mr. Fortescue und seine Frau, die Schwester Lord Sandon's, die Hoares, — schöne Landsitze, Hügel, Ströme, die See u. s. w.

Aber der Artikel für die „Quarterly Review" ist im Stande, Krieg, Feuer und Flamme auf dreißig Jahre zu entzünden! In Beziehung auf die Darlegung der Thatsachen ist er recht geschickt und bewunderungswürdig, aber der Schluß über Irland und das gegenwärtige Ministerium ist heftiger als Alles, was man sonst gelesen hat. Ich muß unsere Interessen frei davon halten und habe deshalb an Lord Ashley und Dr. M'Caul geschrieben. Natürlich wird es keinen Erfolg haben — aber dixi et animam salvavi. Du sollst die Bogen sehen; der Titel ist: „Papistische Verschwörung zu dem Umsturz der protestantischen Throne".

Ich habe eine sehr schätzenswerthe Bekanntschaft in Cockerell, dem Architekten, gemacht, der bei weitem am meisten nach meinem Geschmack ist unter allen englischen Künstlern, die ich kennen gelernt habe.

Ich muß einen zweiten Brief an Dr. M'Caul senden über jenen fürchterlichen Artikel. Ich habe frischen Muth und sehne mich, den Feind zu bekämpfen — aber ich muß zuerst gegen Ungerechtigkeit und Leidenschaft auf der einen Seite protestiren, um an Herz und Muth frisch zu sein.

Ich bin auch am Nachdenken über eine neue Form für meine Philosophie der Geschichte. Ich fange an zu sehen, daß es erwiesen werden kann, daß alle Negersprachen (d. h. Stämme) entartete, herabgekommene Aegypter oder Inder sind. Adam, Noah und alle seine Söhne waren von dem edelsten Stamme: der Fluch der Sünde fiel am härtesten auf die Stämme, welche in die unwirthlichen Regionen der Erde zogen oder getrieben wurden.

Der Wilde ist ein herabgekommener Mensch, nicht der Mensch ein civilisirter Wilder. Prichard's Werk läßt mich kaum schlafen. Es gibt mir gerade die Nahrung, deren ich bedarf.

Dies ist ein großes Haus*), im Stil der Zeit Elisabeth's, 1620 erbaut, mit schönen aber kalten Zimmern. Gott sei Dank, daß die moralische und geistige Atmosphäre warm ist, sonst würde ich einen Frostschauer an meinem Herzen bekommen. Sage Mama, sie müsse mich zu einigen guten Whigs schicken: diese Reise hat mich mehr zu einem Tory gemacht, als ich jemals war. Um aber zu Exeter zurückzukehren — am Sonntag predigte der Bischof: die Leute sagten, es sei meinetwegen geschehen, da er nur vier- oder fünfmal im Jahre predigt und es erst kürzlich gethan hatte. Seine Rede war eine echt bischöfliche Rede, reich an Gedanken: sie enthielt Stoff für zehn gewöhnliche Predigten. Ich sagte ihm dies nach der Kirche. Ich danke ihm um so mehr dafür, da die Predigt mir einen wirklich wohlthuenden Eindruck hinterließ: ich würde sonst blos den beredten sarkastischen Staatsmann vor mir gehabt haben. Es ist aber mehr in ihm, wie ich sicherlich glaube. Der Gottesdienst war schön und rührte mich tief. Ich weiß jetzt genau, was ich davon aufnehmen kann und welches seine Mängel sind.

Sonntag Morgen 8 Uhr. — Ich habe die ersten Strahlen der Morgensonne genossen, indem ich für mich allein im Garten und Feld spazieren ging. In wenigen Stunden gehe ich mit Mr. Seymer fort, der mich in einem Cabriolet nach Kingston-Lacy fährt, und schreibe deshalb jetzt diese wenigen Zeilen, um Dir, meine Liebe, den Morgengruß meines Herzens zu senden. Ich habe hier eine ruhige und köstliche Woche verbracht, und heute über acht Tage hoffe ich bei Dir zu sein: wie dankbar sollte ich sein! Ich hoffe, daß ich es bin. Der Bischof von Salisbury **) hat mir höchst gütig geschrieben, und mich wieder nach seinem Palast eingeladen, aber er ist in London amtlich beschäftigt und kann darum heute nicht hierher kommen. Es muß ganz unmöglich sein, sonst wäre er gewiß gekommen, nicht meinetwegen, aber wegen jemand anders.

Ich bin täglich wohler. Luise sagt, ich verdanke es der Bryonia, die sie mir gegeben habe: ich glaube, es ist, weil ich fünf Stunden mit ihr über römische Lagerplätze spazieren ging. Lord Ashley's Brief bestimmt mich, nach London zu gehen.

.... Unser Ausflug nach Kingston-Lacy war günstig trotz Regen und Wind; aber trotz der weitgehendsten Befehle konnten wir blos das sehen,

*) Wahrscheinlich ist Powderham-Castle gemeint.

**) Dr. Eduard Denison, bald nach dieser Zeit Gatte von Miß Luise Ker Seymer.

was nicht verschlossen war — den Obelisken und Sarkophag: zur schönen Gemäldesammlung war der Eingang versperrt, damit sie nicht während des Bauens Beschädigung erleide. Der Sarkophag ist interessant durch seine Form, aber die Inschrift enthält keine historischen Daten; der Obelisk ist wirklich derselbe, der mit dem Stein von Rosette zu der Entdeckung des Alphabets führte, durch seine griechische Inschrift. Aber die Herausgabe derselben durch Mr. Bankes ist vollkommen befriedigend, und unser einziger Wunsch kann sein, seine Platte für unsere Ausgabe der „Monumenta" zu erlangen. Eine solche Bitte hätte ich nicht stellen können, wenn ich nicht Kingston-Lacy gesehen hätte: Lepsius hat nichts dadurch verloren, daß ihn Zahnweh verhinderte, durch Sturm und Regen hierher zu kommen. Ich kam ohne Beschwerde zurück, obgleich ich mich sechs Stunden lang diesem Wetter ausgesetzt hatte.

Mrs. Seymer hat sowol die Edelleute als die Gelehrten der Nachbarschaft mit mir zusammen zum Essen eingeladen; alle gaben mir die Liste ihrer Sammlungen und merkwürdigerweise stellt sich die des Pfarrers Hunt in Skarabäen als die reichhaltigste in England heraus, da sie gegen funfzig Königsnamen enthält. Er bot sie sämmtlich mir und Lepsius zur Herausgabe an; Burton und Wilkinson sollten sie copiren, kamen aber nicht dazu.

Morgen früh will ich Faber's Werk über die „Rechtfertigung" durchgehen: er ist der einzige heutige Schriftsteller, welcher die Frage der apostolischen Succession ebenso wie ich auffaßt, und ich muß mit ihm bekannt werden, um einen Plan auszudenken, den Gegenstand in der richtigen Weise unsern Kirchen vorlegen zu können.... Ich habe hier viel über die Missionen der Mährischen Brüder in Afrika gelesen, welche wirklich gesegnet sind.... Mein theueres Lieb, ich bin nicht müßig gegangen: ich bin am Brüten, und der Geist ist lebendig in mir. Meine große Sorge bezieht sich jetzt auf Mr. Empson: der Feind wird Alles aufbieten, um sich dieses Gebiet zu sichern. Ich glaube, der Plan für die „Edinburgh Review" ist, zu warten, bis die erste Nummer von 1839 herauskommt: dann wird die Staatsschrift heraus sein und sie werden das letzte Wort haben. ... Prichard's Buch hält mich sehr beschäftigt: ich muß einen Vormittag auf meinem Wege bei ihm anhalten; es gibt viele Punkte in seinem System der Schädellehre, welche ich nicht verstehe, da ich die anatomischen und osteologischen Ausdrücke vergessen habe, welche ich vor 26 Jahren aus Blumenbach's physiologischen Vorlesungen lernte. Er kann mir mit seiner Sammlung und seinen Augen in wenigen Stunden mehr zeigen, als ich aus mir selbst in Monaten lernen könnte, und ich muß jetzt alles Beiwerk packen und fahren lassen, wie die Aegypter das Wasser des Nil ableiten, um dem Krokodil der Zeit zu entrinnen, das mich zu verzehren droht. Aus seinen Entdeckungen über die Schädel und die ganze Physiologie ver-

schiedener Stämme kann ich für mein System und mein Buch die wichtigsten Schlüsse ziehen.

Hanford, Dienstag Morgen 6 Uhr, 4. December 1838.*)

Alles ist stille von innen und außen, und so setze ich mich wieder, um Dir von hier aus des Herzens Tiefe zu schreiben, ehe Kaspar kommt und es sich zur Reise rüstet, die uns heute in 11 Stunden 110 Meilen weit, und bis zur Hauptstadt führen soll. Wenn mir in diesen Tagen der Ruhe oft Herz und Auge übergegangen sind (nicht wie Ströme, die ihr Bette überschreiten, sondern wie stille Quellen, die aus der finstern Erdenkluft ans Licht der heiligen Frühe dringen) — und solcher seligen Augenblicke habe ich viele gehabt im stillen, ruhigen Kämmerlein — so hat sich Dir mein Herz zugewendet mit unaussprechlicher Liebe und Sehnsucht, auch mit Trauer und Schmerz. Während ich mich an Natur, Kunst und der Seele Schönheit erhob, und neues Leben trinke, treibst Du allein des Tagelebens schweres Rad, nicht weil Dich Anderes nicht lüstete und lockte, sondern weil Du den Weg der Pflicht darin siehest. Du, o Geliebte, an deren Innigkeit, Reinheit und Anmuth mir zuerst das Göttliche erschien und mir die Aussicht sich öffnete, hier in der Liebe Gemeinschaft den Weg zum Himmel zu wandeln — die Menschen ihre Sorgen hüten zu lassen, die sich immer tiefer eingraben in das dunkle Grab ihres Selbst — Du bist überschüttet worden mit Sorgen des Lebens, nicht der Selbstsucht, sondern der Liebe und Sorge für die Deinen. Du, welche jeden Augenblick, der Dir geschenkt wird, zur Erhebung der Seele und zum Anschauen höheren Daseins auszukaufen verstehst, hast oft den lieben langen Tag keine Minute zum Auftauchen aus Deinem mühevollen Treiben. Daß Du dabei Dich frisch erhältst, ist eine Gnade Gottes, und wird erleichtert durch das selige Gefühl des Guten, das Du thust, und der Liebe und dankbaren Verehrung derer, die Dich umgeben, und für welche Du sorgst, unter denen ich der erste und seligste und dankbarste Schuldner bin. Allein es ist mir doch in diesen Tagen der Himmelshelle klar geworden, daß dies nicht so bleiben kann. Sieh, Geliebte, unsere Pilgerfahrt geht ins Thal des Lebens abwärts. Da laß uns dann sehen, wie wir es am besten einrichten, damit wir viele Augenblicke der Weihe und des höheren Lebensgenusses haben, was Muße und Ruhe voraussetzt. Die schönen Tage und Stunden, worin wir uns gegenseitig hoben und neu belebten, sind in den letzten Jahren als Lebensgewohnheit, bei manchen herrlichen Blitzen des höheren Daseins, weniger geworden, nicht weil wir uns ausgesprochen, ausgefühlt hatten, und nur der irdische Niederschlag des ehelichen Zusammenseins übrigge-

*) Dieser Brief ist deutsch geschrieben, die nachfolgenden sind wieder englisch.

blieben wäre: nicht als wenn wir nicht mehr Leben aneinander zu entzünden und Geistesfunken hervorzurufen im Stande wären — nein, weil des gemeinsamen irdischen Tagewerkes Last so angewachsen ist, und insbesondere Du dessen Schwere und Troß fast ganz allein auf Deinen Schultern trägst. Siehe, das drückt und quält mich, denn mit Dir möchte ich immerdar und immer mehr und mehr des Lebens höchste Weihe empfinden: und Du verstehst mich nicht allein, Du reinigst und läuterst auch die auflodernde Flamme. Aber die Zeit gebricht (nicht von der durch die tägliche Sorge eingeschüchterten Kraft zu reden), und so verschwinden die einzelnen Augenblicke, die uns gegönnt werden, oder geben uns wenigstens nicht das volle Bewußtsein unseres Lebens wieder. In allem diesen kann ich nun vielfach eigene Schuld erkennen: ich hätte sorgen und denken sollen, wie ich Dir den lastenden Pack vom Nacken nähme, gewiß des Anklangs, den mein besseres Leben immer in Dir und bei Dir findet. In diesem Augenblicke weiß ich mir nicht zu helfen, als nur durch das Gelübde, selbst Hand anzulegen, nicht stoß- und ruckweise, sondern mit einer wohlthuenden Stetigkeit: und darin sollen mich weder die Könige Aegyptens, noch selbst die höchsten Forschungen hindern. Dann aber laß uns unser Geist- und Seelenleben immer enger und enger zusammenbinden, damit wir uns gegenseitig immer heben und stärken, und die Augenblicke unseres Zusammenlebens nur dem Höchsten und Erhabensten gewidmet seien. Darum flehe ich den Herrn, daß er mich erleuchtet und uns den Weg zeigt: Er will es ja so gern thun. Du aber, geliebte Seele, hilf mir auch hierin, und überschaue jetzt einmal unser Leben, und sprich mir aus, was Du fühlst und denkst.

Von hier schreibe ich Dir nichts — ich könnte Dir nur von unserer Psyche sprechen, deren Wiedersehen und Erschließen das Ereigniß dieser Reise gewesen ist und bleiben wird. Sie will Dir selbst schreiben.

Ich aber hoffe zu Dir zurückzukehren — nicht wie ich möchte und wollte, ein ganz ernster und wiedergeborener Mensch, aber erfrischt und erquickt im innersten Leben von dem Hauche der göttlichen Liebe — klarer über mich und mein Geschick, und mehr als je sehnsüchtig wünschend, mit Dir aufzufliegen dahin, wo unser Aller Sehnsucht ist. Es ist nichts nahe als das Fernste in diesem Leben, nichts wahr als das Höchste, nichts glaublich als das Unglaubliche, nichts wirklich als das Unmögliche, nichts klar als das Tiefste, nichts gegenwärtig als das Unsichtbare, und kein Leben ohne den Tod. Der da wahrhaft lebt und fühlt, kann nur zum Teufel oder Engel reifen. Wohl spräche ich noch so fort, bis der Tag (jetzt anfangend) sich neigt, denn das Herz ist voll: allein das Leben drängt. — Wohin? Zu Dir, wenn auch auf Umwegen. Ich schreibe deutsch, weil ich so fühle.

Das Gefühl, welches dazu antreiben mochte, den letzteren Brief zu unterdrücken, mußte durch die Erwägung zurückgedrängt werden, daß der Zweck dieser Zeilen ist, Bunsen gerade von solchen Seiten kennen lernen zu lassen, wie ihn außer der Schreiberin Niemand kannte; und dieser Erguß in seiner geliebten Frühstunde („hour of prime", um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen) ist besonders charakteristisch. Für die Empfängerin war dieser Brief insofern eine Ueberraschung, als sie nicht ahnte, daß er für die Menge ihrer pflichtgedrungenen Beschäftigungen ein Auge gehabt habe. Wahrscheinlich war ihm dies in Hanford klar geworden bei hierauf bezüglicher Unterhaltung mit Luise Ker Seymer, einem lieblichen Wesen, welches sowol Bunsen als seine Frau schon in Italien, wo sie sie viel gesehen hatten, wie eine Adoptivtochter lieb hatten. Im folgenden Jahre verheirathete sie sich mit dem vortrefflichen Eduard Denison, Bischof von Salisbury, und wurde aus dem denkbar glücklichsten ehelichen Leben im September 1841 durch den Tod weggerissen. Die Besorgniß, welche Bunsen über das Uebermaß von Arbeit und Sorge seiner Frau ausdrückte, war niemals weniger von den Verhältnissen geboten als in dieser Zeit, wo sie unter dem Obdach der liebendsten Mutter Friede und Muße zu ununterbrochener Pflege ihrer sechs jüngeren Kinder genoß.

Von London aus fuhr Bunsen fort, täglich und ausführlich zu schreiben, aber aus einem großen Theil dieser Briefe brauchen hier keine Auszüge gegeben zu werden, da ihr Inhalt sich auf seine unermüdlichen und erfolgreichen Bestrebungen bezog, die Thatsachen des kölnischen Streites den vermuthlichen Schreibern der Artikel in verschiedenen Zeitschriften bekannt zu machen, indem er ihnen Documente mittheilte, die er ihnen allein bieten konnte. Wir beschränken uns daher auf die folgenden Mittheilungen:

London, Traveller's Club, 4. December 1838, 6 Uhr.

Hier bin ich wieder inmitten wirklichen Lebens und Treibens, spreche, höre, denke, fühle englisch und deshalb schreibe ich Dir wieder in dieser Form. Ich habe eine große Menge von Geschäften fertig gemacht, seit ich Dir heute Morgen meinen letzten Brief sandte.

Ich werde nicht weggehen, bis ich alle Dinge in Gang gebracht habe, aber ich habe keine Lust, mich hier oder irgendwo anders zurückhalten zu lassen. Ich bin in fortwährender Geschäftigkeit und Bewegung, und daneben sehne ich mich, wieder bei Dir zu sein sowol mit meinem englischen wie mit meinem deutschen Herzen, mit Kopf und Geist, mit Allem und Jedem.

Mittwoch Abend 5. December. Ich muß morgen dem Herzog von Lucca meine Aufwartung machen; alles Andere ist abgethan. Ich habe dem König eine allgemeine Uebersicht der Artikel geschickt, die geschrieben sind oder geschrieben werden sollen; dem Kronprinzen habe ich die Druckbogen gesandt, und auch mein vollständiges Glaubensbekenntniß über die zu ergreifenden Schritte und das mit Bezug auf Rom und die Katholiken einzuschlagende Verfahren. Zu gleicher Zeit habe ich erklärt, daß es mein Beruf nicht ist, mich in den Gang der Staatsmaschine zu mischen, sondern in Muße, soviel ich kann, der großen Sache der Kirche und der Wahrheit durch Schriften, Leben und Bekenntniß zu dienen. Lepsius hat eine Abschrift des Briefes gemacht, die ich mitbringen werde. Er hat mir treulich geholfen, Tag und Nacht. Er geht morgen nach Paris und wird zurückkehren, um das Christfest mit uns zu feiern. Ich werde Gladstone's Buch mit mir bringen. Ich bekümmere mich nicht mehr um die Ruinen in England; es ist das Leben hier, das ich liebe.

Samstag 8. December. Ich bin bei Rogers gewesen und habe sein schönes Haus und seine Sammlung gesehen. Man darf nicht sagen: in England sind die Dichter wohlhabend, sondern reiche Leute schreiben Verse, d. h. scandirte Prosa. Rogers ist ein Greis von liebenswürdigen Manieren; die Gewohnheiten des kaufmännischen Lebens haben jene verderbliche Wollust, die sich auch auf Geistiges erstreckt, zurückdrängen helfen, welche unter alten Junggesellen, die Freude an den schönen Künsten haben, so gewöhnlich ist, besonders in diesem Lande. Mein Geist befindet sich in einem Zwischenzustande, nicht ganz in die gewöhnliche Welt zurückgesunken und nicht länger ganz in den Sphären des Lichts. Schelling und England in den beiden Polen meiner Existenz erwecken die geschwächte Elektricität aufs neue, und so strömt frisches Leben in den aufgehäuften Ballast, mit welchem ich mein Fahrzeug beschwert hatte. Ich muß streben, es zu erleichtern, oder ich werde der hohen See nicht standhalten können; in dem Hafen des Formalismus und der Pedanterie zu bleiben, ist ein für allemal unmöglich. Ich fühle, daß es besser wäre, in dem Kampfe nach dem Höchsten umzukommen, als eine lange Existenz unter Dingen von geringerem Werthe in den Täuschungen des Augenblicks todtzuschlagen. Nimm dies als einen mäßigen Ausdruck dessen, was ich viel stärker fühle. Der Herr hat mich nicht in seinem Zorne auf diese beiden Wege geführt, sondern mit seinem Auge der Liebe; und er möge es mir gewähren, nicht die Gaben des Himmels zu misbrauchen, um bloßer Neigung zu folgen oder den verlockenden Schattenbildern des Selbst und der Sinne.

Lies doch wieder den wunderbaren Spruch des Herrn: Lukas 10, 20. Nichts ist gefährlicher als Befriedigung über die Macht, die man über die Geister ausübt; nicht darüber sollen wir uns freuen, sondern darüber, daß

unsere Namen eingeschrieben sind in das Buch der Kinder Gottes vor dem Angesicht des Vaters. Das Licht der Gnade soll nicht deshalb aus uns scheinen, damit sein Glanz auf uns zurückgeworfen werde, sondern damit das Auge der Seele sich aufwärts richte zum Vater des Lichts, der Natur und des menschlichen Geistes in Andacht und Gebet. „Dein Name werde geheiligt, Dein Reich komme, erlöse uns von dem Uebel.“ All Dies ist schwerer, als Du wol denken magst, gewöhnt wie Du bist an Demuth und Selbstverleugnung.

Das Leben Christi zu schreiben ist das vor mir liegende Ziel, so oft ich aus der Unruhe aufblicken kann, obgleich mit der Sehnsucht das Gefühl der Unwürdigkeit in gleichem Verhältnisse steht. Ich habe das Gefühl, als wenn ich jetzt einmal einige Abtheilungen schreiben könnte, wie ich sie zu gestalten wünsche; aber die Staatsschrift will abgefaßt sein; und es ist Alles gut, so wie es ist, um das reine Brennen der Flamme zu sichern und ihre bleibende Natur zu erproben.

4 Uhr. Ich habe Ashley gesehen, und Alles wird, so wie ich es wünsche, verändert werden in dem Artikel der „Quarterly Review“. Er hat die Absicht, mich mit dem Herzog von Wellington bekannt zu machen. Empson kommt am Dienstag, um mich zu sehen; bis dahin ist er mit den Prüfungen im Hertford-Colleg beschäftigt und ladet uns ein, ihn im Frühjahr zu besuchen. Diesen Abend gehe ich mit Lepsius in den „Sturm“. Nicht wahr? Das trifft sich gut.

5 Uhr. Ich habe eben eine Depesche erhalten — höchst gnädig — der König genehmigt den Vorschlag des Ministers, den Urlaub bis Ende September 1839 zu verlängern. Hollweg hat mir höchst schätzenswerthe Nachrichten gegeben; er ist ein treuer Freund und Patriot und ein wirklicher Gentleman, ein vortreffliches Muster eines Deutschen, und so einfach und bescheiden, wie er ausgezeichnet ist.

Wimpole Street, Dienstag Abend 8½ Uhr, 13. December.

Gestern Abend verbrachte ich einige höchst belohnende Stunden mit dem armen Herzog von Lucca. Er ist im Begriff, zu den Courtenays zu gehen und hat mich gebeten, ihnen einige Zeilen zu schicken, bevor er ankommt, um zu sagen, „che non è cattivo“. Er ist ein aufrichtiger, demüthiger Geist, der schwer kämpft, aber im Glauben. Er hat großes Verlangen, mich in Llanover zu besuchen, und wird wahrscheinlich ganz allein mit einem Diener dahin kommen. Er drang darauf zu wissen, wo wir wieder zusammentreffen könnten.

Als ich um 11 Uhr in der Nacht von dem Herzog nach Hause kam,

lag Gladstone's Buch auf meinem Tische; es war die zweite um 7 Uhr herausgekommene Ausgabe. Es ist das Buch der Zeit, ein großes Ereigniß — das erste Buch seit Burke, welches bis auf den Grund der Lebensfrage eingeht; weit erhaben über seine Partei und seine Zeit. Ich blieb bis lange nach Mitternacht auf, um es zu lesen und fuhr diesen Morgen fort, bis ich das Ganze beendigt hatte; fast jeder Bogen enthält Randbemerkungen von mir, die für den Kronprinzen bestimmt sind, welchem ich das Buch mit aller Eile zugesandt habe. Gladstone ist der erste Mann in England von geistiger Bedeutung, und er hat höhere Klänge vernommen als irgendjemand auf dieser Insel. *) Morgen ist Ruhetag; die Plätze nach Bath sind genommen.

Die hier erwähnte Gelegenheit war die erste, bei welcher Bunsen in persönliche Berührung mit dem Herzog von Lucca kam, sie waren aber schon früher bekannt durch einen merkwürdigen Briefwechsel. Im Jahre 1833 wurde Bunsen auf einmal überrascht, die Unterschrift „Charles de Bourbon duc de Lucques" unter einem an ihn gerichteten Briefe in einer ihm fremden Handschrift zu erblicken; der Gegenstand desselben war die Gewissensunruhe des Schreibers und sein lebhaftes Verlangen nach persönlichem Verkehr mit Bunsen oder mit einer von ihm ausgewählten und abgesandten Persönlichkeit, die im Stande wäre, seine Fragen zu beantworten, und der er seine Bedenken mittheilen könnte.

Der von Bunsen Abgesandte wurde vom Herzog zu Tisch eingeladen, und nach dem Essen in seine Bibliothek, wo nach der Besichtigung der reichen Sammlung von Bibeln (welche der Herzog ursprünglich zur Befriedigung seiner sprachlichen Liebhaberei zusammenzubringen veranlaßt gewesen war) eine merkwürdige Enthüllung seines Gemüthes stattfand. Viele Einsicht und viele liebenswürdige Eigenschaften, die besten Absichten und Bestrebungen — und der unglückliche Fürst besaß dies Alles — entbehrten blos einer festen Unterlage von Charakter und Gewohnheiten, um Wirklichkeiten zu werden und zu bleiben. Für Jemanden, den die Mutter selbst von Kindheit auf dazu angeleitet hatte, zunächst für kleine Verstöße und später für Laster und Ausschweifungen sich durch Gewandstickerei für die Madonna abzufinden, schien es unmöglich, die Lebensgewohnheit der Selbstbefriedigung so weit aufzu-

*) Die Schrift Gladstone's, auf welche sich sowol diese Aeußerung als noch mehrere spätere Briefe Bunsen's beziehen, ist die auch in seiner 1868 erschienenen Apologie: „A Chapter of an Autobiography" erwähnte: „On the relation of the church to the State".

geben, um seine Handlungsweise in Einklang zu bringen mit seinen sehr ernsten Ueberzeugungen von Recht und Wahrheit. Seine rücksichtslose Verschwendung brachte ihn in einen pecuniären Nothstand, gegen den ihm Hülfe angeboten wurde um den Preis des Versprechens, regelmäßig der Messe beizuwohnen und sich der Aeußerung aller dem Papste anstößigen Meinungen zu enthalten. So in seinem eigenen Bewußtsein erniedrigt und vernichtet, wurde er schließlich ein unsteter Wanderer auf der Erde, der sich den Augen der Welt entzog. Als er während des Winters von 1859 auf 1860 sich in Nizza und Cannes befand, erkundigte er sich bei seinem Arzte nach Bunsen, machte aber keinen Versuch ihn wiederzusehen; was in der That das Beste war, da ein Zusammentreffen für Beide schmerzlich gewesen sein würde. Im Frühling 1839 hatte er Bunsen zuletzt in London gesehen, und auf dem Levée in eine lebhafte Unterhaltung gezogen (da die Gegenstände seines Gespräches nie unwichtig waren), unbekümmert um die verwunderten Blicke des dicht umherstehenden diplomatischen Corps, — namentlich der österreichischen Vertretung.

Der Rest des Jahres wurde, nachdem Bunsen nach Llanover zurückgekehrt war, thätig und glücklich verbracht; er widmete sich eifrig der Staatsschrift, die zu schreiben er beauftragt worden war. Seine Absicht dabei war, den Gegenstand der „kölner Wirren" abzuschließen und zu erschöpfen, und er ließ sich darin nicht durch das Vorgefühl stören, daß seine Arbeit ein todter Buchstabe bleiben würde, kaum anerkannt und vielleicht nicht einmal geprüft. So war er im Stande, mit seiner angeborenen Energie bei der Abfassung thätig zu sein. Kaum war dies beendigt, als ihm der Wunsch ausgesprochen wurde, er möge seine Ansicht über das Ehescheidungsrecht in einem Gutachten entwickeln. In seinem oft angeführten Aufsatze bemerkt er darüber, daß ihm diese Arbeit viel Zeit und Geld kostete, welches beides er freudig aufwandte, und eine gewissenhafte Arbeit lieferte, wofür er jedoch nie eine Zeile des Empfangs, geschweige der Anerkennung erhielt.

Von dem Augenblick der Wiedervereinigung mit seiner Familie an führte Bunsen die in seinem Briefe vom 4. December in so zärtlicher Weise ausgedrückte Absicht aus, so viel wie möglich die Tagesarbeit der Familie zu theilen; und das tägliche Bibellesen mit Erklärung und Auslegung, eingeleitet durch einen seiner geliebten Gesänge, wurde wieder die tägliche Morgensitte, nachdem sie nothwendig während des Jahres des Herumreisens und des beständigen Aufenthaltswechsels

unterbrochen war. So wurde zum ersten mal seit Rom das Heimatsgefühl in Llanover einigermaßen wieder erneuert.

Von Briefen Bunsen's aus Llanover aus dem Ende des Jahres 1838 mögen folgende drei (die beiden ersten englisch, der dritte deutsch geschrieben) hier mitgetheilt werden:

Llanover, 4. Adventssonntag 1838.

(An Arnold.) Der Grund, daß ich Ihren lieben Brief vom 9. November bisher unbeantwortet gelassen habe, liegt weniger in dem Wanderleben, welches ich seit dem 14. desselben Monats geführt habe, als in der Abneigung, Ihnen auszusprechen, daß ich nicht kommen könne — zugleich mit der Unmöglichkeit, das Gegentheil sagen zu können. Nach dieser meiner zweiten Heimat zurückgekehrt, habe ich so stark an meiner Staatsschrift gearbeitet, daß ich glaube, heute ein Datum bestimmen zu können, welches ich mich sehnte, früher anzumelden. Wenn nichts Unvorhergesehenes dazwischenkommt, werde ich von hier am 4. Januar aufbrechen.... Wir werden in Pusey bleiben bis zu Ende des Monats, dann beabsichtige ich, mit Pusey nach London zu gehen und dort bis Mitte März zu verweilen, wo ich nach Berlin gehen muß, um für mich entweder den archimedischen Punkt oder ein Patmos zu finden. Ich hoffe zum Stiftungsfest von Oxford am 17. Juni zurück zu sein, um dort den Doctorhut zu empfangen (L. L. D.), welchen sie mir seit dem vorigen Jahre bestimmt und jetzt wiederum angeboten haben. Ich hoffe im Stande zu sein, dann bis zum September in England zu bleiben; aber man muß keine Pläne machen. Des Herrn Wille geschehe! Ich habe niemals weniger an die kommenden Dinge gedacht und weniger für das gesorgt, was der morgende Tag bringen möchte. Nach vier an Vergnügen und Interesse reichen Wochen von Besuchen und ägyptischen Studien im Westen wurde ich durch Geschäfte nach London berufen, wo es mir gelang, drei Artikel vom Stapel laufen zu lassen (in „Quarterley Review", „Foreign Quarterley Review" und „Edinburgh Review"), ohne einen zu schreiben. Die Erörterungen, in welche der erste dieser drei Artikel mich mit Lord Ashley und einigen anderen leitenden Toryführern gebracht hat, gehören zu den romantischsten und interessantesten Ereignissen meines Lebens. Lesen Sie, bitte, die Artikel, vornehmlich den in „Edinburgh Review", wenn derselbe herauskommt; er ist die Antwort auf die päpstliche Allocution — ein Manifest. Sie werden die Geschichte davon erfahren, wenn wir zusammen sind.

Nun, mein theuerster Freund —, die acht Tage, die ich mit Ihnen zu verbringen hoffe, müssen, wenn nicht ausschließlich, so doch wenigstens vornehmlich dem großen Gegenstande unserer Gedanken gewidmet werden, der Krisis des Zeitalters. Ich las in London Gladstone's Buch in der

Nacht und am folgenden Morgen des Tages, wo es herausgekommen war.... Gladstone ist auf jener Seite bei weitem der bedeutendste Kopf unter unseren Zeitgenossen. Er hat seine Lehrer weit hinter sich gelassen, aber wir dürfen uns nicht wundern, wenn er noch in ihren Fesseln geht — sein Genius wird sich bald ganz frei machen — und auf eigenen Flügeln gen Himmel fliegen. Ich habe mein Exemplar mit einigen hundert Randbemerkungen und Herzensergießungen dem Kronprinzen von Preußen gesandt. Sie werden sehen, meine Gedanken bewegen sich in demselben Gleise mit denen Gladstone's; seine Kirche ist meine Kirche, nämlich das göttliche Gewissen des Staats, — eine Kirche, weder durch das Papstthum noch durch die unheiligen Polizeimaßregeln der weltlichen Macht entweiht oder befleckt. Ich zweifle nicht daran, daß die englische Kirche, wie sie ist und ihrer Natur und Geschichte gemäß sein kann, dieses Gewissen für England ist. Was somit in England gethan werden muß, um das Reich Christi innerhalb des nationalen Lebens und durch dasselbe zu befördern, muß innerhalb dieser Kirche und durch dieselbe geschehen — sonst zerstört man entweder das Reich Christi oder das nationale Leben, wenn nicht Beides. Bis hierher gehe ich mit Gladstone. Aber ich füge hinzu: gerade darum, weil die Lage der Kirche und die Lage des Reiches Christi in England eine solche ist, so laßt uns sehen, wer sie am reinsten darstellt — Ihre Freunde? oder wer? Was ist ihr Ideal und was ihr wirklicher Zustand? Worauf haben wir unser Augenmerk zu richten, um letzteren ersterem näher zu bringen, soweit die Zeitverhältnisse es erlauben, und nicht weniger, als sie es gebieten? Macht die Geistlichkeit die Kirche aus? Sind „die Väter" Fesseln oder Flügel? Muß Tradition und Kirchenregierung in einem judaistischen Sinne verstanden werden oder nicht? Ist die schottische Kirche blos als ein nothwendiges Uebel zu ertragen? Ist sie wirklich keine Kirche? Diese und ähnliche Fragen habe ich im Sinn, ihm zu stellen, auf dem einen oder dem anderen Wege. Ich kenne ihn persönlich seit der Zeit seines Besuches in Rom.... Genug für heute — es ist Christabend, und wir müssen unseren Christbaum zurichten, leider ohne den theueren Lepsius, der zu kommen versprochen hatte, aber in Paris aufgehalten wurde.

Llanover, 26. December 1838.

(An John Hills.) Ich habe Gladstone's Buch mit meiner postilla dem Kronprinzen geschickt. Es steht in seinen wichtigsten Grundzügen — meiner Ansicht nach — nur hinter Burke's „Considerations" zurück; doch bewegt er sich noch in einigen Punkten schwerfällig in den Fesseln seiner oxforder Freunde, so z. B. in der Identificirung der apostolischen Succession mit der fortlaufenden Weihe der Bischöfe, obgleich es eine angemessen geordnete presbyterianische Ordnung gibt, von welcher (wie leicht zu beweisen ist) der Episkopat nur ein Zweig ist, ein apostolischer, aber nicht ein schrift-

mäßiger, ein ursprünglicher, sondern paulatim (wie der heilige Hieronymus sagt) in die Kirchenregierung eingeführter, im Laufe der Zeit, nicht auf einmal. Ich wundere mich, daß Gladstone sich nicht vorkommt, als wandele er auf einer schiefen Ebene, oder als sitze er mitten zwischen Ruinen so ruhig, als wenn er sich in einem wohleingerichteten Hause befände. Die Ursache dieser Mängel in seinem Buche schreibe ich dem Mangel einer tieferen Philosophie zu. Es ist der auf dieser gesegneten Insel herrschende Mangel an jeder Methode, mit Ideen umzugehen, der es Eueren Schriftstellern, politischen und kirchlichen, so schwer macht, die Keime zur Wiedergeburt in Eueren eigenen, altgesegneten Institutionen zu finden, die Ihr wiederaufbauen müßt, wollt Ihr sie erhalten. Zu diesem Verfahren ist es erforderlich, daß der ewige Geist herausgezogen werde aus den verfallenden oder verfallenen Buchstaben, und das hat Euch Sir Humphrey Davy nicht gelehrt. Wie wunderbar ist diese Scheidung zwischen wirklichem Leben und idealem Denken — das Eine sollte das Bild und der Abglanz des Anderen sein; und doch finden wir Deutsche es so schwierig, mit unseren idealen Gedanken Realitäten zu construiren, und Ihr Engländer, Euere eigene große Realität in dem Lichte des Gedankens zu sehen und dieselbe zu dem Geiste zu verklären, welchen sie verkörpert, und welchen zu verleiblichen der einzige gute Grund für ihre Existenz ist.

Ich wünschte, ich könnte Ihnen eine adäquate Idee geben, was für eine Macht die Anschauung des englischen Lebens auf mich ausübt. Nie habe ich es so leicht und angenehm gefunden, auf meinen eigenen deutschen Fittichen zu fliegen, als in der erhebenden und anregenden Atmosphäre englischen häuslichen und öffentlichen Lebens. In München fand ich zum ersten mal nach vielen Jahren Muße und Begeisterung wieder für die höchste, speculative Thätigkeit; aber erst jetzt, wo der andere Pol meiner Existenz durch England elektrisirt worden ist, fühle ich die neue Schwungkraft, welche Schelling meinem intellectuellen Leben gegeben hat. Ich wünschte, ich könnte jetzt etwas thun, um diese vita nuova in eine würdige Form einzukleiden.

Llanover, 24. December 1838.

(An Platner.) An diesem Tage, dessen Abend wir immer traulich zusammen gefeiert haben, muß ich Dir auch über See und Berge schreiben. Bis jetzt bin ich Dein wie so vieler lieben Freunde Schuldner für die schöne Geburtstagsgabe, die Eure Liebe mir von Frascati gesandt hat. Der Anblick eines großen Nationallebens, wie es das englische Volk allein in der Gegenwart hat, ist an sich etwas Erhebendes, mir der des hiesigen um so mehr, da ich in demselben Maße, worin ich die ungeheuere Ueberlegenheit des verwandten und doch nicht ganz eigenen Lebens fühle und liebe, desto mehr mir auch alles Dessen bewußt werde, und mich dessen freue,

was uns als Deutschen eigenthümlich ist. In allem Praktischen, sei es hoch oder niedrig, kann man sich nur ganz ruhig hier zu den Füßen der Leute setzen, und wer darin zu beobachten und zu lernen liebt und versteht, den lehrt die Weisheit, die auf den Straßen wandelt, ja die Luft, die er athmet. Anders sieht es mit dem Philosophiren aus: der Gedanke ist unser, der Deutschen, an diesem Tage der Weltgeschichte; ich meine das philosophische Bewußtsein des Lebens und des Grundes der göttlichen und menschlichen Dinge im Gedanken. Das Bedürfniß aber dazu ist hier allgemein unter den Besseren. Coleridge wird von ihnen als der Prophet angesehen, und hat tiefe und höchst geistreiche Sachen auch in dieser Beziehung hinterlassen, aber vereinzelte. Dieses Suchen und Werden der Geister in diesem Augenblick ist mir nun gerade unendlich anziehend und bringt mich mit den Menschen, wie ich sie hier suche, ebenso eng zusammen wie meine Liebe zu dem, was sie sind. Es bereitet sich eine neue Epoche in der Jugend vor. Von den 11000 Jünglingen, die in Oxford und Cambridge studiren, sind Dreiviertel glühende Tories, unter ihnen Söhne und Erben großer Whighäuser. Ich habe England in vielen Theilen und Richtungen gesehen und bin mehr als 1000 Millien hier gereist, ohne je eine Nacht anders als unter alten Freunden oder deren Freunden zuzubringen. Den Abgott aller Parteien des Volks, den Herzog (dessen Werke — elf große Bände, nichts als sein amtlicher Briefwechsel — die ungeheuere Größe des Mannes erst recht gezeigt haben) werde ich in wenigen Wochen sehen. Unter den alten Freunden grüßen Dich mit besonderer Liebe der herrliche Clifford und Sir Thomas Acland. — Daneben bin ich fleißig gewesen und habe viel geschrieben: ich glaube, daß ich nie so viel und so leicht und so freudig gearbeitet habe; — daß ich Cotta, trotz meiner Reise nach Stuttgart, verfehlt, weißt Du; er hat mir schließlich versprochen, Dir einen Wechsel zu senden; die Rechnung will er nicht abschließen, bis er das Manuscript des letzten Bandes erhalten. Auch dies habe ich von hier an Urlichs geschrieben, um ihn zu treiben. — Wir lesen in den Abenden regelmäßig Niebuhr's Briefe; der zweite Theil, worin er mit der größten Zärtlichkeit von Dir und mit besonderer Liebe und Achtung von Deiner lieben Frau spricht, wird Dir manche Thräne entlocken; die Briefe sind, wie er selbst war. Sie enthalten einen Reichthum von Gedanken und Leben, dem keine Sammlung dieser Art gleichkommt. Die Briefe aus dem 19. bis 20. Jahre sind unglaublich für das Alter und doch jugendlich. Später kam die Verdunkelung seines Lebens, welches eigentlich gebrochen ward durch den Tod der ersten Frau, und sich nie erholte. Der dritte Band enthält unter Anderem Aufsätze von Savigny, Brandis und mir über einzelne Theile seines Lebens. Was Niebuhr eigentlich war in der Zeit, und was er wollte, das glaube ich zu wissen und denke es einst zu sagen; allein das kann man jetzt nicht sagen: die Zeit, die mit Vielem schwanger ist, wird auch

dies wol bringen. Hier im Lande ist trotz der Bewegung Alles in sicherer Ruhe: das Schiff, dessen Wimpel man im Sturm wehen ließ, liegt an unsichtbaren Ankern fest; die Tories werden dieses Jahr oder das nächste die Gewalt erlangen; Canada, noch mehr aber die Kirche stürzen das jetzige Ministerium. Und nun lebe wohl, theuerer unvergeßlicher und unvergessener Freund: meine Frau grüßt Dich mit alter treuer Freundschaft. Grüße die Deinige und die Kinder herzlich von mir.

Das Jahr 1839 begann mit der Abstattung einiger der vielen versprochenen Besuche, aber alle konnten sie nicht abgemacht werden in den wenigen Wochen, welche noch vor dem Zusammentritt des Parlaments lagen, dem Bunsen als Zuhörer und Beobachter in London, wohin Pusey ihn eingeladen hatte, beizuwohnen sich freute. Am 4. Januar brachen Bunsen und seine Frau mit ihrem ältesten Sohne nach Pusey in Berkshire auf und brachten unterwegs einen halben Tag bei ihrem alten Freunde William Clifford zu Perristone in Herefordshire, und einen Tag in Gloucester bei ihren geschätzten Verwandten, dem Bischof Monk und seiner Frau zu. In Pusey genossen sie vierzehn Tage lang die Gesellschaft von Pusey und seiner Gemahlin, während zugleich für einen Theil dieser Zeit noch andere Freunde dort waren. Von hier aus durften sie einen Blick auf Oxford werfen, wohin sie in der Frühe fuhren und nachts zurückkehrten; sie sahen hier außer manchen allgemein merkwürdigen Dingen die von ihrem ältesten Sohne bewohnten Zimmer im Oriel-College, und waren erfreut, daß er die Vortheile einer für Auge und Gemüth so außerordentlich anziehenden Lage, wie die Oxfords, genießen durfte. In der Nähe von Pusey betraten sie die Stelle, wo früher ein Dorf der alten Briten gestanden, mit um so größerem Interesse, als die angelegten Verschanzungen ihnen die Lage der marsischen Stadt Alba (nicht weit von Arezzano und dem Fucinersee) in Erinnerung brachten. Es ist dort ein runder durch menschliche Arbeit in breite Terrassenform gestalteter Erdhügel. In Alba sind drei solche Terrassen, durch massiven Steinbau geschützt, welche bei dem britischen Hügel ebenso dagewesen sein mögen, aber schon längst dem so lange ausgeübten betriebsamen Landbau weichen mußten. Die kunstreiche Aushöhlung des oberen Theiles des Hügels zu einem regelmäßigen Krater mit erhöhtem Rande zum Schutz für die menschlichen Wohnungen ist dem Pfluge zum Trotze noch sichtbar; in Alba jedoch ist der Gipfel zu sehr mit mittelalterlichen Gebäuden, die meist in Ruinen liegen, bedeckt, um einen genaueren Anblick der Fläche zu gestatten.

Während des Aufenthaltes in Pusey sind die nachfolgenden „Gedanken über den Zusammenhang der drei christlichen Tugenden mit den höchsten Ideen" niedergeschrieben, die sich in Bunsen's Tagebuch unter dem Datum des zweiten Sonntags nach Epiphanias finden*):

1. Das Gute, das Wahre und das Schöne sind die höchsten Ideen, nach welchen der menschliche Geist in seinen drei verschiedenen Richtungen auf die menschlichen Dinge diese beurtheilt: in der ethischen das Gute — in der metaphysischen das Wahre — in der ästhetischen das Schöne.

2. Sie sind nicht eine aus der anderen zu erklären, und haben ihre Einheit nur in Gott.

3. Sie müssen also auch in den göttlichen Eigenschaften sich wiederfinden.

4. Ebenso müssen die drei christlichen Tugenden ihren Grund in Gottes Wesen haben.

5. Insofern Gott das höchste Gut ist, erkennen wir in ihm die höchste Heiligkeit. Insofern er die höchste Wahrheit ist, seine Allmacht, Allgegenwart, Allwissenheit. Insofern er die höchste Schönheit ist, die höchste Liebe.

6. Der Gegenstand des Glaubens ist Gott als höchste Wahrheit. Der Gegenstand der Hoffnung ist Gott als höchstes Gut. Der Gegenstand der Liebe ist Gott als höchste Schönheit.

7. So ist denn in den Dingen der Gegenstand des Glaubens ihre Wahrheit: der Hoffnung ihr Gutsein: der Liebe ihre Schönheit.

8. Allein hier zeigt sich eine Schwierigkeit. Wie ist die Bruderliebe mit der Schönheit zu verbinden? Wie die Liebe Gottes zu den Menschen mit derselben? Wir können Menschen nur wahrhaft lieben im Lichte der göttlichen Liebe.

9. Es scheint, daß Glaube sich nur auf die Wahrheit — Hoffnung auf Wahrheit, die das Gute ist — Liebe auf das höchste Gut und die ewige Wahrheit beziehe, welche wirklich geworden und erschienen ist. Die Schönheit ist die Erscheinung Gottes, für Gott seine Schöpfung, insbesondere der Menschenseele: für die Menschen die Erkenntniß Gottes in ihnen als das Wirkliche.

Von Pusey reisten Bunsen und seine Frau gleichzeitig ab, sie, um nach Llanover zurückzukehren, er, um, gütige Einladungen benutzend, seine Umschau in Oxford zu beendigen und dann in London wieder

---

*) Dieser Auszug aus Bunsen's Tagebuch ist erst in der deutschen Ausgabe hinzugefügt.

mit Pusey zusammenzutreffen. So geben denn wieder eine Reihe von Briefen an seine Frau Zeugniß von seinen Eindrücken und Erlebnissen:

Merton-College, Oxford, Freitag, 26. Januar 1839.

Ich schwelge in den Reizen von Oxford — habe aber niemals mehr empfunden, wie sehr ich Deine Gegenwart bedarf.... Es ist niemals genug gesagt worden über diese Königin aller Städte. Ich bin mit der freundlichsten Güte empfangen worden. Der Vicekanzler machte mir sofort einen Besuch und lud mich auf Montag ein, wo Sir Robert Inglis bei ihm zu Mittag essen wird. Den ganzen Tag bin ich herumgewandert mit den verschiedenen Vorstehern (heads, wardens, provosts) von zwanzig oder dreißig Colleges, um die Wunder dieses Jerusalems zu sehen. Am Abend speiste ich in Merton-Hall und platonisirte mit Sewell. Ich fühle mich ganz heimisch unter den Lehrern der Jugend, und mit und unter solchen wünsche ich mein Leben zu verbringen. Der „Standard" hat meinen Brief abgedruckt. Der „Globe" hat einen zweiten Artikel über den Gegenstand gebracht, worin es heißt: „Der Erzbischof von Köln hat sein Wort gebrochen." Man ist nicht umsonst ein Engländer! selbst bei einem Papisten gilt hier „ein Mann ein Wort".

All Souls', Oxford, Montag.

In 15 Minuten nimmt der „Magnet"-Eilwagen Acland, Lepsius (der mich hier traf) und mich auf, um uns um 6 Uhr nach London zu bringen. Ich muß Dir noch rasch erzählen, daß ich hier köstliche Tage und noch köstlichere Abende und Morgen zugebracht habe. Der theuere Acland ist ganz er selbst — vorige Nacht saßen wir, miteinander plaudernd, von 11 bis halb 2 Uhr auf. Ich bin mit Güte überdeckt worden, habe Wilson, Newman und einige der tüchtigsten jungen Leute der Universität gesehen, auch unsern theueren Heinrich, obgleich leider sehr wenig, da er an seine Vorlesungen gebunden war. Diesen Morgen bin ich zwei Stunden beim Frühstück mit Newman zusammen gewesen. O, es ist traurig — er und seine Freunde sind wirklich geistvolle Leute, haben aber den Boden unter den Füßen verloren — sie gingen ursprünglich meinen Weg, brachen aber auf der Mitte kurz ab. Es ist zu spät. Es hat ein freundschaftlicher Ideenaustausch und ein christliches Verständniß stattgefunden. Gestern hielt er eine schöne Predigt. . . . Für mich beginnt eine neue Lebensperiode — möge Gottes Segen auf ihr ruhen!

Grosvenor Square, London, Dienstag 4 Uhr.

Ich habe die Parlamentseröffnung und die Königin gesehen — ein wirklich schöner Anblick. Ich hatte von Bülow ein Billet für die königliche

Galerie; für heute Abend habe ich Lord Haddington's Billet für das Oberhaus, und das Pusey's für die Gemeinen. Lord H. kam, um mich abzuholen, 5 Minuten nachdem ich weggegangen war. Aber das Wichtigste ist, was mir Bülow diesen Morgen sagte, als ich ihn frug, ob er mir rathen würde, Mitte März über Hamburg zu gehen. „Sie denken doch nicht ernstlich daran, uns zu verlassen? Davon ist keine Rede: ich werde dem Könige schreiben, daß ich den Krieg nicht durchführen kann, der jetzt erst in den Anfängen ist. Sie müssen mindestens bis zum Juni hier bleiben." Ich konnte blos erwidern, daß „mein Urlaub mit Ende März aufhöre, wo ich in Berlin erwartet würde; und außerdem hätte ich keine Veranlassung zu bleiben, aber viele, um zu gehen". Wenn er schreiben will, und wenn sie mir den Befehl des Königs schicken, zu bleiben, tanto meglio — aber ich werde das an mich herankommen lassen.

Der König von Baiern hat den protestantischen Soldaten befohlen, vor der Hostie niederzufallen. Die in Regensburg haben sich geweigert; und der König läßt nur die Alternative, den Dienst zu verlassen oder sich zu fügen. Auch ist ein Brief veröffentlicht worden (von Graf Senfft, dem österreichischen außerordentlichen Gesandten in London für die belgische Angelegenheit), der erklärt, daß der Papst niemals gestatten werde, daß römische Katholiken (die von Limburg und Luxemburg) unter protestantische Souveräne gestellt werden. Von diesen beiden Dingen wird hier gebührender Gebrauch gemacht werden.

Lord Melbourne beklagte sich über mich bei Lord Holland, indem er sagte: „Bunsen regt das Land gegen uns auf — sein Artikel in der «Quaterly Review» ist in Jedermanns Händen und macht die Leute toll." Bülow suchte zu besänftigen durch die Erklärung, „daß ich ihn nicht geschrieben habe, daß der Artikel gut und wahr sei, und er, Melbourne, sich und seine Collegen ruiniren werde, wenn er dieser Sache entgegentrete." Melbourne wurde darauf ruhiger, fügte aber hinzu: „Alle jungen Leute werden toll über die Religion — auch W. E., der diesen Artikel predigt."

Mittwoch. — Meine erste parlamentarische Nacht liegt hinter mir. . . Pusey kam um 7 Uhr — nachdem wir dinirt hatten, hielt er es für zu spät für die Lords — so gingen wir zusammen ins Haus der Gemeinen, wo mir der Beamte einen Platz auf den, dem Sprecher gegenüber, hinter den Mitgliedern liegenden Bänken anwies. O'Connell hatte gerade seine Rede beendigt und Peel erhob sich. Du wirst seine Rede lesen, und wie unbarmherzig er das Mitglied für Kendal vornahm. Dann hörte ich Lord John. Es war ein Scharmützel: die zwei Vorkämpfer machten ihre Sache gut. Lord John ist kein Redner, spricht und antwortet jedoch gut. Ich wünschte, Du könntest Dir eine Idee machen von Dem, was ich fühlte. Ich sah zum ersten male Männer, die Glieder eines wahrhaft germanischen Staats, an

ihrem ehrenvollsten, ihrem eigentlichen Platze, die höchsten Interessen der Menschheit mit der wunderbaren Macht der Sprache vertheidigend — kämpfend (wozu der Instinct den ganzen, kräftigen Mann treibt), aber mit den Waffen des Geistes, kühn nach der Macht greifend oder sie beharrlich festhaltend, in Gegenwart ihrer Mitbürger, dem öffentlichen Gewissen das Urtheil über ihre Sache und über ihre eigene Zuverlässigkeit unterbreitend. Ich sah vor mir das schönste Reich der Welt durch diese Versammlung regiert und die übrige Welt von ihr controlirt und beurtheilt: ich hatte das Gefühl, daß, wenn ich in England geboren wäre, ich lieber hätte todt sein wollen, als nicht unter ihnen sitzen und mit ihnen reden. Ich dachte an mein eigenes Land, und war froh, daß ich Gott dafür danken konnte, ein Deutscher und ich selber zu sein. Aber ich fühlte auch, daß wir Alle auf diesem Felde Kinder sind in Vergleich mit den Engländern: wie viel können sie, bei ihrer Disciplin von Geist, Körper und Herz, selbst mit einem mäßigen Genie und sogar mit Talent allein ausrichten! Ich sog jedes Wort ein von den Lippen der Redner, auch derer, welchen ich nicht beistimmte. Nicht lange blieb ich unbeachtet: Sir Thomas Acland, sein Sohn Tom und Milnes kamen zu mir herauf, und als wir durch die Abstimmung vertrieben wurden, kamen andere, um mir vorzuschlagen, auf sie zu warten und mit ihnen nach Hause zu gehen. Es war das um elf; eine halbe Stunde später strömten die Mitglieder heraus. Ich verlor Pusey und nahm meinen Platz bei Acland's Mantel, wo Sir Thomas mich entdeckte und mich zu Sandon und Sir Robert Inglis brachte — Sandon mit dem guten alten Gesicht. Sir Robert ging nach Hause, die übrigen brachten mich ins Athenäum, wo ich Lord Adair fand, und wir über Kirche und Staat zu discutiren begannen. Die Reihe kam auch an mich, und ich hatte aufmerksame Zuhörer. Wir blieben zusammen bis nach zwei und hatten, wie Sandon sagte, eine kleine Sitzung nach der großen. Wir wanderten zusammen umher, indem wir zuerst Sir Thomas nach Hause brachten, der, als er das Haus dunkel fand, für Tom das Gaudeamus igitur als Serenade zu singen anfing, einen Gesang, den indeß Sandon mit der Bemerkung unterbrach, man müsse sich besser aufführen, um nicht gleich am ersten Tage auf die Wache geführt zu werden. Dann ging Sandon mit mir nach Hause. Sein Haus liegt in der entgegengesetzten Ecke des Square. Pusey war in einem andern Club gewesen und erst eine Viertelstunde vorher nach Hause gekommen. Heute gehe ich mit ihm um 12 Uhr zu einer landwirthschaftlichen Versammlung; dann zu Lord Harrowby, mit der Hoffnung, Lady Frances Sandon von Angesicht zu sehen, dann zum Schneider in der Absicht, mir bessere Kleider anzuschaffen, was Tom für durchaus nothwendig erklärt; — auch neue Handschuhe und einen besseren Hut darf ich, nach seiner Ansicht, einzukaufen nicht unterlassen. Außerdem muß ich Gladstone sehen. Lies seinen schönen

Brief; es wird Dir gut thun, zu sehen, was er von Abeken sagt. Goulburn hat schon Sandon in demselben Tone sein Lob gesungen. Morgen hoffe ich Marcus Niebuhr zu schreiben. Ich fühle mich wie Antäus um so stärker, wenn ich den Boden meines Mutterlandes berührt habe (denn so nenne ich es und fühle ich es) — doppelt gesegnet, indem ich zwei moralische Aeltern habe, so gut wie zwei natürliche.

Donnerstag 7. Februar. Ich frühstückte heute bei den Aclands mit Mr. Wood, der rechten Hand der hochkirchlichen Newman'schen Partei — mit einer Adlernase, schön und geistvoll — und Lord Courtenay. Dann ging es mit Tom zu Gladstone, und ich war entzückt über den Mann, welcher eines Tages England regieren wird, wenn sein Buch nicht im Wege sein wird. Wir werden bald unter vier Augen zusammen kommen, was der einzige Weg ist, um wirklich miteinander bekannt zu werden.

Die Conservativen haben große Erwartungen. Am Donnerstag beginnt die Erziehungsfrage. Ich werde der Verhandlung in beiden Häusern beiwohnen, und habe versprochen, mich von meinen Freunden ausfragen zu lassen, um sie über Preußen einzupauken, und sie werden mir dann bezüglich Englands ein Gleiches erweisen. Wie soll ich aus diesem köstlichen Leben herauskommen? Ich denke, blos durch meine Sehnsucht zu schreiben, und auf und thätig zu sein.

Freitag 8. Februar. Hier, meine Liebe, ist die Antwort des Ministeriums: höchst verbindlich und erträglich befriedigend. Sie machen gegen mich ein Geheimniß aus dem Schlage, den der Papst versetzt hat — wiederholen aber weislich meine eigenen Worte, daß die Staatsschrift nicht gut gedruckt werden könne, außer mit Rücksicht auf irgendwelche neue Thatsachen oder Ereignisse.... Die Arnolds sind hier: er soll Phillips für sein Bild von 11—1 sitzen, und ich hoffe dann bei ihm zu sein. Ich bin in all dem Elend des Billeteschreibens und Besuchemachens: meine nächste Woche ist ganz in Beschlag genommen. Aber ich will in das Parlament gehen und ich will „König Lear" sehen, mit Tom und Pusey.

Samstag Morgens 6½ Uhr. ... Lord Palmerston vertheidigte den König von Preußen gestern Abend recht gut gegen O'Connell: unglücklicherweise war Niemand schnell genug bei der Hand, um ihm auf die Finger zu klopfen, als er sagte, der Erzbischof sei im Gefängniß. O'Connell, in dessen Auge etwas vom Jesuiten steckt, hat sich als solchen gezeigt; seine Form ist süßlich, aber dahinter steckt die Wuth des radicalen Agitators. Heute wird's ein besetzter Tag sein: um 9 kommt Arnold zum Frühstück bei Pusey; dann spazieren wir bis um 11, wo Ashley kommt, um mich zu einer großen Versammlung über die Erziehungsfrage abzuholen, bei welcher er präsidirt: dies wird bis 5 Uhr dauern. Um 6½ Uhr gehen wir in irgendein Schauspiel — Pusey empfindet das Bedürfniß zu lachen. Morgen werde ich Sonntag halten;

aber um 6 muß ich bei Lord Stanhope essen. Lord Northampton kam gestern, wiederholte in der freundlichsten Weise seine Einladung ... Ich lege Georg's köstlichen Brief wieder bei, Gott segne den Knaben — das ist mein eigenes Fleisch und Blut, und ich hoffe, er wird eine verbesserte Auflage seines Papa sein.

Montag 11. Februar. Ich fahre in meinem Tagebuch fort. Am Samstag brachte mich Ashley zu einer Versammlung, deren Tendenz und Wichtigkeit diesen Tag zu einem der wichtigsten meines Lebens machte. Er und Sandon und Andere wünschen eine Laienunion zur Ausdehnung der Kirchenrechte, zum Zweck, alle Laien der englischen Kirche aufzurufen, für zwei Punkte einzustehen — einmal, daß das Volk eine regelmäßige Erziehung haben solle in Volks- und Gewerbeschulen, und dann, daß diese Schulen unter der Geistlichkeit stehen sollen, von einer Diöcesanbehörde geleitet, die aus Geistlichkeit und Adel bestehe, unter Vorsitz des Bischofs..... Die Ehre des Tages gehört dem Pfarrer M'Neil von Liverpool, dem mächtigsten und angenehmsten Redner, den ich jemals hörte..... Es war eine wirkliche Predigt, aber als so angemessen empfunden, daß nicht ein Wort geflüstert wurde, nicht einmal des Beifalls, bis er geendigt hatte..... 2000 Menschen saßen so von 12 bis $^{1}/_{2}5$ im Zustande gemeinsamer tiefer Bewegung. Ich sah nie etwas Aehnliches.... Ashley und Sandon begleiteten mich nach Hause ... ich war beinahe froh, daß Pusey Billete zu einem Lustspiel genommen hatte. Aber wie fühlte ich nach einem solchem Tage, daß die englische Rasse ganz in Wahnsinn hineinrennen müßte, wenn sie nicht den Sabbat so hielte, wie sie es thut. Ich ging zur Audley-Kapelle und wurde höchst erbaut.

Das große Diner bei Lord Stanhope war höchst glänzend und unterhaltend. Lady Wilhelmina Stanhope ist ein schönes Wesen. Heute Morgen habe ich Lady Frances Sandon gesehen — dasselbe engelhafte Gesicht wie immer, aber mit einem Anflug von Melancholie. Ich denke, ich werde nicht nach Cambridge gehen können. O'Connell's Organ, die „Dublin Review", soll nächste Woche einen Artikel gegen Preußen bringen — wahrscheinlich gegen mich. Wir bereiten unsern Vertheidigungsangriff vor.

Dienstag 12. Februar. ... Sage meiner lieben Frances, daß ich froh bin, daß sie die Odyssee lieb hat, die Mutter aller Novellen und Romanzen, und mehr werth als alle ihre Abkömmlinge: und mit und nach der Iliade das Buch, worin sich die Menschheit ihr eigenes Geschick erzählt.

Ich vergaß, in meiner Erzählung von dem Diner bei Lord Stanhope (es war eine gut ausgewählte und wirklich vorzügliche Gesellschaft) zu erwähnen, daß Mr. Whewell mir gegenüber saß: wir unterhielten uns lebhaft über den Tisch hinüber, und es mischten sich auch noch Andere in unser Gespräch. Er ist ein Mann von wunderbaren Gaben, gesunden Geistes und von

freimüthiger Art. Am Sonntag ging ich mit Gladstone in seine Pfarrkirche. Darauf begannen wir unsere Conferenz, in seinem Zimmer eingeschlossen. Er sagte, es sei sein Wunsch gewesen, daß ich veranlaßt werden möchte, über den gegenwärtigen Zustand der römischen Kirche — wenn nicht der ganzen Kirche — ein Buch zu schreiben. Ich antwortete, daß der erste einer Reihe von Briefen, zu denen sein Werk mich angefeuert hätte, genau diesen Zweck und Inhalt habe, aber ich möchte lieber mit dem zweiten über die apostolische Succession beginnen. Dies führte zu meiner „Liebeserklärung" an ihn, daß er sich mit Bewußtsein selbst einen Stein des Anstoßes in seinen Weg als Staatsmann geworfen und sich Tadel zugezogen, weil er in seinem Gewissen zu den Folgerungen gekommen sei, um deretwegen er so heftig angegriffen werde: und daß ich ihn (mit Erlaubniß so zu sprechen) ganz besonders in dem Punkte bewundere, in welchem ich von ihm abweiche. Fünf Minuten vor 3 schloß er unser Gespräch, um mich seinem Vater vorzustellen, der erfreut war, von mir zu hören, was ich mich glücklich fühlte ihm über seinen ausgezeichneten Sohn auszusprechen. Dann gingen wir zusammen zur Kirche und hörten eine sehr gute Predigt vom Bischof von London: zurückgekehrt hatten wir wieder ein vertrautes Gespräch miteinander allein.

Ich aß bei den Puseys zu Mittag und las ihm das Manuscript Schelling's vor (bis um 12 Uhr). Heute Morgen ein Viertel nach 5 stand ich ganz frisch auf und fing an, meinen Brief an den Minister vorzubereiten. Ich berichte, daß ausgezeichnete Kenner aller Parteien mir hier erklärt haben, daß die papistischen Verleumdungen nicht ohne Antwort gelassen werden dürften; daß Herr Lockhart die Herausgabe der Nummern seiner „Review" vierzehn Tage hinausschieben würde; daß Herr Empson den Artikel von S. . . . für die „Edinburgh Review" aufnehmen wolle; daß der Herausgeber der „Foreign Quarterly Review" gestern von Greenwich herübergekommen sei, um mich zu sprechen, und gesagt habe, der Artikel, welcher meinen Unwillen erregte, sei das Werk eines revolutionären katholischen Flüchtlings aus Deutschland. . . . Ich erinnerte daran, daß mein Urlaub nur bis Ende März gehe, und daß ich, wenn es Sr. Majestät Wille sei, daß ich in England thätig sein solle, bitten müßte, vor dem 10. März davon in Kenntniß gesetzt zu werden. Um 9 Uhr frühstückte ich bei dem Bischof Stanley . . . . um 11 Uhr ging ich nach Lambeth: das ist der englische Vatican! schöner als irgendetwas Anderes in London. Mr. Harrison brachte mich zum Erzbischof — einem sehr freundlichen und verständigen Mann; er sprach sehr anerkennend von meiner Liturgie, welche ihm von dem Herzog von Cumberland gegeben worden war. Ich ging auf die kölnische Angelegenheit ein, dann auf die apostolische Succession, und er schlug eine Reihe von Besprechungen an freien Donnerstagabenden mit einigen Gelehrten vor. Am nächsten Donnerstag konnte ich nicht

kommen, da ich bereits Lockhart zugesagt hatte. So bin ich denn für den folgenden eingeladen. Ich kam spät zurück, nachdem ich den ganzen Palast gesehen und in den Archiven nach Leibniz' Correspondenz mit Wake über die Union gespürt hatte. Ich hatte Lord Mahon und Andere als Begleiter. Dann zum Essen bei Mac-Geachy — einer Gesellschaft von lauter Freunden; — zu Hause bald nach 12. Diesen Morgen fand ich einen Brief von Gladstone mit drei Exemplaren von seinem Werke. Die Demuth und Bescheidenheit dieses Mannes beschämen mich; ich hoffe daraus eine nützliche Lehre zu entnehmen: aber an seiner Güte erquicke ich mich. Er spricht immer, als wenn er blos von mir zu lernen hätte. Morgen gehe ich mit Bülow zu Hofe — nachher zum Herzog von Cambridge; übermorgen zu den Ministern oder wenigstens zu einigen von ihnen.

Zu der verabredeten Zusammenkunft zwischen Pusey und Arnold traf der Letztere erst nach dem Frühstück ein, als blos noch Zeit für eine halbstündige Unterredung war; aber diese machte Beide einander bekannt und befreundet, wie sie mir Beide versicherten.

Ich wünschte, ich könnte Dir eine richtige Idee von der Liebe und Bewunderung geben, die ich für Pusey fühle: Bewunderung für sein außerordentliches staatsmännisches Urtheil, worüber es sich auch handelt, auf Grund seiner parlamentarischen Thätigkeit, in welcher er sich wie ein Fisch im Wasser bewegt, und nicht weniger für seine bewunderungswürdige Laune und seinen Charakter; Liebe aber wegen seiner und seiner Frau unaussprechlichen Güte gegen mich. Es ist, als wenn das Haus und das Leben im Hause für mich allein da sei; alles ist darauf berechnet (ohne es zu zeigen), mir Genuß und Gewinn von meinem hiesigen Aufenthalt zu verschaffen. Insbesondere sammelt er alle Zeitungen, Broschüren, Artikel u. s. w., um mich mit den Parlamentsgeschäften vertraut zu machen und mich in das vollkommene Verständniß der Parteien, Personen und Interessen einzuführen. Es fehlt uns blos Eins — Zeit; denn ich habe wenig und er gar keine. Hundert Dinge nehmen wir uns vor, und zu kaum Einem können wir Muße finden. Pusey sagt, es werde später besser gehen; aber es scheint mir, daß täglich mehr Register der Orgel aufgezogen werden, und die Musik immer verwickelter wird.... Lord Lansdowne erkannte mich sehr freundlich wieder und lud mich für das Frühjahr nach Bowood und für die Saison in sein Haus ein; er erkundigte sich nach meiner Wohnung, sprach über Niebuhr, die Papyrus u. s. w. und die Frage des Ankaufes von Beckford's Gemälden, deren Anschaffung um jeden Preis er Spring Rice anzuordnen gedrängt hatte....

Ich habe den ersten Theil meines Artikels über Niebuhr beendigt. Ich wundere mich über die kühne Sprache, die ich dem Publikum gegenüber führe; aber ich fühle, daß ich besser als früher schreibe, und ich schreibe, was ich denke und fühle. Heute habe ich den zweiten Theil angefangen: Nie-

buhr's Ansicht über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat, in Bezug auf Preußen und Rom. Uebermorgen sende ich Alles ab.

Freitag. — ... Mehr und mehr denke ich, wie ungleich die Bürde des Lebens auf uns Beiden ruht. Ich genieße mein Leben in der Mitte von Allem, was es genußreich machen kann, in einem neuen und geliebten Lande, und auf Dich fällt die ganze Sorge für die Familie!

Mittwoch 4 Uhr, 20. Februar. Ich bin der Königin vorgestellt worden: ebenso dem Herzog, der sehr herzlich war: „Vous avez eu de grandes affaires" — „Nous nous y attendions" — „Elles ne sont pas encore finies" — „Nous n'en voyons que le commencement" — „Je suis de votre avis" — „Heureusement les Rhénans ne sont point des Belges" — „Cest vrai — c'est bien."

Der Herzog von Lucca kam auf mich zu, um mir die Hand zu drücken und that Alles, um zu zeigen, daß er mich kenne. Während der österreichische Chargé d'Affaires danebenstand, sagte der Herzog: „Ich muß nach Grosvenor Square kommen, um Sie zu besuchen. Servo umilissimo! State bene!" u. s. w.

In einem Briefe vom 16. Februar ist eine Aufforderung erwähnt, bei der Jahresversammlung der Bibelgesellschaft eine Rede zu halten, was Bunsen nicht gern zusagen wollte, weil er befürchtete, nicht sagen zu können, was auszusprechen er am meisten wünschen müsse. Der Brief vom folgenden Tage meldet jedoch, daß der „Maiden Speech" gehalten und gut aufgenommen wurde:

Am Abend bei dem großen Diner brachten sie einen Toast auf mich aus, und ich hatte mir vorgenommen, in diesem Falle ihnen offen meine Meinung zu sagen. Ich erklärte ihnen denn auch bei Abstattung meines Dankes, auf welchen großen Grundsätzen England und Deutschland meiner Meinung nach in Bezug auf Wissenschaft und Naturphilosophie zusammenständen.

1) Die unbeschränkteste Freiheit in der Erforschung der Wahrheit. (Cheers.)

2) Als Basis hierfür nicht die Verzweiflung oder das Mistrauen des Unglaubens, sondern gesunder Glaube. (Cheers.)

3) Daß, wie die historische Wissenschaft blind ist ohne die Naturwissenschaft, so umgekehrt die Naturphilosophie blind ist ohne Philosophie des Geistes und geschichtliche Kenntniß.

Daran knüpfte ich Bemerkungen über die Bestandtheile dieser Versammlung und spielte auf einige in verschiedenen Wissenszweigen ausgezeichnete Personen an, die sich hier getroffen, neben hochstehenden Mitglie-

dern beider Parlamentshäuser, alle dem Zweck der Gesellschaft zugethan. Dies führte mich zum Schlusse.

Ich erhielt viele Complimente, fühlte jedoch, daß ich weder mir selbst noch dem Gegenstande Genüge geleistet. Ich hätte funfzehn Minuten mehr haben müssen, um ihn zu entwickeln, und das war unmöglich; außerdem ging die Aufgabe auch über meine Flugkraft im Englischsprechen hinaus.

Du erinnerst Dich, daß ich Dir von der Unterhaltung erzählte, die ich in Oxford über den Punkt hatte, daß die öffentlichen Vorlesungen der Universität wieder eingerichtet werden möchten: vorgestern beschloß der Senat ihre Wiederherstellung, und daß sie obligatorisch sein sollten. Mein Plan war nichts Neues, das Aussprechen meiner Ansicht hat aber vielleicht etwas zur Verwirklichung desselben beigetragen. Ich bin stark im Arbeiten, so wohl wie ein Fisch im Wasser, wenig essend, noch weniger trinkend, Wasser ausgenommen.

Da am Montag keine Debatte im Hause war, so blieben Pusey und ich zusammen und lasen Sophokles, was den guten Freund sehr erquickte.

Bei dem Lord-Mayor-Essen erhielt ich meinen Platz neben Lord Bloomfield. Nichts kann glänzender sein als der dabei entwickelte Prunk, oder schöner als der Gebrauch des „loving cup" *).

Dieser Tag war der letzte für den Artikel. Ich hatte nicht ein Wort geschrieben, nur Material gegeben. Ich ging zu Lockhart, um die Disposition seiner Billigung zu unterbreiten; da ich ihn aber nicht fand, blieb mir nichts übrig, als ihm den Artikel auf morgen früh um 9½ Uhr zu versprechen. Ich war also genöthigt, an die Arbeit zu gehen, und der Artikel ist in diesem Augenblick fertig geschrieben bis auf zehn Schlußseiten, welche skizzirt sind, und welche ich morgen früh — vor 9 Uhr 15 Minuten — auszuarbeiten das Glück haben werde. Um 10 bin ich zum Frühstück bei Sir Robert Inglis mit Lord Glenelg u. s. w. Diesen Abend gehe ich zu einer Aufführung der alten Musik. Bülow hat einen apoplektischen Anfall gehabt und befindet sich in großer Gefahr. Er hat dem Baron Werther alle Geschäfte übertragen.

Ich vergaß, über mein Frühstück bei Hallam zu berichten; Pusey, Lord Mahon, Macaulay (der Demosthenes und Cicero der Whigs), Empson und Kemble, der angelsächsische Gelehrte, waren zugegen. Ich saß zwischen Hallam und Macaulay, und die Unterhaltung war sehr lebhaft und lehrreich; nach dem Frühstück wandte sich der Inhalt derselben auf das, was jetzt in Aller Gedanken ist, die Kirche. Es war deutlich, daß Macaulay den Artikel in der „Edinburgh Review" über Gladstone's Buch schreibt; er sprach mit der ganzen Macht seines Geistes (oder besser seines

---

*) Es pflegt ein großer Becher von Hand zu Hand gereicht zu werden, aus dem jeder Gast zu trinken verpflichtet ist.

esprit) über den Gegenstand. Sie wünschten, mich in die Debatte zu ziehen; aber ich wich klüglich aus, da ich nicht wünschte, ihnen Alles zu sagen, was ich über die Sache wußte, und weder ihnen Waffen gegen meine Freunde zu geben noch meine Ansicht vorzuenthalten begehrte. — Wie sehr ich auch mit der Whig-Partei in einzelnen Punkten übereinstimme, so weiche ich doch in der allgemeinen Ansicht der menschlichen und göttlichen Dinge von ihnen ab; ihre besten Köpfe sind negative Geister. Sie sind gut zu dem Zweck, die Tories wachsam und innerhalb der richtigen Grenzen zu erhalten: ihre schlimmste Eigenschaft aber ist, daß sie in O'Connell's Händen sind. Man hat herausgebracht, daß O'Connell erst dann beredt wird, wenn ihm die Opposition Beifall zujauchzt; im Parlament wird er jetzt unter tiefem Stillschweigen angehört, und ist ermüdend und langweilig geworden.

23. Februar. Heute wagte ich mich heraus (nach drei Tagen Erkältung und Fieber), um Bülow zu sehen. Sein Leben ist für diesmal gerettet, aber er fühlt sich sehr elend und will nach Berlin zurückkehren.

Montag 25. Februar. Am Samstag wohnte ich der Comitésitzung des Britischen Museums bei, und erklärte dem Erzbischof und dem Bischof von London die Wichtigkeit der ägyptischen Papyrus; dies führte zu einer Unterhaltung über Lepsius' Entdeckung (er war selbst auch anwesend), und ich gab ihnen eine gedrängte ägyptische Vorlesung. Die Papyrus sollen auf Grund von meiner und Lepsius' Darlegung gekauft werden. Der Raphael wurde wirklich an demselben Tage verkauft, aber Beckford hatte den Preis in die Höhe geschraubt. Ich las mit dem theueren Pusey den „Oedipos Tyrannos" von Sophokles; dann aß ich mit ihm und Lady Emily zu Mittag, und ging um 9½ Uhr nach Holland-House, da ich wiederholte Einladungen von Lady Holland erhalten hatte, die höchst liebenswürdig war.

Sonntag Morgen. — Nachdem ich meinen zweiten und dritten Brief an Gladstone vorbereitet, ging ich mit Pusey zur Kirche, nach einer bedeutsamen Unterredung beim Frühstück über Rothe's großartige Entwickelung der Idee der Kirche und über Schelling. Nach 1 Uhr kehrten wir zurück und besprachen die Chronologie der Paulinischen Briefe und des Verfassers der Apostelgeschichte, bis nach 6, wo ich mich auf zwanzig Minuten zur Ruhe legte, um für Lansdowne-House frisch zu sein, wohin ich mit Hall um ein Viertel auf 7 ging. Lady Lansdowne nahm in liebenswürdigster Weise meine Bekanntschaft in Anspruch, und ließ mich an ihrer rechten Seite Platz nehmen — zwischen ihr und Mr. Strangways, ihrem Bruder, einer eigenthümlichen Erscheinung, höchst einsilbig und kalt im Anfang, der aber nachher sehr belebt wurde, und eine Menge von Kenntnissen in der Architektur zu Tage förderte. Das Haus ist fürstlich und geschmackvoll. Nach dem Essen Unterhaltung mit Labouchere und mit Lord Lansdowne über nationale Erziehung (Du weißt,

er ist jetzt Minister des Unterrichts, als Präsident der gestern gegründeten Behörde). Er sagte, ich müßte ihm ausdrücklich einen Morgen schenken, um mir seine Statuensammlung zu zeigen. Nach Hause zurückgekehrt, 25 Minuten vor 11, las ich den Timotheus-Brief im griechischen Testament und ging zu Bett. Heute Morgen (Montag) stand ich ein Viertel nach 6 auf und schrieb; frühstückte mit Pusey bei Schinken und speculativer Philosophie. Ich wollte, ich könnte Dir eine richtige Vorstellung geben von dem speculativen Talent und der Tiefe Pusey's. Ich kenne keinen Engländer, der diesen Gegenstand so genau studirt hat; er nimmt Schelling so leicht ein als Plato. Dann ging ich zu Lord Ashley und zu Bülow. Unsere Regierung ist aufgebracht über den vom Zollverein handelnden Artikel in der „Foreign Quarterly Review", und es sind Bülow wichtige und ausreichende Papiere zugesandt, mit dem Verlangen, diesen falschen Angaben entgegenzutreten. Bülow schrieb mir am Samstag, ich möchte zu ihm kommen; er sagte, er könne in seinem gegenwärtigen Gesundheitszustande und bei der Menge anderer Geschäfte den Auftrag nicht übernehmen, und frug, ob ich es wollte? — Ich konnte nur ja sagen, da es klar ist, daß etwas gethan werden muß. Bülow war entzückt. Die Frage ist, ob die „Quarterly Review" (die schon im Druck ist) noch einen Artikel über den österreichischen Vertrag und den preußischen Zollverein aufnehmen will. Ich ging zu Lord Ashley, der mit seiner unsäglichen Güte mir sofort anbot, zu Lockhart zu gehen, „obgleich es die elfte Stunde ist". Ich bat Bülow, mir die Documente übersetzen zu lassen; die Auseinandersetzung werde ich selber ins Englische übertragen, und ich bin sicher, daß Pusey mir dabei helfen wird.

Mittwoch 27. Februar. Am Montag dinirten wir bei Baring mit Lord und Lady Mahon (sie ist angenehm und hübsch), Carlyle, Henry Taylor (dem Dichter und Secretär im Colonialministerium), Greville (Secretär des Staatsraths). Die Gesellschaft war sehr unterhaltend. Ich ließ Lord Mahon mir von seinen eigenen Werken und Studien erzählen. Unter anderen Dingen erwähnte er, daß der Herzog*) in Kinder so vernarrt ist, daß er einige aus seiner Verwandtschaft so oft und so lange als möglich bei sich auf dem Lande zum Besuche hat, stundenlang mit ihnen Ball spielt, sich von ihnen nach Belieben plagen läßt und selbst unter ihnen wie ein Kind ist.... Aber was war das Abends für eine Parlamentssitzung! Lord John beantragte die Abschaffung oder Sistirung der Domherrenpfründen. Ich konnte nur ein paar Worte hören — so groß war das Geschwätz und die Unaufmerksamkeit der Mitglieder. Lord John gähnte, die Radicalen schliefen oder lachten.

*) Unter „Herzog" par excellence ist stets der Herzog von Wellington gemeint.

Der Herzog von Cambridge hatte mir durch Bülow eine Botschaft gesandt, daß er meinen Besuch um 12 Uhr empfangen könne, und so ging ich von Bülow dorthin. Der Herzog hielt mich anderthalb Stunden lang fest, indem er in seiner Weise fortplauderte. Er sagte, er habe in seinem Leben zwei (wirkliche) Könige gesehen, der eine sei sein Vater gewesen, der andere Friedrich Wilhelm III.; dann verlangte er meine Meinung über Irland und die römisch-katholische Frage, da er überzeugt sei, daß ich hiervon mehr wisse als die meisten Anderen.

Freitag Morgen, 1. März. ... Ich frühstückte bei Gladstone. ... Wir hatten eine lange Unterhaltung. Ich spreche niemals halb so leicht englisch, als wenn ich ihn sprechen höre und ihn sehe. Natürlich waren wir nicht vor 12 fertig, aber ich kam noch zeitig genug nach Hause, um von Lady Raffles und Ella nach Crosby-Hall zum Besuch Elisabeth Fry's abgeholt zu werden. Die dort verbrachte Zeit hat mir, glaube ich, von allen wichtigen Augenblicken meines londoner Aufenthalts den tiefsten Eindruck hinterlassen. Während der langen Hinfahrt hatte ich eine Unterhaltung mit Lady Raffles, worin ich wieder mehr als je Alles, was sie ist, empfand: ihren mächtigen Verstand, ihre Hochherzigkeit und christliche Demuth, daneben ihre rührende Güte gegen mich, durch welche ich mich wirklich mehr beschämt als stolz fühle, und das heißt viel*) ...... In der Mitte des Saales in Crosby-Hall stand eine hohe, große Gestalt, etwa 60 Jahre alt, mit Augen zwar klein, aber sanften und befehlenden Ausdrucks — eine fesselnde Erscheinung, doch eher imposant als schön zu nennen, wenngleich ihre Züge keineswegs gewöhnlich waren. Dies war Mrs. Fry, meine Lieblingsheilige. Nachdem wir unsern Rundgang in dem gerade eröffneten Bazar beendet hatten, führte sie mich zum verabredeten Zwecke eines ungestörten Zwiegesprächs auf eine Galerie, von der wir auf den herrlichen Saal herabblicken konnten. .... Als sie im Sprechen einhielt, sagte ich etwas, um meine Gefühle über ihr Liebeswerk auszudrücken, und wagte ferner zu sagen: „Ich habe mich viele Jahre lang mit dem Gedanken getragen, warum Sie nicht Mittel ersinnen könnten und sollten, um ein so großartiges und gesegnetes Werk wie das Ihrige, um welches Sie sich so sehr bemüht haben, von Ihrer Person unabhängig zu machen — etwas einzurichten, das Sie überleben möchte.“ — „Lies zuerst das Buch, welches du gekauft hast, und dann sprich wieder mit mir. Ich will Dich in meinem Hause sehen und nach Newgate mitnehmen.“

Lady Raffles, Ella und ich blieben noch zusammen an jener verborgenen Stelle, und mein volles Herz strömte gegen sie über von dem

*) Es folgen hier viele Einzelheiten über Crosby-Hall und die Einrichtungen, die für einen gerade dort stattfindenden Bazar zum Besten weiblicher Gefangener getroffen waren.

empfangenen Eindruck. Jedes Wort fand ein Echo. „Wie viel Kraft der Einzelnen (sagte sie) geht in unserer gegenwärtigen individuellen und abgesonderten Stellung verloren. Entweder werden wir zurückgehalten durch Furcht vor dem Lächerlichen oder durch die Gefahr, eitel und eingebildet zu werden. Auch gibt es so viel frommthuerisches Geschwätz, daß wenig gethan wird." ... Ich aß an diesem Tage in dem Thatched-House mit dem literarischen Club — durch Sir Robert Inglis als sein Gast eingeführt. Niemand wird hier zugelassen außer den Mitgliedern — ich bildete den dritten Ausnahmefall und war der erste zugelassene Fremde. Ich saß zwischen dem Präsidenten und dem Bischof von Winchester und hatte eine gute Unterhaltung. Der Bischof ist ein Mann von sehr feinem Benehmen und mannichfachen Kenntnissen. Ich werde ihn noch genauer kennen lernen, denn er will mich in seinem Wagen nach High-Wood zum Diner und zurückfahren. Sir George Murray ist ein liebenswürdiger und höchst ausgezeichneter Held; Lord Goderich ist sehr gescheut. Beim Abschied sagte der Bischof von London: „Wir haben die Papyrus gekauft und nie hat mich eine Entdeckung mehr interessirt: aber ich fürchte, sie werden sämmtlich nutzlos sein, wenn wir nicht Dr. Lepsius daneben kaufen können."

Meine Liebe — dies ist ein wichtiger Theil meines Lebens. Wenn ich am Leben bleibe und wenn Gott mit mir ist, werde ich hoffentlich das Beste von dem, was ich weiß oder denke, zu Wirklichkeiten umprägen. Ich bin völlig wohl, schlafe blos sechs Stunden und bin immer frisch.

Montag Morgen, 4. März. ... Meine Liebe, ich muß am Morgen dieses Tages ein paar Zeilen an Dich richten, um eine Art von Zwiegespräch mit Dir zu haben — trotz der kalten Entfernung, die zwischen uns liegt.

Möge Gott Dich reichlich segnen, und dadurch, daß er Dich mehr und mehr mit dem Bewußtsein seiner Liebe durchdringt, Dich für alle die Liebe belohnen, mit welcher Du Deinen Gatten und Deine Kinder glücklich machst! Möge er mehr und mehr aus Deinem Herzen den Stachel der Sorge und Unruhe ziehen über die Zukunft, die ihm gehört, und Dir Kraft und Stärke geben, um alle Dinge mit heiterem Herzen in seine Vaterhand zu befehlen! Möge er Dir Freude und Segen gewähren in Allem, was Dir theuer ist, und Deine Kinder alle gedeihen und blühen lassen! Wenn ich diese Wünsche und Gebete für Dich ausspreche, so muß ich sie für mich selber verdoppeln! ...

Ich habe keine Zeit, Dir Lady Raffles in High-Wood so, wie ich wünschte, zu beschreiben — es ist die frühere Königin des Ostens mitten unter ihren Reliquien, und umgeben von den Ueberbleibseln ihrer Stellung. Ihre javanischen Musikinstrumente (Messingplatten u. s. w.) besitzen keine Quart oder Septime, sonst aber unsere Scala. ... Massive Stücke Silber-

geschirr zeigen, was aus dem Schiffbruch gerettet wurde. Inmitten ihrer Sammlungen bewegt sie sich so königlich und so einfach, so ernst und so lebhaft, so geistvoll und so voll Güte. Ich fühlte die Wahrheit der schon so oft gemachten Erfahrung, daß man Jeden in seinem eigenen Hause sehen sollte .... Ich wäre so gern den Sonntag da geblieben; ich war aber artig und kehrte mit dem Bischof nach London zurück.

Von wem sollte ich hier eine Einladung zum Diner vorfinden? — Von Mrs. Fry; auf nächsten Donnerstag nach Upton in Essex. Glücklicherweise bin ich an diesem Tage frei.

Freitag Morgen. — Heute bin ich in Guy's Hospital gewesen. Nichts konnte rührender sein als Alles, was ich hier sah und hörte: die einfache Predigt des Evangeliums von einem der freiesten und tiefsten Geister unter den gelehrtesten Männern Englands, zu einer Gemeinde, wie sie Christus hatte, nämlich Krüppel, Blinde, Lahme, selbst Besessene, alte Männer und Frauen und Kranke, die theils der Genesung, theils dem Tode entgegensehen. Die Predigt war bewunderungswürdig; die letzte Hälfte extemporirt, wie ich nachher hörte, obgleich scheinbar abgelesen. Die Gesellschaft im Hause (Frau und Schwester) Maurice's ganz würdig. Milnes war mit uns — in Sonntagslaune. Wir gingen über die Erlöserkirche zurück, bestiegen einen Dampfer und fuhren im herrlichen Sonnenschein den edeln Strom bis nach Hungerford-Stairs hinab. Ich nahm Coleridge ins Athenäum und setzte mich zum Lesen nieder, wurde aber bald durch eine „Succession" (keine apostolische!) von Ankommenden gestört, die mich kannten. Doch las ich immerhin etwas, bis um 4, wo Milnes zurückkehrte, um mir den Carltonclub und andere Clubs zu zeigen. Ich kam noch zum Diner bei dem Herzog von Cambridge zu rechter Zeit an. Die Herzogin von Gloucester war dort — höchst gütig und huldvoll — und erkundigte sich viel nach Dir und Mama. Um 10 zog sich der Herzog zurück, um mit drei Violinspielern ... ein Quartett aufzuführen, welches noch fortdauerte, als ich wegging; man sagt, er setze es oft bis 2 Uhr fort. Als ich um halb 12 heimkehrte, fand ich meinen vortrefflichsten Pusey bereit, mir ein Plauderstündchen zu schenken. Heute sollen wir den „König Lear" sehen. Soeben kommen Handelsfragen (Zollverein), an die ich mich heute begeben muß, mit Mrs. Fry's Buch und „König Lear" zusammen. Was für eine Mischung! ... Lockhart will meinen Aufsatz aufnehmen, der folglich diese Woche geschrieben werden muß; also lebt wohl, Coleridge und Philosophie! ... Der Klatsch hier behauptet, ich sei mit einer geheimen Mission betraut — Niemand weiß mit welcher — aber ich soll bereits große Fortschritte gemacht haben — Niemand weiß worin! Keine Sorge! (Never mind!) sagt der englische Solon.

Mittwoch 6. März. Gestern frühstückten wir (auch Lepsius) bei Gally Knight, der uns die schönen Sachen zeigte, die er für sein großes Werk über die Geschichte der christlichen Architektur gesammelt hat. — Heute Morgen frühstückte ich mit Pusey und einer Anzahl von Schriftstellern bei Milnes; auf dem Heimwege traf ich Lord und Lady Sandon, mitten in einem Schneegestöber, wie ich selbst, spazieren gehend, um einen Besuch zu machen; sie blieben stehen, um sich mit mir zu unterhalten, und ich soll übermorgen mit ihnen bei Lord Harrowby speisen.

Freitag Morgen 8 Uhr. — Die Entlassung des Ministeriums ist erfolgt .... sie hätten schon früher gehen sollen .... es ist ein großes Ereigniß und eine bedeutsame Krisis. Sir Robert Peel ist jetzt Herr des Landes; er wird wahrscheinlich mit dem alten Unterhause zu regieren versuchen, über dessen Haupte freilich das Schwert hängt.

Gestern war ich mit Lady Raffles und Schukowsky drei Stunden lang im Britischen Museum. Lord Glenelg wünschte das Panorama von Rom in Leicester Square zu sehen und ich begleitete ihn dorthin.... Um 3 Uhr werde ich Carlyle sehen, dann mit Lady Raffles spazieren fahren oder gehen, und um 6 bei dem Bischof von Norwich speisen. Ich thue jetzt geradezu außer Essen und Schlafen weiter nichts, als Augen und Ohren zum Sehen und Hören offen zu halten — nur an Dich und die Kinder denke ich dabei freilich immerfort. — Ganz London ist in Bewegung: Furcht, Hoffnung, Verdruß, Freude und vor Allem Neugierde. Gestern führte mich Lord Francis Egerton durch seine wundervolle Gemäldesammlung; ich bin eingeladen, ohne Anmeldung zu kommen und für mich selbst darin herumzuwandeln. Man kann sich keine gewähltere Sammlung denken. Dann sah ich die von Mr. Bankes — der escurialische Rafael, einst der von Gonzaga, ist ganz unberührt.

Sonntag 10. März. Ich muß mich eine Minute vor dem Essen hinsetzen und anfangen, Dir die Geschichte dieses Tages zu erzählen, der sehr reich und ereignißvoll für mich war. Wir hatten abgemacht, diesen Morgen Maurice predigen zu hören — Pusey und ich, Mrs. Ward und Miß Seymer; schließlich konnte Pusey nicht gehen, und so begleitete ich die Damen. Gestern Abend, bei meiner Rückkehr von einer sehr genußreichen Tischgesellschaft bei Lord Haddington — Graf Woronzow, seine Schwester, Lady Pembroke und ihre schöne Tochter, Lady Emma, Lord Aberdeen, Sir Stratford Canning, Lord Warncliffe, Mr. Drummond (alle eingeladen, wie Lord Haddington sagte, um mich zu treffen) — fand ich einen Brief mit der Anzeige, daß Mrs. Fry ihre Reise nach dem Festlande nächsten Mittwoch antreten wolle und vorher von mir zu hören wünsche, ob ich Rath oder Briefe für sie habe. Ich beschloß deshalb, nach der Kirche nach Upton zu gehen.

Montag Morgen 7 Uhr. — Wir kamen gestern rechtzeitig nach Guy's Hospital. Maurice predigte über die dritte Versuchung Christi — wie ihm von dem Geist alle Reiche der Erde gezeigt wurden — eine der schönsten und tiefsten Predigten, die ich jemals hörte, und doch in einer für diese Versammlung ganz verständlichen Form. Er sagte, daß die zwei ersten Versuchungen sich auf die beiden ersten Bitten des Vaterunser: „Geheiligt werde Dein Name" und „Dein Wille geschehe" bezögen, während die dritte der „Dein Reich komme" entspreche. Dann schilderte er, wie Christus die Welt fand: das erwählte Volk in Unwissenheit, wie es das Reich Gottes sein solle, und die Heiden, wie sie in Gottes Reich gelangen sollten — dennoch beide Kinder derselben Hoffnung und Liebe. Dies entwickelte er sehr schön, in einer antijudaistischen und einer antipseudo-orthodoxen Weise. Dann fragte er: Was sah Christus von dem Berge? Menschliche Freude und menschliches Elend: alle Herzen klopfend unter der Herrschaft der Furcht, Hoffnung und Leidenschaft; Gottes Gesetz verderbt, auch wo es der Form nach anerkannt wurde; seine Liebe mißbraucht, seine Gaben vergiftet u. s. w. Und dann sagte der Teufel: „Ist nicht jetzt dieses Alles die Wirkung meiner Macht? Bin ich nicht der Herr dieser Welt? Erkenne dies jetzt an, und dann sollst Du über sie herrschen. Du könntest dann die Menschen glücklich machen, bessern was schlecht, heilen was verwundet ist. Dies willst du, aber ich bin es, der dir dazu erst die Macht geben muß, die dir in diesen Ländern und Völkern fehlt." Dann verbreitete er sich schließlich über die Antwort Christi und kam darauf im zweiten Theile zu der Anwendung; aber mit dem Geschriebenen war er lange vorher zu Ende, — er extemporirte auch jetzt, indem er das Papier hielt, als wenn er lese. Du siehst, wie die Anwendung gemacht war. Wo ein Gedanke in dir aufsteigt wie der: „Ist es nicht die Selbstsucht und das böse Princip, nicht aber die Liebe Gottes, welche die Welt beherrscht? Sollst du nicht das Maß sittlicher Anforderungen an dich und Andere verringern, um in einer solchen Welt Liebe ausüben zu können, um mit ihr auszukommen, sogar wenn es sich bei dir nur darum handelt, Gutes zu thun?" — so weißt du, daß Satan dich versucht, wie er Christus versucht hat! u. s. w.

... An der Thür von Mrs. Fry erklärte der Diener, daß sie Niemand sehen könne; wir wurden aber doch hineingelassen. Mrs. Fry kam, sehr erschöpft, aber freundlich. Ich legte ihr meinen Vorschlag zu ihrem Reiseplan vor, ganz verschieden von dem, welcher für sie gemacht worden war; sie nahm sofort den meinigen an. Ich gab ihr eine Schilderung von Land und Leuten, von Stuttgart bis Elberfeld, und bevor ich Heidelberg erreichte, sagte sie: „Das steht fest, ich muß diesen Weg gehen." Dann faßte ich Muth, und erzählte ihr von der Köpf'schen Anstalt für verwahrloste Kinder in Berlin, von den kaiserswerther Diakonissinnen u. s. w.... „Die Mährischen Brüder" — sagte ich, „sollten aufhören, eine Sekte zu sein

und ein Orden werden." Ich erklärte und verbreitete mich näher darüber; sie sagte: „Es wäre gewiß gut, aber meinst du, daß es ausführbar sei?" Ich erwiderte: „Ich denke, es muß, und wenn es die Absicht Dessen ist, der sein Volk regiert, so kann es." Nach allgemeineren Betrachtungen äußerte sie: „Es wäre allerdings etwas Schönes, — ein großer Segen. Ich fühle jetzt, was deine Freundin Lady Raffles mir sagte: ich hätte dich öfter sehen sollen; du hättest unter meinem Dache wohnen sollen; ich hätte dich in High Wood treffen müssen. Die Versäumniß betrübt mich; werde ich dich je wiedersehen?" Darauf legte sie ihren langen schwarzen Mantel an, um zu ihrer Versammlung zu gehen, ergriff meine Hände und sagte: „Lebe wohl, Gott sei mit dir auf allen deinen Wegen und segne Alles, was du thust." Es war eine ausdrucksvolle und feierliche Begegnung, und wir fühlten Alle die Macht ihres Charakters. Ich kam um 6 nach Hause, aß mit Pusey zusammen, und wir lasen dann bis um 11.

Samstag 16. März. Mein Aufsatz über preußische und österreichische Handelspolitik ist gedruckt, kann aber in dieser Nummer nicht mehr aufgenommen werden, weil die anderen Aufsätze die Zeitschrift bereits ausfüllen. Nichts ist verabsäumt worden; Lockhart hat Alles gethan, was geschehen konnte. Der Artikel wird wol Mitte Juni erscheinen. In der Zwischenzeit werde ich die Druckbogen vertraulich nach Berlin senden; natürlich werde ich dort nicht bekennen, daß ich der Verfasser bin; sonst möchten mich Jene dort aus des Königs Dienst entlassen, weil ich so antirussisch und wahrhaft deutsch gesinnt bin. . . . Der Aufsatz ist wörtlich so gedruckt, wie ich ihn schrieb, was ich nicht erwartet hatte.

Demselben Aufenthalt in London gehört auch der folgende Brief Bunsen's an Kestner an:

London, Palmsonntag, Vorabend der Rückreise nach Haus, 24. März 1839.

Gestern erst, theuerster Freund, erhielt ich die Entscheidung von Berlin: ich hatte nicht gebeten, mir den Urlaub zu verlängern wegen der ägyptischen und anderen Arbeiten, an denen man ein Interesse nimmt, weil ich mich wollte bitten lassen, den Leuten nützlich zu sein: so hat man sich denn besonnen, bis man gesehen hat, ich bin hier wirklich etwas, was ein Anderer eben nicht wäre: ein Umstand, den ich ihnen vor mehreren Jahren ganz offen gesagt habe. Hier fühle ich (als praktischer Staatsmann) mich als Antäus, der seine Mutter berührt: ich habe hier den Hebel, den ich nirgends anders finde. Deshalb schrieb ich Dir nicht früher; nun aber ist es wenige Stunden vor der Abreise, denn ich komme auch so erst Mittwoch Abend in der heiligen Woche im süßen Llanover an: — Ich muß mich darauf beschränken, was ich nur mit dieser sicheren Gelegenheit schreiben

kann. Wegen Berlin sei unbesorgt: es ist sehr wahr, man will mir gern die Museumstelle entziehen, da man sie eigentlich schon Olfers versprochen hatte....... Der Kronprinz ist liebevoller wo möglich als je, will aber nicht, daß ich die Stelle haben soll, weil er mich zu anderen Dingen bestimmt, die weder mir noch den anderen Leuten zusagen. Doch das Alles ist in der Hand Gottes: ich weiß, ich bin jetzt hier an meinem Flecke, und außerdem bin ich so gern hier, daß ich allenthalben sonst, außer im Himmel, höchst unglücklich mich fühlen würde. Wenn die Tage länger werden, sollst Du mehr davon hören....

Bunsen kehrte zu seiner Familie und seiner Schwiegermutter am Mittwoch in der Passionswoche zurück und verbrachte eine schöne Osterzeit mit ihnen in Llanover. Es kann hier weiter nichts über diese Zeit bemerkt werden, als daß er eifrig den von Berlin aus ihm übertragenen Entwurf zu einem Ehescheidungsgesetze ausarbeitete, wozu er bis dahin Stoff und Meinungen gesammelt hatte.

Früh im April kehrte er nach London zu der herzlichen Gastfreundschaft Pusey's zurück, von dessen Wohnung (23 Hertford Street) die folgenden Briefe geschrieben sind:

Dienstag 16. April 1839.

(An seine Frau.) Als ich um 7 Uhr in Birmingham in den Wagen steigen wollte, um in ein Gasthaus zu gehen (da bis ½12 in der Nacht kein Zug weiter fuhr), stand Mr. Lee vor mir und lud mich in seine gastliche Wohnung ein, laut einer mit Dr. Arnold getroffenen Verabredung, da Beide gewußt hatten, daß ich Rugby an demselben Tage nicht erreichen konnte. Ich fand Lake von Balliol, und wir hatten einen genußreichen Abend bis 1 Uhr morgens. Ich frühstückte um 7 mit Lee und bestieg um 9 mit Lake die Post. In Rugby erwarteten mich Mrs. Arnold und einige ihrer Kinder am Ufer. Es war wirklich ein Freundesempfang. Dr. Arnold gab mir die Fortsetzung seines Werkes über die Kirche, was uns reichen Stoff zur Unterhaltung bot. Als wir die Universitäten besprachen, fiel mir ein, ob nicht bei der Verhandlung am 20. über die Pfründenfrage beschlossen werden könnte, von verschiedenen Kathedralen vier Pfründen abzusondern und mit einer der beiden Universitäten zu verbinden. Meine Idee wurde gebilligt und ich habe vor, dies meinen Freunden zu predigen, um zu versuchen, ob ich sie dafür gewinnen kann. Ich wünsche, daß außer den zwei gut dotirten theologischen Professuren und der hebräischen noch zwei für das Neue Testament, eine für Kirchengeschichte, eine griechische und lateinische u. s. w. gestiftet werden.... Ich kam gerade zur rechten Zeit für die Schnellpost und erreichte London 5 Minuten nach 2. Bei der Ankunft fand ich eine sehr herzliche Einladung von Sir Robert Peel, die ich beilege.

... Nach verschiedenen vergeblichen Versuchen, Einlaß zum Unterhaus zu bekommen, erfuhr ich vom Sprecher, daß er Befehl geben werde, mich um $\frac{1}{2}7$ einzulassen, wenn die Peers bis dahin Platz gefunden hätten. Ich setzte mich in den Gängen auf die Stufen und las Wordsworth's Buch über Pompeji. Um $\frac{1}{4}$ nach 6 wurde ich eingelassen und durch Sir Thomas dem Lord Canterbury vorgestellt; neben diesem saß Lord de Vesci (den wir als Mr. Vesey Fitzgerald kannten) und begrüßte mich freundlich. Ein anderer Peer bot mir seinen Platz an — so war ich über Erwarten gut eingerichtet. Nachdem Lord John $1\frac{1}{2}$ Stunde gesprochen, stand Peel auf und hielt eine glänzende Rede... Du mußt die Debatte in der Times lesen. Das Haus vertagte sich um $\frac{1}{4}$ auf 12, und ich ging heim mit Pusey. Ich hatte beschlossen, lieber mein Essen als die Sitzung aufzugeben, aber Sir Thomas wollte es nicht zugeben und nahm mich um 4 Uhr zu einem Beefsteak mit sich ins Athenäum. Hamilton war dort — er und Lord Northampton haben meine Idee des Natalis Urbis sehr freundlich aufgenommen und ausgemacht, daß Lord Ripon, als Präsident der Literarischen Gesellschaft, in deren Saale man sich versammeln werde, den Vorsitz führen solle....

Sage der lieben Mama, wie ich mich nach einigen weiteren ruhigen Wochen oder Monaten schöpferischer Thätigkeit unter ihrem gastlichen Dache und in ihrer belebenden und geliebten Gegenwart sehne. Du und Mama solltet Euch die „Edinburgh Review" und die „Quarterley Review" vom März verschaffen — die erstere enthält Macaulay's Artikel über Gladstone — widersprechend, aber sehr achtungsvoll: Gladstone hat ihm einen Dankbrief geschrieben.

Dienstag Morgen 18. April, $6\frac{1}{4}$ Uhr. Meine Liebe! Unter dem vielfachen Trost, welchen Du mir während unseres letzten Beisammenseins gewährtest, war mir wichtiger, als Du Dir denken magst, die Art und Weise, wie Du meinen Entschluß in Bezug auf Berlin billigtest, und Deine Aeußerung über Usedom's Mittheilungen.*) Ich drückte Dir meine Empfindungen nicht aus, weil ich es für unvernünftig hielt, Dich damit zu quälen. Was Berlin betrifft, so würde ich allen meinen Widerstand aufgegeben haben, wenn Du mich gedrängt hättest, zu gehen. Wie konnte ich jenen Brief des Kronprinzen lesen, ohne zu empfinden, daß die ganze Liebe und Dankbarkeit meines Herzens ihm entgegenströme?

Die Debatte ist am zweiten und dritten Tage um keinen Zoll vorgeschritten. Sie wird vielleicht vor Freitag nicht zu Ende sein. Grote und

*) Der treue Usedom hatte über Bunsen's Aussichten niedergeschlagen geschrieben: seine früheren Freunde nähmen es ihm übel, daß er seine Rückkehr nach Berlin nicht durchsetze. Anmerkung der Verfasserin.

einige Andere sagen offen: „Sollen wir die Kutsche nicht umwerfen?" Grattan hielt eine theatralische aber beredte Rede und machte einen guten Schluß. Nach Hause gekommen, fand ich ein sehr herzliches Billet von Sir Robert Peel, in Antwort auf das meinige, worin er mich wieder auf Samstag einladet und einige Leute zusammenzubringen verspricht, „die ich gern treffen würde". Pusey sagt, er habe nie eine solche Herzlichkeit von seiten Peel's erlebt; aber ich hatte seit unserer ersten hiesigen Begegnung gefühlt, daß seine Bekanntschaft nur im Zimmer seiner Frau und seiner Kinder gemacht werden kann: dort legt er alle seine Zurückhaltung ab.

Eine neue Devonshire-Redensart wird erzählt. Mr. F. sagte bei Gelegenheit der letzten Wahl: „Ich fordere das Volk auf, sich nicht länger von den Priestern reiten zu lassen: ich für mich ließ mich wenigstens nie von Priestern reiten, und werde es nie zugeben." Am nächsten Morgen hatte eine der Zeitungen die folgenden Zeilen: „Auf Dir freilich wird nie Prophet noch Priester reiten. Bileam ist todt und wer sonst würde Dich zu seinem Thiere wählen?"

Ich lege Peel's Billet bei — schicke es mir zurück; denn ich will es dem Kronprinzen für seine Autographensammlung schicken.

London, Sonntag 20. April 1838.

(An John Hills.) Ich bin in Verzweiflung, Sie in dem Strudel dieser Welt nicht getroffen zu haben. Ich hoffe, Sie sind noch hier und werden bis morgen hier bleiben. Die Königliche Gesellschaft für Literatur hat ihren Saal dem Römischen Institut für das morgige Jahresfest zur Verfügung gestellt. Lord Ripon wird um 1 Uhr den Vorsitz einnehmen. Ich werde über die Pyramiden und Fora sprechen, und Lepsius über Obelisken und Sesostris. Bitte, kommen Sie.

Montag 22. April 1838.

(An seine Frau.) Was für einen köstlichen Brief hast Du mir geschickt! Halte mich nicht für grausam, weil ich mich nach einem ganzen Brief von Dir sehne! — es ist der feste Punkt des Tages und das Centrum meiner Gedanken. Aber ich bin nicht undankbar für eine einzelne Zeile, und Du hast mir so viel geschickt, mit all Deinen Beschäftigungen und der Abspannung, die Du fühlen mußt. Am wenigsten von allen bin ich undankbar für irgendeine Aeußerung Deiner Liebe, wie kurz sie auch sei: denn es ist Thatsache, daß ich nichts thun kann ohne ununterbrochene Fortsetzung unseres gewohnten Verkehrs.

Carlyle's Vorlesungen sind höchst merkwürdig: rauhe, für kein politisches oder religiöses System zubereitete Gedanken; den Leuten gewissermaßen an die Köpfe geschleudert, was die meisten seiner Zuhörer unangenehm berührt; ich will Dir mehr davon erzählen, wenn wir zusammen sind. . . .

Von Berlin habe ich in diesem Augenblicke einen ganzen Haufen von Staatsschriften über das Ehescheidungsgesetz erhalten, die mir von Altenstein auf Specialbefehl Sr. Majestät zugesandt sind. Sie machen vier Foliobände Manuscript aus.... Ich bin heute mit dem theuren Schukowsky herumgegangen.

Dienstag Morgen. — Ich bin früh aufgestanden, um dem Minister zu schreiben und den Empfang der Papiere zu bestätigen, wobei ich sage, daß ich einer Muße von mehreren Monaten für das mir anvertraute Werk bedürfe....

Meine Liebe, der Weg wird uns gezeigt werden, aber laß uns zurückblicken und sagen, ob es bisher nicht ein Weg von beständiger Gnade gewesen ist?... Ich weiß, daß Alles gut ablaufen wird, sodaß ich im Stande sein werde zu thun, was auszuführen mein Beruf ist, wenn ich nur nicht Mangel an Glauben habe. Dafür bete mit mir!

Ich habe in der Eile des Augenblicks vergessen, ein Wort des Dankes und der Freude zu sagen, daß Du meine Rede billigst. Denn obgleich ich weiß, daß Deine Liebe Dich parteiisch macht, so gehört es doch zu Deinen köstlichsten und werthvollsten Eigenschaften, nie einen Ausdruck der Billigung zu gebrauchen, außer wenn sie Dein Herz empfindet.

Die „Literary Gazette" hat meinen Vortrag über die Pyramiden gedruckt. Ich habe an Darley geschrieben, um meinen zweiten Artikel für das „Athenäum" anzubieten. Darley ist arm, aber der Herausgeber der „Literary Gazette" macht Geld durch sein Blatt. Die Schriftsteller nehmen nicht die ihnen gebührende Stellung ein!... Buckland wird von den Bigotten verfolgt, weil er geäußert hat, daß es unter den Fossilien eine präadamitische Art geben könne. „Wie", sagen sie, „ist das nicht directer, offener Unglaube? Kam denn der Tod nicht durch Adam's Sünde in die Welt?" Also waren wol die Adam vorgeführten Löwen ursprünglich dazu bestimmt, die ganze Ewigkeit hindurch zu brüllen?

Zu Deiner Frage, was ich über das Ehescheidungsgesetz vorschlagen werde, sage ich: möge das Gesetz bestehen bleiben, wie es durch das Ministerium verbessert worden ist, als das provisorische bürgerliche Gesetz; aber an das Ende muß ein Paragraph hinzukommen des Inhalts, „daß der König sich die Macht vorbehält, für bestimmte religiöse Gemeinschaften die von diesen etwa vorgeschlagenen Ehescheidungsgesetze zu genehmigen". Auf deutsch heißt dies, daß er den Synoden der beiden constituirten Kirchen von Rheinland und Westfalen erlaubt, ein solches Gesetz für sich selbst zu entwerfen.

Das Mittagsmahl bei Sir Robert Peel war wirklich ein höchst erfreuliches Ereigniß für mich; es war der Schluß meiner Theilnahme an jener sehr langen Debatte, deren Gegenstand natürlich für ihn und seine

Freunde der Hauptgegenstand der Unterhaltung war. Aber er sagte auch außerdem viele gute Dinge; z. B. daß der gegenwärtige englische Stil so conventionell und so wenig classisch sei, daß in späteren Zeiten vielleicht das einzige aus dieser Periode als classisch und als ein Beispiel von „gutem, reinem Sächsisch" zu erwähnende Buch die Sammlung der Depeschen des Feldmarschalls Herzogs von Wellington sein werde; sie seien geschrieben, um in der einfachsten Weise das, was er zu sagen gehabt habe, auszudrücken, ohne in irgendeinem Grade apprêté zu sein. — Heute werde ich Lady Peel besuchen und ihr meinen Leseplan für ihre Tochter dalassen. Ich habe sonst nichts zu erzählen, als daß ich zwölf Stunden schrieb, dann mich in dem Green Park erfrischte, und am Abend mit dem theuren Pusey. Er ist eine ganz einzigartige Verbindung eines praktischen Engländers und eines geistvollen Deutschen, sodaß man, wenn er in der einen Eigenschaft redet, denken könnte, er habe die andere aus dem Gesicht verloren. So in den kirchlichen Angelegenheiten, — mit Bezug auf England ist er jetzt Puseyist; praktisch ist sein Gefühl gegen die „Low Church Party" und den Calvinismus. „In Gedanken", sagt er, „bin ich mehr deutsch wie Sie; ich kann der Philosophie zugestehen, christlich zu sein, was Sie nicht thun. Wenn ich einen Gnomon (Motto, Symbol) in der Weise der Alten aussprechen sollte, so würde es dies sein: Wenn das Christenthum göttlich ist, so ist es wahr, und wenn es blos menschlich ist, so ist es wirklich." Ein überraschender Ausspruch, dessen ganze Bedeutung Niemand verstehen kann, ohne die Theorie unserer Philosophen zu kennen: „daß die Realität Gottes seine Schöpfung, und im höchsten Sinne die Schöpfung des Menschen ist"....

Gern läse ich Dir meinen Aufsatz über historische Kritik, Niebuhr, römische Religion, britisches Reich u. s. w. vor, den ich am Montag schrieb.*) Ich will den Stoff nun gründlich behandeln und Niebuhr's Geschichte durchgehen, um jede Behauptung mit Beispielen zu würzen, wie es die Engländer gern haben — ohne zu verlangen, daß man irgendeine derselben ohne Beweis annehme, — „Mykerinus 600 Jahre vor Abraham" — „Abraham verhält sich zu Cheops wie Victoria zu Wilhelm dem Eroberer." — Diese Behauptungen von mir werden augenblicklich herumgetragen; vermuthlich werde ich Angriffe erfahren.**) Lord Burghersh hat mir für jeden Mittwoch das Fremdenbillet zur Aufführung alter Musik gegeben; heute werden Lepsius und Hills damit hingehen, da ich bei den Farquhars mit

*) Der genaue Titel dieser zur Feier des Natalis Urbis (Gründungstag Roms) in der Royal Society of Literature am 30. April 1839 gehaltenen Rede war „Capitol, Forum und die altrömische Geschichte und ihre Herstellung".

**) Die hier angeführten Sätze finden sich in der (wie die über Rom im Concept erhaltenen) Rede über „Erbauer und Alter der großen Pyramiden". Ein in dieser Zeit geführtes Tagebuch Bunsen's enthält außerdem eine Menge von Notizen über seine damaligen Studien, besonders archäologische und chronologische.

Gladstone speise. Ich habe mich entschlossen, wenn mir der Muth nicht fehlt, bei der Versammlung der Bibelgesellschaft eine Rede zu halten, nachdem ich die Reden und Berichte von 1837 gelesen. Wenn ich mit dieser Rede Erfolg habe, so will ich das Vorschneiden lernen: denn ich sehe, hier ist man kein Mann, wenn man nicht zu reden und vorzuschneiden im Stande ist. Pusey soll mein Lehrer sein.

Donnerstag 5. April, 4 Uhr. ... Der Auszug aus meiner Abhandlung ist unter der Presse; ich ging ihn heute mit dem Herausgeber durch. Ich habe (durch Lord Ashley) die Aufforderung erhalten, auf der Versammlung der „Church Missionary Society" zu sprechen und einen Antrag zu stellen; ich bin entschlossen, Alles, was sich auf diesem Felde darbietet, anzunehmen, und zu sehen, ob ich von Nutzen sein kann, und wie weit die Kraft meiner englischen Fittiche mich tragen mag.... Dr. Lushington wird die Grundsätze des englischen Eherechts mit mir durchgehen; und gestern kam Mr. Hope zu mir, um mir mit der größten Freundlichkeit das nämliche Anerbieten hinsichtlich des schottischen Rechts zu stellen; auch will er mir die Titel der einschlägigen Hauptwerke aufschreiben. Ich werde meine Fragen schriftlich aufzeichnen, und ebenso er seine Antworten. Er billigte meinen Plan vollständig, die Bildung eines kirchlichen Rechts zu erlauben, aber nicht ein solches zu gründen — die Idee war ihm neu, aber er griff sie sofort auf. — Kurz Alles, was ich wünschen konnte, kommt in meine Hände: möge Gott mich gebührend dankbar und demüthig machen! Bete auch Du darum!

Samstag 27. April. .... Ich wünschte Abeken veranlassen zu können, Gladstone's Buch zu übersetzen, wozu ich diesen Sommer selbst die Vorrede in Fox How oder dem theuren Llanover schreiben würde; ich will sie schreiben, als wäre sie für meinen theuren Prinzen bestimmt. Pusey fielen drei Worte auf, die der Prinz auf die englische Kirche angewandt hatte: „ihr wohlhäbiges beschränktes Genügen". Niemand außer ihm könnte in drei Worten die ganze Sachlage ausdrücken. Der alte Baader in München hat ein Buch geschrieben „über die Emancipation des Katholicismus von Rom".

Mittwoch 1. Mai abends 8 Uhr. Ich muß schreiben, um Dir zu sagen, daß ich mit einer der schwierigsten Aufgaben, die ich je übernommen, viel besser, als ich hätte voraussehen können, mit Gottes Hülfe fertig geworden bin. Du weißt, ich hatte eine Rede geschrieben, die an dem Natale di Roma vorgelesen werden sollte, ... da kam mir der Gedanke, die Rede zu einer vollständigen Auseinandersetzung des deutschen Systems historischer Kritik und des Niebuhr'schen insbesondere zu machen. Montag setzte ich mich ans Schreiben, und machte Alles bis auf den Schluß fertig, und gestern sah ich Alles durch und schrieb den Schluß — es war $^1/_2$10, als ich fertig war. Dann frühstückten wir, und Pusey sah den zweiten Theil durch — um 12 Uhr 45 Minuten hatten wir geendigt. Der Vortrag ging ganz gut von statten; die

Versammlung war sehr zahlreich besucht; man beschloß den Druck sämmtlicher Vorträge. In dieser Rede sagte ich ihnen bei der Behandlung von Niebuhr's System einiges über die Kritik der Iliade, der Nibelungen, des Cid, aller Cymri-Sagen u. s. w. Meine Behandlung von Niebuhr's „Römischer Geschichte“ schneidet jedoch am tiefsten ins Fleisch ein; Pusey sagt, sie sei das Beste, was ich je geschrieben. Nach der Versammlung sprachen Sir Thomas Acland, Lord Northampton und Lord Burghersh, um mir den Dank der Versammlung auszudrücken, im Namen aller Engländer, die in Rom gewesen seien. Die Rede von Sir Thomas bewegte mich tief; er sagte — „er ließ uns nicht blos die Gastlichkeit eines der angenehmsten Häuser genießen, die wir jemals besuchten, sondern er hob auch den Ton des geselligen Lebens unter unseren Landsleuten.“ Zu Hause fand ich Pusey voller Freude über meinen Erfolg. Ich aß mit Lady Emily allein zu Mittag; nachher legte ich mich nieder und schlief bis 9, und setzte mich dann nieder, um meine Rede für Exeter-Hall zu schreiben; fand aber sogleich, daß man die Natur zur Erzeugung und Hervorbringung nicht zwingen kann: als Pusey ¼ vor 12 aus dem Parlamente zurückkehrte, hatte ich erst den Eingangssatz geschrieben und die Uebersetzung des zweiten Theiles von Jakob Böhme's Sterbegebet, womit ich zu schließen beabsichtigte. So ging ich zu Bett und stand diesen Morgen um 5 auf, entwarf die Rede — acht volle Seiten — und schrieb sie ins Reine. Es war dabei 8 Uhr geworden und ich versuchte sie auswendig zu lernen, womit ich aber nicht recht vorwärts kam. Zum Frühstück ging ich zu Sir Thomas Acland, und langte 10 Minuten nach 11 in Exeter-Hall an; man hatte mir übrigens einen Sitz neben dem Bischof von Winchester aufbewahrt. . . . .

Der Bericht wurde verlesen, — eine meisterhafte Leistung, das Resultat höchst befriedigend — ein Einkommen von 8000 Pf. St. mehr als im letzten Jahr, Vermächtnisse und Schenkungen, darunter eine von 20000 Pf. St. u. s. w. Einige Dinge wurden gelesen, die gerade auf meine zwei Punkte Bezug hatten: Vertheilung durch Colporteure (d. h. durch Hausirer, die im Stande sind zu lesen und zu erklären, wo es gestattet wird, — nicht bloße Bücherverkäufer), und Errichtung von Schulen, in denen die Colporteure etwa durch Mährische Brüder (wie ich vorschlagen möchte) erzogen werden sollten, eine Gemeinde, welche die besondere Feindschaft der päpstlichen Hierarchie auf sich gezogen habe. Der Bischof von Winchester sprach gut; Lord Glenelg hielt eine schöne Rede: nach ihm ein amerikanischer Geistlicher, dessen warme Ansprache den Zuhörern zu Herzen ging. Es war grausam, daß sie mich nach ihren beiden besten Rednern sprechen ließen; aber es war keine Wahl. Ich weiß nicht, wie ich es einrichtete, aber ich hielt eine Rede von etwa 40 Minuten mit ziemlicher Geläufigkeit, und ich glaube, ich sagte ihnen, was ich zu sagen beabsichtigte, theilweise

besser, theilweise weniger gut, als ich es entworfen: Anfang und Ende fast wörtlich, wie es geschrieben war. Ich erntete vielen Beifall, und seitens der Directoren herzlichen Dank. Ich glaube, die Rede des Amerikaners war die beste für das Publikum, die meine für die Platform, die von Lord Glenelg immer ausgenommen, welche für beide die beste war. Um ½ 3 Uhr schlüpfte ich weg und ging in Carlyle's Vorlesung über die englische und französische Revolution, resp. Reformation. . . . Jetzt will ich etwas schlafen, bevor ich zu Lord Bexley gehe. Ich fürchte, nicht zur Aufführung alter Musik gehen zu können, obgleich sie des Herzogs Geburtstag zu Ehren „Seht er kommt, mit Ruhm gekrönt" singen werden. Morgen um 12 gehe ich zum Herzog von Sussex, der mich dreimal eingeladen hat. Ich habe einen erfreulichen Brief von Usedom gehabt; — das Capitol soll nicht aufgegeben werden: Buch's Vorschlag ist verworfen. Gott segne Dich! Schreibe bald!

Freitag Morgen, 3. Mai. Ich bin in der größten Eile, da ich diesen Morgen träge gewesen bin und bis 8 Uhr geschlafen habe, und Ashley mich um ½ 12 zu der Judenmissionsgesellschaft abholt, worauf ich wie ein Wirbelwind bis zum Mittagessen umherzufliegen habe. . . . Ich schließe meine Rede ein und bitte Dich, sie ins Reine zu schreiben und zu verbessern, wie es Dir am besten scheint, dem Sinne entsprechend. Was hinzugefügt ist, habe ich ex tempore gesprochen, indem ich das Ganze zu einer Antwort auf den verlesenen Bericht machte. Bei dem Mittagessen Lord Bexley's hatte ich das Vergnügen, neben Lord Glenelg zu sitzen; er war in sehr guter Laune, und wir zwei ernsthaften Personen zogen durch unsere fast die ganze Essenszeit andauernde Heiterkeit allgemeine Aufmerksamkeit auf uns.

Donnerstag 9. Mai. Ich habe, wenn auch bisjetzt nur flüchtig, die von Berlin geschickten Staatsschriften durchgelesen. Es ist eine furchtbare Sachlage und vollständige Verwirrung. Ich fürchte, ich werde nicht im Stande sein, mich rasch davon zu befreien, sondern werde drei bis sechs Monate ausschließlich auf diesen Gegenstand verwenden müssen. Alle Staatsminister, alle Superintendenten haben gesonderte Vota, Gründe, Rathschläge gegeben — und keiner hat gesehen, was ich (in der ersten Nacht, wo ich zu lesen anfing) für den einzig möglichen Weg erkannt, um aus der Schwierigkeit herauszukommen. Was ich schreibe, wird der strengsten Kritik unterworfen werden, und, wenn ich nicht vollständig in den Gegenstand eindringe, so wird es heißen, daß ich meine Unfähigkeit erwiesen habe, meine eigenen Behauptungen zu beweisen. Come si fa? Ich muß das englische und schottische Recht studiren u. s. w. Soll ich dafür alles Andere oder lieber dieses aufgeben? Ich werde mir dies noch einmal überlegen; . . . . Denke Dir 950 Ehescheidungen in Berlin in einem Jahr! Kein Gesetz, keine Propheten — Quomodo sedet sola civitas! — Und doch solche Mittel, solche Elemente,

eine solche Nation, eine solche Dynastie! Was ist der Mensch! jener Schatten, der über die Erde fliegt, und den Lebenstraum träumt. Gott allein kann helfen. . . . Ich sah Mrs. Austin gestern Abend, eine höchst liebenswürdige Dame von ausgezeichneten Talenten; und solche Anhänglichkeit an Niebuhr! Ich sah auch Taylor, Sedgwick und Dr. Holland. Samstag gehe ich zu Mr. Bankes, und morgen werde ich Wilkinson sehen; Lord Prudhoe's Einladung habe ich ablehnen müssen, um bei dem Erzbischof von York zu speisen, wo ich Gladstone treffen soll. Schukowsky hat sich entschieden, die ganze nächste Woche hier zu bleiben. Wenn Du kommen kannst, könnten wir in seiner Gesellschaft Merkwürdigkeiten in Augenschein nehmen. Wie närrisch die Welt ist! Jetzt wo . . . . Braut ist, ist die ganze Stadt voll Lob über ihre Schönheit; vorher wurde sie nicht bemerkt! Tutto il mondo è paese: aber hier ist die Mode Alles, einfach weil die Leute keine Zeit haben, selber zu untersuchen; so prägt ihnen die Mode ihre Meinungen aus, wie die Münze ihr Geld.

Die täglichen Briefe und das regelmäßige Tagebuch verfehlten nicht das Herz der Empfängerin zu erfreuen bis zum Tage ihrer eigenen Ankunft in London, am 15. Mai 1839. Es ließe sich eine ganz ausführliche Schilderung geben aller der lebhaften Eindrücke, welche Bunsen in so warmer Weise empfand, es ließen sich die bedeutenderen Namen unter seinen neuen Bekanntschaften aufzählen, eine Reihe genußreicher geselliger Zusammenkünfte und vielfache Gelegenheiten, um sich von Leuten und Verhältnissen aus eigenster Anschauung Kenntniß zu verschaffen. Indeß dürften fernere Auszüge unnöthig sein.

Dieser Aufenthalt in London war in vielen Beziehungen ein Höhepunkt im Leben Bunsen's. Nie konnte eine günstigere Gelegenheit geboten werden, um zu erfahren und thatsächlich zu ermessen, welches seine persönliche Stellung in der Gesellschaft war, sofern eine solche auf sittlichem Gewicht und geistiger Ueberlegenheit beruht. Man kann sagen, daß er in England seitens einer Nation Gegenstand einer Huldigung war, die trotz der nachtheiligsten Umstände seiner Person mit liebevollem Eifer dargebracht wurde. Bei seiner Ankunft konnte er kaum anders erscheinen denn als ein Mann, dessen Glück verblichen, dessen Hoffnungen und Aussichten zerstört seien. Nichtsdestoweniger brachte die lebhafte Theilnahme und die anhaltende Güte derjenigen Freunde, welche ihn in Rom lieben und schätzen gelernt hatten, und ihn nun jubelnd empfingen, bald von allen Seiten die ausgezeichnetsten Leute verschiedenster Art in den Bereich seines Einflusses.

Der Name Schukowsky's findet sich in dieser Zeit sowol in Bunsen's eigenen als in anderen gleichzeitigen Briefen oft wieder. Er

war in London in Begleitung seines erlauchten Zöglings, des damaligen Thronerben, jetzigen Kaisers von Rußland. Der Beginn der in Rom angeknüpften Freundschaft zwischen Bunsen und diesem Manne von Werth und Geist und von der eigenthümlichsten und anziehendsten Individualität ward bereits früher erzählt; aber die jetzige unverhoffte Gelegenheit zur Erneuerung ihres Verkehrs war für Bunsen unschätzbar. Ein Abschiedsbrief Schukowsky's enthält die merkwürdige Aeußerung: „Conservez toujours votre cœur d'enfant! Vous êtes le premier enfant de cinquante ans que j'ai jamais rencontré." Es war diese Bemerkung vollkommen richtig; und dieses „Kindesherz", warm, vertrauensvoll, hoffnungsreich, war nicht dazu angethan, die Berührung des Alters zu fühlen, und die des Todes hatte keine Gewalt über dasselbe!

Ein Brief von anderer Hand vom 17. Mai berichtet:

Schukowsky holte uns um 10 Uhr ab, um die Gemälde von Lord Francis Egerton zu besehen. Von dort ging Bunsen mit Schukowsky weiter, um einem Verhör in Old Bailey beizuwohnen, worauf er mit den Sheriffs und Richtern zu Mittag aß und sich von einem derselben weitere Aufklärung über die Gesetzgebung in Betreff der Ehescheidungen geben ließ. . . . Der Abend des 19. Mai wurde mit Mr. Pusey und Lady Emily in der Gesellschaft Schukowsky's verbracht, als eine Einladungskarte Lord Palmerston's zum Diner am Geburtstage der Königin gebracht wurde. Dies darf, wie Pusey erklärt, nicht abgelehnt werden, und somit ist die für Cambridge bestimmte Zeit abgekürzt. Auf dem Wege dorthin werden wir bei Mr. und Mrs. Algernon Herbert in Ickleworth am 22. essen und dann am 23., was sich von Cambridge sehen läßt, sehen, und am Morgen des 24. nach London zurückkehren.

In einem anderen Briefe heißt es, daß bei Bunsen's Empfang in Ickleworth so große Herzlichkeit an den Tag gelegt wurde, als ob die Freundschaft nicht etwa blos sechs Monate, sondern das ganze Leben gedauert habe. Es war ein besonderes Studirzimmer für Bunsen eingerichtet und alle möglichen sonstigen Bequemlichkeiten waren in ersichtlicher Erwartung eines längeren Aufenthaltes dargeboten. Gelehrte aus Cambridge waren zu Tisch eingeladen worden, um Bunsen zu treffen u. s. w. Als sie dann in Mr. Herbert's Wagen nach Cambridge fuhren, rief die Schönheit von Allem, was sie sahen, ebenso sehr Ueberraschung als Freude hervor; man empfing den Eindruck, daß in den gewöhnlichen Berichten Cambridge keine Gerechtigkeit widerfährt, und daß die Lage der Häuser mitten unter den schönsten Bäumen,

von Rasen, Wasser und Frühlingsblüten umgeben, eine nirgends überbotene Gesammtwirkung hervorbringt. Die Unterhaltung mit Mr. Whewell und anderen Zierden der Universität fügte zu diesen Genüssen des Auges das höhere menschliche Interesse hinzu, ohne welches Bunsen die ersteren niemals seiner Beobachtung werth hielt.

Gleich nach der Rückkehr nach London, am 25. Mai 1839, ist der folgende Brief Bunsen's an Mrs. Waddington geschrieben:

Ich erhasche einen Augenblick, um Ihnen zwei Worte aus vollem, von Liebe und Dankbarkeit für Alles, was Sie für meine lieben Kinder thun, überströmendem Herzen zu sagen.... Ich habe Schritt für Schritt all ihr Thun und Treiben verfolgt, und bin besonders dankbar zu finden, daß F. sich so entwickelt, wie ich immer voraussagte.... Lord Palmerston erwies mir bei seinem Diner die ausgezeichnetste Aufmerksamkeit, worüber ich mich um so mehr freute, als mir gesagt worden war, er schiene mich als einen politischen Gegner nicht zu mögen....

In einem Briefe vom Sonntag, 26. Mai, wird lange verweilt bei der Erquickung, welche Bunsen und seine Frau in der Kapelle von Guy's Hospital zutheil wurde:

Es war kein gewöhnlicher Gottesdienst, keine bloße Ablesung von Gebeten, sondern Mr. Maurice betete mit einem so innigen Ernst, daß es schwer gewesen wäre, nicht mit ihm zu beten. Seine Predigt hatte (da es Trinitatissonntag war) natürlich Bezug auf die Dreieinigkeit; aber statt einer Auseinandersetzung abstracter Orthodoxie prägte er seinen Zuhörern die Alles durchdringende Natur der Liebe Gottes ein, welcher als Schöpfer, als Mittler und heiligender Geist uns Allen folge und folgen werde auf jeder Stufe unserer Existenz. Im Anfang war er ruhig und logisch überzeugend, am Schluß aber sprach er augenscheinlich aus dem Stegreif und erhob sich zu großer Beredsamkeit.

Am 5. Juni hatte Bunsen den hohen Genuß, den Händel'schen „Messias" zum ersten mal als ein Ganzes zu hören: er hatte wol einzelne Stücke daraus gehört, aber in seinen früheren Tagen war das Werk in Deutschland nie als ein Ganzes aufgeführt worden. Auch besteht — dafür haben wir das Zeugniß deutscher Tonsetzer, wie Mendelssohn und Neukomm, denen die Aufführungen Händel'scher Musik in beiden Ländern bekannt waren — blos in England die Händel'sche Tradition noch wirklich fort; blos dort ist dem Vortrage überall diejenige Kraft des Ausdruckes und starke Vertheilung von Licht und Schatten bewahrt geblieben, welche verhindert, daß das Ernste und Feierliche zur Monotonie herabsinkt und das Trauervolle in Gewimmer

und Geklage ausartet. Jede Empfindung wird dargestellt, wie sie aus dem menschlichen Gemüthe hervorgehen sollte — in der Fülle der Zärtlichkeit, der Furcht, des Beifalls oder heroischen Entschlusses, ohne unterdrückt oder übertäubt zu werden und ohne an Würde zu verlieren. Bei dem natürlichen Verlauf der Entartung menschlicher Dinge mag es bemerkt und beklagt werden, daß die englische Weise der Ausführung den stets zunehmenden Mangel hat, der instrumentalen Begleitung zu erlauben, über das ursprüngliche richtige Verhältniß hinauszugehen, welches zwischen ihr und dem Gesange bestand. Das Orchester hat neue Bestandtheile erhalten und die Kunst in der Benutzung zusammenwirkender Instrumente hat seit der Zeit Händel's große Fortschritte gemacht; von den dadurch gebotenen Zauberkräften zur Steigerung des Effects ist aber leider zu viel Gebrauch gemacht worden. Nur in den Chören ist der Gesang nicht ganz übertäubt worden und bleibt noch verständlich — dank der vermehrten so geübten und taktfesten Zahl von Chorsängern, wie sie der mit Recht bewunderte „Verein für geistliche Musik" in Exeter-Hall besitzt. Die Mitglieder des Vereins gehören hauptsächlich jener londoner Bürgerschaft an, deren kräftiger Wille und unabhängige Meinung so oft von entscheidendem Einfluß auf die Geschicke Englands gewesen sind. Der Verein unterstützt mit warmem Eifer blos jene Richtung der verführerischesten der schönen Künste, welche nicht der Sache der Leidenschaft dient, sondern den Geist zu hohen Entschlüssen und feierlichem Nachdenken erhebt, und somit die Geistes- und Gemüthsstimmung veredelt, statt sie zu erniedrigen. Aber wenn die größere Sängerzahl die Chöre in Stand zu setzen vermag, gegen die überwältigende Wirkung der ursprünglich zur Unterstützung und Leitung der menschlichen Stimme bestimmten Instrumente aufzukommen, so muß der vereinzelte Sänger für sich sorgen und verfällt leicht in die Versuchung, „die Bescheidenheit der Natur zu überschreiten". Bunsen bewunderte nicht blos die Composition des „Messias", sondern frohlockte darüber und betrachtete den Mann, der die biblischen Texte für Händel's großen Zweck unter Händel's Aufsicht ausgewählt hatte, als epischen Dichter. Er war nicht der Erfinder der Worte, und noch weniger ihrer hohen Bedeutung; aber aus dem Schatze der Heiligen Schrift fügte er geschickt die Stellen zusammen, welche sich am besten dazu eigneten, den göttlichen Erlösungsplan darzulegen: die Sehnsucht und das Bedürfniß der menschlichen Seele, die Verheißung und Erfüllung des Gnadenwerkes, den Scheinsieg des Geistes des Bösen und der Zerstörung, das den Menschen wegen ihrer hartnäckigen Verblendung angekündigte

Weh, und den schließlichen Sieg Christi über Sünde und Tod. In diesem Werke Händel's fand Bunsen die volle Befriedigung seiner eigenen Anforderung an die schönen Künste — daß ihr Zauber nicht die Sinne allein berühre, sondern auf der ewigen Grundlage der Wahrheit beruhe, die allein als Wirklichkeit zu betrachten ist, weil sie unabhängig ist vom Wechsel und Verfall. Bei der damaligen Aufführung des „Messias" war es den Zuhörern noch vergönnt, Braham, das letzte große Muster im classischen, gedrungenen, kräftigen Vortrag Händel'scher Arien, zu bewundern.

Ein Besuch in High Wood bei Hendon gab Gelegenheit zu Bemerkungen über die Würde, die Ordnung, die ruhige Thätigkeit, die stille Heiterkeit, womit Lady Raffles das Haus, den Tag, die Unterhaltung beherrschte; und der Ort und seine Nachbarschaft waren voll von Erinnerungen, welche dazu dienten, die natürliche Schönheit der Aussicht und das sich von selbst an den Wohnsitz von Sir Stamford Raffles knüpfende Interesse noch zu erhöhen. Der Boden von High Wood muß von Rachel Lady Russell betreten und durch ihr Leben und ihre Trauer geheiligt worden sein. Denn wenn auch keine Familienerinnerung die Stelle bezeichnet, wo sie wohnte, als sie einige ihrer Briefe aus Totteridge, einem in der Nähe liegenden Dorfe, datirte, so findet sich doch nicht nur eine Tradition, daß ein Denkmal zu Ehren eines hingerichteten vornehmen Herrn einst dagestanden habe, sondern auch an einem Brunnen im Highwood'schen Wäldchen eine Inschrift mit der Angabe, Mistreß Rachel Russell habe den Brunnen einfassen lassen. Vielleicht hat also jene vortreffliche, keinem Engländer unbekannte Frau dem Brunnen den Namen ihrer damals noch nicht zwölfjährigen Tochter gegeben.

Von hier aus besuchte Bunsen den Ort (Cannons), wo die Gunst seines Verehrers, des Herzogs von Chandos, Händel zu leben und zu componiren gestattet hatte; und wo sich auf dem Kirchhofe das Grab des Hufschmieds befindet, dessen Schläge auf den Ambos die Idee zu einer von Händel's Klavier- (harpsichord-) Compositionen gegeben haben.

Ueber einen gleich darauf stattfindenden Besuch in Oxford, wo Bunsen den Doctorhut erhalten sollte, berichtet ein Brief von anderer Hand aus Oriel-College vom 10. Juni 1839:

Kein Ort kann einen mehr in Anspruch nehmen als dieser, weil man neben den sämmtlich sehenswerthen Dingen außer dem Hause zugleich an angenehme, gesellige Mahlzeiten im Hause gebunden ist. Schöne Gärten —

herrliche Gebäude — überall Herzlichkeit. Vor dem Frühstück Spaziergang mit Heinrich um die Wiesen von Christ Church, nach dem Frühstück Gottesdienst zu Ehren der Stiftungsfeier — elende Musik. Henry Acland's Zeichnungen aus Griechenland und Italien, andere Besuche, angenehme Leute; nach dem Luncheon Fahrt nach Blenheim, Ausruhen und Erfrischung — das Rafael'sche Gemälde allein ist einen Ausflug dahin werth. Beim Mittagessen viele Personen, deren Bekanntschaft gewünscht worden war — darunter Mr. Keble und Mrs. Jacobson. Heute früh Besuch der Kapelle, wo wir nicht blos hinter einem Gitter, sondern auch noch hinter einem Glasfenster unsichtbar saßen, damit die mönchische Versammlung ja nicht durch den Anblick von Damen gestört werde! Mr. Newman predigte zu Ehren des St.-Barnabastages; aber durch das Fenster ließ sich kein Wort verstehen. Frühstück mit Mr. Hamilton in dem schönen Saale des Merton-College. Wordsworth war dort — um Vieles gealtert seit unserem Zusammentreffen in Rom. Spaziergänge in hübschen Gärten, Bootsfahrt nach Iffley, Rückkehr zu einem Concert, Mittagessen in Merton mit Dr. Marsham und Lady Anstruther. In jeder Pause benutzt Bunsen die Bibliothek von Christ Church-College oder sitzt mit dem Provosten in der des Oriel-College.

Gestern (Mittwoch den 12.) war der wichtige Tag der Ertheilung der Doctorwürde. Frühstück um 9, dann kamen die Arnolds aus Rugby. Nachdem ich Bunsen geholfen, seine Uniform und darüber den scharlachrothen Doctormantel anzulegen, begleitete der Provost die Damen auf die Tribüne, und kehrte dann zurück, um den Zug der Vorsteher (Heads of houses) zu begleiten, welcher jedoch erst nach 11 hereinkam; unterdessen fehlte es nicht an Gegenständen des Interesses für die Wartenden. Man betrachtete zunächst die in ihrer Art vollendete Baulichkeit, ein Stück lebendiger Harmonie in Formen und Verhältnissen, worin sich bei richtigster Vertheilung von Licht und Schatten die verschiedenen Abtheilungen der Gäste hübsch gruppirten. Das ganze Schauspiel erinnerte an Gemälde von Tintoretto oder Paul Veronese, nur daß die Wirklichkeit von Leben und Licht natürlich einen größeren Eindruck hervorbrachte. Um ½11 war die obere Galerie von Studenten angefüllt, welche mit furchtbarem Getöse hereinstürmten, als wenn sie zeigen wollten, daß sie sich hier ganz zu Hause befänden, und sofort ihre Gefühle laut zu äußern begannen. Zunächst mit Cheers „Für die Damen", „Alle Damen", „Alle blauen Hüte", „Alle blaßrothen", „Alle weißen", und so mit stets wachsendem Lärm. Dann wurden Staatsmänner genannt, einige, damit sich das Publikum mit Beifallsbezeigungen unterhalten könne, andere, z. B. O'Connell, um sie mit einem Geheul zu begrüßen, von dem das Gebäude selbst zu zittern schien. Als die Doctoren und die Vorstände einzogen, wurden sie verschiedentlich begrüßt — einige mit Beifallsrufen und einige mit Gezische; aber beim

Erscheinen von Dr. Arnold fand ein langer und lauter Beifall statt, mit nur einem vereinzelten, alsbald bewältigten, Versuch der Mißbilligung. Dann hielt der Vicekanzler Dr. Gilbert, seitdem Bischof von Chichester, ein Mann von schöner Gestalt und edlem Benehmen, eine lateinische Rede, um die Personen zu verkündigen, welche die Universität zu ehren beabsichtigte; er wurde von Beifallszeichen unterbrochen bei den Namen von Herschel und Bunsen, am lautesten und längsten bei dem von Wordsworth; als er geendigt, traten die Pedelle mit ihren Amtsstäben vor, um die zu ehrenden Personen abzuholen, und kehrten in Procession mit ihnen zurück. Dr. Phillimore hielt zur Vorstellung eines jeden Candidaten eine lateinische Rede, bei deren Schlusse sich der Vicekanzler erhob, um einem Jeden seine Aufnahme anzukündigen, worauf der neu aufgenommene Doctor seinen Sitz neben den Würdenträgern einnahm. Lord Ripon war nervös und so die Meisten; blos Mr. North und Bunsen traten mit Fassung und Würde vor und machten (wie auch Lord Ripon) die gebührende Verbeugung vor dem Vicekanzler, bevor sie ihren Sitz einnahmen. Der Beifallsruf, welcher Bunsen's Aufnahme begrüßte, wurde wiederholt und verlängert, nachdem er sich niedergelassen hatte, sodaß er sich wieder erhob, um sich vor der Versammlung zu verbeugen. Dr. Phillimore ehrte ihn mit einer sehr langen lateinischen Rede.... Nach den Doctoren wurden einige zu Masters of Arts ernannt, und dann wurden Preisabhandlungen vorgetragen; ein lateinisches Gedicht von Stanley; dann eine manches Gute enthaltende englische Abhandlung von Bernard über den classischen und den romantischen Stil; ein englisches Gedicht über die indischen Religionen, deren Sturz man von der Predigt des Friedensreiches erwarten dürfe; — Ruskin, dessen schöne architektonische Zeichnungen ich gesehen habe, war der Verfasser.... Um 1/2 4 kamen wir zurück zu einem prächtigen Luncheon im Oriel-College, und um 1/2 5 reisten die Arnolds ab, worauf für die Uebrigen vor dem Festessen bei Dr. Gaisford, dem Dekan von Christ Church, eine kurze Ruhezeit übrigblieb. Eine angenehme Gesellschaft — alle Aclands und Sir Robert Inglis, außer manchen neuen Bekanntschaften. Um 10 Uhr zu Dr. und Mrs. Buckland — die Gesellschaft war unterhaltend, aber doch wurde die Stunde der Mitternacht und der Ruhe freudig begrüßt.

Diesen Morgen (Dienstag 13.) klopfte Sir Thomas Acland an unsere Thür, bevor wir noch ganz fertig waren, um uns zu der Kapelle von New-College abzuholen; der Morgen schön, die Kapelle, Gesang, Orgel, alles vortrefflich; in den Klostergängen hätte man gern länger verweilt, aber wir waren genöthigt, zum Frühstück zurückzukehren. Jeder Spaziergang in Oxford ist ein großer Genuß — freilich hätte man sich mehr Muße zum Genießen wünschen können — und doch wie viel haben wir auch ohne Muße genossen!

Am Samstag, 15. Juni, brachte eine sonnige Fahrt von 29 Millien Bunsen mit Frau und Sohn von der Gastfreundschaft des Vorstehers von Oriel-College und den verschiedenartigen Reizen und Anregungen Oxford's nach Claydon, wo sie von Sir Harry und Lady Verney mit herzlicher Güte aufgenommen wurden. Eine Fortsetzung des obigen Briefes meldet von dort:

Wie hier, so war auch im Oriel-College die Atmosphäre eine solche, daß man nur wünschen konnte, darin bleiben zu dürfen. Der Vorsteher und seine Frau sind Beide gut und herzlich und verständig, und es ist kein Geklatsch im Hause, sondern viel lebendiges Interesse an allen guten Dingen, die Menschen zu interessiren ein Recht haben. Hier ist mit denselben Vortheilen noch größere Frische des Lebens und vollere Thätigkeit für Geist und Körper verbunden. Sir Harry erscheint wie ein gütiger Vater für seine hübsche, kluge und liebenswürdige Frau.

Am 17. Juni kam die Gesellschaft (noch durch Georg Bunsen aus Schulpforta vermehrt) nach Rugby, von wo sie am 19. die Arnold'sche Familie nach deren geliebtem und schönem Landsitz Fox How bei Ambleside in Westmoreland begleitete. Hier wurden die noch übrigen Tage des Monats in einer beständigen Aufeinanderfolge geselligen und geistigen Genusses verbracht, erhöht durch den steten Blick auf eine Umgebung, die für sich allein im Stande gewesen wäre, Geist und Zeit auszufüllen und zu beschäftigen, und diesen kurzen Zeitraum zu einer unerschöpflichen Quelle dankbarer Rückerinnerungen machte. Der edle Charakter, die mächtig einwirkende, gebietende Art Arnold's prägte sich damals tief ein, und wurde von Allen in jeder Beziehung vollständig gewürdigt. Glücklicherweise wußten die, welche diesen großen und edeln Mann betrachteten, nicht, daß dies die letzte Gelegenheit war, welche sie hatten, ihn in seiner Häuslichkeit zu sehen. Nach dieser Zeit hat Bunsen Arnold nie wieder gesehen, mit Ausnahme einer flüchtigen Begegnung.

Wäre nur das mannichfache Interesse der Unterhaltung von Dr. Arnold, die Heiterkeit der geselligen Mahlzeiten, die Belebtheit der mit wissenschaftlichen Untersuchungen verbundenen Spaziergänge, die Verschiedenheit der Mittheilungen eines Geistes, welcher nie schlummerte und niemals ermüdet schien — die Gedankenblitze eines Verstandes, für welchen kein Gegenstand zu groß oder zu unbedeutend war, solange er nur zu den großen Belängen der Menschheit in Beziehung stand — das glühende Verlangen nach noch größerer Erkenntniß, nach größerem Umfang der geistigen Fassungskraft — wäre alles Dieses nur

damals von einer Hand späterem Andenken überliefert worden, die so wie diejenige Bunsen's im Stande gewesen wäre, den gefeierten und verehrten Mann zu beschreiben! Doch es war anders bestimmt! — Den glücklichen Hörern mancher dieser seltenen Gespräche war nichts rührender als Dr. Arnold's Fähigkeit, Fragen zu stellen, und seine innige Freude darüber, einen Gefährten zu haben, dem er jedes Problem, dessen Lösung seinen Geist beschäftigte, vorlegen konnte. „Niemand kann errathen", sagte er, „welche Befriedigung das Lernen demjenigen gewährt, dessen Lebensbeschäftigung in beständigem Lehren besteht; wenn die Pflicht, den Unwissenden das Wenige, was man mehr weiß als sie, mitzutheilen, wenig oder keine Muße läßt, um an der Verringerung der eigenen Unwissenheit thätig zu sein."

Anfang Juli war Bunsen wieder in der zeitweiligen Heimat seiner Familie bei Mrs. Waddington in Monmouthshire. Hier erhielt er kurz darauf die Ankündigung seiner Ernennung zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister Preußens bei der schweizerischen Eidgenossenschaft. Der Schluß der Aufzeichnungen Bunsen's über die Verhandlungen, deren Resultat seine Entfernung von Rom gewesen war, erwähnt darüber, nachdem der Vollzug des Auftrages, ein Gutachten über das Ehescheidungsgesetz auszuarbeiten (dessen Einsendung keine Bemerkung, ja nicht einmal eine Empfangsbescheinigung veranlaßt habe), berichtet worden, wie folgt:

Unterdessen war er durch des Kronprinzen Dringen auf Anstellung, der Feinde Haß und des Königs treue Huld zum Gesandten in der Schweiz ernannt, wo er im November eintraf.

Dies war ohne allen Vergleich die beste Bestimmung, welche unter den damaligen Verhältnissen für Bunsen getroffen werden konnte; er würdigte vollkommen die ihm damit bewiesene wahrhaft väterliche Güte, und antwortete dankbar auf die wohlwollende Entscheidung des Königs, obgleich das Bewußtsein, auf diese Weise von Berlin ausgeschlossen zu sein, nicht ohne schmerzlichen Beigeschmack war, da zu befürchten stand, daß viel Zeit verstreichen würde bis zur Erneuerung des so sehr genossenen persönlichen Verkehres mit dem Kronprinzen, und daß er vielleicht nie mehr dem wohlwollenden Blicke des Königs begegnen würde. „Ich werde den König nicht wieder sehen!" war der erste Ausruf nach einer Pause des Schweigens bei dem Empfang der officiellen Mittheilung, — und so sollte es leider auch sein!

Sein kurzer Bericht über das Wesen des ihm anvertrauten Amtes, in den so oft angeführten Aufzeichnungen, wird am besten hier folgen:

Seine Weisung für die Schweiz war — nichts zu thun. Er gelobte, dies zu halten, und hat es nach bestem Wissen so weit gethan, daß er allem politischen Wirken aus dem Wege gegangen ist, ohne dem Stande der Dinge im Lande fremd zu bleiben.

Der Nuntius in der Schweiz hatte Alles aufgeboten, um die katholischen Cantone zu bewegen, gegen die Ernennung zu protestiren. Es gelang ihm bald, die katholischen Cantone und den österreichischen Collegen (Graf Bombelles) zu beruhigen, ja bei einem Angriffe der Nuntiatur in der „Schildwache" diesen zu bewegen, ihm von dieser Seite Ruhe zu schaffen. Er selbst schrieb nichts für die Zeitungen und ließ nichts schreiben.

Die Ehesache schlummerte. — Die römische Angelegenheit schlief.

Die folgenden Briefauszüge zeigen, daß auch die noch übrigen Monate von Bunsen's englischem Aufenthalt reich an Abwechselung und anregenden Erlebnissen waren.

Am 17. Juli war Bunsen wieder in Oxford mit Mr. Pusey, um einer großen Versammlung des Landwirthschaftlichen Vereins beizuwohnen. Von dort schrieb er an seine Frau:

Worcester-College, Mittwoch, 17. Juli 1839.

Hier sind wir gut einquartirt, im Hause des Pfarrers Cresswell, mitten unter einem unaussprechlichen Getümmel und einer entsprechenden Verwirrung. Pusey hatte über 50 Personen unterzubringen und meinen letzten Brief nicht empfangen — und doch war diese Wohnung für mich aufbewahrt worden, und obgleich für mich allein bestimmt, wurde sie geräumig genug gefunden, um auch Georg mit aufzunehmen.

Um 5 begleiteten Georg und ich Pusey und Lord Sandon zum Festmahle. Ich fand meinen Namen an dem erhöhten Tische zur Rechten des Präsidenten, Lord Spencer — an meiner Rechten saß Sir James Graham. Von den 600 Anwesenden bestand die Hälfte aus Landwirthen aus allen Theilen Englands und Schottlands. Der erste Toast galt der Königin und der königlichen Familie; er wurde mit anständigem Stillschweigen aufgenommen, da die Stimmung der Versammlung ausgesprochen „Anti-Whig" war; dann folgten „der Kanzler" und „die Universität" mit neun Hurrahs — worauf Buckland treffend antwortete. Hierauf „die Stadt Oxford" — ein Alderman (Brauer) erwiderte auf sehr humoristische Weise. Dann kam „der Landwirthschaftliche Verein von England und Graf Spencer" mit gewaltigen Cheers. Er dankte in einer schönen einfachen Rede, worin er sagte, sein ganzes Herz sei bei der Landwirthschaft, und sein Glück bestehe darin, unter den englischen Landwirthen zu leben. Dann fügte er hinzu, der Verein habe viel von anderen Ländern zu lernen, vorzüglich von Deutschland, Frankreich und Belgien; und darauf nannte er mich per-

sönlich, indem er die Gesundheit der anwesenden Fremden ausbrachte. Da Mr. Webster sowol wie Mr. Stevenson nicht hatten kommen können und mein Name genannt wurde, so war ich verpflichtet, eine Rede zu halten. Als ich mich erhob, entdeckte ich, daß ich Freunde in der Versammlung hatte; denn ich wurde mit vielem Beifall begrüßt. Ich hob damit an, wie sehr mich diese Vereinigung aller Stände und Berufsarten erfreue, und wie hier die Stärke Englands liege, indem die landwirthschaftlichen Interessen die Grundlage des gesellschaftlichen Baues seien, — hier die Macht des Reiches, dessen Größe jedem Freunde der Menschheit theuer sein müsse. Nun hättest du den Beifallssturm hören sollen! Die Gutsbesitzer und Pächter fingen darauf an, Bemerkungen über landwirthschaftliche Gegenstände in reichlichem Maße anzustellen; die Pächter sprachen ihre eigene ungeschminkte Sprache mit echtem John Bull-Humor. Einer (aus Sussex) forderte ganz England heraus, 100 Ochsen wie die seinigen auszustellen; Lord Spencer nahm die Herausforderung für das nächste Jahr an — nur müßten sie alle nebeneinander ausgestellt werden. Es war ½ 9, als wir weggingen — Sir Thomas brachte mich zu „Tom" und dann zu Buckland, zum Kaffee — Mr. Acland holte im Auftrage seines Vaters Georg ab. Als wir in den inneren Hof von Christ Church gelangten, fing die große Glocke („Tom" genannt) an, 101mal zu schlagen — das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch. Solange das Läuten dauerte, nöthigte mich der theure Sir Thomas, in den alten Klostergängen auf und ab zu spazieren; dann trafen wir O'Brien, der mit uns die große Treppe zu Buckland hinauf mußte, um zu singen. Hier trafen wir, außer manchem Tischgenossen, Sir T. Mackenzie, Mr. Throckmorton und andere römische Freunde.... Heute wird hier ein unglaubliches Leben sein — 2500 Leute sollen im Hofe des Queen-College zu Mittag essen — die größte Tischgesellschaft, sagte Lord Spencer, die jemals in England beisammen war. Eine Orgel ist dort für den Chorgesang aufgestellt. Pusey hatte ein Billet für mich, Sir Thomas gab eins an Georg.

London, 20. Juli, Samstag.

Der Wirbelwind hat mich hierher geführt, ohne mir einen Augenblick übrigzulassen, um Dir ein zweites Gekritzel zu schicken. Am Mittwoch rannten wir durch Rindvieh und landwirthschaftliche Ausstellungen und die meisten der Kapellen, Hallen, Höfe der Universität hindurch, bis um 3 Uhr, wo wir halb todt nach Hause zurückkehrten, um uns zum Essen bereit zu machen. 2500 Leute und noch mehr waren in dem großartigen Hofe versammelt — ein Trompetenstoß gab das Zeichen für die verschiedenen Bewegungen der Maschinerie dieses kolossalen Festes. Lord Spencer sprach — mit der köstlichen Freimüthigkeit und dem Mangel an jeder Künstelei, welche ihn auszeichnen. Ich war ruhig damit beschäftigt, den

ausgebrachten Gesundheiten zu lauschen und das wirklich großartige Schauspiel zu beobachten, als ich bemerkte, daß meine Nachbarn an dem erhöhten Tische auf mich blickten und mir sagten, daß meine Gesundheit ausgebracht worden sei. Ich hatte etwas gehört von dem Repräsentanten eines Monarchen u. s. w., da ich aber nicht einer bin und Mr. Stevenson und Andere dort sein sollten, so hatte ich nicht im Traume daran gedacht, es auf mich zu beziehen — trotzdem war es so, und Alle sagten mir, daß ich aufstehen müsse. So begann ich denn meine erste ganz unvorbereitete Rede, und sprach etwa 10 Minuten (wie Du aus der „Times" sehen wirst) mit einem lateinischen Citate und einem Scherzwort zum Schluß. Ich fand, daß es mit dem Sprechen geht wie mit dem Schwimmen — es ist nirgends leichter als in offener See, man wird getragen. Ich wurde so kühn, daß ich sagte, was mir in den Sinn kam, und die unaufhörlichen Cheers der guten Farmer gaben mir Zeit zum Athemholen. . . . Kurz und gut, die Leute waren in sehr guter Laune, und meine Rede hatte Erfolg . . . auch kamen Lord Spencer, Sir J. Graham und Andere zu mir herauf, um mich zu beglückwünschen. . . . Am Abend waren wir bei Pusey versammelt; verließen sein Haus um 1 Uhr nachts. Heute früh um 11 reisten wir ab; das Wetter blieb mehrere Stunden lang herrlich — wir hatten eine schöne Ansicht von Marlow und der Themse — hielten in Slough an und besuchten Windsor mit Acland; wir besahen mit ihm eine der neuen Schulen, an denen er Antheil nimmt (eine Handelsschule), und von dort begleitete uns der Schulmeister in das Schloß; nachdem wir dieses gesehen, gingen wir nach Eton. Professor Coleridge (Bruder des Richters) brachte uns zum Provost Hawtrey, der ganz Herzlichkeit war. Ich nahm dann von Dr. Goodall, der im Sterben liegen soll, Abschied; und nachdem Georg mit Acland die Schule gesehen, gingen wir nach Hause, wo wir um 9 Uhr ankamen — um 10 war ich schon in Lady Hall's Gesellschaft.

Montag 22. Juni. Ich nahm Georg am Freitag mit, um den „Othello" zu sehen. Kean und Cooper spielten viel besser, als ich erwartet hatte. Am Samstag sahen wir die Paulskirche und Westminster-Hall — mein lieber Junge war überglücklich, Beides gesehen zu haben; dann sahen wir Sheridan's „School for Scandal", ein unendlich gescheut geschriebenes Stück, meisterhaft und classisch aufgeführt. Es erinnert sowol an Tom Jones als an Hogarth; es trägt den Charakter des 18. Jahrhunderts — große Verdorbenheit, große Eleganz und Gewandtheit, aber kein Genie. Mir scheint es, als wäre mehr Geist in Molière als in Sheridan, aber mehr Scharfsinn in Sheridan als in Molière. Am Sonntag Morgen geleitete ich Georg ans Dampfboot . . . . dann gingen Lepsius und ich nach Greenwich, über Sprachen philosophirend — der Tag herrlich; um 8 Uhr kehrten wir zurück, um nach Chelsea zu gehen und bei Hamilton zu speisen, wo wir Millingen und Gerhard trafen — um 12 kehrten wir zu Fuß zurück.

Dienstag 23. Juli. Ich hatte ein allerliebstes Diner gestern bei Rogers mit Gerhard, Hamilton, Westmacott, Williams u. s. w.; Alles ganz in dem Stil eines reichen Römers zur Zeit des Augustus — Originalzeichnungen von Rafael nach dem Essen, Vasen vorher; die schönen Titians u. s. w. in dem Speisesaal sinnreich beleuchtet, sodaß der Tisch allein im Schatten stand.

Der Rest des Juli wurde in derselben belebten Aufeinanderfolge von anregenden Beschäftigungen verbracht, worunter der auf den letztgenannten folgende Tag ausgezeichnet war durch „eine genußreiche Unterhaltung von zwei Stunden mit Dr. Lushington, den ich morgen wieder sehen werde und der in der Zwischenzeit alle Bücher gesammelt hat, die ich noch kennen und lesen muß: unsere Grundansichten in dieser Frage stimmen fast ganz überein“.

Früh im August kehrte Bunsen nach Llanover zurück, wo er endlich Muße zum Ausruhen fand, wie er das Ausruhen verstand — indem er sich mit aller Kraft an die Ausführung des erhaltenen Auftrages machte. Ein freudiges Ereigniß für ihn wie für seine Familie war die Wiedervereinigung mit seinen Söhnen Ernst und Karl; für den Ersteren war ein mehrmonatlicher Urlaub von seinem Regimente, um die Aeltern in die Schweiz zu begleiten, erlangt worden; und der Letztere war gleichzeitig aus dem Blochmann'schen Institut in Dresden abgerufen, um seine Vorbereitung zur Universität unter der eigenen Leitung seines Vaters zu vollenden. Ein Besuch von Lepsius in Llanover erhöhte wieder alle anderen Vergnügungen; und zuletzt, am Tage vor des Kronprinzen Geburtstage, reiste Bunsen von der Heimat seiner Frau ab, um noch einige Arbeit in London abzuschließen, in Begleitung von seinen beiden Söhnen und Lepsius, — eine heitere Gesellschaft oben auf dem Eilwagen bildend — wie in einem Briefe Bunsen's vom 15. October erwähnt wird:

Das Herz voll Liebe und Dankbarkeit, habe ich blos Zeit, ein paar Zeilen niederzukritzeln, um Dir und der lieben Mama, der ich in meinem Herzen mehr als einen Bogen geschrieben habe, ein Lebenszeichen zu geben. Wir hatten eine schöne Reise und sangen und plauderten den lieben langen Tag von Monmouth bis London. Wir wiederholten „Ar hyd y nos“ und sangen unser capitolinisches „Heil unserm König, Heil“, zur größten Unterhaltung aller unserer englischen Mitreisenden, welche glaubten, wir sängen wallisische Lieder: die uns unterwegs begegnenden Leute grüßten uns heiter, und wir sie ebenfalls.

Ich stieg in der Nähe von Grosvenor Square ab, ging zu Pusey, plauderte bis beinahe 10, holte Briefe von der Gesandtschaft, fand zu

Hause angenehmes Feuer und Thee mit Lepsius, las einen schönen Brief Alexander von Humboldt's (von dem ich Dir morgen eine Abschrift senden werde), plauderte bis 1, schlief bis 7, stand auf und schrieb den Gesang von Merlin's Barden zum 15. October nieder, sah Neukomm u. s. w. Es ist fast 6, und ich muß zu Pusey gehen; die beiden Knaben kommen am Abend mit Lepsius dorthin.

24. October.

Der letzte Brief, der nach Llanover abgeht! Ich habe mein Gutachten über das Ehescheidungsgesetz, welches morgen nach Berlin geht, durchgesehen. Gott segne Deine Reise! Es ist eine große Unternehmung, aber Er wird Dir durchhelfen. Ich rechne darauf, unsere liebe Mutter in Southampton zu sehen. Habe ich Dir Lepsius' Bemerkung über sie mitgetheilt, daß sie „die Majestät der Königin Elisabeth mit der Anmuth der schottischen Maria vereinige"?

Der letzte Tag und die letzte Nacht in England, der 28. October, wurde von Bunsen und seiner Frau in dem Salisbury Palast verbracht bei dem Bischof und seiner Braut, ihrer lieben Luise Ker Seymer. Bunsen war mit seinen Söhnen von London dorthin gekommen, und seine Frau kurz darauf, nachdem sie die jüngeren Kinder von London nach Southampton gebracht hatte. So wurde der bemerkenswerthe erste Aufenthalt Bunsen's in England in Dankbarkeit und Hoffnung bei wiederbeginnender Gunst der äußeren Umstände beschlossen.

Aus dieser letzten Zeit mögen noch folgende Briefe Bunsen's an englische Freunde im Auszuge mitgetheilt werden:

Llanover, 19. August 1839.

(An Dr. Edward Stanley, Bischof von Norwich.) . . . Ich lege die Einführungsbriefe bei, die Ihr Sohn von mir zu erhalten gewünscht hat, und die ich glücklich bin ihm zu geben, um einigen meiner verehrtesten Freunde die Freude zu verschaffen, mit einem der ausgezeichnetsten und liebenswürdigsten jungen Engländer, die ich kenne, bekannt zu werden. Ich freue mich immer, wenn ich sehe, daß die geistige Verbindung zwischen den beiden Nationen zunimmt, von denen allein nach meiner festen Ueberzeugung die Welt — menschlich gesprochen — aus ihrer Verwirrung in politischer und geistlicher Hinsicht gerettet werden kann.

Gestatten Sie mir, diese Gelegenheit zu benutzen, um Ihrer gütigen Erwägung einige Gedanken über unseren gemeinsamen Freund Dr. Arnold zu unterbreiten. Nachdem ich das Glück genossen, einige Wochen bei ihm

zu verbringen, theilweise in Rugby, theilweise in Westmoreland, fühle ich mich auf der einen Seite mehr denn je gehoben und erbaut durch diese seltene Verbindung klarer Einsicht, großer Anlagen und tiefer Frömmigkeit, welche ihn immer seinen Freunden theuer machen und selbst seinen Feinden Achtung gebieten müssen; aber ich kann auch auf der anderen Seite nicht umhin, mich gedrückt zu fühlen von der durch jenen Besuch gewonnenen Ueberzeugung, daß er in nicht ferner Zeit unter der Last von Pflichten und Geschäften erliegen muß, von denen jede für sich das Leben und die Kraft eines geistig und körperlich starken Mannes erfordert, und die er seit lange zusammen durchführen muß. Es ist überflüssig zu sagen, in welcher Weise er seine Stelle als Vorsteher einer Schule ausfüllt, die er aus einer sehr unbedeutenden, wenn nicht zu der besten unter allen, so doch gewiß zu einer solchen, die keiner in England nachsteht, gemacht hat. Daneben (um nicht zu reden von seinen Pflichten als liebender Vater einer zahlreichen Familie, über deren Erziehung er beständig die Aufsicht führt) hält er jeden Sonntag vollständig ausgearbeitete Predigten, wie das christliche Publikum aus den Bänden weiß, die gedruckt sind. Er ist mit classischen Ausgaben der wichtigsten und schwierigsten griechischen Schriftsteller beschäftigt; die zweite Ausgabe seines Thucydides ist fast für die Presse fertig; und in letzter Reihe, was aber nicht das Geringste ist, hat er ein Werk über römische Geschichte begonnen, in Vergleich mit welchem Gibbon's Unternehmen eine unbedeutende Aufgabe war, da es in Wirklichkeit nichts Geringeres ist als die Geschichte der Welt während acht Jahrhunderten vor und ebenso vielen nach Christus. Dieses Werk betrachte ich als die große Aufgabe seines Lebens, als eine solche, durch die wie durch wenig andere die Gelehrsamkeit, die Anschauungsweise, und im Allgemeinen der geistige und sittliche Standpunkt Englands und der englischen Gedankenwelt fest und sicher gestellt werden wird, wenn all das Parteigetriebe nachgelassen haben und manche angemaßte Berühmtheit vergessen sein wird.

Nun ist es meine feste Ueberzeugung, daß er unter dem Drucke der Arbeit erliegen wird, wenn er nicht von den Pflichten seiner gegenwärtigen Stellung befreit wird. Wenn dies möglich ist, so muß es nicht blos Gegenstand der Wünsche seiner Freunde, sondern auch der ernstlichsten Erwägung Derer werth sein, welche über die Geschicke der englischen Nation und des englischen Reiches bestimmen. Ich bin mir bewußt, daß es unthunlich ist, ihn auf die bischöfliche Bank zu erheben; ich füge hinzu, daß, selbst wenn es thunlich wäre, ich es als Freund nicht für ihn wünschen würde. In dem gegenwärtigen Zustand der englischen Kirche, wo die Kapitel keinen Theil an der unermeßlichen Arbeit der Administration eines Sprengels haben (wie sie es nach den Kanones haben sollten und in der römisch-katholischen Kirche wirklich haben) hat der gewissenhafte Bischof keine Zeit, um geschichtliche Werke zu schreiben, ja kaum, sie zu lesen.

Aber nach Allem, was ich in diesem Lande zu beobachten im Stande war, habe ich den Eindruck, als sei ein Dekanat gerade der rechte Platz für einen Mann wie Arnold. Denn vergebens habe ich mich umgesehen, um für ihn eine solche Stelle zu entdecken, wie er sie in Deutschland bekleiden würde, und wie ich sie als die wirkliche Bestimmung eines so ausgezeichneten Mannes der Wissenschaft betrachten muß: ich meine eine Professur an einer der beiden Universitäten, die eine ehrenvolle Stellung gewährte, mit der Befugniß und der Gelegenheit, durch das Halten von Vorlesungen diejenige Thätigkeit auszuüben, welche für ein wissenschaftliches Leben die gesundeste ist. Es gibt aber keine solchen Stellen in England! Ein Dekanat würde die Mittel gewähren, um für eine zahlreiche Familie zu sorgen; und es würde eine solche Ernennung für die Regierung, für das Land, für die Kirche und für ihn selbst in gleicher Weise ehrenvoll sein. Es würde ihm außerdem die in der That beneidenswerthe Muße sichern (otium cum dignitate), die Alles ist, was die Mächtigen dieser Erde einem Manne von Geist und Charakter, der seinem Zeitalter Ehre macht, geben können.

Sollte ein solches Dekanat in der Nähe einer guten öffentlichen Bibliothek, und womöglich einer wissenschaftlichen Anstalt zu vergeben sein, so würde das den höchsten Wünschen entsprechen. Durham würde vielleicht am wünschenswerthesten sein, nicht blos weil es „das goldene Dekanat" ist, sondern auch weil die Weihung durch einen in der Wissenschaft hochstehenden Namen einer jungen Anstalt zu Nutze kommen würde, welche ihrerseits Dr. Arnold die Fortsetzung des liebgewordenen Umgangs mit der Jugend ermöglichen würde.

Hier, mein theuerer Lord-Bischof, haben Sie meine Gedanken. Ich wußte, daß ich denselben in einem an Sie gerichteten Brief freien Lauf lassen durfte, um so mehr, als ich niemals eine mündliche oder schriftliche Unterhaltung über diesen Gegenstand mit Dr. Arnold hatte. Uebrigens bin ich der Meinung, daß er, wenn ihm eine solche Stellung geboten werden könnte, dieselbe annehmen würde: und ich weiß, daß der Verfolg seiner wissenschaftlichen Laufbahn und seines Lebens selbst damit unvereinbar sind, daß er noch viele Jahre in Rugby bleibt. Dieser Glaube und diese Ueberzeugung schienen es mir fast zu einer Pflicht zu machen, meine Gedanken über diesen Gegenstand Ew. Lordschaft mitzutheilen. Was die theologischen Vorurtheile gegen ihn betrifft, so sind sie sichtlich im Hinschwinden; — wie ungerechterweise er mit solchen Vorwürfen beschwert ist, könnten seine sechs Briefe an den Herausgeber der „Hertford Zeitung" über den Chartismus und das Heilmittel dagegen auch seinen Gegnern beweisen.

Llanover, 9. April 1839.

(An John Hills.)*) ... Ich halte daran fest, daß „Faust“, obgleich ein Bruchstück und in manchen Theilen ein bloßer Entwurf, doch die innere Einheit besitzt, welche ein dramatisches Werk haben muß; ja daß es die Idee des Ganzen ist, welche diesem Gedicht den unermeßlichen Einfluß auf die Gemüther in Deutschland gab und noch erhält, und welche ihm allein einen ähnlichen Einfluß in England verschaffen kann. Und was ist diese Idee? Die aller wahren Tragödien: nämlich ein menschliches Gemüth im Streit mit seinem Geschick, sowol dem allgemeinen als dem individuellen, das tragische Element im Leben eines Menschen so dargestellt, daß die ewigen Gesetze des Geistes und des Geschickes, welche identisch sind, deutlich ausgeprägt heraustreten, und unsere Gefühle reinigen, nach dem schönen Ausdruck des Aristoteles. Wenn Aeschylus und Sophokles dies in anderer Weise bewirkten als Calderon, oder Shakspeare anders als Goethe, so stehen sie doch insgesammt im Gegensatz gegen die gedankenlosen Schöpfungen des Euripides, der meisten französischen und der anderen englischen Dichter, so gut wie zu unseren Caricaturen von Zacharias Werner und Müllner. Prometheus war der höchste Vorwurf der Griechen — er selbst ein Gott, welcher gegen das allmächtige Schicksal ankämpft und ihm unterliegt, aber nicht den siegreichen Göttern, — welcher jahrtausendelang leidet, aber doch mit prophetischem Auge die Lösung erblickt, wenn die Zeit erfüllt sein wird. Nun gab es in der Volkspoesie der modernen Welt zwei ähnliche Stoffe: den Ewigen Juden und Faust. Eine wie tief poetische Behandlung dem ersteren im Volksmunde gegeben worden ist, kann man aus dem ersten Bande der „Münchener Volksbüchlein“ ersehen (welche ich Ihrer Beachtung empfehle), und Sie wissen, daß Goethe beabsichtigte, den Stoff auf seine eigene Weise auszuarbeiten. Ich vermuthe, daß derselbe innerhalb des prosaischen Maskenlebens von Weimar ihm zu düster und schrecklich wurde und daß er ihn deshalb aufgab. In Bezug auf Faust hatte die Volkspoesie es nicht vermocht, eine Lösung zu finden; der Teufel nimmt Faust für sich weg, ebenso wie den Don Juan. Diesen Ausgang verwarf Goethe. Ob er irgendeine Lösung in Uebereinstimmung mit den klaren Andeutungen des Prologs von 1800 bezweckte, als er das großartige jetzt vor uns liegende Bruchstück schrieb — eine Fortsetzung, wie er

*) Dieser Brief schließt sich einem anderen an, welchen Bunsen an Mr. Hills im März desselben Jahres über seine Uebersetzung von Goethe's „Faust“ geschrieben hatte. Er hatte schon hier anempfohlen, der Uebersetzung eine Abhandlung über die Tragik voranzuschicken, weil „das Publikum damit bekannt gemacht werden muß, was eine Tragödie ist und warum «Faust» die Tragödie der Tragödien ist, oder, wie neulich eine englische Dame sagte, «die Tragödie der Seele im neunzehnten Jahrhundert».“
Anmerkung der Verfasserin.

sie mit äußerst geringem Erfolg im zweiten Theile versuchte — muß ungewiß bleiben. Aber was klar ist und hier allein von Wichtigkeit sein kann, ist die tragische Einheit und Vollständigkeit innerhalb desjenigen Theiles der großartigen Volkstragödie, welchen er beendete. Faust wird ein tragischer Gegenstand, sobald er, auf dem Gipfel menschlicher Kenntniß stehend, vermessen über die Grenzen der Menschheit hinausgeht, den Titanen gleich, um Gott gleich, um Gott zu sein. Dies der Beginn des Bruchstückes. Es endet mit dem Untergang, im irdischen Sinn, der einzigen Seele, welche er geliebt, und deren Daheim und Frieden er zerstört hatte. War er, als er sich dem Bösen widmete, noch eines Glückes oder einer Erlösung in diesem Leben fähig, — nun ist es, das fühlt ein Jeder, unmöglich. „Sie ist gerettet, er ist gerichtet." Für Niebuhr war die tragische Idee so vollständig in dem Fragment ausgesprochen, daß er geneigt war, alle weiteren Zusätze abzulehnen, indem er sagte, daß für ihn die Tragödie mit den Worten „Nachbarin, euer Fläschchen" beendigt sei. Ich gestehe jedoch, daß ich die Scene im Kerker nicht als Schluß des Ganzen entbehren möchte. Was darüber hinausliegt, hat die Ewigkeit vor unseren Augen entrückt; Jeder kann sich dabei denken, was er fähig und willens ist: der Dichter zieht sich zurück; denn keine Ungewißheit kann in dem Gemüthe des Hörers zurückbleiben in Bezug auf das große Weltgericht, welches schon hier dem menschlichen Auge enthüllt ist.

Aber jedenfalls ist es nicht ein Teufel, sondern ein großes und edles menschliches Wesen, welches wir zerstört sehen. Es zeigt sich dies schon in dem Charakter seines Gegenparts Mephistopheles. Daher die Fortdauer geistigen Lebens in Faust, welche der Dichter in dem Monolog „Erhabener Geist, du gabst mir, gabst mir Alles, worum ich bat u. s. w.", welcher, wenn richtig verstanden, die erhabenste Darstellung des Leidens und der Strafe enthält. Faust ist seines geistigen Lebens nicht beraubt worden: er umfaßt noch die Geheimnisse der Natur und die ewigen Gesetze des menschlichen Daseins; aber diese Augenblicke verdoppeln die Qual.

So weit mag es als erwiesen gelten, daß der Anfang und das Ende von Goethe's „Faust" (dem ersten Theil) in Einklang stehen. Ist es nöthig zu zeigen, daß die dazwischenliegenden Theile auf geradestem Wege und in echt dichterischer Weise von Einem zu dem Anderen führen? In der Beschreibung der Kämpfe der geistigen Welt wird der Hörer eine so umständliche Ausführung, wie in den gewöhnlichen Trauerspielen dieser Erde, keineswegs fordern, ja nicht einmal dulden; einige Skizzen gefallen mir gerade wegen der Schwäche der Umrisse. Um ein Gemälde vollständig zu verstehen, haben Sie nur nöthig, dessen Zerrbild zu betrachten. Mit „Faust" und „Prometheus" vergleichen Sie Byron's „Manfred".

Aus dem während dieser ganzen Zeit außerordentlich lebhaften

Briefwechsel mit Lepsius möge, da die meisten Briefe sich auf wissenschaftliche Specialfragen beziehen, nur von einem Briefe ein Auszug hier folgen*):

Llanover, 16. September 1839.

Es ist mir klar, daß von Ihrer Reise nach Aegypten vor nächstem August nicht die Rede sein kann, wenn Sie nicht Ihre Gesundheit unverantwortlicherweise aufs Spiel setzen wollen. Einen Sommer in Aegypten zuzubringen, wenn man sich vorher vom September an acclimatisirt hat und das Klima nicht Augen und Leber angreift, kann räthlich sein für einen wissenschaftlichen Mann, falls sein Beruf es mit sich bringt. In den Sommer hineinzureisen, hat noch Niemand derart ungestraft gethan. Sehen Sie Champollion's, Rosellini's, Wilkinson's Beispiele, um nicht von Burkhardt und so vielen Anderen zu reden, die dort starben oder blind wurden.

Nun lassen Sie uns aber, mein theuerer Freund, doch einmal recht überlegen, welche Nothwendigkeit Sie nach Aegypten jagt, für eine gejagte Reise. Die der Anschauung, wie es ein kurzer Aufenthalt allein möglich macht, allein nicht, so hoch ich gewiß die Anschauung anschlage; denn Sie haben so viel in Europa gesehen, daß Sie über die großen Hauptpunkte nicht wesentlich im Dunkeln bleiben können. Das Wesentlichste scheint mir also immer die Forschung zu sein. Dafür nun kann man eher zu früh, als zu spät kommen und leicht zu kurz, nie zu lange verweilen: endlich verlangt dies nicht unbedeutende Mittel. . . . Warten Sie dagegen, so haben Sie alle erdenkliche Hoffnung, von der Akademie und Regierung ehrenvoll mit einer wissenschaftlichen Reise beauftragt und dazu ausgerüstet zu werden. Ob Sie einen solchen Auftrag erhalten, ehe der erste Theil unseres Werkes erschienen ist, daran habe ich immer gezweifelt und muß zweifeln, wenn ich mich selbst an die Stelle der Herren in Berlin setze. Unser System ist kraft unmittelbaren Befehles des Königs das strenger Sparsamkeit, ... und Sie wissen, was man in Berlin von ägyptischen Studien hält. Ist

---

*) Dieser Brief ist erst in der deutschen Ausgabe hinzugefügt. Von dem Umfang und der Natur des übrigen Briefwechsels Bunsen's während dieses ersten englischen Aufenthaltes kann nur wieder durch ein kurzes Namensverzeichniß ein Ueberblick gegeben werden. Wir nennen daher zunächst als deutsche Correspondenten in dieser Zeit: Usedom, A. von Humboldt, E. M. Arndt, Bethmann-Hollweg, Brandis, Nitzsch, Dorner, Thiersch, Schmieder, Tippelskirch, Gerhard, F. Haase, Röstell, Franz, Böckh, Papencordt, Hensel, Helmentag, Perthes; sowie von den alten römischen Freunden: Abeken, Kestner, Platen, Ulrichs, H. von Thile. Englische Briefe sind in größerer Zahl vorhanden von Sir Robert Peel und seiner Gemahlin, Gladstone, Ashley, Acland, Ph. Pusey, Hills, Nott, Arnold, Coleridge, Wordsworth, M'Caul, Wilberforce, Cardwell, Knight, Davis, Sandon, Haddington, Empson, Bowring, Shirley, Whewell, Mure, Darley, Inglis, Howley, Thirlwall, Ticknor, Clinton, W. K. Hamilton, Sir Harry Verney, Miß Harriet Ker Seymer.

jenes Werk aber erschienen, so stellt sich die Sache ganz anders. Preußen hat noch nie seine Unterstützung einer großen wissenschaftlichen Unternehmung eines Landeskindes versagt, sobald die Anerkennung des gelehrten Publikums von ihrer Ergiebigkeit vorgelegen. . . . Ihr Ruhm aber wird und kann nie darin bestehen, irgendeinen königlichen Schild oder ein verlegenes Datum aus dem Boden oder Staube zu kratzen: das müssen wir Deutsche schon den Italienern, Engländern und Franzosen überlassen. Unser Beruf liegt in der Forschung und im Gedanken: reisen Sie, so muß es um beider willen sein.

Den Gesammteindruck, den dieser erste Aufenthalt in England auf Bunsen machte, hat er selber in einem später in der Schweiz niedergeschriebenen Tagebuche: „Leben und Thun in England" (Donnerbühl, 23. September 1840) geschildert. Wir schließen dasselbe hier an:

Es war Donnerstag, den 23. August, als wir uns nach einer 50stündigen unangenehmen Ueberfahrt allmählich von den Anlagen und Häusermassen umgeben sahen, welche den auf der Themse Ankommenden in das Herz der Weltstadt führen, ehe er dessen gewahr wird. Erst am folgenden Tage fand ich mich wieder fähig, in dem Gewühle meiner selbst bewußt zu bleiben: die Masse hatte mich überwältigt. Pusey und seine Gemahlin empfingen uns freundlich, sie allein von den Freunden waren noch in der Stadt; die Verwandten hatten uns das Haus mit allem seinem Schmucke zurückgelassen. Auch Bülow nahm mich freundlich auf. Der treue theuere Julius Hare machte mir aber erst London heimlich durch seinen Besuch.

Sonntag den 2. September wohnte ich dem ersten Kathedral-Gottesdienste bei in St. Paul. Die Herrlichkeit des Baues und seiner Denkmäler überwältigte mich. Doch alles verschwand der Westminster Abtei gegenüber.

Schon am 3. eilte Fanny mit den Kindern nach der lieben Heimat; ich wollte erst etwas vom Stande der kirchlichen Angelegenheiten erfahren und beobachten, und zugleich das Britische Museum schauen. Daneben schrieb ich das erste Buch der „Aegyptiaca" um. Kälte und Feuchtigkeit brachten eine Sciatica zum Ausbruche, deren Nachwehen mir seitdem, obwol erträglich, geblieben sind.

Donnerstag den 13. erfreute mich Fanny durch ihre Rückkehr, Henry begleitete sie. Wir hatten acht fröhliche Tage beisammen, in denen wir London besahen.

Am 22. flogen wir nach Rugby. Das Herz begann mir hier schon weit aufzugehen. Der Anblick des Schulhauses ist herrlich; ein neuartig gothisches Gebäude, von Mauer und Garten umgeben. Arnold, der Head

master, ist Dictator. Von den (damals 175) Knaben wohnen gegen 60 in seinem Hause, die anderen bei Lehrern oder den Aeltern. Der Gottesdienst im Hause, morgens und abends, und der sonntägliche Gottesdienst in der schönen Kapelle, mit ihren gemalten Fenstern — Alles athmet Zucht, äußere gegründet auf innere, nicht gelehrt, sondern gezeigt.

Am 29. September, Sonnabends, trafen wir in Llanover ein. Wie ward mir, als ich am nächsten Morgen, bei schönem Sonnenschein und milder Luft, Gärten und Felder durchschweifte, wo Fanny ihre Kindheit und Jugend verlebt hatte. Der schöne muntere Bach, das friedliche Haus, das Glockengeläute rings um mich, und dann, die Landschaft bekränzend, die schönen Hügel. So war ich denn wieder einmal in einem älterlichen Hause, nachdem ich das angeborene vor gerade 30 Jahren verlassen, und im März 1816 zum letzten mal in ihm, unter seinem Strohdache geschlafen, und den Segen der Aeltern empfangen, die ich nie wiedersehen sollte! Ich war den ganzen Tag, soweit ich ihn nicht in der Kirche zubrachte, immer zwischen den lieblichen Feldern und besonders dem Garten, und dann dem Inneren, wo Frau und Kinder um die liebe anmuthige Großmutter umhersaßen und spielten. Das Herz und die Augen gingen mir über: der Krampf des lange verhaltenen Schmerzes löste sich in überwältigendes Dankgefühl auf.

Die Tage der Ruhe dauerten nicht lange: das Cymreigyddionfest kam heran (9., 10. October), mit seiner poetischen Lebendigkeit, und kymrisch-englischem Geräusch .... Lepsius' Gegenwart verschönerte die Feier: des edeln Dr. Prichard Besuch war die schönste englische Zierde des Festes, obwol er allein der Unbemerkte blieb, der Einzige, welcher über die Kymrisprache wissenschaftlich-europäisch geschrieben hat! Einen eigenthümlichen Reiz gibt der Zusammenkunft das Gefühl des Volksthümlichen in dem Harfenspiele, und in dem Dichten und Singen aus dem Stegreife. Diesmal kam der merkwürdige Umstand hinzu, daß Graf Villemarqué aus der Bretagne gegenwärtig war, ein junger, achtbarer Forscher, der die Volkssagen und Lieder der Bretagne gesammelt hatte und zum Erstaunen der Kymri, und zu ihrem unbeschreiblichen Jubel sich, wenngleich nothdürftig, durch seine Muttersprache verständlich machen konnte, nach 1400jähriger Trennung. Alles Dies war ein wenngleich schwaches Abbild der hellenischen Spiele, und die Prosa dazu bildeten die Bälle der vornehmen Welt. Bei dem Festmahle der Gesellschaft mußte ich zum ersten mal öffentlich reden.

An der kymrischen Poesie gewann ich große Freude durch Turner's geniale Forschung, die mich von der Echtheit der alten Lieder und mehrerer Triaden überzeugte. Ricci's bescheidener Aufsatz und Jones Tegid's, des Barden, lebendige Dichtungen zeigten mir das Eigenthümliche der alten Cimbern, mitten in der englischen Civilisation und in dem umschaffenden

Gebiete des Christenthums. Nur mit der Sprache selbst konnte ich mich, jenseit der grammatischen Theilnahme, nicht befreunden. Der Schulmeister des Ortes, der auf einer lateinischen Schule gelehrt war, dann 20 Jahre Englisch und Britisch in der Dorfschule mit den Kindern getrieben hatte, konnte mir beim Lesen des Evangeliums nichts erklären, sobald die Wortstellung in den beiden Uebersetzungen verschieden war. Ob die Kymren vorzugsweise blond oder braun seien, konnte ich, trotz aller Bemühungen, nicht mit Sicherheit ausmachen.

Am 27. besahen wir in Abercorn das ungeheuere Besitzthum meines Schwagers, mit der seit 10 Monaten gegründeten Stadt Victoria — die schon 3000 Einwohner zählte —, den Riesenschmelzwerken, den tram-roads und Pont Hall. Es gibt nicht leicht ein reizenderes Thal: aber die Bevölkerung ist sehr traurig, die Dissenters hatten alle meeting-houses in der neuen Stadt; eine Kirche hatte nicht gebaut werden können, weil der Bischof sie nicht weihen konnte, ohne den Grund bis zum Mittelpunkte der Erde dem Gebrauche der Menschen zu entziehen, was durchaus gegen die Ansichten Sir Benjamin Hall's war.

Die Morgen gingen unter ägyptischen Forschungen gar anmuthig hin, und das alte Gefühl ruhigen Daseins kehrte wieder, ohne daß sich Erschlaffung zeigte. Ehe ich nun an die große Arbeit des Winters, die Staatsschrift, ging, ward beschlossen, daß ich noch etwas vom Lande sehen sollte. Bristol, Bath und die Riesentrümmer von Stonehenge, dazu die schönen Kathedralen von Salisbury und Wells lagen in der Nähe; weiterhin lockten zwei theure Freundeshäuser: Killerton von Sir Thomas Acland und Hanford der Seymers. Beide Familien hatten mich mit wohlthuender Liebe beim ersten Eintritte in England gegrüßt, beide waren meinem Herzen nahe und theuer. So sollte also der erste Ausflug unternommen werden.

Die Reise begann im schönen Novemberwetter, durch die lieblichen Thäler, wo König Arthur der Barden Hof hielt, Caerleon (Castra legionum), mit den Trümmern des Amphitheatrum castrense, vorbei, durch die Mündung des Severn nach dem alterthümlichen Bristol. Dr. Prichard in seinem mit mittelalterlichen Decken und anderen Zierathen geschmückten Hause (Red Lodge) beherbergte Villemarqué und mich gar freundlich. Der Mann ist sehr gesuchter praktischer Arzt, unermüdlicher Forscher und thätiger Schriftsteller, dabei guter Bürger und trefflicher Familienvater. Bei der frommen Partei der englischen Kirche ist er etwas anrüchig, weil er in der ersten Ausgabe seines Werkes über die Menschenstämme ernsthaft untersucht hatte, ob Adam nicht schwarz gewesen, und dies wenigstens ungleich wahrscheinlicher erklärt, als daß er die Farbe des Mangels getragen. Aber Dr. Prichard ist ein frommer Christ, dem gewiß die Freiheit seines Forschens nicht geschadet.

Den folgenden Tag besahen wir Blaise Castle, wo uns Herr Harford in dem zauberisch schön gelegenen Schlosse gar liebenswürdig mit seiner Gemahlin empfing, auch mich mit seiner Uebersetzung des Aeschylus beschenkte. Seine Galerie hat einige Meisterwerke der Italienischen Schule. In Bath traf ich Dr. Nott zuerst ganz matt und wie todt; er wurde aber bald der Alte. . . . Auf dem Wege nach Salisbury sahen wir das erstaunliche Denkmal der alten Briten, höchst wahrscheinlich die Trümmer des Tempels, von welchem ein griechischer Schriftsteller des 3. Jahrhunderts v. C. bei Diodor meldet, indem er sagt: Gegenüber Keltikum soll eine Insel liegen, größer als Sicilien, von mildem Himmel, trotz der nördlichen Lage, bewohnt von den Hyperboräern; sie wird beherrscht von den Boreaden (d. h. Barden, nach kymrischer Aussprache), welche in einem runden Tempel den Apollo mit Kitharen (Harfenspiel) verehren. Sir Benjamin löste das Räthsel der kleinen Stelen, die einen Halbkreis um den Altarstein (Opferstein) bilden, indem er sie als Pfähle erklärte, an welche die alten Briten die Schlachtopfer gebunden. Diese Erklärung ging dem bretonischen Jüngling durch die Seele, und er erzählte von dem schnöden Verrathe der Sachsen bei einer Friedensverhandlung.

Am nächsten Morgen sahen wir die einzig schöne Kathedrale, die (mit Ausnahme des späteren Thurmes) ganz aus Einem Gusse ist, herrlich gehalten, und rings mit dem schönsten Rasen (leider! mit den Grabsteinen darunter) umlagert, den alterthümlichen Bischofspalast daneben: beide ganz von der übrigen Stadt gesondert und mit einer Reihe Kapitelhäuser durch ein Thor abgeschlossen. Ich ahnete nicht, daß in diesen Räumen, ehe ein Jahr verging, eine der befreundetsten Seelen als glückliche Gattin und thätige Bischofsfrau walten würde, und vor der Abreise mich beherbergen.

Von Salisbury zogen Villemarqué und ich nach der zerstörten Kathedrale der alten Briten Glastonbury, in dem vielbesungenen Avalon, der Barden Elysium. Hier barg, nach der Sage, Joseph von Arimathia die Schüssel des letzten Mahles. Die Trümmer der Kathedrale sind sehr majestätisch: ihr Umfang muß sehr bedeutend gewesen sein. Ein alter, langer, steinerner Sarg, angeblich (gegen der Kymren Aussage) König Arthur's, ist das einzig wirklich Alte.

Nachdem wir die großartige und ungeheure Kathedrale von Wells gesehen, trennten wir uns. Die antiquarisch-ästhetische Reise war vorüber: es sollte nun die rein menschliche beginnen. War jene nur anziehend, so sollte diese mir unvergeßlich werden.

Der Sitz der Aclands ist ein Normalbild der Behausung, Lebensart, Wirksamkeit, Mildthätigkeit einer englischen Landedelmannsfamilie. Da fühlt man, wo Englands Stärke liegt und wo sein Segen wurzelt. In dem Leben hier ward mir recht wohl; andere Gäste kamen herbei: Cockerell,

der eine Kirche für das Gut baute, statt einer etwas entlegenen älteren; dann die Gutsherren der Nachbarschaft. In Exeter ward der berühmte Bischof Philpotts besucht und die merkwürdige Kathedrale besehen. Ein anderesmal ging es nach dem Schlosse von Lord Devon, einem der stattlichsten Sitze Englands, mit einer echt adelichen, christlichen Familie. Mit dem Grafen und Sir Thomas besah ich das Poorhouse, an dem ich aber auch so keine Freude gewinnen konnte. Es bleibt dies einer der dunkeln Flecke in Albions Sonne.

Doch auch hier mußte geschieden werden. Der zum Reisen bestimmte Monat ging vorbei, und die Freunde in Dorsetshire durften nicht unbesucht bleiben. Am 26. verließ ich das liebliche Killerton, von Thomas Acland und Lord Fortescue begleitet, unter ernsten und traulichen Gesprächen über Kirche und Staat. Abends sah ich mich vor einem alterthümlichen Schlosse mit einer Kapelle gothischen Baues zur Seite: das war Hanford.

Hier lebte ich acht selige Tage. Das Gefühl der Gesundheit kehrte wieder, und der in Killerton durch Usedom's Nachricht von dem bevorstehenden Abbruche der Verhältnisse neugeweckte Schmerz löste sich mit dem leiblichen in stiller Ruhe auf. In diesen Tagen ging mir das Herz auf, und meine Seele ward auf den Flügeln des Gesanges aufs Capitol und über alle Seen und Berge in den reinen Aether der Betrachtung und des Schauens getragen. Dort feierte ich den ersten Advent (2. December) und flog am folgenden Tage nach London, Lieder und Gesang im Herzen und thatenlustig.

Dieser zweite Aufenthalt in London war kurz (3. bis 14. December), aber reich an Thätigkeit. Zwei oder eigentlich drei Artikel waren im Werke, um England eine richtige Ansicht von der kölner Angelegenheit zu geben: gleichzeitig sollte der eine, mehr geschichtlich erzählend, von dem edeln Mr. John Hills in der „Foreign Quarterly Review" erscheinen, und der andere, mehr beurtheilend, in der „Quarterly Review" vom Rvd. Dr. MacCaul. Ich selbst hatte keinen Antheil an beiden, als daß ich die in meinem Besitze befindlichen gedruckten oder handschriftlichen Quellen und Actenstücke den Verfassern mittheilte. Den zweiten jener Männer hatte ich durch Lord Ashley kennen gelernt, der ihn dazu veranlaßt den Aufsatz zu schreiben, mit der Zusage, ihn selbst durchzugehen, während er selbst seine Liebe zum Könige in dem Aufsatze über Lord Lindsay aussprach. Schon in Killerton empfing ich die Probebogen des Aufsatzes von M'Caul, und erschrak über die Leidenschaftlichkeit der irländischen Anwendung des Gegenstandes, so sehr mich das Uebrige erfreute. Ich schrieb an Lord Ashley und beschwor ihn als Christen, einen so heiligen Kampf nicht zu beflecken durch Leidenschaftlichkeit. Die Antwort des edeln Lords war seiner würdig. Wegen der Ausführung aber wünschte er mich persönlich zu sehen. Das nöthigte mich, nach London zu gehen, um dort die Sache mit der Redaction

zu besprechen. Alles lief nach Wunsch ab: den Abend des Jahrestages der Allocution (10. December) brachte ich bis tief in die Nacht hinein mit dem Lord zu, in Gesprächen über die Hoffnungen der Kirche Englands und Deutschlands. Er schenkte mir die Ausgabe der englischen Kirchenväter, ein Andenken, das mir ewig theuer sein wird. Die größte Freude blieb das Gefühl, der politischen Leidenschaftlichkeit in ihrem Lieblingspunkte einen Sieg abgewonnen zu haben, denn ich begann zu fühlen, wie hierin die größte Gefahr wie die eigentliche Schwäche (wenn anscheinend gleich Stärke) Englands liegt. Mit Hills, den ich in Llanover verfehlt, ging es ebenfalls vortrefflich: endlich wurde von dem Freunde desselben im Temple, dem redlichen Stock, ein dritter Aufsatz vorbereitet, für die „Edinburgh Review“ womöglich. Der erfahrene Freund Pusey, bei dem ich wohnte, versicherte mir zwar, es sei unmöglich, daß die drei englischen Zeitschriften dieselbe Seite der Sache nähmen, die „Quarterly Review“, „Edinburg Review“ und „Foreign Quarterly Review“; schon daß die zwei für Preußen gewonnen seien, sei mehr, als er je gehofft; allein das dritte könne höchstens schweigen. Wie wahr das sei, lernte ich aber erst später. — Das größte Ereigniß für mich aber war die Erscheinung von Gladstone's Werke: ich brachte eine Nacht zu, es zu lesen, und den nächsten Tag, es für den Prinzen zu glossiren. Mein Brief an diesen vom 13., am Vorabend der Abreise, war der Schlußstein dieser ganzen Zeit, im vollen Gefühle der Seligkeit geschrieben, die Wahrheit zu erforschen, welche zur Gottseligkeit führt.

So kam der 15. December heran: ich ging über Bath, wo ich Dr. Nott wiederfand, nach dem geliebten Llanover zurück.

Es folgte nun die nicht umsonst um 14 Tage verspätete Zeit der ersten Arbeit im mütterlichen Hause; vom 17. December bis zum 8. Januar ward die Staatsschrift geschrieben und abgeschrieben und abgesandt, und noch andere acht Tage gingen mit anderen Geschäften hin. Ich hielt die Staatsschrift, obwol vielfach unvollständig, für gelungen und vergaß bisweilen ihr Schicksal.

Den 14. Januar (Montag) wurde die erste gemeinschaftliche Reise mit Fanny unternommen. Es galt einen Besuch bei Pusey auf seinem schönen Landsitz (einst einer Burg in einem Sumpfe, einem Vorfahren von Canut dem Großen geschenkt) bei Oxford in Berkshire. Der Weg ging über Sir Samuel Meyrick's sehenswürdiges Goderich Castle, das gothische Museum der prächtigen Sammlung von Rüstungen des Mittelalters bis auf Karl I. hinab, in welchem er selbst wohnt, jedoch ohne seine Dienstleute. Von dort nach Roß und zum alten lieben Freunde Clifford, wo wir Rio trafen. Hier verlebten wir zwei Tage in englisch-deutscher Gemüthlichkeit. In Gloucester dann, beim Bischofe, Fanny's nahem Verwandten und Jugendfreunde, sahen wir zum ersten male das bischöfliche Leben in seiner Stattlichkeit, seiner schweren Amtslast und seiner from-

men Häuslichkeit, wie ich es allenthalben bei den jetzigen Bischöfen gefunden.

So gelangten wir am 17. nach Pusey, wo wir bis Sonnabend den 2. Februar blieben. Dies war der längste Besuch, den wir machten: und er war durchaus lehrreich und erfreulich. Hier sahen wir Lockhart, den berühmten Herausgeber der „Quarterly Review", Walter Scott's Schwiegersohn und würdigen Lebensbeschreiber; Cockerell, den Architekten, und Dyce, den genialen, leider! aber doch zuletzt dem Theatralischen anheim gefallenen schottischen Maler, endlich, außer den Nachbarn, Sir R. Inglis. Am Tage wurde spazieren gegangen, oder mit dem Einen oder Anderen Gespräche gepflegt; abends, wenn nicht zu viel Gäste da waren, aus dem Schriftsteller des Tages, von dem genialen Schwager des Hausherrn, M. Algernon Herbert, vorgelesen („Pickwick-Club"). Bisweilen wurde auch am Tage gearbeitet. Der Zeitungskrieg über die kölner Sache begann mit dem Erscheinen der „Quarterly Review" und „Foreign Quarterly Review". Herr von Bülow schickte mir die feindlichen Artikel zu: ich beantwortete sie in „Times" und „Standard" mit dem Zeichen C. C. (Capitolinus Christianus) und brachte die Gegner zum Schweigen. So war ich denn auch in diese Taktik eingeweiht, sah jedoch damit auch bald das Gefährliche und Aufreibende dieses Kampfspieles.

Dienstag den 22. Januar war der mir ewig unvergeßliche Tag, an welchem ich Oxford zum ersten male sah. Sir R. Inglis führte mich dort ein. Ich blieb Mittwoch dort. Meine Wohnung hatte ich bei dem Provost von Oriel-College, zu welchem Henry gehörte. Ich würde nie enden, sollte ich den Eindruck dieser einzigen Stadt schildern. Die Menschen treten dabei ganz in den Hintergrund: aber ich sah die Wiege der edelsten Geister Englands in Kirche und Staat, seit nun bald 1000 Jahren, deren jedes fast seine Denkmale hinterlassen hat. Der Eindruck überwältigte mich jedoch nicht: ich war mir der Zukunft Deutschlands und der in ihm lebenden Geisteskraft bewußt. Aber man kennt Europa nicht, ohne Oxford gesehen und empfunden zu haben. Acland's edle Freundschaft hatte mir auch hier viel Schönes bereitet.

Am Donnerstag ging es wieder zurück: aber am 29. machte ich einen zweiten Besuch, diesmal mit Fanny. Die Zeit neigte sich zu Ende: Alles eilte London zu, wo das Parlament bald eröffnet werden sollte. Sonnabend den 2. Februar ging ich nach Oxford, dort den Sonntag zuzubringen, und nachdem ich auch dieses durchlebt, zog ich mit Thomas Acland am 4. Februar in London ein, in des edeln Gastfreundes Hause auch diesmal eine nun schon ganz vertraute Heimat findend.

Dieser dritte Aufenthalt war der zweitlängste — 4. Februar bis 25. März — und zugleich der arbeitsvollste und lehrreichste und genußvollste. Ich sah Sir R. Peel, und ich hörte ihn: ich schwelgte, oft über-

wältigt von dem Ungeheuern dieses Schauspiels, in dem Anblicke des Riesenkampfes der Geister im Parlament, und hatte das Gefühl, daß, wäre ich ein Engländer, ich dort sitzen würde oder im Streben danach sterben — ohne jedoch so glücklich zu sein, als ich mich jetzt fühlte. Ich sah Shakspeare, den göttlichen, zum ersten male würdig, trotz der übertriebenen Manier des Spieles der Meisten. Mit dem theuern Hausherrn hatte ich fast jeden Morgen beim Frühstück ein lehrreiches Gespräch: bei Niemandem fand ich so sicheres Urtheil. Mit Gladstone hatte ich fruchtbare Unterredungen, mit Lord Ashley erfrischende Herzensergießungen. Ruhestunden brachte ich bei der Freundin von Hanford zu. Das Werk, das mich damals als fortlaufender Gedanke beschäftigte, war eine Reihe von Briefen über Gladstone's Werk, die Verfassung, den innersten Lebenspunkt oder das Symbol und die Liturgie der Kirche betreffend. Es war eine selige Zeit. Morgens früh war ich Rothe lesend oder schreibend bis 9 Uhr an der Arbeit; dann eine Stunde mit Pusey beim Frühstück; dann der Briefwechsel des Tages und weitere Arbeit bis zur Besuchszeit oder noch länger; dann das Museum oder Westminster oder ein Stündchen in Leicester Square; zuletzt der Abend bei einem Mahle oder in einer späteren Gesellschaft oder im Parlament. Da erst lernte ich erfahren, daß die Engländer sterben oder toll werden müßten, hätten sie nicht die stille, erfrischende Ruhe des Sonntags. In diesem Zeitraume besuchte ich zum ersten male Lady Raffles in dem reizenden Highwood, die unvergeßliche!

Zu dem immer theurer werdenden Lepsius kam nun noch ein zweiter Freund, Hollweg. Mit diesem reiste ich zur Ruhe der Osterwoche wieder über Bath nach dem geliebten Llanover, wo wir Dienstags vor Ostern ankamen und Henry trafen. Ich blieb auch diesmal nur kurze Zeit, denn noch war Vieles in London zu thun und zu lernen. Freitag den 12. April reiste ich nach Rugby (Hollweg war nach Schottland gegangen) und verlebte dort den Sonntag.

Vom 15. April bis zum 8. Juni war ich in London, seit dem 15. Mai mit der ganzen Seele, denn Fanny kam zu mir. Dieser vierte Aufenthalt dauerte also acht Wochen: er war die glänzendste Epoche meines londoner Lebens, und doch lehrreich und herzerfreuend. Die Arbeiten mit und über Gladstone gingen fort, ebenso Parlament (in welchem ich die denkwürdige Verhandlung über Irland vom 15. bis 19. April durchlebte, die Sonnabend früh mit dem Tage endigte) und Shakspeare und Westminster und Museum. Die ersten Arbeiten waren ägyptisch-römisch-kritische für die Feier des Natalis Urbis. Ich schrieb damals englisch vollkommen geläufig wie deutsch, nur fehlte Muth zum Reden. Die gelungenste Arbeit dieser Wochen ist die Rede in der Royal Society of Literature über Rom und Niebuhr's kritische Grundsätze. Mich begeisterte ..... der herrliche Brief des edelsten Fürsten, in der heiligen Osterzeit dieses Jahres geschrieben. Ich erhielt ihn am Morgen des 16. in jener Woche.

Dieser Feier folgte bald die große unbeschreibliche Festlichkeit der ersten Woche im Mai, wo alle christlichen Gesellschaften ihre große Jahresversammlung hielten. Ich redete vorbereitet in Exeter-Hall bei dem großen Feste der Bibelgesellschaft, bald darauf, ganz unvorbereitet, aber glücklich, ebendaselbst vor der Juden-Missionsgesellschaft.

In derselben Zeit sollte ich den Auftrag erhalten, der mich mehr als irgendeine andere Arbeit in England beschäftigt und erfreut hat: die Ausarbeitung eines Gutachtens über das neue Ehescheidungsgesetz. Ich verdankte auch dies des Kronprinzen gnädigem Eifer, mich in Berlin zum Vortrag über diesen Gegenstand zu haben, der Minister Entschluß, mich nicht dorthin kommen zu lassen, und des Königs vermittelnder, huldreicher Entscheidung. Ich nahm den Auftrag unter der Vorbedingung einer mehrmonatlichen Frist an, und beschloß, dieser Arbeit alle Kraft und Zeit fortan zu widmen. Sie kam mir, wie so Vieles, als eine rechte Schickung, denn seit Jahren hatte ich gewünscht, diesen Gegenstand in England gründlich zu erforschen und für das geliebte Vaterland fruchtbar zu machen. Sie hat mich wahrhaft beglückt: denn sie hat mich zu der begeistertsten und gelungensten Arbeit geführt, sie hat mich ermuthigt zum Schreiben zweier nicht unwichtigen Bändchen für den hochverehrten Fürsten, und sie hat mir gezeigt, wo meine tiefste Liebe und mein Beruf ist oder mir wenigstens zu sein scheint.

Auf diesen Glanzpunkt sollte nun meine größte öffentliche Ehre folgen: die Ertheilung der Würde eines D. L. C. von der Universität Oxford. Das Fest der Commemoration glaube ich nie beschrieben zu haben, allein ich möchte es wol einmal. In dem feierlichen Augenblicke that ich das Gelübde, kein Opfer zu scheuen, wenn ich einmal im Leben zu einer näheren Verbindung zwischen Staat und Kirche meines Vaterlandes und Englands mitwirken könnte.

Nach dem Schlusse der reichen Woche — in welcher wir auch Blenheim sahen — reisten wir zu Sir Harry Verney, dem patriarchalischen Herrn von Claydon, und seiner geist- und gemüthvollen Gemahlin. Durch ein Mißgeschick war Georg nicht mehr zum oxforder Feste gekommen und auch nicht nach Claydon. Hier entwarf ich das „Annus Dei"*), um der oxforder Feier womöglich ein dauerndes Denkmal zu setzen; ich vollendete den Entwurf in Rugby und Fox How, und schrieb alsdann Theorie und Ausführung in Llanover vom 1. bis 8. Juli nieder, nachdem ich vom Jahre 1818 an fast jährlich einen vergeblichen Versuch gemacht, eine leitende und fruchtbare Idee zu finden und durchzuführen.

Vom 17. bis zum 27. Juni waren wir bei den theuren Arnolds, zuerst in Rugby, zur lehrreichen Zeit der Prüfungen, dann in dem lieblichen

*) Biblische Lesetafel.

Westmoreland, in Fox How, wo wir den ehrwürdigen Wordsworth in seinem Patriarchensitze fanden.

Als wir, nach einer auf der Eisenbahn halb durchträumten Nacht, über Birmingham (wo der treffliche Lee uns erwartete) nach Llanover am Abende des 29. Juni zurückkehrten, in die liebe Heimat, zu Mutter und Kindern, und zum munteren Bache, fand ich die königliche Ernennung zum Gesandtschaftsposten in der Schweiz. Es war mir völlig unerwartet und unvorbereitet. Ich hatte schon annehmend geantwortet, als ich des nimmer unthätigen hohen Gönners erstes Schreiben von Hamm und zwei Tage nachher das andere von Altendorn empfing. Ich war vollkommen gewiß, das Rechte gethan zu haben.

Nach Genuß und Erholung galt's nun zu arbeiten. Den Uebergang machte das Niederschreiben des „Annus Dei", vom 1. bis 8. Juli von Montag zu Montag: eine Arbeit, die mir zum Segen gereicht hat.

Dann ging es (am 9., Dienstag) nach London, um dort durch Erkundigung bei Sir Lushington und Anderen mir noch manche Belehrung über das englische Eherecht zu holen, die ich vorher nicht hatte gewinnen können. Der Weg ging über Oxford zu dem großen Agricultural meeting vom 11. Juli, wo 2800 Lords, Gentlemen und Farmer im Hofe von Queen's-College ein Festmahl hielten. Der amerikanische Gesandte, Herr Stephenson, sollte den Ehrentrunk für die anwesenden Fremden erwiedern, so war mir gesagt: als ich plötzlich mitten im Gespräche mit Lord S. merkte, daß man mich aufs Korn nahm und als Ersten anredete. Da galt's kühn sein; ich stand auf und redete, wie es mir in Sinn kam: ich fühlte mich getragen und gehoben von dem tausendstimmigen Zurufe der guten Leute vor mir, und es ward nachher gesagt: die beiden besten Reden seien von zwei Fremden gehalten, von einem Amerikaner und einem Preußen. Jener hielt wirklich eine kunstvolle, schöne Rede; ich sprach nur warm und redete zu den Mitkämpfern bei Waterloo. So gelangte ich zum fünften Aufenthalte in London, am 12. Juli. Das war die Zeit des Einsammelns und Arbeitens vorzugsweise.

Am 3. August abgereist, und in Salisbury durch den Anblick der Kathedrale erquickt, langte ich an einem himmlischen Sommermittage in Llanover an. Die nun folgende Zeit, 70 Tage, vom 5. August bis zum 14. October, war die eigentliche Zeit des Schaffens. Ich habe nie mit solchem Erfolge gearbeitet, besonders als ich die beiden Bände für den Kronprinzen niederschrieb, die mir wie eine freie Rede, in der Muttersprache doch einmal, waren, da ich meine Sehnsucht doch nicht befriedigen konnte, von Angesicht zu Angesicht zu reden. Die Chronologie der Arbeiten, nach den darin bemerkten täglichen Angaben, gibt folgende Uebersicht:

6. bis 12. August: Zusammenstellen des Bauzeuges von der ältesten Kirche an bis auf das Landrecht: eine Arbeit ohne Corpus Juris Can.

(das einzig aufzutreibende aus London kam erst zum Ende des Aufenthalts), ohne Landrecht und fast ohne alle anderen Bücher gemacht, — 1 Band.

13. bis 24. August: Geschichte der Verhandlungen über das neue Gesetz mit geschichtlicher Einleitung — 1 Band.

25. bis 26. August: Ausarbeitung des eigenen Gesetzentwurfes.

27. August: Entwurf der Kapitel der zwei Bücher an den Kronprinzen.

1. bis 20. September: Niederschreiben des ersten Buches: Geschichte des Rechts von der Scheidung. Um nicht anders als ganz frei, absichtlich und nothgedrungen ohne Concept und doch in fließendem Stile schreiben zu können, nahm ich ein mir am 25. August zum Geburtstage geschenktes, gebundenes Buch in Quart und begann nach jenem Entwurfe. Es zeigte sich bald, daß das erste Buch ihn ganz ausfüllte.

23. September bis 5. October: Niederschreiben des zweiten Buches: Lehre des Rechts von der Scheidung. Ganz gegen den im August in wenigen Zeilen entworfenen Plan führte mich der Geist in die speculative Lehre von Kirche und Staat, und ich schrieb, wie es mir aus der Feder floß. Die letzten Kapitel wurden im Anhauche platonischer Dialoge geschrieben.

Das erste Buch gelangte in die Hände des Kronprinzen zum Geburtstage, das andere sandte ich am 27. October, am Tage der Abreise nach dem Strande mit dem Gutachten, das ich unwilligen Herzens und in offenbarer Befangenheit in den ersten Tagen Octobers geschrieben. Am 10. war ein kleines Cymreigyddionfestmahl, wo ich von der Weise: Ar hyd y nos! tief ergriffen ward. Eine Nachbildung des auf Gwennynen Gwent gedichteten Bardengesangs, nach dieser Weise, begeisterte am Tage der Reise (14. October) auf der Höhe der Stagecoach zu einem prophetischen Gesange, der am 15. von Lepsius und Ernst vor Pusey gesungen ward. Schnell wurde mit Karl und Ernst London durchlaufen; am 27. waren wir in Winchester, am 28. trafen wir Fanny im Palast von Salisbury, und am Abend spät des 29. verließen wir des geliebten Eilandes wirthliches Gestade — neuen Geschicken entgegen.

Aus dem hier erwähnten Gesange in kymrischer Melodie: „Ar hyd y nos" (Stern in der Nacht) mögen nachstehende Strophen folgen:

Merlin's Barden zum 15. October 1839.

Heute ist der Tag der Freude: Stern in der Nacht!
Tag, der scheidet Sieg vom Leide: Stern in der Nacht!
Ihm voran geht Noth und Klagen,
Hinter ihm beginnt's zu tagen,
Lichte Höh empor zu ragen: Stern in der Nacht!

Barden, ihr von Merlin's Grabe: Stern in der Nacht!
Gönnt des Seherliedes Gabe: Stern in der Nacht!
Steigt herauf, den Tag zu singen,
Daß es lieblich mög' erklingen,
Aufwärts zu den Sternen dringen: Stern in der Nacht!

Heut mit mächt'gen Liedes Schwingen: Stern in der Nacht!
Barden, laßt uns vorwärts dringen: Stern in der Nacht!
Tretet in des Fürsten Hallen,
Klang laßt von den Harfen wallen,
Arthur's Ton laßt hoch erschallen: Ar hyd y nos!

Zank und Zwietracht sind vertrieben: Ar hyd y nos!
Bruder will den Bruder lieben: Ar hyd y nos!
Schiffe eilen, Wimpel fliegen,
Grenzen weichen ohne Kriegen,
Ohne Blut erschallt's von Siegen: Ar hyd y nos!

Wunderbares schaut der Seher: Ar hyd y nos!
Hohes hoch und Niedres höher: Ar hyd y nos!
Wissen mag im Glauben walten,
Glauben mag im Wissen schalten,
Alles mag sich neu gestalten: Ar hyd y nos!

Alten Tempeln kommt Erbauer: Ar hyd y nos!
Junge Kunst schmückt alte Mauer: Ar hyd y nos!
Neues Bild preist alte Schöne,
Junge Weise heil'ge Töne,
Daß sich Geist in Lieb versöhne: Ar hyd y nos!

Geist hat neuen Leib gefunden: Ar hyd y nos!
Leib durch Geist soll neu gesunden: Ar hyd y nos!
Volk erblüht im Glanz der Krone,
Freiheit sonnet sich im Throne,
Hoheit in der Freiheit Lohne: Ar hyd y nos!

Zweiter Abschnitt.

Schweizer Leben.

(1839—1841.)

Der Hubel bei Bern. — Reise durch Frankreich. — Schweizer Freunde. — Bunsen's Schrift über die Bestrebungen von Mrs. Fry. Correspondenz mit auswärtigen Freunden. — Empfang durch den Bundesrath. Schweizerische Politik. — Wissenschaftlicher Briefwechsel mit Arnold. — Tod Friedrich Wilhelm's III. — Bunsen's Stellung zu Friedrich Wilhelm IV. — Bunsen und Stahl. — Besuch auf dem baseler Missionsfest und in der beuggener Rettungsanstalt. — Preisschrift für das Cymreigyddion. — Anfänge Friedrich Wilhelm's IV. — Ausflüge in der Schweiz. — Briefwechsel mit dem Kronprinzen über Kirche und Schule. — Sendung des Grafen Brühl nach Rom. — Berufung von Schelling, Stahl, Cornelius und Mendelssohn nach Berlin. Wiederanstellung von Arndt in Bonn. Allgemeine Begeisterung über die ersten Handlungen Friedrich Wilhelm's IV. — Verhandlungen über die Lage Palästinas. — Evangelische Gesellschaft in Frankreich. — Briefwechsel mit Bluntschli.

Der Aufenthalt auf dem Landsitz Hubel bei Bern hat für Bunsen und seine Familie den wesentlichen Vorzug vor früheren und späteren Zeiten besessen, daß er zu einem ruhigen, äußerlich und innerlich behaglichen und förderlichen Leben Gelegenheit bot. Daher blickten nicht blos die übrigen Familienmitglieder stets mit dankbaren Gefühlen darauf zurück, sondern auch Bunsen selbst, mit dessen Geschmack und Wunsch er eigentlich nicht in Uebereinstimmung war. Der väterlichen Güte des Königs Friedrich Wilhelm III. fühlte er sich zwar tief verpflichtet dafür, daß seiner zweifelhaften Stellung durch die im Juli 1839 erfolgte Ernennung zum Gesandten bei der schweizerischen Eidgenossenschaft ein Ende gemacht worden war; aber dieser an sich so wünschenswerthe Posten war unvereinbar mit seinen sanguinischen Hoffnungen auf Anstellung im Vaterlande; denn so deutlich die Ereignisse auch gesprochen, so hatten sie ihm doch noch nicht die Ueberzeugung gebracht, daß er eine Person sei, die in Berlin nicht in

Frage komme, und daß ebenso Berlin ein Ort sei, der als Sphäre seiner Thätigkeit nicht in Frage komme. Außerdem hatte er sich die durch spätere Erfahrungen gerechtfertigte Anschauung gebildet, daß den inneren Verhandlungen der schweizerischen Eidgenossenschaft nachzufolgen denselben Aufwand von Arbeit und Aufmerksamkeit erheische, wie die öffentliche Thätigkeit bei irgendeiner der Hauptmächte Europas, und daß trotzdem auch mit der größten Sorgfalt abgefaßte Berichte und auf gründlicher Ueberlegung beruhende Anschauungen und Ansichten das Interesse des berliner Cabinets nicht zu erregen im Stande seien; so wenig beschäftigten damals die Wichtigkeit der Schweiz, ihre inneren Kämpfe und Gefahren, ihre Energie im Entschlusse und die Machtstellung, zu der ihr bald die einheitlichere Verfassung verhelfen sollte, die herrschenden Kreise entfernter Staaten. So tief schmerzlich die Unterhandlungen zwischen Rom und Berlin auch gewesen waren, so hatten sie doch den höchsten Interessen der Menschheit gegolten; und Bunsen fühlte weniger den Schmerz einer lebenslänglichen persönlichen Wunde, als das Vorrecht und die Genugthuung, in Gegenständen von ersichtlich europäischer Wichtigkeit thätig gewesen zu sein. So unwillkommen ihm jedoch die Berufung in die Schweiz auch an und für sich war, so wurde doch die Reise dorthin freudig unternommen, als eine Rückkehr zum eigentlichen Familienleben; denn die in England verbrachten Monate hatten, wie reich sie auch an Ursachen zur Dankbarkeit waren, und wie sehr man auch immer mit inniger Zuneigung auf Persönlichkeiten und Oertlichkeiten zurückblickte, doch des Vortheils entbehrt, den Wanderern eine wirkliche unabhängige Familienexistenz zu gewähren, wie sie sie in dem reizend gelegenen Hubel fanden, einem einsamen Landhause, auf einem für sich abgeschlossenen Hügel gelegen, mit der Aussicht über reich bewaldete und bebaute Gegenden hinweg auf die gesammte Bergkette des Berner Oberlandes in ihrem ewigen Schnee.*)

Am 29. October 1839 verließen Bunsen und seine Familie die geliebte Küste Englands in Southampton, von wo sie nach Havre

*) Der Hubel (ein Hügel neben dem Donnerbühl) war bis dahin von dem englischen Ministerresidenten Mr. David Morier bewohnt und kurz vorher eines traurigen Familienereignisses wegen aufgegeben worden, indem seine Gattin nach dem plötzlichen Tode zweier blühenden Töchter sich nicht im Stande fühlte, länger auf dem Schauplatze zu bleiben, den diese durch ihre Gegenwart belebt und geschmückt hatten. Die Bunsen'sche Familie lernte Mr. Morier gerade unter diesen Umständen kennen, und er gehörte von da an zu ihren geschätztesten Freunden.

Anmerkung der Verfasserin.

hinüberfuhren. Auf dem Wege nach Paris blieben sie einen Tag in Rouen, wo die Architektur und die Lage der Stadt, vorzüglich der großartige Münster und die fehlerfreie Kirche von St.-Ouen, auf Bunsen viel Eindruck machten, sodaß er seitdem oftmals Reisende ermahnte, einen Abstecher nach Rouen zu machen als dem „Nürnberg Frankreichs" und mit Ausnahme dieser Stadt ohne ihresgleichen in malerischem Effect. Einige in Paris verbrachte Tage waren hinreichend, um die Sammlung des Louvre und die Bibliothek zu besuchen, und auf die Orte einen Blick zu werfen, deren Andenken durch mannichfache Erinnerungen aus dem Jahre 1816 lebendig erhalten wurde, eine Zeit der Einsamkeit, von der freilich die gegenwärtige bedeutend abstach, wo er von Söhnen und Töchtern umgeben, und in einer ehrenvollen Stellung öffentlicher Thätigkeit die Stadt zum zweiten male besuchte.

Einige Zeilen aus einem Briefe Bunsen's über diese Reise an seine Schwiegermutter, vom Hubel 1. December 1839 datirt, drücken zugleich seine Gefühle beim Rückblick auf die in England verbrachte merkwürdige Periode aus:

... Wenn arme Worte nothwendig gewesen wären, um Sie über die Gefühle zu vergewissern, mit denen ich an die dreizehn bei Ihnen oder in Ihrer Nähe verbrachten Monate zurückdenke, so hätte ich Paris nicht erreichen können, ohne Ihnen geschrieben zu haben — aber ich bin sicher, daß dieselben nicht erforderlich waren. Ich konnte nicht ein Wort sagen, als wir abreisten, denn es würde durch Bewegung erstickt worden sein und Bewegung hervorgerufen haben. Was verdanke ich Ihnen nicht! und doch kann ich sagen, ich bin dankbar dafür, daß ich Ihnen so viel verdanke, Ihnen, der mein Herz gehört als einer zweiten, einer wahren Mutter. Ihre Güte und das Glück, womit Sie mich umgaben, machten die denkwürdige Periode, welche mich über die große Krisis meines Lebens hinweggeführt hat, zu einer der glücklichsten, an die ich mich überhaupt erinnern kann — glücklich durch die Liebe, die ich genoß und selber empfand, — glücklich durch die fortlebenden Eindrücke, die ich empfing, — glücklich durch die geistige Kraft, die ich fühlte, um meine Arbeit zu unternehmen und durchzuführen!

... Dieses Haus ist ein gottgesandtes — allen unseren Bedürfnissen entsprechend ... die Aussicht auf die Alpen herrlich und das Wetter in der gnädigsten Art mild. ... Die Dinge bessern sich in der Schweiz, ich finde, daß ich die züricher Ereignisse richtig beurtheilt habe, — es ist eine bewunderungswürdige ... Volksbewegung. Außerdem könnte ich ohne dieselbe auch hier wieder gegen den Papismus zu kämpfen gehabt haben. Die katholische Bevölkerung war aufgestachelt, um gegen meine Ernen-

nung zu protestiren, und sie hatten bereits einige protestantische Deputirte überredet, sich mit ihnen zu verbinden, als das Schauspiel sich dadurch änderte, daß die gesammte jakobinistisch-atheistische Regierung Zürichs durch die 20000 Psalmen singenden Bauern in die Flucht geschlagen wurde. Ich bin mit großer Auszeichnung empfangen worden, und habe Anlaß, dasselbe in Zürich zu erwarten, wo ich meinen feierlichen Antritt und die übliche Rede halten werde, da der Sitz der Regierung in diesem Augenblick dort ist. Bevor sechs Monate vergangen sind, denke ich, werden sie mich noch besser kennen. Ich habe in der That bisjetzt nichts zu thun, indem ich blos verpflichtet bin, mich um keinen Preis in innere Angelegenheiten zu mischen und Andere an ähnlichem Beginnen zu verhindern....

In Rouen hörte ich in der Kathedrale die Priester und Chorsänger vor einem kleinen Publikum das lateinische „Magnificat" nach der Melodie „Di tanti palpiti" in dem „Tancred" Rossini's singen!... In Paris sandte die Herzogin von Orleans ihren Kaplan Mr. Vernes (einen Mann von viel Verdienst und vielen Gaben als Prediger) zu mir, um mich aufzufordern, sie zu besuchen; aber als er kam, war ich abgereist — worüber ich jedoch froh bin, da mein Gang zu der Herzogin sicherlich Geschrei in den Blättern veranlaßt haben würde. Versailles ist eine große historische Schöpfung Ludwig Philipp's geworden, aber auch ein Denkmal der Schmach sowol wegen des bösen Ausdrucks in den unedlen Gesichtern der handelnden Persönlichkeiten wie in Bezug auf den untergeordneten Stil der französischen Malerei unter der gegenwärtigen Regierung. Der Ausnahmen sind wenige und um so ehrenvollere. Die Gemächer Ludwig's XIV. und XV. sind so genau wie möglich in ihrem ursprünglichen Zustande wiederhergestellt worden und bilden einen Theil eines großen historischen Museums, aus welchem die früheren Bewohner durch einen Sturm weggefegt und von der Erde ausgerottet sind. Der große Saal, in welchem der feierliche Zug bei Eröffnung der Nationalversammlung im Jahre 1789 gemalt ist (soviel wie möglich lauter Porträts), ist der einzige gut ausgeführte moderne Theil der Unternehmung des jetzigen Königs.

Am nächsten Tage athmeten wir auf in St.-Denis. Welcher Gegensatz! was für eine Würde in der Kunst des Mittelalters und was für eine Heiligkeit in Gefühlen und Gedanken! Man kann sich dessen nicht schlagender bewußt werden, als wenn man von Versailles nach St.-Denis kommt. Und was für Erinnerungen, mit denen von Versailles verglichen!... Der Contrast beim Uebergang aus dem katholischen Jura in das protestantische Neufchatel war groß: es war Sonntag — auf der französischen Seite waren die Wege (in schrecklichem Zustande) mit Fuhrwerken bedeckt, die gewaltige Bäume fortschafften, vielleicht funfzig oder sechzig an der Zahl, von laut fluchenden und zankenden Fuhrleuten begleitet; auf der schweizeri-

schen Seite, in demselben Landstrich (ein Bach bildet die Grenze), dieselbe Menschenrasse für das Auge, dieselbe Sprache für das Ohr, — aber Alles Ruhe, Friede, Milde und Reinlichkeit; die Glocken läuteten und die Bevölkerung ging zur Kirche. Wie dankbar empfand ich es, daß wir an einer Poststation warten mußten, weil die Postillone zur Kirche gegangen waren! Ich schämte mich unseres Reisens und war doch so froh über den augenscheinlichen Beweis, in einem wahrhaft freien und christlichen Lande zu sein.

In diesem schönen Lande fand Bunsen einen geachteten Genossen seiner göttinger Jahre in Professor Ziegler, der aus Bern gebürtig war und dort wohnte; und zu Weihnachten erschien Professor Gelzer von Basel als der erste der vielen unter jenem Dache empfangenen Gäste. Sein Besuch bewies die Wirklichkeit einer bereits vorausgesetzten Freundschaft, deren Anfang durch einen Briefwechsel zwischen ihm und Bunsen gemacht worden war, bevor sie sich noch persönlich getroffen hatten. Mit dem, was im Allgemeinen Gesellschaft heißt, hatten Bunsen und seine Familie wenig Verkehr, und doch fehlte es ihnen nie an einer solchen Art von geselligem Umgang, wie er zu ihren Gewohnheiten und Beschäftigungen paßte, indem sie manche achtungswerthe und geachtete Persönlichkeiten ausfindig machten und von diesen ausfindig gemacht wurden, mit welchen gemeinschaftliche Freunde oder Gemeinsamkeit von Zielen und Interessen ein Band knüpften. Unter dieser Zahl muß die Familie Wurstemberger besonders erwähnt werden, deren älteste Tochter sich als die thätige Gehülfin von Mrs. Fry bei ihrer ein Jahr früher stattgehabten Reise nach Bern erwiesen hatte. Die Bemerkungen und Erinnerungen dieser Dame über die Ansprachen, welche Mrs. Fry sowol an die weiblichen Gefangenen als an die Zuschauer gehalten hatte, um die Errichtung einer Gesellschaft zum Besten der Ersteren hervorzurufen, waren Veranlassung zu einem an Bunsen gerichteten Gesuche, den Hauptinhalt der Gründe und Ueberzeugungen von Mrs. Fry in einer deutschen Broschüre zusammenzustellen. Das Werk war klein an Umfang, aber wichtig an Stoff und Ziel, und Bunsen's ganze Fülle sehnsüchtiger Ahnung und sanguinischer Hoffnung hineingelegt. Dieses Schriftchen mit dem Titel „Elisabeth Fry's Ansprache an die Frauen und Jungfrauen Deutschlands" wurde ihr selbst vermittels einer eiligen Uebersetzung ins Englische bekannt gemacht, und als Ausdruck ihrer Anschauungen und Gefühle gebilligt und angenommen.

Ueber die ersten Monate des schweizer Aufenthaltes mögen folgende Briefe Bunsen's näheren Bericht geben:

Zürich, 10. December 1839.

(An seine Frau.) .... Den ersten Tag wiegte uns der Wagen nach Aarau: wir fanden mit genauer Noth ein sehr spärliches Unterkommen, da die Sitzungen des Großen Rathes begonnen hatten. Diese unerwartete politische Thätigkeit beraubte mich auch des Vergnügens, den berühmten Zschokke zu sehen: er hatte Sitzung im Ausschuß bis 9 Uhr, und schlug vor, um 8 Uhr morgens zu kommen, während wir ½6 Uhr im Wagen sitzen mußten. Bald fing die Sonne an, durch die Nebel zu brechen; wir sahen das schön gelegene Baden, und zogen in dem schönsten Wetter in Zürich ein. Hart am Eingange, wo sonst Hütten standen, seeabwärts, ist ein prächtiges Postgebäude errichtet, und gegenüber ein Gasthof: woraus, nachdem wir unseren Hunger gestillt, sich Thile zum „Staatskanzler" begab, um ihm meine Ankunft zu melden und die Abschrift des königlichen Schreibens mitzutheilen. Um 5 Uhr kam die „eidgenössische Kanzlei", bestehend aus „Staatskanzler" und „Staatsschreiber", ihren Besuch zu machen und mir zu melden, daß morgen der „Staatsrath" mich zu bewillkommnen wünsche, und der Präsident Donnerstag 12 Uhr zur Audienz vorschlage, und um 3 Uhr zum Essen einlade. Morgen soll die Ehrengarde kommen; sie stellt sich vor dem Gasthof mit Gewehr auf, wo es Sitte ist, daß sie zwei Tage bleibt. Kurz, Alles ist sehr ceremoniös eingerichtet; die Leute sind dabei sehr freundlich. Der gefürchtete Kanzler Amrhyn ist ein Universitätsfreund Roestell's, und von da aus fanden wir eine Menge Berührungspunkte.

Der erste Einwohner, der mich empfing, war der hiesige Usteri, ein junger Mann von verschiedenerlei Auszeichnung, der behauptet, ich habe ihm große Freundlichkeit in Rom erwiesen, und der sich zum Führer durch Zürich erbot. Von ihm erfuhr ich die tessiner Revolution: es ist eine Stadtreaction gegen das Land, mehr persönlich, wie es scheint, wie politisch, was das Innere betrifft, aber nicht unbedeutend, was das Ausland betrifft, da das strenge Verfahren der gestürzten Regierung gegen Fremde und Flüchtlinge (meist Lombarden) eine der Hauptveranlassungen gewesen zu sein scheint.

12. December. Gestern entwarf ich meine Rede an den Präsidenten, und der Geist erregte mich, aus den gewöhnlichen hohlen Phrasen heraus den Eidgenossen in gutem Deutsch gute Worte, und dabei die Wahrheit zu sagen. Der Empfang der Deputation, ein Bericht an den König, und einige Besuche nahmen alle Zeit; doch schrieb ich an Gelzer, ihn zu Weihnachten einladend.

Ich stand früh auf, und schrieb meine Rede um, mit nicht unbedeutenden Verbesserungen: gern hätte ich sie liegen lassen, um zu reden, was der Augenblick eingäbe; aber ich hielt es für meine Pflicht, das Geschriebene

mir möglichst einzuprägen, da es nicht meine Angelegenheit war. Auch gehört zu ganz freiem Sprechen und überhaupt zur Beredsamkeit eine belebende Versammlung: bei ganz wenigen und unbekannten Angeredeten ist man zu sehr im Nachtheile.

Unterdessen ging die herrlichste Frühlingssonne über die Berge, und das gute Volk sammelte sich, um den Aufzug zu sehen. Die Ehrenbezeigungen waren vollständig. . . . Nach meiner Rede von 8 bis 10 Minuten empfing ich eine sehr wohlgesprochene Antwort, mit großer Ehrfurcht für den König, und persönlicher Freundlichkeit für mich; der Schluß war feierlich: — „So heiße ich denn Ew. Excellenz im Namen der eidgenössischen Regierung und im Namen des ganzen eidgenössischen Volkes willkommen."

Ich eile heraus, um den herrlichen See im Sonnenschein zu begrüßen!

Bern, Weihnachten 1839.

(An Lücke.) . . . Meine letzten sechs Monate sind großentheils einer kanonistisch-theologisch-geschichtlichen Arbeit über das Recht der Scheidung gewidmet gewesen, für das Staatsministerium, auf Befehl des Königs. . . .

Die Einführung eines wahrhaft christlichen Eherechts setzt allerdings Bedingungen voraus, die nicht bestehen, vor Allem eine Kirche, die Leben hat. . . . Meine nächste Arbeit ist die Einleitung zu einem Werke über die Basiliken Roms; der Rest des Jahres gehört einem gewagten Unternehmen, das mich bisweilen zu erdrücken gedroht, oder mein ganzes Leben zu verschlingen . . . . die Herstellung der Zeitrechnung und Urgeschichte Aegyptens aus seinen eigenen Denkmälern. Vielleicht habe ich Dir schon geschrieben, daß 1833 gemachte Entdeckungen mich diese Bahn geführt, und daß ich Lepsius zur Theilnahme daran von Paris eingeladen, der seitdem mein treuer Gefährte und theuerer Freund geworden ist. . . .

Was noththut, ist, daß die Wissenschaft sich den Fragen des Lebens zuwende in Kirche und Staat. . . .

Auf dem Hubel bei Bern, Weihnachten 1839.

(An einen Sohn in Schulpforta.) Lies nicht zu viel von den Modernen — Schiller's dramatische und lyrische Poesien und die älteren Lieder Goethe's und dann Shakspeare, besonders die historischen Stücke — das ist gutes Futter: doch die Hauptsache bleiben die Alten, und dabei verliere das Geschichtliche nicht aus den Augen: vor Allem mache Dich fest in der Grammatik, sonst fehlt es Dir Dein Leben lang an sicherer Grundlage. Das Deutsche erforsche und übe: denn bei der eingebrochenen Barbarei des Schreibens, die an das galante Deutsch von Ludwig's XIV. Prunkzeit anstreift, ist es nöthiger als je, diesen Schatz zu bewahren. Hinsichtlich des Stiles sei unbesorgt. Stil ist der Mensch: wer klar denkt und redlich auffaßt, schreibt gut: — alles Andere ist Wind.

Hubel, Bern, 25. Januar 1840.

(An Arnold.) So habe ich denn endlich, mein theuerster Freund, einen, so Gott will, festen Wohnsitz am Fuße der Alpen, und meine Feder nimmt nun die Richtung, welche mein Herz ihr seit lange geben wollte. Nachdem ich zu meinem gesellschaftlichen politischen und häuslichen Leben die Grundlage gelegt, kann ich anfangen, mein eigenes inneres Leben wieder zu beginnen, mit meinen Büchern hier und meinen Freunden draußen. Ein paar Worte über Frankreich: Paris ist eine geistige Oase in jener gallischen Wüste. Ich ließ mich weder durch den Hof noch durch die Diplomatie abziehen und sah — Paris und Letronne und Burnouf. Saint-Denis und Versailles zogen mich am meisten an. Was für ein Unterschied zwischen den Gestalten der Helden des 14. und 15. und denen des 18. und 19. Jahrhunderts! — Man sieht, daß die letzteren die schmuzige Arbeit in der Geschichte Europas gethan haben. Der Louvre entzückte mich. In der Bibliothek fand ich zwei Manuscripte des Syncellus, nach welchen Lepsius und ich Manetho collationirten. Wir fanden unsere Entdeckungen in Paris so wenig geahnt wie in London. Burnouf machte mich mit einer höchst wichtigen Thatsache bekannt, welche ich als guter Deutscher vorausgesetzt hatte: nämlich, daß die alte babylonische Schrift ausschließlich ideographisch ist. Die Unterhaltungen mit diesen beiden Männern haben mich bedeutend ermuthigt, mein ägyptisches Werk als Mittel zu gebrauchen, um meine allgemeinen Ideen über das historische Element der Sprache in der Anfangszeit der menschlichen Geschichte darzustellen. Ich habe demzufolge alle antiquarischen Untersuchungen, die für diesen Zweck nicht unerläßlich sind, über Bord geworfen oder Lepsius überlassen, und in den neun Büchern wird meine Muse nur von Chronologie und Sprache und Religion singen.

Ich war so voll von diesem Gedanken, daß ich kaum die Ankunft meiner Bücher abwarten konnte, um anzufangen, das Werk dem definitiven Plane gemäß zu schreiben und neu zu schreiben; aber ich fand, daß politische Angelegenheiten meine Aufmerksamkeit vor allem Anderen beanspruchten. Hier sind 25 politische Körperschaften — alle souverän — und außerdem eine Union, seit 1798 und zumal seit 1830 revolutionirend und revolutionirt. Mein Vorgänger hatte mir die Erbschaft zweier neuer Revolutionen hinterlassen (Zürich und Wallis), und Tessin bewillkommte mich mit der dritten. Mein Vorgänger war fort: ich wußte weniger von den neuen Ereignissen in den Alpen als von den alten am Nil: fünfzehn Zeitungen stürmten täglich auf mich ein, um mich zu unterrichten, wieviel ich noch lernen müsse, bevor ich sie verstehen könnte. Da ich es verschmähte, dadurch Nachrichten zu gewinnen, daß ich meine Existenz der Richtigkeit des diplomatischen Lebens opferte, so nahm ich mir vor, mich selbst auf

dem Wege zu unterrichten, den wir Philologen in Bezug auf vergangene Zeitalter einzuschlagen genöthigt sind, und ich glaube, daß es mir geglückt ist. In Zürich fand ich Freunde in Politik und Religion, und wahre Deutsche unter den Häuptern der neuen Regierung, welche das Ergebniß einer der edelsten und reinsten Volksbewegungen gewesen ist. Sie setzten mich auch in den Stand, Dinge kennen zu lernen, von denen meine hochgestellten Collegen nicht unterrichtet waren; und ich glaube jetzt so gut beschlagen zu sein, daß meine politischen Studien nur einen mäßigen Theil der sechs Arbeitstage in Anspruch nehmen werden, was ganz in der Ordnung ist.

Diese Woche habe ich begonnen, die neue Einleitung zu schreiben, eine Uebersicht des Zustandes der Kenntniß Aegyptens, wie Champollion sie fand, und wie er und seine Freunde sie hinterlassen haben. Ich muß jetzt Dutzende von Werken lesen: zwei sind wirklich ausgezeichnet, Marsham's „Kanon" und Perizonius' „Aegyptiaca". Ich finde die Bücher, die ich nöthig habe, in den Bibliotheken der Stadt Bern oder in Zürich. Die letztere Bibliothek ist in der That ausgezeichnet: Orelli ist Bibliothekar. Ich hoffe, in diesem Jahre „Aegypten" zu beendigen — wenn mir Gesundheit geschenkt wird und keine frischen Revolutionen dazwischenkommen. Wie fühle ich mit dem schweizer Bauer, der seinem Hause die Inschrift gab:

> Bewahr dies Haus, Sanct Florian,
> Zünd andre an, laß dieses stahn.

Wenn es einmal Revolutionen geben muß, so möge ihr heiliger Schutzpatron sie anderswo entzünden (natürlich unsere beiden Länder ausgenommen). Ich habe keine Zeit für sie, und die Schweiz hat ihren vollen Antheil von diesem Segen genossen — so sehr sogar, daß die Idee von Regierung und Gesetz fast entschwunden ist, und wiederhergestellt werden muß, was nicht leicht ist.

Meine Denkschrift über das Ehe- und Ehescheidungsgesetz hat die anderen Projecte zerstört: das wird wahrscheinlich das ganze Ergebniß sein. Die beiden dem Kronprinzen gesandten Bücher sind ihm von meinem alten Legationsrath und treuen Freunde Baron Usedom in einem kleinen Kreise vorgelesen und wohl aufgenommen worden. — Unsere Angelegenheiten mit Rom gehen in der alten wankelmüthigen Art weiter zu meiner großen Bekümmerniß.

Der dritte Band von Niebuhr's Briefen macht großes Aufsehen in Deutschland: mein Aufsatz ist von dem Publikum gut aufgenommen worden. Was für Weisheit und Tugend ist nicht in diesen Briefauszügen concentrirt!

Lassen Sie uns einander regelmäßig einmal im Monat schreiben, à la fortune du pot — was für ein Gegenstand sich gerade darbietet.

Ich kann nicht leben ohne regelmäßige Mittheilungen an Sie und von Ihnen.

Auf dem Hubel, 23. März 1840.

(An einen Sohn.) Du gehst einem ernsten, dem ernstesten und heiligsten Tage Deines bisherigen Lebens entgegen. Die Alten drücken es recht schön aus, wenn sie sagen, daß in der Taufe jeder eingeschrieben wird in das Buch der Streiter Christi, und in der Confirmation nun die Waffen feierlich ergreift, um mit Christo und unter seiner Fahne zu streiten. Niemand kann sich entschuldigen, daß er die Pflichten nicht gekannt, die Heiligkeit des geleisteten Fahneneides (sacramentum) nicht bedacht. Du wirst das Glaubensbekenntniß aussprechen für Deine Mit-Einzusegnenden. Das freut mich; es war gerade auch mein Fall: ich war der oberste, wie Du. Dein väterlicher Freund, der mir so theure und verehrungswürdige Professor Jacobi, hat Dir ein schönes Vorbild gegeben in Dr. Heim's Leben, den ich in Berlin oft gesehen. Vor Allem aber blicke auf zu dem Vorbilde aller Vorbilder, Jesus Christus: denke an seine Liebe für uns Sünder, und betrübe ihn nicht durch Untreue. Nichts in der Welt hält die Feuerprobe der Versuchungen und des Leides und des Glückes aus, als der Glaube an den in Christo uns geoffenbarten Gott der Liebe, an die Person des Heilandes. Laß Dich nicht irremachen durch Spott und Spötter: sie sind schon gerichtet und entgehen ihrer Strafe nicht; auch nicht durch Kälte Anderer um Dich; sondern bitte, daß Du gewürdigt werdest, ihnen durch die Aufrichtigkeit Deiner Besserung und Deiner Liebe den Weg zum Heilande leichter zu machen. — Ich hoffe, Du wirst nach Prima kommen und Dir dort Ehre machen. — Freunde wirst Du auf dem Lebenswege finden, wenn Du den Herrn darum bittest. Es gibt auf Erden keine edlere und reichere Gabe als treue Lehrer und liebevolle Freunde.

Auf dem Hubel, Oster-Montag, 20. April 1840.

(An denselben.) Wenn Du diese Zeilen erhältst, wirst Du Dein Bekenntniß abgelegt und den Segen empfangen haben, mit welchem der Herr die Apostel anhauchte und segnete, als er sie in die Welt entließ, damit Du dem Herrn geweiht werdest, und anziehen möchtest das hochzeitliche Kleid Deiner Seele, zu nahen Seinem Mahle. So wie ein römischer Vater seinem Sohne zugerufen haben würde, wenn er vernommen, daß er die toga praetexta, nach löblich bestandener Jugend, genommen, und nun unter den Quiriten als civis Romanus einherginge: Macte virtute tua! so rufe ich Dir zu: Der Herr segne Dich mit Seinem reichsten Segen! — Daß Du wohl mögest angezogen haben das Kleid der aufopfernden

Demuth und Gerechtigkeit, welches Alles in der göttlichen Liebe befaßt liegt, und als ein Bürger einhergehen mögest in dem Reiche desselben Herrn, „dessen Dienst die wahrhaftige Freiheit ist", und dem Deine Aeltern Dich in der Taufe geweiht haben! — Und so wie jener juvenis nun bald in den Reihen seiner Mitbürger einherzog, um für das Vaterland zu streiten, und das imperium populi Romani auszubreiten; so wirst Du sogleich ausziehen in den Kampf, mit Dem und für Den, cui servire regnare est! — und diesen Feldzug beginne in Deinem Herzen, damit Du die inneren Empörer überwindest, welche Deine Seele in Banden halten wollen, und dann ausziehen kannst gegen die auswärtigen Feinde, und hoffen darfst, Dessen Reich zu erweitern, der Dich erlöset hat und zur Freiheit der Kinder Gottes berufen. Mit Ihm beginne den Kampf, als ein Geweihter, den unter solchem Feldherrn selbst der Tod nicht anfechten kann: im Aufblicke zu Ihm stehe auf und lege Dich nieder: nie zagend, überlegend, schwankend, ungewiß: denn wie Deine Zweifel Fragen werden an Ihn, Deine Bedenken und Wünsche Gebete, so ist deren Lösung und Erfüllung auch schon auf dem Wege zu Dir, mit Engelsflügeln, buchstäblich; — Siehe, das ist mein Glückwunsch zu Deiner Einsegnung, Deines Vaters Segen über seinen geliebten Sohn!

Und nun will ich Dir noch sagen, daß Du sehr wahrscheinlich seitens Deines und meines künftigen Herrn, dem jetzt bereits, als dem gütigsten und treuesten und liebevollsten Freunde das ganze irdische Leben Deines Vaters gehört, — vor dem 23. Mai eine Sendung von Berlin erhalten wirst, mir mitzubringen. Du wirst dann Sorge dafür tragen. Es ist eine wichtige Handschrift Deines Vaters in zwei Bänden, und sie wird vielleicht mit etwas mir noch Theurerem begleitet sein. Und dabei freue Dich wieder, wie Du als Kind zu meiner Freude zu thun pflegtest, daß Du ein Preuße bist: denn die Deutschen sind das Volk Gottes zu dieser Stunde in der Welt, und um sich als Deutscher zu fühlen, muß man Preuße sein: sonst hat man ein sehr hartes Loos in der Gegenwart, oder kommt leicht auf schlimme Gedanken.

Ich habe die Heilige Woche meine biblischen Forschungen wieder vorgenommen, und wieder einiger schwerer Knoten Lösung gefunden. Mein braver Sohn, lerne tüchtig Hebräisch, sonst bleibst Du unmündig Dein Leben lang in vielen Punkten. Es ist verhältnißmäßig eine so leichte Sprache, und doch ist es in unserer Zeit fast Niemandem recht geläufig. Wenn sich die leipziger Rabbiner-Professorenschule, aus welcher Fürst's Grammatik und das große Wörterbuch hervorgegangen sind, ausbildet, sollst Du dort Hebräisch und Syrochaldäisch, gewissermaßen als lebende Sprache lernen. Werde nur bald der Formenlehre und der gewöhnlichen Wurzeln Meister: erstürme sie....

Auf dem Hubel, 22. April 1840.

(An Arnold.) .... Man hat in der Schweiz eine neue Revolution gemacht, oder vielmehr eine im letzten Jahr begonnene vervollständigt, in Wallis; dies hat mir mehr zu thun (nämlich nach Berlin zu schreiben) gegeben als gewöhnlich. Als ich in der Heiligen Woche Alles abgeschickt hatte, nahm ich die in dem lieben Fox How begonnene Arbeit wieder vor, meine „Anordnung zum Bibellesen" oder „Annus Dei", um zu versuchen, ob es mir diesmal gelingen würde, mit den Propheten fertig zu werden — nämlich jede Vision an ihren richtigen chronologischen und historischen Platz zu bringen. Es ist mir dies schon fünfmal eine Sisyphus-Arbeit gewesen mit Jesaja; diesmal hoffe ich zum Ziel gekommen zu sein.

Die drei chronologischen Linien, die wir im Osten haben, die ägyptische, die jüdische und die babylonische, einmal recht festgestellt, jede einzeln, ohne irgendwelchen Bezug auf die anderen, nur nach dem inneren Werth ihrer eigenen Angaben, und dann alle drei miteinander verglichen, können nur miteinander übereinstimmen: dieser Ueberzeugung habe ich immer gehuldigt, zumal seit der Entdeckung des Eusebius. Aber der streitige Punkt ist immer die Zeit von Salmanassar bis auf Nebukadnezar gewesen, welche die Schwierigkeit bei Jesaja mit einschließt. Ich habe jetzt für mich selbst vollständige Annalen von 970 bis 332 gemacht und die gleichzeitigen Begebenheiten in Parallelreihen zusammengestellt, Jahr für Jahr: und als ich das Resultat der drei voneinander unabhängigen kritischen Untersuchungen verglich, machte ich den Punkt, auf den es ankam, ausfindig — einen Fehler von etwa 4 Jahren in meiner jüdischen Chronologie, und von 8 bis 10 mit Bezug auf die ... Tabellen. Ich werde die chronologischen Einzelheiten in Buch IV der „Aegyptiaca" geben — so Gott will.

Wir genießen hier unsere Existenz, die glücklichste, die wir jemals hatten, mit Dankbarkeit, bei herrlichstem Wetter und wohlthuender Luft; wir sind den ganzen Tag beschäftigt und lesen abends mit den Kindern. Ich kann hier an einem Tage mehr thun als in dem römischen Leben in einer Woche. Die Musen erfordern Muße und einen freien Kopf; und die wissenschaftliche Forschung erfordert den ganzen Menschen, solange er sich mit ihr abgibt: der zu erobernde Stoff ist ungeheuer und doch beginnt man erst zu leben, wenn man sich durch ihn durchgearbeitet hat. Wie würden mein Herz und meine Seele sich freuen, wenn ich Sie jemals in einer solchen Lage wie die meinige sähe, ich meine im otium doctum! Glauben Sie mir, mein theuerer Freund, ich bin kein Prophet, aber mein Gefühl ist selten unrichtig in solchen Dingen. Sie können unmögliche Sachen leisten, so die Veröffentlichung des zweiten Bandes Ihrer „Römischen Geschichte" in diesem Jahre, nachdem dieselbe kaum im letzten Jahre begonnen — eine Thatsache, die mir wirklich ebenso überraschend

wie erfreulich ist; aber Sie werden niemals das ganze Werk vollenden, wie Sie es in so edler Weise erfaßt haben in seiner ganzen Ausdehnung und als ein κτῆμα ἐς ἀεὶ, wenn Sie nicht bald eine Stelle der Muße finden. Ihr Werk muß vollständig und ein probehaltiges Werk sein für alle Jahrhunderte; aber Sie werden dafür nur die gewöhnliche Periode der Kraft haben, die anderen Sterblichen gegönnt ist. Ich fühle es so sicher wie mein Dasein, daß Sie darunter erliegen werden, wenn Sie auf die Dauer Ihre Kräfte überanstrengen und theilen. Verzeihen Sie der Kühnheit eines Freundes! — aber was kann ich Ihnen geben außer der Ueberzeugung meiner Seele? . . . .

Ich habe Ihnen eine Broschüre geschickt, die ich zu schreiben und als Manuscript drucken zu lassen gebeten worden bin. Die Geschichte ist diese: Mrs. Fry forderte mich auf, einige Worte hinzuzufügen zu den Aufzeichnungen von einer ihrer an die weiblichen Gefangenen in Bern gerichteten Reden, die damals von Freundeshand niedergeschrieben worden waren: dies ist zu einem Schriftchen herangewachsen; ich hatte sie kurz ihre eigene Geschichte erzählen und dann sich an die Frauen Deutschlands wenden lassen, um diese zu bewegen, zum Besten der Gefangenen einen Verein zu bilden. Meine eigenen Ideen über den Gegenstand kamen bei dieser Gelegenheit mit hinein; es war keine Zeit, ihr das Manuscript zuzusenden, und ihre Zustimmung abzuwarten, — ich konnte blos aus der Ueberzeugung meines eigenen Herzens heraus schreiben. . . . Das Ganze war innerhalb zwanzig Tagen geschrieben und gedruckt und abgesandt. Am letzten Ostersonntag hatte ich das Glück, von ihr zu hören, daß sie meine Sprache billigt und blos wünscht, daß ich den Titel modificiren möchte in „Worte eines christlichen Freundes von Elisabeth Fry" u. s. w. Ich darf es daher jetzt meinen Freunden schicken; es liegt ein Exemplar für Sie bei, und ein anderes für die theure Jane, damit sie den Inhalt ihrer Mutter vorübersetze.

Jetzt zu Ihrer Reise. Bitte, gehen Sie in die Abruzzen. Mein Plan ist fertig für Sie, und hier ist er. . . . Ich hoffe, Sie können in Rom am 27. Juni sein für die Beleuchtung der Peterskuppel, aber das nothwendige Ding ist Rom selbst. Dort auf einem der Hügel, das Capitol genannt, verbrachte einer, der Sie liebt, seine jüngeren Jahre und dort sah er Sie zuerst. Derselbe Freund besitzt dort durch die Gnade Gottes und die großmüthige Unterstützung christlicher Freunde seines und Ihres Landes ein geräumiges Haus, Casa Tarpea genannt. Er verließ es in der Erwartung, es niedergerissen zu sehen; aber Gott hat Mittel gefunden, es zu erhalten, sodaß es seither nicht weniger nützlich gewesen ist als früher: in dem östlichen Theile als ein Hospital für Protestanten, der westliche Theil als ein Hotel garni, in dem sich eine Abtheilung von vier Zimmern befindet, mit der schönsten Aussicht und der anerkannt besten Luft in Rom — im Sommer

2 Grad kühler als die niedrigeren Theile, wegen der Erfrischung durch die tägliche Seebrise. Hinc totam licet aestimare Romam! — Und hier sollten Sie leben. Dr. Braun ist der Administrator des Hauses in meinem Namen und wohnt darin. Gegenüber in dem Palazzo Caffarelli lebt Abeken, mein theurer und geschätzter Freund. Am östlichen Ende ist das Archäologische Institut mit seiner Bibliothek. Hier lebend werden Sie in einem Tage mehr thun und mehr sehen als in einer Woche, wenn Sie das „Ghetto degli Inglesi" bewohnen, das gewöhnlich Piazza di Spagna heißt, und $1\frac{1}{2}$ Meile vom Forum entfernt ist. Hier würden Sie dann in meinem Hause sein, dem einzigen, welches ich auf dieser Erde habe oder je zu erwarten habe.*) Ich werde noch heute schreiben, um dafür zu sorgen, daß die Zimmer freigehalten werden. Sie werden dort auch alle Anweisungen für den Ausflug in die Abruzzen finden. Nichts Schöneres hat Gott jemals geschaffen (nach Eden) als die Bucht von Parthenope, Posidonia, Salerno, Sorrento! In der Bibliothek meines theuren Instituts werden Sie für die alte Topographie alle Bücher und Karten finden — und zwar habe ich die auf Rom bezüglichen selbst gesammelt; auch ein ausgezeichnetes Buch über den Fucinersee von Cramer, der den Aufsatz verbessert, welchen ich Ihnen in den Annalen widmete. Mit Bezug auf Niebuhr's dritten Band habe ich so gut wie Sie selbst mit Kummer und Schmerz seine Verstimmung bemerkt, so oft er auf England zu sprechen kommt: seine Briefe an mich liefern ebenfalls dafür Beweise. Ich bin aufgefordert worden, den kurzen Aufsatz über Niebuhr in Rom zu erweitern.

Von dem Kronprinzen erhalte ich fortwährend Zeichen freundschaftlichster Neigung und Achtung. Die Gesundheit des Königs ist stark in der Abnahme begriffen. Die Dinge gehen nicht gut.

Auf dem Hubel, 21. Mai 1840.

(An denselben.) Ich werde noch hier bleiben. Unser bejahrter König erholt sich nicht wieder nach der letzten, schweren Krankheit. So richten sich aller Augen auf den Prinzen; die meinigen auf Den, dessen Schutz er bedarf und verdient, mehr vielleicht als irgendein lebender König. Im Jahre 1640 trat der große Kurfürst von Brandenburg seine Regierung an und bewerkstelligte die Begründung des Staates, zu dem der erste Stein von Joachim gelegt worden war, als er gerade ein Jahrhundert zuvor die Reformation annahm. Im Jahre 1740 bestieg Friedrich der Große

*) Es muß hier bemerkt werden, daß das Stück Land, auf welchem die ganze Gebäudegruppe errichtet war, im Namen Bunsen's auf Kosten des Kronprinzen gekauft war, welcher in den Verhandlungen nicht genannt zu werden wünschte, und daß das Ganze daher lange Zeit als Privatbesitz bezeichnet wurde.

Anmerkung der Verfasserin.

den Thron; vielleicht wird im Jahre 1840 Friedrich Wilhelm IV. berufen sein, einer Monarchie, deren Epochen dann zum vierten male säculare sein würden, die definitive Form zu geben. Ich fühle, daß dort etwas für mich ausgebrütet wird. Ich danke Gott, daß ich in meinem Gemüthe fest entschlossen bin in Bezug auf das, was zu wünschen und was in jeder Lage zu thun ist. Alle meine Forschungen sind dieses Jahr erfolgreicher gewesen als jemals; auf der anderen Seite haben meine politischen oder vielmehr meine religiösen Feinde (die Jesuitenpartei in Baiern) solche Schmähungen und Verleumdungen auf mich gehäuft, indem sie mich beschuldigen, Bücher geschrieben zu haben, die ich nicht einmal gesehen habe —, daß mich dieses in meinem Entschlusse bestärkt, nicht wieder ins praktische Leben einzutreten, wenn es nicht der unbedingte Befehl des Königs sein sollte, der als Prinz der gütigste und hochherzigste aller meiner Freunde in Deutschland war; und wenn es nicht mit der schönen Voraussicht sein könnte, in der Sphäre meiner Thätigkeit, welche sie auch sein möge, eine vollständige Reform zu Wege zu bringen. Eine solche Aussicht für die Kirche ist gegenwärtig unmöglich; bezüglich des öffentlichen Unterrichts (mit Einschluß der Universitäten) wäre eine Reform zwar weniger undenkbar; aber auch da würde ich einen harten Kampf mit veralteten Vorurtheilen und unbegründeten Antipathien auszufechten haben. Wenn ich Alles zusammennehme und nach den wunderbaren Wegen urtheile, auf welchen ich bis hierher geführt worden bin, so glaube ich, ich werde den Studien und Forschungen überlassen werden, mit welchen ich jetzt beschäftigt bin, oder doch bald die Erlaubniß erhalten, zu ihnen zurückzukehren. Wenn ich nicht zu einer Stellung berufen werde, wie die, welche ich andeutete (für den öffentlichen Unterricht) und unter Umständen, die mehr erbeten als erhofft werden können, so werde ich jetzt am allerwenigsten nach Berlin gehen, sondern um eine Fortdauer meines hiesigen Patmos nachsuchen. Niemals haben wir unser Dasein mehr genossen. Ich habe die erste Skizze der neun Bücher vollendet und werde bald anfangen, das erste für den Druck niederzuschreiben. Meine fortgesetzten Untersuchungen über die Propheten sind sehr erfolgreich gewesen, und auch in Bezug auf die Psalmen glaube ich eine Methode bestimmen zu können — durch Betrachtung der Bildung und des Charakters eines jeden der fünf Psalmenbücher (1 bis 41, 42 bis 72, 73 bis 89, 90 bis 106, 107 bis 150), — um zu einer Art von Gewißheit zu kommen in Betreff der Epoche der großen Masse, indem ich sie in die drei großen Zeitabschnitte vertheile: das geeinigte Königreich (bis zum Tode Salomo's), die Zeit des Streites und die Rückkehr aus der Gefangenschaft.*)

*) Die in diesem Briefe weiter folgende, hier aber weggelassene Uebersicht der Resultate von Bunsen's Forschungen über die Chronologie des Jesaja ist später im „Bibelwerk" weiter ausgeführt worden.

Ich stimme mit Ihnen darin überein, daß in der Erscheinung von Lord John Russell etwas an Niebuhr Erinnerndes ist: als ich ihn zuerst in dem Hause der Gemeinen reden hörte, fiel es mir selbst im Ton seiner Stimme und in seinen Geberden auf.

Ich habe Ihnen die für Mrs. Fry geschriebene Rede gesandt; sie hat dieselbe gebilligt, wofür ich dankbarer bin, als wenn irgendeine Akademie oder eine Kirche eine Ansicht von mir angenommen hätte.

Ihre Worte und die der theuren Mrs. Arnold über meinen Heinrich sind unseren Herzen eine große Wohlthat gewesen. Meine Gedanken sind auch darauf gerichtet, daß er als Diakon zu einem ausgezeichneten Geistlichen gehe, nicht als diensttuender Hülfsgeistlicher (was ich als einen Ihrer Misbräuche verabscheue), sondern um Theologie zu lernen, wenigstens praktische. Kennen Sie eine solche Persönlichkeit?

Auf dem Hubel, 3. Juni 1840.

(An denselben.) . . . Für die Abruzzen sende ich Ihnen einige Zeilen an den Marchese Dragonetti, einen der ausgezeichnetsten und gebildetsten italienischen Edelleute; unglücklicherweise sehr verwickelt, wie ich fürchte, in die sinn- und aussichtslosen Zerstörungsplane der Liberalen, über welche er durch seine besseren Eigenschaften hoch erhaben sein sollte. Sie werden von Braun erfahren, was aus ihm geworden ist. Ich fand ihn in Aquila hoch angesehen, später in Neapel unter polizeilicher Ueberwachung. Alle Präfecten der Provinz haben gewechselt, seit ich dort war; ich kenne daher Niemanden von ihnen. Seien Sie ja stets vorsichtig in dem Besuchen bekannter Personen — die Polizei ist schrecklich auf der Lauer! — Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrem zweiten römischen Bande. Niebuhr's unermeßliche Forschungen über die Periode, welche dieser Band umschließt, zusammengezogen und zugänglich gemacht zu haben, scheint mir schon für einen Sterblichen eine genügende Leistung, und Sie haben noch mehr geleistet. Wenn Sie weiter kommen, werden Sie sich mehr und mehr auf Ihre eigenen Hülfsmittel und auf Ihr eigenes Gebiet verwiesen finden. Die Charaktere beginnen mit Ihrem dritten Bande: ich meine das Problem, die Entwicklung derjenigen Charaktere und Ereignisse darzustellen, welche, durchaus geschichtlich und allgemein bekannt, dennoch aber von den modernen Schriftstellern so unvollkommen beschrieben sind. . . .

Der Kronprinz hat mir einen Brief von achtundzwanzig eng geschriebenen Quartseiten geschickt, der sein ganzes Glaubensbekenntniß und Regierungssystem in Bezug auf die Kirche enthält. Meine zwei Bände (Manuscript) haben große Aufregung verursacht; er ließ sie sich in einem Ausschusse vorlesen, von welchem drei Mitglieder in vielen Punkten meinen Ansichten entgegengesetzt sind: dies veranlaßte ihn, den Gegenstand gründlich zu studiren und bewog ihn, jenen Brief zu schreiben, von welchem meine Frau

mit Recht bemerkt, daß er von allen Briefen, welche sie je in irgendeiner Sprache gelesen, der reichhaltigste gewesen. Alle wesentlichen Gedanken darin sind des Königs eigene, und doch stimmen sie mit meinen Ansichten überein. Aber er hat den Gegenstand als König betrachtet, und alle praktischen Punkte sind mit einer βασιλικὴ σοφία ausgearbeitet. So sehr aber auch die Klarheit in allen Einzelheiten mich entzückt und meine Bewunderung erregt, so ist doch der sich durchweg zeigende Geist der Demuth, Geduld und lebendigen Glaubens der Gegenstand meiner größten Dankbarkeit. Eine Stelle muß ich abschreiben:

„Ich bin der Meinung, daß, wenn ich auch dreimal länger leben sollte, als ich erwarten kann, ich doch kaum die Hälfte des Gebäudes vollendet sehen würde; denn die erforderlichen Arbeiter und die Empfänglichkeit werden fehlen. Wenn ich über diesen Gegenstand nachsinne, mit geschlossenen Augen, so rufe ich in Gebet und Bekenntniß aus: Vita tua via nostra, et per sanctam patientiam ambulamus ad te!"

.... Ich bin überzeugt, daß der König mich nicht als Minister anstellen wird, am wenigsten für die geistlichen Angelegenheiten. Wenn das Ministerium des öffentlichen Unterrichts getrennt wäre, so würde ich den Muth fühlen es zu übernehmen, und es würde mich nicht nothwendig tödten. Hier verstehe und achte ich das vorhandene Triebwerk, was bei der Kirche nicht der Fall ist; und wenn man hinsichtlich der letzteren so denkt und empfindet, wie ich, so ist man vielleicht zum Propheten, aber nicht zum thätig eingreifenden Staatsmanne geeignet. Was ich für das Beste von Allem halten würde, wäre: Präsident einer königlichen Commission für Kirche und öffentlichen Unterricht zu sein, ohne die Administration selbst unternehmen zu müssen. Dies werde ich dem neuen Könige offenherzig sagen und die Sache dann seiner Entscheidung überlassen. Was mein Verbleiben in seiner Nähe betrifft, so glaube ich, daß dies bei ihm feststeht, und mein Herz sehnt sich danach, so sehr ich mich auch an dieses herrliche Patmos gefesselt fühle. Wenn Sie in den Zeitungen vom Eintritt eines Ereignisses lesen, wie es jetzt nur zu wahrscheinlich ist, so beten Sie für Ihren Freund und für sein Land!

Den Tod Friedrich Wilhelm's III., ein Ereigniß von großer Tragweite nach so vielen Seiten hin und von besonderer Bedeutung für Bunsen's Leben, bespricht, unter dem 13. Juni 1840, ein Brief von anderer Hand in den folgenden Ausdrücken:

.... Eine ganze Woche lang hatten wir den Abschluß eines Lebens erwartet, welches für uns noch mehr wie für viele Andere bedeutsam war: — und Bunsen's Gemüth war seit dem letzten Dienstag von Empfindungen bewegt, wie sie Weltmenschen bei ihm schwerlich voraussetzen dürften. An jenem Tage war nämlich der Bericht von der Brust-

entzündung angekommen, von der Niemand glaubte, daß der König sie so lange überleben könnte, als es wirklich der Fall gewesen ist; dann fühlten wir, daß, wie sehr man auch einen Todesfall erwarten mag, doch nichts auf denselben vorbereiten kann: das Bewußtsein, daß das Auge geschlossen ist, welches so viele Güte ausstrahlte, daß die Hand kalt ist, aus welcher so manche Wohlthat empfangen wurde, daß der Geist entflohen ist, welcher so viel Gutes that und nie etwas Anderes als das Gute wollte, überfiel uns mit einer durch keine Ungewißheit mehr beschränkten Macht. Bunsen hat es empfunden, daß ein Abschnitt seines eigenen Lebens geschlossen ist. Auch ohne hinzukommende Umstände, die jedoch in dem gegenwärtigen Falle in der That gewichtig sind, ist ein jedes Ereigniß furchtbar, welches uns das Bewußtsein aufzwingt, daß das Dagewesene in der That ganz vorbei ist: Bunsen aber hat nicht blos seinen wohlwollenden Souverän, seinen väterlichen Wohlthäter verloren, sondern auch den Kronprinzen, dessen Freundschaft den Unterschied des Ranges und der Stellung ausglich. Was ihm der gegenwärtige König auch sein mag, es muß der Natur der Sache nach etwas von dem, was bisher gewesen ist, Verschiedenes sein. Es ist daher womöglich der Werth jenes wundervollen Briefes oder vielmehr Bandes noch vermehrt, der erst vor so wenigen Tagen empfangen wurde: auf verschiedene Theile desselben hatte Bunsen eine Reihe von Antwortbriefen geschrieben. . . . Aus demjenigen, was er von dem Charakter des gegenwärtigen Königs weiß, schließt er, daß derselbe vorderhand keine starken Veränderungen eintreten lassen, sondern seine eigene Regierung mit den Ministern seines Vaters beginnen wird.

Der hier erwähnte „Brief oder vielmehr Band" des Kronprinzen ist in einem früheren Briefe von derselben Hand, vom 30. Mai 1840, noch näher charakterisirt:

Endlich ist Herr von Thile aus Berlin zurückgekehrt. Er hat Bunsen einen einzigen Brief des Kronprinzen gebracht, überschrieben „ein langer Brief und ein kurzer für Freund Bunsen" — zwanzig enggeschriebene Seiten in einem ledernen Futteral mit einem besonderen Schloß . . . . . ein Commentar zu der umfangreichen Mittheilung Bunsen's am Ende des letzten Jahres, — unnachahmlich scharfsinnig und über alle Erwartung befriedigend, insofern er die Zustimmung des Prinzen zeigt: seine Abweichungen und Modificationen machen ersichtlich keine wesentliche Meinungsverschiedenheit aus, und der Ausdruck der allgemeinen Ueberzeugungen und Ansichten ist ein solcher, der dem Herzen wohlthut — um nichts zu sagen von der außerordentlichen Güte des Ganzen.

Es ist diese Stelle hier mitgetheilt, weil sie Bunsen's eigene Gefühle und Anschauungen in jener Zeit getreu wiedergibt; aber eine Beobachtung darf dabei nicht verschwiegen werden, welche die Schrei-

berin dieser Zeilen in Bezug auf die hier ausgedrückte „Zustimmung" und die vorausgesetzte und oft betonte Uebereinstimmung der Anschauungen und Ueberzeugungen, in dem Laufe jenes bemerkenswerthen und umfangreichen Briefwechsels, welcher so viele Jahre hindurch dauerte, vielfach zu machen Gelegenheit hatte: es herrschte nicht nur Sympathie, sondern auch in vielen Beziehungen eine innere Aehnlichkeit zwischen dem königlichen Schreiber und demjenigen, dem die Ehre seines Vertrauens und seiner Correspondenz zutheil ward. Beide besaßen die Fähigkeit mannichfacher Entwickelung und Ausdehnung des Gegenstandes, welcher ihre Gedanken und Empfindungen beschäftigte. Bei König Friedrich Wilhelm IV. konnte die tiefliegende Wurzel einer Ansicht beständig wachsen und sich verzweigen bis zu einer fast unbegrenzten Ueberfülle der Vegetation. Dann pflegte wol Bunsen irgendeinen Zweig zu ergreifen und festzuhalten, und er wußte mit seiner seltenen Combinationsgabe einen freilich gewöhnlich mehr scheinbaren als wirklichen Zusammenhang desselben mit seiner eigenen Anschauung nachzuweisen. Er bestrebte sich darzuthun, daß, wenn die so glänzend festgestellten und so beredt erläuterten Positionen als zugestanden angenommen würden, die Resultate so und so sein würden; wichen diese auch bedeutend ab von den Schlußfolgerungen des königlichen Schreibers, so gab doch dieser erst spät, wenn überhaupt je, die Hoffnung auf, Bunsen zur Annahme von Ansichten und zur Ausführung von Maßregeln zu überreden, von welchen er selber am besten wußte, daß es nicht diejenigen seien, die von Bunsen vertreten wurden. Der Wahrheit zu Liebe will es diejenige, welche den Inhalt jener, nun in einem Archive ruhenden und den Augen der Welt entzogenen Briefe kennt, hier als ihre Ueberzeugung aussprechen, daß, obgleich der Empfänger sich unter einer Täuschung befand, doch er allein es war, der deswegen getadelt werden kann: die sanguinische Natur Bunsen's hob ihn jahrelang über alle Bedenken weg, und er war im Juni 1840 noch lange nicht zu der Erkenntniß gelangt, daß die Verwirklichung der von ihm erwarteten und für die Wohlfahrt von Kirche und Staat ersprießlich gehaltenen Maßregeln bei den Grundansichten des Königs unmöglich sei.

Wie undeutlich noch die Ziele des neuen Fürsten erkannt wurden, geht aus dem bemerkenswerthen Umstande hervor, daß Bunsen der Vermittler war, welcher der königlichen Beachtung seinen zukünftigen Gegner, den Professor Stahl, anempfahl. Die Meinung, die sich Bunsen von den Fähigkeiten Stahl's gebildet hatte, als Schriftsteller dem Strome ungläubiger Schriften und Vorlesungen, die in jener Zeit einen so allgemeinen und sichtbaren Einfluß ausübten, einen thätigen Wider-

stand zu leisten, muß eine hohe gewesen sein. In der Absicht, den Wünschen Friedrich Wilhelm's IV., ihm Männer von Bedeutung, die für die akademische Laufbahn geeignet wären, zu nennen, um so besser entgegenzukommen, lud Bunsen Stahl im Sommer 1840 ein, ihm eine Gelegenheit zu geben, seine persönliche Bekanntschaft durch einen Besuch auf dem Hubel zu machen. Ein genauer Bericht über den während der zwei oder drei Tage dieses Besuches von Stahl erhaltenen Eindruck wird natürlich unter den an Friedrich Wilhelm IV. gerichteten Briefen Bunsen's sich finden; aber unter seinen eigenen Papieren hat sich nur weniges darüber vorgefunden. *) Das Resultat war, daß Stahl dem Könige empfohlen wurde, welcher seit dieser Zeit nicht aufhörte ihm Gunst zu erweisen, und ihn mit der Zeit zu dem ehren- und einflußreichen Posten als Mitglied des Oberkirchenrathes beförderte, worin er so beharrlich an der Zerstörung der Union zwischen den Lutheranern und Reformirten arbeitete, welche Friedrich Wilhelm III. auf sicheren und bleibenden Grundlagen errichtet zu haben gehofft hatte.

Für Diejenigen, die enger mit Bunsen verbunden waren und seinem Andenken persönlich ergeben sind, würde die Erklärung eines der größten und folgenschwersten Irrthümer seines Lebens ein Gegenstand von größerem Interesse sein, als sie es naturgemäß für das größere Publikum sein kann. Aber daß er, der eifrige Vertheidiger der Union — der, so wenig er auch von den kirchlichen Anordnungen der früheren Regierung befriedigt war, doch die Union als den ersten Schritt in der geeigneten Richtung ansah —, das Mittel sein mußte, einen hartnäckigen Gegner ihrer freien und volksthümlichen Entwickelung, aus der er allein für Kirche und Staat gute Ergebnisse erhoffte, in die Höhe zu bringen, war in der That ein eigenthümliches Verhängniß.

Ueber einen in diese Zeit fallenden Ausflug Bunsen's nach Basel und Zürich geben folgende Briefe von ihm an seine Frau näheren Bericht:

Basel, Haus Merian, Dienstag 30. Juni 1840.

.... So sitze ich ruhig im lieben, stillen Basel, vor mir die Hügel des geliebten deutschen Vaterlandes. Wir hatten eine herrliche Fahrt. Vor Solothurn, welches unter einer schönen Felsenwand des Jura recht im Grünen liegt, lag die große Ursulakirche auf einem hohen Treppenbau: ich hörte, sie sei schön, — es ist aber ganz einfach eine nach dem Vorbilde

---

*) Einige nähere Mittheilungen über die Berufung Stahl's folgen weiter unten.

von San=Ignazio und den anderen Jesuitenkirchen auf= und ausgeputzte gänzlich moderne Jesuitenkirche. Weiterhin treten zwei Juraketten eng zusammen, oder vielmehr man kommt in eine Schlucht, welche Urkräfte durch Zersprengung des Jurageſteins gebildet. Sie erinnerte mich an die Enge des Etschthales. Wo die Schlucht sich eng zusammerzieht, heißt es „der Kluſon" (Klause) gerade wie dort. Dann bei Liestal öffnet sich das Land, und man fährt im herrlichen Rheinthale, Deutschlands Berge zur Rechten. Die Luft war herrlich. Um 6 Uhr stiegen wir ab im Storchen — hier fanden wir Inspector Hoffmann mit einem Zöglinge wartend, mich einzuladen, zuerst zum Gruß, dann zum Hause der Frau Merian, Witwe eines der bedeutendsten Männer Basels, und wie er eine der Stützen des Missionshauses. Sophie Wurstemberger wurde von Freunden abgeholt, Valette ging zu Freund Riggenbach, und ich trat gegen 7 Uhr mit meinem lieben und geistreichen Führer in das Haus des Antistes Burkhardt, bei dem ungefähr 80 Männer versammelt waren, aus Frankreich, Deutschland und der Schweiz, im Kreise sitzend, — bei welchen er Umfrage hielt, von seinem Nachbar anfangend, der Reihe nach, und jeden auffordernd, mitzutheilen, was er etwa zu sagen habe. Valette brachte die Botschaft der Evangelischen Gesellschaft, und Gruß und Dank der Christen in Süditalien, deutsch redend mit gleicher Anmuth wie das Französische. Als die Reihe an mich kam, nannte mich der Antistes mit Namen und bewillkommnete mich. Ich antwortete kurz, wie lange ich gewünscht, Basel und diese Anstalt zu sehen, und wie ich mich freue, danken zu können in meinem und vieler evangelischen Christen in Rom Namen, für die vielen Zeichen brüderlicher Liebe, die sie von Basel empfangen: die Neuen Testamente, 1830 und später geschickt: die Liebesgaben zum Hospital, dessen Fortbestehen ich anzeigte. Der Antistes erwiderte: „Wir haben Alle lange gewünscht, Sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen: Sie haben dort ein Leben für die evangelische Kirche gegründet, das nicht untergehen wird. Unsere Herzen und Gebete sind mit Ihnen gewesen in den letzten Jahren, und sind es auch noch. Möge der Herr alle Ihre Angelegenheiten segnen!" Die einfachen Worte rührten mich sehr, denn ich fühlte, es waren keine Redensarten. Unter den erfreulichsten Mittheilungen waren die von der Erweckung im badischen Lande, und von zwei Predigervereinen (wovon einer 63 Mitglieder zähle, alles gläubige Christusbekenner). Viele sagten nichts weiter, als daß sie kämen, ihren Glauben zu stärken, und die Brüder wiederzusehen. Alles war deutsch einfach, in unserer besten Art. Als Niemand mehr zu begrüßen war, dankte der Antistes allen Anwesenden, und wünschte Segen sich und den Brüdern zum Feste: den Pfarrer Le Grand auffordernd, mit einem Gebete zu schließen. Du kennst den guten Mann. Er begann zu bitten, daß alle möchten beten können: — dann dankte er für alles aus dem Reiche Gottes Gehörte, und bat um Segen für das Einzelne: zuletzt

sagte er, — „Herr, segne auch das preußische Königthum und Volk, die Beschützer des Evangeliums: wie Du den einen König hast im Glauben sterben lassen, so führe den neuen König den Pfad des Glaubens, und hilf ihm in allen seinen Anliegen: denn Du hast ihm zu dem Glauben an Dich ein Herz gegeben.“ Ich glaube, alle beteten mit ihm und mir in diesem Augenblick: und eine freiere Huldigung findet der König gewiß nirgends. Als Le Grand schloß, wurde ein Anderer vom Antistes aufgefordert, einen Liedervers anzugeben: er begann zu singen, bald fielen die Anderen ein, dann bildete sich die zweite Stimme, und als die einfach schöne Weise zu den Worten kam: „Und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes“, war ein harmonischer vierstimmiger Chor vollständig, der sich gar herrlich ausnahm. So gingen wir auseinander. Das Ganze war so recht vaterländisch. Ich dachte mir daneben das großartige, herrliche Weltschauspiel von Exeter-Hall im Mai des vorigen Jahres: — diese Brüderbegrüßung war so ganz stille und ländlich dagegen, wie unser deutsches Leben gegen das englische: aber so herzlich und geistig! — Dann führte man mich zu der Witwe Merian, die mich mütterlich empfing: es war mir gerade wie in meiner seligen Mutter Haus, still, bürgerlich, einfach. Das überhaupt zieht mir das Herz so zu den Städten, wo ein unabhängiger Bürgerstand ist: das ist mein Fleisch und Blut: in diesem Kreise bin ich aufgewachsen: dort sind wir arm, hier ist mein Stand reich, weil er hat sich frei bewegen können.

Um 10 Uhr heute Morgen wurde ich abgeholt in die St.-Leonhardskirche, zum Juden-Missionsfest. . . . Mein erster Besuch aber, um 8 Uhr, war von dem berühmten Stifter der Gemeinde Kornthal bei Stuttgart, den ich so lange kennen zu lernen gewünscht. Er ist der Vater des Inspectors. Mit ihm war ich bald auf meinem Lieblingsgedanken: Ausführung evangelischer Colonien. *) Stelle Dir vor, er ist gerade in Unterhandlung über eine solche Colonie im Königreich Polen, wo man ihm 24000 Morgen angeboten: eine Colonie nach Australien zu führen, hat er abgeschlagen: — über jenes wollte er sich bedenken. Er meinte, eine Colonie nach unserem Großherzogthum Posen, die ich ihm vorhielt, würde viel besser sein. Meine gute Frau Merian lud ihn zum Essen ein: er brachte mir die Statuten mit; ich habe sie mit ihm besprochen, und es fehlt zur Ausführung nur — der Wille von Berlin. Mein zweiter Besuch war Riggenbach: wir stürzten uns sogleich in die Basiliken und diesen Abend bauen wir eine. Morgen schickt uns Frau Merian mit ihrem Wagen nach Beuggen.

---

*) Es mag hier daran erinnert werden, daß eine Reihe von Jahren vor und nach dieser Zeit eine außerordentlich starke Auswanderung aus Würtemberg, Baden und anderen protestantischen Staaten infolge der Verarmung dieser Länder stattfand; Bunsen und seine Freunde wünschten nun solche Auswanderer zu unterstützen, auf Grund des altgriechischen Princips, ordentliche Colonien zu bilden.

Anmerkung der Verfasserin.

Gasthof Baur, Zürich, Sonntag 5. Juli 1840.

Ich beginne mit erfrischten Sinnen, nach erquickender Nachtruhe, die Fortsetzung meines Berichtes. Wie gesagt, der erste Festtag ist Israel geweiht. Um 10 Uhr zieht man zur Kirche: wie man näher kommt, bemerkt man allenthalben die Einheimischen und Fremden herbeiströmen: doch halten von jenen die Meisten sich zurück, weil ihnen die Sache noch als die einer kirchlichen Partei erscheint. So ist es ja überhaupt mit dem deutschen Christenthum im Volke, mit wenigen Ausnahmen: die Volkssitte des religiösen Gemeinlebens, sowie des häuslichen, ist wieder angefacht und zuerst geübt von den sogenannten Pietisten, welche Deutschlands Methodisten sind, wie Wesley und Whitefield, Englands Zinzendorf und Spangenberg. Die Fremden fassen dies schon freier auf, und die von jenen gegründeten Anstalten und Vereinigungen streifen auch ihrerseits immer mehr das Besondere in der Erscheinung und Auffassung ab, und werden mehr und mehr Volksgefühl.

Die Feier begann mit dem Choral „Will der Tag im Osten grauen?" — und zwischen den Mittheilungen wurden Choralverse gesungen. — Nachmittags um 3 Uhr war die zweite Versammlung. . . . Gegen 6 Uhr zog man zum Garten, — diese Sitte finde ich die eigenthümlichste, und eine gar herrliche: man erholt sich von der Arbeit und der Hitze — das gemeinsame Mahl genießt sich so traulich in der Gesellschaft derer, mit welchen man gebetet und gesungen. Man fühlt es, daß namentlich die Pilger von ferne es wie ein Liebesmahl — (dem der Herrnhutischen Brüder gleich) — empfangen und genießen: da treffen und begrüßen sich die entferntesten Christen als Theile des Christenvolkes.

Alle Festgäste, d. h. gegen 250, versammelten sich in einem Garten, den irgendein Baseler dazu hergibt: Herr und Frau machen dort die Wirthe, Thee und Brot, Milch, Bier, und Kirschen frisch von den Bäumen, Alles nach Belieben. Da sieht man neben dem Geistlichen und Gelehrten den elsässer und schwäbischen Bauer, zwanzig, funfzig, ja mehr Stunden Wegs zum Feste gekommen, hier bewirthet, friedlich und selig neben den vornehmeren Städtern und Städterinnen sitzend. Die meisten wandeln umher, mit dem Blick auf den Rhein und die deutschen Berge und die herrliche Stadt: allenthalben bilden sich Gruppen; wo Einer redet, bleiben Andere stehen — wenn die Leute warm werden, beginnt hier und dort Einer den Andern anzureden, deutsch oder französisch. Um 9 Uhr war Alles beendigt. Ich traf Major; — da wir sprachen, kam ein steinaltes, blindes Mütterchen, hinter Strasburg zu Haus, leise heran, der Stimme lauschend — dann griff sie zum Arm Major's und sagte: „Ich habe Sie vor vielen Jahren predigen gehört, und Sie vergebens in Strasburg gesucht." — Ein schwäbischer Fuhrmann, mit dem ich Kirschen aus einem Korbe aß,

erzählte von seiner Wanderschaft, und war selig über das christliche Fest. Abends war ich bei Riggenbach: seine Frau eine echte Herrnhuterin.

Mittwoch ist den Heiden gewidmet; allein der Ausschuß der jüdischen Mission versammelte sich morgens 6 Uhr, um ganz in der Stille die Erfahrungen und Vorschläge seiner einzelnen Mitglieder zu betrachten. Diese stille Weise zog mich an — ich ging hin, und nachdem ich zugehört hatte, wurde ich aufgefordert etwas zu sagen: ich konnte und durfte nicht schweigen, und erzählte von Italien, und dann von London und M'Caul. Hieran knüpfte ich die Andeutung meiner Lieblingsidee, man möge für die Juden einen jüdisch-christlich-apostolischen Synagogendienst einrichten, mit Schule, hebräisch oder in der Landessprache, und damit der rabbinischen Synagoge gegenübertreten: zugleich möge man auf die Zukunft der Juden als eines Volkes hinweisen. Hierbei sprach ich von den herrlichen Elementen der jüdischen Liturgie, der Psalmodie und der Gemeindethätigkeit beim Gottesdienst, auch beim Verlesen der Schrift als eines Gemeindeamtes. Der Missionar Hausmeister (selbst Jude) aus Strasburg, Dr. Bahrdt aus Calw, sowie Becker, der andere Judenmissionar, jetzt Vorsteher eines Rettungshauses in Strasburg, stimmten mir ganz besonders bei. . . . Von einigen Fortschritten in den Gemüthern konnte man erzählen — sehr viel muß man jedoch unter diesen Fortschritten nicht verstehen: die Weiber lernen jetzt lesen, und dürfen mit beten, statt daß vorher selbst die Hausfrau nichts zu thun hatte, als Freitag Vorabend die Lampe anzuzünden, und Sonnabend zum Sabbatschließen auszulöschen. . . . Es war spät geworden. Frau Merian wartete schon, denn sie bestand darauf, mir das Frühstück selbst zu geben, wenn ich käme. Ich ging, nachdem ich die Post abgewartet, nach der öffentlichen Prüfung: diese setzte mich in Erstaunen und erfüllte mich mit Bewunderung; zwanzig junge Männer von 18 bis 22 Jahren, alle noch vor wenigen Jahren gänzlich unwissend, Handwerker, Bauern, begeben sich für fünf Jahre, deren erstes Probejahr ist, in die Missionsschule. . . . Die Leistungen übertrafen alle meine Erwartungen. Wie viele Candidaten habe ich gesehen, die diesen demüthigen Brüdern weit nachstanden an Kenntnissen! wie wenige, die ihnen auch nur nahe kamen an durchgebildetem christlichen Sinn! Da ward mir das Herz recht groß; denn ich fand hier den Beweis von dem, was ich immer über unser akademisches Studium gesagt. . . . Nach beendigter Prüfung redete der Inspector Hoffmann die Versammlung an: „Wir wollen keine Gelehrten bilden, aber wir müssen Lehrer bilden, die fähig sind, den Grund ihrer Hoffnung und des Glaubens, der in ihnen ist, zu verkündigen." Nun setzte er den ganzen Plan auseinander, und vertheidigte ihn nach allen Seiten. Er schloß mit Gebet.

De Wette war gegenwärtig, und hörte aufmerksam zu. Stelle Dir ein ganz verschrumpftes, aber tief von Nachdenken wie von Kummer durch-

furchtes Gesicht, mit einem sehr hohen geistigen Ernste vor — der gesammte Eindruck unglücklich: so hast Du de Wette. Er steht hier ganz allein: die Frommen bleiben ihm fern, die ehemaligen Rationalismus-Genossen bewerfen ihn wenigstens mit Koth, nach der Art der Welt. Sein Leben sich dem Ende nahend — seine Seele voll Zweifel — sein Herz voll Kummer — ohne Freunde, ohne Gemeinde! — Ich begrüßte ihn beim Herausgehen: er wunderte sich, mich hier zu sehen, und ich sagte ihm, ich freute mich, ihn hier zu finden. — Alle Freunde hatten treulich Wort gehalten — Niemand hatte davon geschwätzt, daß ich käme oder gekommen sei. — Mein Eindruck und meine Ansicht über die Hauptanstalt des Ortes und über ihren Stifter und den jetzigen Vorsteher wurde aber erst vollendet am folgenden Tage, wo morgens die sogenannte Conferenz der Heidenmission ist. . . . Ich war, wie Du weißt, mit dem Entschluß nach Basel gekommen, nicht zu reden: und noch an jenem Morgen dachte ich dabei zu bleiben, obwol abends vorher Hoffmann mir versichert, es würde von dem dort in der Conferenz Gesagten nichts veröffentlicht, und falsche Brüder kämen nicht hinein, aus Furcht, aufgerufen zu werden. Wie er nun in seiner Rede die Missionssache Jedem so christlich ans Herz legte, fühlte ich, daß es unrecht sei zu schweigen: und als man mich, unmittelbar nach dem Bericht, aufforderte, fühlte ich Muth auszudrücken, wie ich in Bezug auf Mittel, Zweck und Erfolg mit ihm übereinstimme: hinsichtlich des Erfolges hob ich besonders hervor den Segen, welchen das Missions- und Bibelwerk für die Wiedererweckung des kirchlichen Sinnes unter uns gehabt, und weshalb; schilderte den traurigen Zustand der verknöcherten Provinzen seiner und unserer Kirchen, und zeigte, wie nur die Idee Einer allgemeinen, heiligen, apostolischen Kirche uns genügen könne. Als zweiten Erfolg führte ich den für die Wissenschaft der Menschheit an, und insbesondere den Nachweis der Einheit des Geschlechtes der Menschen. Dann faßte ich Mittel und Zweck ins Auge, um darzuthun, wie das bisherige so gesegnete Missionswerk nur der erste Schritt gewesen, der eigentlich nur um des zweiten willen geschah. Man müsse nämlich das Bisherige ansehen als eben den Beweis der Kraft für die Wiederherstellung der Menschheit durch das Christenthum. Jetzt nun handle es sich um die Gründung christlicher Gemeinden, nicht mehr um die Bekehrung Einzelner: und es müsse die Missionsstation eine Missionsgemeinde werden, d. h. in sich enthalten den Keim einer vollständigen christlichen Gemeinde, also Familie, Schule, Liebesdienst und Pflege aller Art. Statt die Missionsstationen zu vermehren, rieth ich ihnen, sie zusammenzuziehen, und von den verstärkten Posten aus zu wirken — aber nur von solchen, wo man für den Herrn nicht allein sterben, sondern wirken könne. Die Idee von Begründung solcher Gemeinden durch bekehrte Eingeborene vorzugsweise, der Zahl nach, fand ich die entsprechendste: Hoffmann hatte schon dargethan, wie selbst den ganz christlich begonnenen

Ansiedelungen der Europäer bald eine wilde Menge zuströme und Alles verderbe. Ich fühlte, daß ich mich mit Sicherheit in dem Elemente der lieben Muttersprache bewegte: ich sprach aber wol zu schnell, und nicht immer gleich populär genug. *)

Die Schlußfeierlichkeit Donnerstag Abend ist die Einsegnung der abzusendenden Glaubensboten. — Das Unterscheidende bei diesen Versammlungen von den englischen ist die gänzliche Stille der Zuhörer: es wird nie ein Zeichen der Theilnahme laut, als bisweilen die stille Stille, wenn ich so sagen darf: ich meine, daß man bisweilen einen Geistesschauer durch die Gemeinde gehen fühlte, wo der Athem angehalten wird, und dann mit Seufzen kundgibt, was im Herzen vorgeht. So war es fühlbar bei einigen Stellen von Valette's und Pinkerton's Reden. Das Gute hierbei ist, daß die große Aufregung und gegenseitige Steigerung vermieden wird, die in England allerdings vorherrscht.

Den letzten Abend empfängt die Mission die Gäste in ihrem Garten: Thee und Brot werden umhergetragen. Ich genoß das meinige in dem Missionszimmer, allein mit Hoffmann auf ein Viertelstündchen: hier liegt die halbe Bombe, welche die Stifterin der Anstalt ist, und Beuggen's. Als die Belagerung von Hüningen nämlich aufgehoben war, warfen die Franzosen aus Wuth noch eine Bombe gegen Basel. Man sah das Ungethüm in der Luft — denn Niemand hatte so etwas erwartet, und man bewegte sich frei umher. Siehe da! sie platzte gerade vor dem Leonhardsthor an der Stadtmauer, vor der Stadt. Da traten Männer und Frauen zusammen, man weiß nicht wie, und beschlossen eine christliche Stiftung. So entstand 1816 die Mission, und 1820 Beuggen! Daher steht dieses schwarze Werkzeug des Todes und des Krieges hier im friedlichen Saale der Lebensboten.

Bald gesellten wir uns zu dem freundlichen Volksleben im Garten. Schon am vorigen Abend, in dem Garten einer Frau Rosine Burckhardt, hatten sich in den einzelnen Lauben und Grasplätzen Gruppen gebildet, man kannte sich nun schon so lange, man hatte gehört zusammen, oder war gehört worden. Da stimmte dann der Eine ein Lied hier an, der

*) Diese Gelegenheiten in Basel müssen die ersten gewesen sein, wo Bunsen öffentlich als Redner in seiner Muttersprache auftrat; dagegen sprach er sowol vorher wie nachher häufig öffentlich in englischer Sprache. Häufig sehnte er sich nach einer Zeit, wo er die erworbenen Kenntnisse und seine eigensten Gedanken an einer deutschen Universität dem aufwachsenden Geschlecht in mündlicher Rede mittheilen könnte; aber als er in Bonn eintraf, lag bereits die Hand des Todes auf ihm. Doch hielt er zum letzten male im Juli 1860 zur großen Befriedigung einer kleinen Zahl von Freunden (worunter die alten Generale von Pfuel und Tuckermann) mit aller seiner angeborenen Kraft Vorträge über das buddhistische System. Anmerkung der Verfasserin.

Andere dort; — bald sammelten sich mehrere und stimmten ein .... so erklang bald der Garten von den lieblichen Tönen; die Kinder (denn alles ist frei, keine Aufsicht, keine Frage, keine Abweisung) spielten umher; die milde Abendluft wehte so freundlich vom blauen Himmel, und Blumen und Gras schienen aufzublicken in der Freude und dem Gesang der Menschen.

Ich hatte mich hingewendet, wo ich lieben deutschen vierstimmigen Gesang vernahm, als eine Gruppe, worin Valette stand, mich hinzog: sie sangen das Hallelujah von Malan — le Grand, Jacquet und Andere sich um einen ehrwürdigen Greis sammelnd, den Maire von Roche, der wie einer der Hugenottenhelden des 16. Jahrhunderts aussah. Von den Anderen aufgefordert, redete er uns an, aus der Fülle seines Herzens: wonach Valette auf das Gehörte erwiderte, mit anderen Worten in Einheit des Sinnes. ... Wir kamen gegen 10 Uhr nach Hause, in stillem Gespräche, die lieblichen Töne und Bilder des Tages und Abends im Herzen, und ich auch in Ohren und Augen. Frau Merian aber hatte mich erwartet mit Thee und Kirschen, und so mußte ich noch etwas zu mir nehmen, ehe ich zu Bette ging.

Frau Merian wollte mich nach Beuggen hinfahren lassen; da aber die königlichen Schreiben angekommen waren, so konnte ich nicht nach Basel zurückkommen; denn Beuggen liegt auf dem Wege nach Zürich, vier Stunden von Basel.

So bin ich denn mit meiner Erzählung des herrlichsten Tages meiner Pilgerschaft zu Ende gekommen, und mache hier eine Pause. Es ist bald 8 Uhr, und ich rüste mich zur Fahrt nach dem Münster, wo die Bundestagssitzung, nach altväterlicher Weise, mit Gottesdienst und Predigt, und dann die Rede des Präsidenten in demselben Münster vor derselben Versammlung, eröffnet wird.

Einige Worte der Erläuterung scheinen hier nothwendig, um Bunsen's außerordentliches Interesse an der beuggener Anstalt zu erklären. Eine der furchtbaren Folgen des Zustandes lange anhaltender Kriege und Unterdrückung, die wenig erörtert, aber damals weithin empfunden wurde, war das Zurücksinken großer Haufen von Kindern in verschiedenen Theilen Deutschlands in ein vollständig verwildertes Leben. Sie wanderten wie heimatlose Hunde umher, überall nach Mitteln suchend, ihr elendes Leben zu fristen; ihre Wohnungen und ihre Aeltern waren in den Schrecken des Krieges zu Grunde gegangen; die Gemeinden, zu denen sie gehört hatten, konnten nicht mehr entdeckt werden, und das Elend war zu groß und zu allgemein, selbst in Städten und Dörfern, welche nicht bis zum äußersten Grade der Noth heruntergekommen waren, um es den Einwohnern möglich

zu machen, Vagabunden, welche die Pest der Gesellschaft geworden waren, wirksame Liebesthätigkeit zu beweisen. Diese unterste Stufe menschlichen Elends bewog das mitleidige Herz Johannes Falk's von Weimar (eines Mannes von Geist und eines viel bewunderten Genossen Goethe's), die glänzende Welt von Witz und Wissenschaft aufzugeben, welche er genossen und geschmückt hatte, und sich dem buchstäblichen „Brände aus dem Feuer reißen" zu widmen, indem er zu Theilnehmern an seiner Wohnung und an seinem eigenen Leben Geschöpfe machte, die durch physische und moralische Unreinlichkeit gleich abstoßend waren. Er gewährte denselben zuerst alle leibliche Hülfe und suchte dann diese Verstoßenen zu der Kenntniß der Liebe Gottes und seiner Geduld gegen seine gefallenen Geschöpfe zu führen, durch die Erfahrung, die sie von der Liebe und Geduld hatten, die er, ein bloßer Mensch, zu üben fähig war. Es ist hier nicht der Ort, diesen Gegenstand näher zu erörtern: ich meine die ersten der vielen jetzt bestehenden Rettungsanstalten, deren Princip es war, nicht durch Strenge die Annahme guter Gewohnheiten zu erzwingen (als wenn ein solcher Versuch je Erfolg haben könnte!), sondern den widerspenstigen Geist zu erobern durch den Einfluß wohlthuender Güte, durch die Gewöhnung an heilsame Beschäftigung, und durch die Entwickelung der höheren Fähigkeiten. Noch während der Kriegsleiden hatte Falk seine Liebesarbeit begonnen, und unmittelbar nach dem Abschluß des allgemeinen Friedens widmete sich Zeller einem ähnlichen Leben von Selbstaufopferung, um die Verstoßenen, welche das Land um Basel durchstreiften, zu erretten. Seine Lebensstellung war die eines Beamten in dieser Stadt; das Einkommen seiner Stelle sicherte ihm den Unterhalt für sich und seine Familie. Dieses gab er auf in dem Glauben und in dem Vertrauen, daß, wenn er das, wie er fühlte, von der Vorsehung ihm nahe gelegte Werk vollbringe, das tägliche Brod ihm niemals fehlen würde. Seine Frau ging mit demselben Eifer wie er selbst auf die neue Bahn mühevoller Pflicht ein, und die zahlreiche Familie wuchs zu thätigen Gehülfen ihrer Aeltern heran. Ebenso wie die von August Herrmann Francke im Anfang des 18. Jahrhunderts in Halle gegründeten Stiftungen, und wie das in der Nähe von Bristol noch jetzt unter seinem Gründer Georg Müller blühende Waisenhaus, hat auch die beuggener Anstalt weder Kapitalvermögen noch irgendwelches regelmäßige Einkommen; die Unmündigen wie ihre Leiter leben Tag für Tag von freiwilligen Gaben, indem sie ihr Land bebauen, aber niemals etwas in Geld beiseitelegen; und der Glaube des Directors hat niemals gewankt noch

Enttäuschungen erfahren; weder Armuth noch Reichthum, wohl aber ausreichende Nahrung ist stets ihnen zutheil geworden.

Aus Bunsen's eingehendem Bericht über seinen Besuch in der Anstalt möge der folgende Auszug hier mitgetheilt werden:

Director Zeller begann die Feier, nachdem der 23. Psalm sehr gut vom Chor gesungen war, mit einigen Berichten über die nun vollendeten zwanzig Jahre der Anstalt, offenbar mit tiefer Wehmuth und vielen Sorgen: das Riesenhafte des Unternehmens, wobei kein Pfennig Kapital ist — den Undank Ungerathener — das Gefühl des herrannahenden Alters — alles Dies verhehlte der würdige Mann nicht, daß es ihn drücke. Aber er sprach um so stärker seinen Glauben und seinen Muth aus. Könne er nicht in die Hoffnung jugendlicher Träume mehr eingehen, in welcher Johannes Falk ausgerufen: „Es müsse sich eine Kette christlicher Rettungsanstalten bilden von der Ostsee bis zum Mittelmeer, um die 10000 jugendlichen Gauner aufzunehmen", — so freue er sich doch herzlich der allenthalben aufkeimenden Stiftungen für jenen wohlthätigen Zweck. Das Weitere wirst Du in dem gedrucktem Berichte lesen. . . . Schon waren für alle die Hunderte die Tische gedeckt. Die Baseler hatten allerlei Speisen mitgebracht — für sich und Andere, die keine hatten; es scheint, daß die Zollbeamten an diesem Tage Vertrauen vor strenger Pflichterfüllung im Buchstaben vorwalten lassen. Wir saßen, soviel auf einmal Platz fanden, etwa 300: — dann machten wir bald Platz andern 300 und lustwandelten unter den Bäumen. In dieser Zeit hatte ich unvergeßliche Unterredungen mit Mehreren. . . . Man ist voll Hoffnungen für den Sieg des Evangeliums in Frankreich unter den Römischen und durch die Römischen selbst. Und dabei machte man geltend, daß der erwachende Glaube dort sich rein erhalte von dem Pietismus, Somnambulismus, Separatismus, die in Süddeutschland so viel Schaden bringen. Die Versammlung hatte bereits begonnen. Man hätte denken sollen, der Nachmittag wäre matt erschienen gegen den Morgen: aber umgekehrt. Nie sah und fühlte ich deutlicher, was der Geist ist, was sich erzeugt durch das Kundwerden der Gemeinschaft der Gläubigen. Jedes gesprochene Wort rief ein anderes hervor, das ohne jenes nicht gesprochen, vielleicht nicht gedacht wäre; und der zuerst geredet, empfing doch noch mehr, als er gegeben. Valette war aufgetreten, um zu sagen, Falk's Weissagung sei am Mittelmeere erfüllt — seine Gemeinde in Neapel beherberge 17 verwahrloste Kinder. Da trat ein Norwege auf und sagte, am Eismeere, im äußersten Finmark, habe er eine andere solche Anstalt gesehen. So wäre die „Kette" da, und eine längere als geahnet: „aber eine Kette kann uns nicht genügen", rief Bahrdt aus, „ein Netz müssen wir haben — jedes christliche Haus muß ein Rettungshaus werden." — Andere führten aus, und gaben Beispiele,

wie die letzterwähnte schwierige Pflicht in der Wirklichkeit ausgeführt worden wäre..... Die Anstalt, mit 24 Brüdern und 75 Kindern, kostet jährlich 1000 Napoleondor. Zeller hat kein Vermögen, aber eine Frau, seiner würdig, und noch fünf hülfreiche Töchter — die älteste ist als Gobat's Gattin in Malta auf dem Wege nach Abyssinien. Kapital hat er nicht, und will er nicht haben: „Wenn der Glaube die Anstalt nicht mehr erhält, soll sie nicht bestehen", sagt er, Basel erhält sie fast allein..... Nie werde ich diese Tage und diese Stunden vergessen. Es gibt Gefühle und Erfahrungen, die Thatsachen sind, nicht allein aus dieser Welt, sondern aus der unsichtbaren. — Mein Herz ging mir oft über in dieser Zeit, wenn ich, auf deutschem Boden ein Gast, des Vaterlandes gedachte, und des Königs an seiner Spitze. Du verstehst mich! — Von vielen Seiten kam mir persönliche Liebe und christliche Theilnahme entgegen, die mich mehr als tröstete über so viel Anfeindung und Verleumdung.

Am nächsten Morgen um 3 Uhr waren wir auf dem Wege nach Zürich, wo wir mittags eintrafen, nach einer herzlichen Unterredung und Nachfeier. Ich stieg im Gasthof Baur ab, wo ich Thile fand: noch an dem Abend füllte sich das Haus mit Mitgliedern des diplomatischen Körpers. Welch ein Uebergang! Ich dachte, Eisen wird Stahl dadurch, daß es aus dem Feuer sogleich ins Wasser gebracht wird, und dankte Gott für einige stille Stunden mit Thile.

Aus der auf diesen Ausflug folgenden Ruhezeit lassen sich die nachstehenden Mittheilungen aus Briefen an Freunde und Verwandte anschließen.

In einem Briefe Bunsen's an Gladstone vom 3. August 1840 heißt es:

... Lassen Sie mich Ihnen jetzt in dem Namen aller Christen und aller Derer, welche dem Ruhme und der Wohlfahrt Englands zugethan sind, für Ihre unermüdlichen Anstrengungen danken, Ihr theures Land von der ewigen Schmach der Opiumfrage zu befreien. Sie können sich kaum denken, wie viel Gutes Sie dadurch gethan haben, daß Sie die Freunde Englands draußen in den Stand setzten, ihren Boden zu behaupten gegen Ihre zahlreichen Feinde, alle Romanisten, Atheisten, Jakobiner, von allen Farben und Nationen, Montalembert und seine Freunde an der Spitze, die uns diese Frage ins Gesicht werfen, als eine solche, die den Humbug und die Heuchelei alles vorgeblichen christlichen Bekenntnisses und aller christlichen Werke der englischen Nation, wie Aufhebung der Sklaverei, Bibel- und Missionsgesellschaften u. s. w. erweise.

... Es ist sicherlich unmöglich, nicht den Finger Gottes in der Gründung einer englischen Kirche und einer Gemeinde christlicher Proselyten auf dem heiligen Hügel Jerusalems zu sehen. Und sollten Sie nichts thun wollen, um politische Conjuncturen zu benutzen, welche providenziell zu

nennen nicht verwegen ist, in ihrem Zusammentreffen mit diesen Symptomen von Zions Wiederbelebung?*)

Sie können jetzt ohne Anstrengung für die Christenheit in den Besitzungen des Sultans nicht blos Freiheit und Privilegien erlangen, wie diejenigen, für welche das christliche Europa im Mittelalter kämpfte, sondern auch territorialen Besitz, der für die Aufrechterhaltung der ersteren unentbehrlich ist. Aber was Sie auch thun, lassen Sie nicht durch Parteipolitik die Hände Englands lähmen! ... Es ist mir früher aufgefallen und steht mir beständig vor der Seele, wie wenig politischer Gedanke bei den meisten der englischen Staatsmänner in Folge der Alles verzehrenden Parteistreitigkeiten vorhanden ist. Das heißt politische Freiheit theuer bezahlen! Ich weiß, Sie misverstehen mich nicht, und daher schreibe ich Ihnen ohne Furcht, für unverschämt und anmaßend gehalten zu werden. Amor non timet.

Der folgende Auszug aus einem Briefe an Lady Hall betrifft zwei Bunsen zum Entscheid vorgelegte Preisabhandlungen über die bei der Feier des Cymreiggyddion von ihm und Lepsius gestellte Preisfrage (den Ursprung verschiedener [kymrischer] Sagen), deren eine den Vicomte de la Villemarqué, einen bretonischen Schriftsteller, die andere Herrn Albrecht Schulz aus Magdeburg zum Verfasser hatte**):

Auf dem Hubel, 27. September 1840.

Meine liebe Gwennynen Gwent.***) Sie sind eine höchst glückliche Person, denn Sie und Ihr Cymreiggyddion haben zwei Aufsätze bekommen von einem solchen Werthe, daß eine Akademie sich glücklich schätzen würde, eine einzige ähnliche zu erhalten. ... Ich habe meinen Kopf tagelang anstrengen müssen in dem Bestreben, in den gleichen Ansprüchen von Nr. 2 und Nr. 3 auf den ganzen ungetheilten Preis einen kleinen Unterschied zu finden; das Resultat meiner Mühe war die Ueberzeugung, daß jede von den beiden den ganzen Preis verdient. Ich war entzückt über Nr. 2 (die deutsche Abhandlung), welche alle meine Erwartungen übertraf, und einen neuen Weg für die Untersuchung eröffnet, indem sie an diese verwickelte Frage die ganze Wucht deutscher Forschung und Gelehrsamkeit

---

*) Dieser Ausführung geht eine lange und lebhafte Erörterung über die Orientalische Frage jener Zeit vorher.

**) Die Abhandlung von Schulz wurde in englischer Uebersetzung (Llandovery, W. Rees, 1841) herausgegeben. Obgleich aber das Resultat, in welchem schon damals beide Concurrenten übereinstimmten, inzwischen von keiner Seite in Frage gestellt wurde, ist dasselbe doch in dem umfassenden Littré'schen Werke mit Stillschweigen übergangen. Anmerkung der Verfasserin.

***) Der bardische Name von Lady Hall als Mitglied der wallisischen Gesellschaft.

heranbringt, und sie für immer zu Gunsten der wallisischen Ansprüche entscheidet im Gegensatz zu der in Europa vorwiegenden Meinung. Es ist in diesem Aufsatze nicht blos erwiesen, daß die Helden und die Erzählungen der Romanzen von König Arthur aus der Kymrisprache in die Dichtungen von Frankreich und England übergegangen sind, sondern es ist auch gezeigt, in welcher Weise diese große Thatsache mit der ganzen Literaturgeschichte Europas zusammenhängt. Daneben kam aber die französische Abhandlung in Betracht. ... Wenn eine von zwei Abhandlungen ein Recht auf den ganzen Preis hat, kann derselbe den Bestimmungen gemäß nicht zwischen den Verfassern getheilt werden. Dies habe ich erklärt und hinzugefügt, daß, wenn ich gezwungen sei, mich für eine der beiden zu entscheiden, ich den Umstand in Erwägung ziehen müsse, daß die deutsche Abhandlung auch die skandinavischen Sagen behandelt hat, während der französische Schriftsteller diese ausgelassen hat, indem er (und zwar mit Recht) voraussetzte, daß die skandinavischen Nationen, welche den Stoff selbst erst durch die Vermittelung der Deutschen und Franzosen erhalten haben, keinen Anspruch auf Originalität machen können. Der deutsche Schriftsteller beweist, daß dies der Fall gewesen ist, durch Analyse aller alten nordischen Traditionen unter den Skandinaviern und ihren Verwandten, den Angelsachsen; und indem er so thut, hat er die durch die Frage der Gesellschaft gestellte Aufgabe erledigt, während das Resultat allerdings mit der stillschweigenden Annahme des französischen Schriftstellers übereinstimmt. Aber die Worte der Preisfrage: „Ueber den Einfluß der wallisischen Tradition auf die Literatur Deutschlands, Frankreichs und Skandinaviens" erfordern augenscheinlich, daß diese Analyse auch bei den skandinavischen Gedichten angestellt werde.

Ueber eine andere in derselben Zeit vorgenommene Arbeit berichtet ein Brief Bunsen's an Kestner vom 24. October 1840:

Ich habe die letzten 24 Tage eine Arbeit unternommen, unter der ich noch seufze: das Ordnen nach Jahren aller meiner Papiere, wissenschaftlichen Arbeiten und Briefwechsel. Da ist mir denn Deine Liebe und Treue so vieljährig wieder vor dem Geiste vorbeigeführt worden, daß ich mich recht sehne, Dich einmal wieder zu sehen, geliebter Freund!

Ein Brief von anderer Hand vom 30. October 1840 enthält die folgende Stelle:

Ich hoffe und zweifle nicht, daß Du im Stande gewesen sein wirst, die Schritte des Königs in den Zeitungen zu verfolgen, und Dich mit uns gefreut haben wirst über Alles, was er gesagt und gethan hat. Man hat Mangel an Worten, um den Eindruck der Vollkommenheit wiederzugeben, den Alles hervorruft, was er gefühlt und geäußert hat; und alle unsere Gefühle müssen in Dankbarkeit gegen Gott aufgehen, daß er uns

einen solchen Monarchen zu einer Zeit gewährt hat, wo der persönliche Charakter der Monarchen die Sache der Monarchie stützen muß. Gewiß, ein König muß alle mishelligen Elemente durch die Macht gemeinsamer Zuneigung zu seiner eigenen Person verbinden. Er sollte es verstehen, seine Unterthanen, zu welcher politischen oder religiösen Ansicht sich dieselben auch bekennen mögen, bei ihren starken wie ihren schwachen Seiten zu erobern und zu fesseln, sodaß sie eins seien in Zuneigung und Bewunderung, wie ein arabischer Dichter von seinen Freunden sagte: „Von Herzen freue ich mich, daß ich allein diese zerstreuten Edelsteine miteinander verbinden kann; denn sie sind ein Kranz von Perlen, und ich die silberne Schnur, an der sie aufgereiht sind.“ Blos daß in diesem Falle das verbindende Princip von edlerem Stoffe ist als die verbundenen Dinge.

Bunsen's persönliche Beziehungen zu dem neuen Könige in der Zeit vor seiner Berufung nach Berlin sind in einem Briefe an seine Schwiegermutter vom 13. November 1840, aus Bern, geschildert:

Ich bin sehr dankbar dafür, daß ich noch im Stande bin, Ihnen aus diesem reizenden Orte der Ruhe und Muße zu schreiben... Ich war allerdings darauf geführt zu vermuthen, ich würde zum 15. Oktober nach Berlin berufen werden, durch keine geringere Autorität als die des Königs selbst, dessen Worte, die mir durch einen höchst vertrauten Agenten überbracht wurden, viel mehr einschlossen, als meine bloße Anwesenheit an diesem großen Tage. Ich bin gewiß, daß die Absichten des Königs keine Veränderungen erlitten haben; aber die unerwartete Bereitwilligkeit, welche der Papst zu einer friedlichen Einigung über die kölnische Angelegenheit zeigte, hat zu Conferenzen über diesen Gegenstand, die während dieses Winters in Berlin gehalten werden sollen, Veranlassung gegeben, und so konnte der König mich nicht berufen, da dies dem Papst eher eine feindliche als eine friedliche Maßregel geschienen haben würde; außerdem würde es mich in offene Opposition mit der Majorität der Minister seines verstorbenen Vaters gebracht haben, von denen er die meisten noch beibehält. Der neue Minister des königlichen Hauses, General von Thile (mein sehr treuer Freund), schrieb mir bald nach dem 15. Oktober: „Wenn der König Ihnen nicht ein Zeichen seiner Liebe und Achtung an diesem Tage gab, so wird es zu Ihrem eigenen und des Königs Besten gewesen sein; und ich weiß, daß dieser zweite Grund Sie zufriedenstellen wird.“ Der König hat mir nicht direct geschrieben, aber mir sagen lassen, er beabsichtige es zu thun, indem er wünschte, daß ich mich in der Zwischenzeit von seinen „durchaus freundschaftlichen Dispositionen“ überzeugt halte, und mich über die Unterhandlung mit Rom zu Rathe zog — der Agent, der bestimmt ist, um dorthin zu gehen, hat Befehl, unbemerkt diesen Weg zu nehmen und meinen Rath einzuziehen. Der König hat mich außerdem mit dem Auftrage betraut, Männer von wissen=

schaftlicher Bedeutung in seinem Namen nach Berlin zu berufen, und hat bereits zwei auf meinen Vorschlag ernannt; er wünschte, Humboldt möge mir über die Maßregeln, die er vorhat, schreiben . . . Ich bin über alle Beschreibung dankbar für die gegenwärtige Aussicht, ruhig hier gelassen zu werden, wenigstens bis zum Frühjahr, um meine ägyptischen Forschungen und diejenigen über die Evangelien fortzusetzen; denn wenn ich einmal von hier entfernt bin, so wird meine Muße zu Ende sein, vielleicht für immer.

Derselbe Brief bespricht die außerordentliche Erregung, die durch den anmaßenden Ton der Tagespresse Frankreichs, welche von einer schnellen Rückeroberung der Rheingrenze träumte, veranlaßt worden war. Infolge dessen wurde das Lied Nikolaus Becker's „Sie sollen ihn nicht haben den freien deutschen Rhein 2c." nach der einen oder anderen Melodie mit stets wachsendem Enthusiasmus von einem Ende Deutschlands bis zum anderen gesungen; und die prosaischen Ausrufe, welche diese Poesie und Musik begleiteten, sprachen von nichts Geringerem als von der Wiedereroberung von Elsaß und Lothringen, und dem Dictiren des Friedens vor den Thoren von Paris durch die Waffen des geeinigten und von außen nicht unterstützten Deutschland. Damals war es, daß die glänzende Beredsamkeit des neuen Souveräns, wo er irgend Gelegenheit hatte, seine enthusiastischen Unterthanen anzureden, den deutschen Geist auch außerhalb der Grenzen seiner eigenen Gebiete dazu führte, seine eigenen Zukunftspläne mit der glänzenden Erscheinung eines Monarchen zu verbinden, der so durch alle Talente ausgezeichnet und der Liebe und Bewunderung so würdig war: und eine Vision von deutscher Einigkeit begleitete diesen allgemeinen, wenn auch kurzen Rausch. Eine Dame von hoher Stellung und großer geistigen Begabung, welche politische Verhältnisse genau zu kennen in der Lage war und richtig zu beurtheilen verstand, sprach (im Jahre 1843) Bunsen ihre Ueberzeugung aus, daß Friedrich Wilhelm IV. während der zwei ersten Jahre nach seiner Thronbesteigung „Herr der Situation" war, und als Führer der öffentlichen Stimmung in Deutschland Alles hätte fertig bringen können.

Ueber die damaligen Anschauungen des Königs gibt auch ein Weihnachten 1840 vom Hubel aus an Archidiakonus Hare (deutsch) geschriebener Brief Bunsen's einiges Licht:

. . . . Lassen Sie mich damit anfangen, Ihnen zu danken für die Liebe und Ehre, die Sie mir bei Zueignung der unvergeßlichen Predigt vom 3. Advent erwiesen. Ihre Liebe soll mich nicht blos beschämen, sondern auch mit immer größerer Freudigkeit erfüllen, dem Ziele nachzustreben,

das ich mir gesetzt. Ich mag wol Vielen auf Umwegen zu wandeln scheinen, Manchen sogar auf Abwegen: allein ich kann nun einmal nicht anders. Mein Pfad geht durch das Gebiet der Wirklichkeit und der Wissenschaft so seltsam durch, daß ich bald hier bald dort mir Licht suchen muß.

Bei uns ist mit Friedrich Wilhelm's IV. Thronbesteigung eine große Epoche eingetreten von furchtbarer Wichtigkeit. Ein neuer Kampf der Geister hat begonnen in Staat und Kirche.... Die Lehre vom Glauben, im Sinne der Reformation, ist unser, der evangelischen Kirche, Symbol, worauf steht: ἐν τούτῳ νίκα. Der jetzige König von Preußen sagt darüber in einem Briefe an mich, vom Mai dieses Jahres: „Ich erkenne in einer jeden Kirche, welche die drei alten Symbole bekennt, eine katholische Kirche; in jeder, welche die apostolische Verfassung bewahrt hat, sie annimmt, oder in der die Hauptzüge derselben, wenn auch unter großer Entstellung, noch nachzuweisen sind, eine apostolische; in jeder, welche über den Symbolen die Autorität der Heiligen Schrift, und kraft derselben, als Hauptsymbolum gleichsam, die Rechtfertigung allein durch den Glauben als heiliges Banner voranstellt, eine evangelische Kirche; und endlich nur in der Kirche, deren Lebenselement gläubige Liebe ist, eine christliche Kirche." ... Er fügt hinzu: „Die Gesammtheit der bezeichneten Kirchen auf Erden bilden die heilige katholische und apostolische streitende Kirche des Herrn, die wir im Symbol bekennen — der Beruf der evangelischen Abtheilung derselben ist, die rechtgläubige Liebe zu pflegen und zu offenbaren. Gebe nur der Herr der Kirche, daß eine Zeit und ein Land vorhanden sei, von Ihm erkoren, mit Ihm und durch Ihn den neuen Lauf nach langem Stillstehen getrost zu beginnen!" —

Ich theologisire mit Heinrich nach Herzenslust. — Ich finde, was ich immer geglaubt, daß die englische Erziehung auf Universitäten am besten zu selbständigem Arbeiten vorbereite, und habe nur bedauert, daß sie für den Theologen aufhört, wo sie anfangen sollte.

Der Sommer und Herbst 1840 boten Bunsen und seiner Familie zahlreiche Freuden, die schon damals mit Dankbarkeit genossen und nach Gebühr geschätzt wurden, und auf die man in späteren Zeiten mit um so größerer Vorliebe zurückblickte, als sie auf Nimmerwiederkehr vorbeigegangen waren. Die Familie hatte niemals zuvor einen Wohnsitz gehabt, den sie nicht während der heißen Jahreszeit verlassen mußte, um Erfrischung zu suchen; während der Hubel eine feste Heimat gewährte, deren Lage einerseits für kurze Ausflüge in der schönsten Gegend höchst geeignet war, andererseits aber selbst Naturschönheiten genug bot, um keinen Wunsch nach Veränderung aufkommen zu lassen. Für die heranwachsenden Söhne und Töchter war damit der

Vortheil verbunden, sich in ungestörter Ruhe diejenigen Kenntnisse aneignen zu können, die dem Bedürfniß und Geschmack eines Jeden entsprachen; es wurde dies lebhaft von Allen empfunden, und von Niemand mehr als von den Aeltern, welche am besten wußten, wie selten solche Perioden belebter Muße in den Arbeitsjahren des Lebens eintreten, und welche sich der Betrachtung der „goldenen Zeit des Werdens" erfreuten. Beim Rückblick auf dieses Jahr in Bunsen's Leben — eine Zeit rüstigen Strebens, energischer Beschäftigung, einer weder durch Kämpfe geschwächten, noch durch die Nothwendigkeit des Widerstandes gehemmten Thatkraft, eine Zeit, wo er „sich freute wie ein Held zu laufen die Bahn" und wie von einem hochgelegenen Punkte aus die durchzuschreitenden oder zu erobernden Gebiete, die zu erringenden geistigen Siege überschaute — drängt sich von selbst die Bemerkung auf, die Silvio Pellico gegen seinen Freund und Leidensgefährten gebrauchte: „Quel fiore di salute, o come appassì!"

Vier Tage, die im Juli im Berner Oberland verbracht wurden, und eine Woche im August, die zwischen Genf und Neufchâtel getheilt ward, das war (außer der schon erwähnten Reise nach Basel und Zürich) Bunsen's ganze Abwesenheit von zu Hause: kleine Reisen, die im Zusammentreffen mit früheren Freunden oder dem Erwerb neuer Gelegenheit zu vielem geselligen Genuß boten. Auf dem Wege nach Genf wurden ein paar Stunden in Coppet bei der Witwe von August von Staël und verschiedenen Gliedern ihrer geschätzten Familie, den Vernet-Pictet's verbracht; andere Stunden in Beaulieu bei Rolle, einem Landsitz von ausnehmender Schönheit, dessen vornehmliche Zierden jedoch weder die Einrichtung des Hauses noch die geschmackvollen Gartenanlagen, wohl aber die Besitzer Mr. und Mme. Eynard selbst bildeten; zwei Tage endlich in der Gesellschaft von Mlle. Mathilde Calandrini, der Freundin früherer Jahre in Rom und Frascati, bei Mr. und Mme. Tronchin in der Nähe von Genf, wo ein Einblick in ein vornehmes Leben edler Wohlthätigkeit gegönnt war: alles Dieses bildet eine Kette von Erinnerungen, welche zu den Thatsachen, nicht zu den Visionen des Lebens gehören. Im reizenden Neufchâtel wurden zwei halbe Tage verbracht, aus welchen die Gestalten des General von Pfuel, von Professor Petavel und Agassiz in der Erinnerung noch fortleben.

Auf dem Hubel selbst wurden nacheinander viele geschätzte Gäste empfangen; unter ihnen wurde keiner mehr gewürdigt als Frederick Maurice mit seiner ersten Frau, und Arthur Stanley, damals noch jung an Jahren, in dem aber Bunsen bereits damals die seither

in so edler Weise erfüllten Verheißungen wahrnahm. Des neuen Königs Geburtstag, der 15. October, wurde auf dem Hubel trotz der Trübe des früh beginnenden Winters fröhlich gefeiert. Bald darauf langte Neukomm an, als Freund und als geistreicher und theilnehmender Gesellschafter geschätzt und Quelle des vielfachsten musikalischen Genusses; — ferner Heinrich, der älteste Sohn, der eben seine Studien in Oxford absolvirt hatte; endlich Lepsius, Bunsen's geliebter Genosse in ägyptischer Forschung. So gelang es, in frischer Regsamkeit der selbst für diese gebirgige Gegend ungewöhnlichen Strenge des Winters Trotz zu bieten, und die von den dichten und anhaltenden Aarnebeln erzeugte Trübe in belebter Geselligkeit zu vergessen.

Aus den Tagebuchaufzeichnungen des Jahres 1840, denen die im ersten Abschnitt dieses Bandes mitgetheilte Skizze über den Aufenthalt in England, sowie der ebenfalls bereits (im ersten Bande) benutzte Bericht über die kölner Wirren angehören, lassen sich über die wichtigen Fragen, mit denen Bunsen in jenem entscheidungs-, hoffnungs- und enttäuschungsreichen Jahre beschäftigt war, noch weitere Mittheilungen entnehmen, durch welche auf mehrere bedeutsame, aber bisher theils nicht näher bekannte, theils verkehrt aufgefaßte Begebenheiten mehr Licht verbreitet wird.

Wir geben der Reihe nach — mit seinen eigenen, damals niedergeschriebenen Worten — die in diesen Aufzeichnungen enthaltenen Angaben über Bunsen's Briefwechsel mit dem Kronprinzen in Bezug auf die erforderlichen Reformen in Schule und Kirche, über die Sendung des Grafen Brühl nach Rom zur Schlichtung der kölner Verwickelung, über die Berufung von Schelling, Stahl, Cornelius und Mendelssohn nach Berlin, über die Rehabilitirung von Arndt, über die ersten Gedanken zu einer protestantischen Mission für Syrien und Palästina. Aus Bunsen's reichhaltigem Briefwechsel in dieser Zeit reihen sich hieran Auszüge, welche die allgemeine Begeisterung abspiegeln, mit der die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. allenthalben begrüßt wurde, und Bunsen's Verhältniß zu den verschiedenen Bestrebungen jener Tage charakterisiren; seine Stellung zu den inneren Fragen der Schweiz endlich tritt in den ebenfalls mitgetheilten Briefen an Staatsrath Bluntschli in Zürich hervor.*)

*) Auch Bunsen's Berichte nach Berlin über die schweizer interna, besonders die Kirchen- und Schulverhältnisse, enthalten viele beachtenswerthe und noch jetzt wichtige Mittheilungen, deren Veröffentlichung vielleicht später möglich sein wird.

Bunsen's Bericht über seinen Briefwechsel mit dem Kronprinzen über Kirche und Schule findet sich in seinem Tagebuch unter dem Datum des 21. und 22. October 1840*):

Am 25. Mai 1840 empfing Bunsen durch Herrn von Thile ein Schreiben des damaligen Kronprinzen, welches eine Erwiderung enthielt auf die im October 1839 von England aus eingesandten zwei Bände über das Eherecht; und zwar, als solche, eine ebenso gedrängte als lichtvolle Darstellung des Planes des Fürsten selbst zur Wiederherstellung der Kirche, von den ersten speculativen und Glaubensgrundsätzen bis zum Einzelnen der Ausführung. Die Tiefe der Gedanken und die Erhabenheit der Gesinnung, vor Allem die durchleuchtende Frömmigkeit und Demuth des königlichen Herzens, überwältigten selbst das Gefühl der persönlichen Liebe und Huld.... Ein auf die Nachricht vom Hinscheiden des Ministers von Altenstein am 15. niedergeschriebenes Postscriptum forderte Bunsen auf, seine Meinung zu sagen über die in Vorschlag kommenden Persönlichkeiten des Nachfolgers. Er ergriff diese Veranlassung, sich über einen Gegenstand auszusprechen, welcher die ihm theuersten und nächsten Angelegenheiten des Vaterlandes betraf: bald ward es klar, daß es am Vorabende eines Regierungswechsels eintreffen würde.

Seine Ansicht ging dahin, daß er in Graf Stolberg, unter der damaligen Regierung der einzig Mögliche, die wesentlichsten Eigenschaften eines solchen Ministers finde. Dabei gab er zu bedenken, ob nicht die katholischen Angelegenheiten einem katholischen Kirchenrathe zugewiesen werden sollten, nach Maßgabe des 1837 vorgeschlagenen Planes; ja ob nicht geistliche Angelegenheiten und Erziehungswesen getrennt werden sollten. Hierbei entwickelte er kurz seine praktischen Ueberzeugungen über das, was

---

*) Bunsen's eingehender Plan eines Unterrichtsgesetzes und einer Kirchenverfassung nach den Grundideen des Königs dürfte sich gerade gegenwärtig zu einer besonderen Veröffentlichung eignen. Hier sei nur erwähnt, daß nicht nur seine eigenen Vorschläge im schärfsten Contrast stehen zu den Maximen, die gerade nach 1840 die frühere Blüte des preußischen Schul- und Kirchenwesens zu Grunde gerichtet haben, und daß sie zumal für das noch immer fehlende Unterrichtsgesetz das werthvollste Material bieten würden; sondern daß auch die Gedanken des Königs selbst vor allem in Bezug auf die Kirchenverfassung die schärfste Verurtheilung der Raumer'schen Maßregeln enthalten. Als Hauptgrundsätze in dieser Beziehung stellt nämlich der königliche Verfasser die folgenden auf: „Jede Kirche regiert sich selbst"; „Neben den gelehrten Aeltesten (Geistlichen, Predigern) stehen Aelteste aus der Gemeinde"; „Die Gemeinde hat das Recht der Ablehnung bei allen Wahlen der Geistlichkeit"; „Bann kann ausgesprochen werden wegen großer Aergernisse, wenn die zwei Ordnungen der Geistlichkeit mit Zustimmung der Gemeinde ihn verhängt und der Kirchentag ihn bestätigt hat"; „Die Verbindung der einzelnen Kirchen zu einer Landeskirche geschieht durch Provinzial- und Generalsynoden."

in verschiedenen Theilen noththue. Hinsichtlich der evangelischen Kirche schien ihm nur Vorbereitendes für eine definitive Gestaltung geschehen zu können. Er selbst verwahrte sich jedoch hierüber gegen die Ansicht, als halte er sich zu praktischem Handeln auf diesem Gebiete berufen. Vielmehr entwickelte er die Idee, daß, wie in jedem Menschen das prophetische Element gänzlich unterschieden werden müsse von dem praktischen, ja oft dessen gefährlichster Feind beim Handeln sei; so er persönlich fühle, wie ihm, bei dem gegenwärtigen Zustande der Kirche, vielleicht jenes, aber bestimmt nicht dieses einwohne; daß er das Bestehende nicht genug achte und liebe, um mit Sicherheit darin handeln zu dürfen.

In Beziehung auf die römische Kirche glaubte er sagen zu dürfen, es sei ein günstiger Zeitpunkt gekommen zum Handeln, durch Rußlands Unterdrückungs- und Russificationspläne.

Auf die praktischen Fragen einzugehen dürfe er sich nicht erlauben nach dritthalbjähriger Abwesenheit und nach so bitteren Erfahrungen über die Unmöglichkeit, aus der Ferne zu rathen.

So viel von der kirchlichen Angelegenheit. Ueber das Erziehungswesen und seine Bedürfnisse erlaubte er sich die Berufung auf die im Jahre 1834 übergebenen Bekenntnisse: er fühle das darin Gesagte jetzt nur noch viel stärker und inniger. Hier sei die Saat des Segens zu säen, die in Staat und Kirche aufgehen müsse. Die Grundidee des Bestehenden sei vortrefflich, nach seiner besten Ueberzeugung: nur sei die Ausführung in den letzten 20 Jahren verdorben, und manches bisher nur einseitig entwickelt.

Dem so durchsichtig klar und großartig dargestellten Plane der Herstellung der Kirche gegenüber konnte er nur seine Dankbarkeit gegen Gott fühlen und aussprechen, der solche Gedanken in Herz und Haupt des künftigen Königs gelegt: und gegen den Fürsten, der ihn einer solchen unschätzbaren Mittheilung gewürdigt. Das Ganze gedenke er in den nächsten Wochen zum Gegenstande seines ernsten Nachdenkens und Durcharbeitens zu machen, und bitte jetzt nur um Erlaubniß, drei Punkte auszusprechen, die einzigen, von welchen er sich noch nicht überzeugt erklären könnte, was das Wesentliche betreffe:

die Zulässigkeit und Ersprießlichkeit der bürgerlichen Ehe,
die Nöthigung der Dissenterkinder zu Taufe und Unterricht,
die Möglichkeit und Räthlichkeit eines neuen Symboles in Artikelform.

Nachdem er dieses in drei Briefen entwickelt, schloß er den letzten Brief am 10. Juni.

Er begann nun, indem er seine kritischen Arbeiten über das Alte Testament beiseiteschob, die ihn seit Anfang des Jahres vorzugsweise beschäftigt, das große Schreiben, den Codex regius, durchzudenken und im

Kopfe durchzuarbeiten. Vieles darin war ihm noch dunkel, während anderes ihm vollkommen das ergänzte, was er lange und klar mit sich herumtrug.

Die Reise nach Basel und die Feier des herrlichen Festes, dort und in Beuggen, bestärkte ihn in der Hoffnung, der neue König sei berufen, ein neues Leben in der gesammten evangelischen Kirche anzuregen. Aller Christen Herzen waren auf Ihn gerichtet, und beteten für Ihn.

Die dort erfahrene Kraft des Geistes in der deutschen Kirche trieb ihn um so mehr an, sich selbst mit ganzer Kraft hinzuwenden, um zur Erkenntniß dessen zu gelangen, was noththue.

Ueber die Sendung des Grafen Brühl nach Rom und die ihm von Bunsen ertheilten Rathschläge wird unter dem gleichen Datum (22. October 1840) folgender Bericht gegeben*):

Am 28. Juli meldete sich ein Unbekannter, der sich durch ein Schreiben des Ministeriums als Graf Brühl auswies. Angewiesen, sich ganz im geheimen zum Gesandten zu begeben, um ihm die erhaltenen Instructionen mitzutheilen und zugleich die persönlichen Aufträge des Königs auszurichten, eröffnete er jenem im wesentlichen Folgendes, was der Gesandte, der größeren Sicherheit wegen, zwei Tage nachher niederschrieb. Der Graf Brühl soll Folgendes erklären:

„Se. Maj. der König wollen, ungeachtet des unfreundlichen und verletzenden Schrittes Roms in Beziehung auf den Fürstbischof von Breslau, Ihre Wohlgeneigtheit zu erkennen geben, die bestehenden Irrungen auszugleichen. Allein das Vorgefallene, und namentlich das Verfahren in der oben angedeuteten Angelegenheit, legen Sr. Maj. die bestimmte Pflicht auf, vorläufig eine Gewähr der entgegenkommenden versöhnlichen Gesinnungen Sr. Heiligkeit zu erhalten. Diese werde in folgenden Handlungen des päpstlichen Stuhles bestehen müssen:

1) daß der Erzbischof von Köln aus der Monarchie entfernt, zur Niederlegung seines Amtes vermocht, und das Erzstift erledigt erklärt werde;

2) daß der Besetzung des Stiftes Trier mit einer vom Kapitel gewählten, Sr. Maj. genehmen Person keine Schwierigkeit in den Weg gelegt werde.

„Um jenes zu erleichtern, will Se. Maj. gern dem Erzbischof seinen Gehalt lassen, auch, wenn dessen Erhebung zur Cardinalswürde als die entsprechende Form vom Papste gewählt werden sollte, die dazu erforderlichen Geldmittel hergeben."

---

*) Die Resultate der Sendung Brühl's kommen später zur Sprache.

„Hinsichtlich Posens kann die Versicherung gegeben werden, daß der Erzbischof auf eine einfache Erklärung hin:

er wolle den Landesgesetzen nicht zuwiderhandeln,

binnen 14 Tagen auf seinen Sitz zurückkehren werde."

„Daß diese Landesgesetze auch hinsichtlich der gemischten Ehen nichts das Gewissen Beschwerendes enthalten, liege nach den gegebenen Erklärungen zu Tage. Außerdem solle allen katholischen Unterthanen die volle Freiheit in jeder Hinsicht bewiesen werden."

„Auf weitere Unterhandlungen soll sich der Graf Brühl nicht einlassen, weder über jene Punkte noch über andere. Die breslauer Angelegenheit wird vorerst durch das mitgebrachte Antwortschreiben des Fürstbischofs erledigt, in welchem er nicht allein sein Amt, sondern auch seine bischöfliche Würde zu den Füßen des Papstes niederlegt, mit dem Ausdrucke, er könne keine Würde behalten, welche ihn, nach des Papstes Versicherung, mit Eid und Treue, die er früher geleistet, in Widerspruch bringe, und zu deren Verletzung nöthige.

„Endlich soll Graf Brühl sich, sowol gegen Rom als gegen Graf Lützow, erklären, daß von einer Vermittelung keine Rede sein könne, und daß er selbst nach kurzer Frist — einige Wochen höchstens — wieder abreisen müsse:

Falls aber Se. Maj. Sich in Ihrer Erwartung jener versöhnenden Maßregeln Roms getäuscht sehen sollten, würden Sie die geeigneten Schritte thun, um den Frieden im Lande herzustellen, zu dem Zwecke auch mit allen akatholischen Mächten in Verbindung treten, und die Sache bis aufs Aeußerste, bis aufs Alleräußerste treiben."

Der Gesandte drückte dem Grafen seine Freude über einen solchen Schritt aus, und erklärte ihm, daß er doch einige Zeit zugeben möge, falls er damit die Rückkehr Capaccini's und die Verhandlung mit ihm erreichen könne.

Das Uebrige gibt folgender Bericht (vom 29. Juli):

Gestern ist Herr Graf Brühl, vom Landsitze des Grafen Pourtalès bei Murten kommend, bei mir gewesen und an demselben Tage wieder dorthin zurückgereist, sodaß Niemand von seinem Besuche etwas wissen kann. Er hat mir den Erlaß des Ministers vom 22. dieses übergeben, und die ihm selbst gewordene Instruction sowie die Allerhöchsten Aufträge vertraulich mitgetheilt. Was den Zweck der Sendung des Grafen betrifft, so ist der ihm gegebene präcise Auftrag gewiß der einzige Weg, jener Angelegenheit den so lange vergebens gesuchten Umschwung zu geben und sie auf dem einen oder anderen Wege bald und rühmlich zum Ziele zu führen. Die Weisung: auf eine bestimmte Alternative eine bestimmte Erklärung innerhalb einer bestimmten Frist zu erlangen, ist dem Grafen so scharf vor-

gezeichnet, und er scheint sie so vollkommen begriffen zu haben, daß es mir nicht schwer werden konnte, ihm auch in wenigen Stunden das Verhältniß derselben zu den verschiedenen Persönlichkeiten, mit denen er dort in Berührung kommen wird, darzustellen. Ich that dies besonders in Beziehung auf die verschiedenen Versuche, welche durch das Streben bedingt sein müssen, ihn im Festhalten jener Alternative irrezumachen. Denn nur insofern, trotz jener Versuche und Versuchungen, diese Alternative unerschütterlich festgehalten wird, kann die Erreichung des Zieles — die Feststellung eines guten Verhältnisses der königlichen Regierung zu den römisch-katholischen Unterthanen, einschließlich der Geistlichkeit — mit Rom oder ohne Rom, als sicher angesehen werden; sowie, wenn jenen Versuchen nachgegeben wird, auch ich allerdings nur das Hinschleppen eines bedenklichen Provisoriums, oder das Festsetzen eines noch bedenklicheren Definitivzustandes im Schooße der Zukunft zu erblicken vermag.

Was den unmittelbaren Erfolg betrifft, so hielt der Gesandte die Beilegung der posener Angelegenheit für sehr wichtig und glücklich: das Ausscheiden des Fürstbischofs keineswegs für ein so großes Unglück, falls ein zuverlässiger Mann gefunden würde, der zugleich das Vertrauen der Katholiken besitze und auf der Basis der westlichen Provinzen in der Diöcese verfahre. Die Berufung des Erzbischofs nach Rom hielt er nur unter zwei Bedingungen für möglich, die freie Beistimmung des Erzbischofs angenommen:

1) daß man ihm zugestehe, erst einige Tage in Köln wieder kirchlich zu fungiren —

2) daß man sich über den Nachfolger verständigt habe.

Wegen Trier schien ihm die Schwierigkeit nicht so groß zu sein. Daß man Arnoldi annehmen werde, konnte man in Rom nicht denken: daß man ihn erwählt, hätte man ja gar nicht erwarten dürfen.

Dies Alles in eine richtige, jene Alternative nicht umgehende Form zu bringen schien ihm ohne Capaccini unmöglich.

Diese Besorgnisse zu äußern, schien ihm, nach so vielen Erfahrungen, bedenklich: doch verhehlte er dem Grafen die Schwierigkeit, namentlich wegen der Abdication nicht, wo man natürlich Cardinal Fesch als Beweis der Unmöglichkeit anführen würde.

Außerdem brachte der Graf dem Gesandten folgende Botschaft vom Könige.

„Sagen Sie B. meine allerfreundlichsten Grüße; ich dachte ihm selbst zu schreiben: sehen Sie selbst, ob es möglich sei. Sagen Sie ihm, er möge doch Alles anwenden, um Schelling zu bewegen, einen Ruf nach Berlin anzunehmen, und sagen Sie B. dazu: ich wollte mich nicht mit dieser glänzenden Feder schmücken; aber ich glaube dem demnächst zu ernennenden Minister damit das schönste Cadeau zu machen.“

Der königliche Auftrag zur Verhandlung mit **Schelling** wurde durch den nachfolgenden Brief Bunsen's an Letzteren vollzogen:

Hubel, 1. August 1840.

Es sind heute zwei Jahre, daß ich zum letzten male, unmittelbar vor meiner Abreise nach England, Ihr theures Antlitz sah und mit tiefbewegtem Herzen und manchen Gedanken über die Zukunft von Ihnen schied. So nehme ich es denn als eine ganz besondere Schickung und Gottesgabe an, daß gerade auf heute mir die Ausrichtung eines Auftrages fällt, der mir über alle ehrenvoll und erfreulich ist.

Se. Maj. hat mir, in ganz geheimer Weise, unmittelbar den Befehl ertheilt, Sie in Seinem Namen zu bitten, Seiner Residenz und Universität angehören zu wollen. Es handelt sich bei Friedrich Wilhelm IV. nicht darum, die erste Universität Seines Reichs mit dem glänzenden Namen des ersten Philosophen der Nation zu schmücken. Der König weiß, wie schwer gegen einen solchen Antrag, auch in Voraussetzung der freundschaftlichsten Bereitwilligkeit von Ihrer Seite, bei vorgerückten Jahren die Neuheit, ja die anscheinende Fremdheit des Orts und der Zustände, wie vor Allem das Gewicht vieljähriger Verhältnisse und mancher edeln Bande dagegen in die Wagschale fallen müßten. Er ehrt Ihre Anhänglichkeit, Er liebt Ihre Ruhe zu sehr, als daß um solchen Preis Er die Befriedigung einer, wenngleich wahrhaft königlichen Liebhaberei erkaufen mochte.

Es ist ein ganz anderer Grund, um dessentwillen Se. Maj. mich mit diesem Auftrage beehrt und mir befohlen hat, mit Ihnen darüber unverzüglich zu verkehren.

Der König fühlt, noch tiefer und stärker denn er als Kronprinz empfand, das Elend, worin Stillstand und Versumpfung alles realen Lebens in Staat und Kirche, und der Uebermuth und Fanatismus der Schule des leeren Begriffs das theure Vaterland gestürzt. Er hat es längst erkannt und empfunden, wie diese vereinten Umstände in einem Theile des jüngeren Geschlechts eine zersetzende und zerstörende Kraft entwickelt haben, die an längst durchgekämpft geglaubte Zeiten und Gefahren erinnert.

Er bedachte — um mich seiner eigenen, noch vor wenigen Monaten brieflich ausgesprochenen Worte zu bedienen — „die Drachensaat des Hegel'schen Pantheismus, der flachen Vielwisserei und der gesetzlichen Auflösung häuslicher Zucht, deren Ernte in jene Tage fallen muß". Allein daneben gewahrt und begrüßt Er auch freudig die Reste eines hohen geistigen Schwunges der Nation und die Zeichen der Empfänglichkeit des heranreifenden Geschlechtes für die Verwirklichung dessen, was damals, was seit dreihundert Jahren angestrebt wurde. Nie war also, nach seiner Ueberzeugung, der Beruf der wahren, das Reale in seiner göttlichen Wesenheit und Bedeutung umfassenden Wissenschaft ein höherer und heiligerer als in

diesem, für Ihn, sein Volk, Deutschland und die Welt so wichtigen Augenblicke. Die verflossenen Jahre, ihre Schuld und ihr Unglück ruft keine Thräne zurück, aber die ereignißschwangere Zukunft mahnt, die Gegenwart nicht hastig, aber entschlossen zu ergreifen. Zum ersten male für Deutsche, seit dem namenlosen Unglücke des dreißigjährigen oder vielmehr hundertjährigen Kampfes welscher Bosheit sind jetzt in Preußen die Elemente wieder vereinigt, um in vollem europäischem, weltgeschichtlichem Gefühle des deutschen Lebens die Grundsäulen unseres gemeinsamen Daseins in der Familie, im Staate, in der Kirche, in der Wissenschaft, in der Kunst, ergründend neuzugestalten und neugestaltend zu ergründen. Ja es ist mir, daß ich es Ihnen gestehe, im ahnenden Geist schon lange so gewesen, als ob der Herr so viele Schmach und so vielen Kummer in den letzten Jahren habe auf uns kommen lassen, damit wir für den großen Augenblick recht wach sein möchten, nach so langem Schlafe und bei so schwerem Starrkrampf. Der große Augenblick ist gekommen; was lange bedacht und vor dem Herrn überlegt und gelobt war, ist der König nun entschlossen, unter Gottes Beistand und mit der Hülfe Gleichgesinnter ins Leben treten zu lassen. Indem er ein so hohes und heiliges Werk beginnt, sind seine Augen ganz besonders auf Sie gerichtet. Er wünscht Sie in seiner Nähe zu haben, um persönlich von Ihrer Weisheit schöpfen, an Ihrer Erfahrung und Charakterstärke sich stützen zu können. Er wünscht Sie an seiner Universität als den Lehrer der Zeit, weil Er weiß, daß ein ganzes Geschlecht, Jünglinge und Männer, aus allen Stämmen und Gauen Deutschlands, deren Schwung nur gelähmt, deren Begeisterung nur gefesselt war, dieses Lehrers harrt, daß das ins Stocken gerathene Leben der Wissenschaft nur des befruchtenden Anregens vom Meister bedarf, um kräftig aufzusprießen. Er beruft Sie also nicht zu einer von Ihm oder Ihnen selbstgewählten Stellung, sondern er ladet Sie ein, er fordert Sie auf, die Stellung einzunehmen, welche Gott Ihnen in Ihrer Zeit für das gesammte Vaterland gegeben hat. Das zu thun, werden Sie gewiß eines großen Entschlusses, und selbst schwerer Opfer werth erachten; das kann auch Niemand Ihnen verübeln, ja das kann kaum Jemanden, dessen Meinung Rücksicht verdient, anders als erfreuen. Die Stellung ist einzig, wie die Persönlichkeit, welche der König als Organ der Nation einladet, sie einzunehmen.

Das ist der mir gewordene königliche Auftrag. Lassen Sie mich jetzt nichts hinzufügen, aber lassen Sie mich, sobald Sie können, wissen, was Sie wollen und wünschen; die ganze Angelegenheit wird übrigens zwischen uns ohne alle andere Vermittelung geführt werden.

Dieser Brief wurde durch Einschluß an einen Freund, dem der Inhalt verborgen blieb, befördert und gleichzeitig noch eine „ver-

trauliche Beigabe" an Schelling selbst hinzugefügt, die seine Bedenken von vornherein zu entkräften suchte, und ihn, um die Correspondenz nicht ruchbar werden zu lassen, zu einer mündlichen Besprechung in die Schweiz einlud.*)

Ueber Schelling's Antwort enthält ein Bericht vom 22. August die nachstehende Mittheilung:

Den Auftrag wegen Schelling's Berufung habe ich nicht versäumt am dritten Tage, nachdem er mir geworden, nach Kräften auszurichten, mit großer Freude über den Zweck, aber mit noch größerer Verzagtheit über das Mittel, ihn zu erreichen. Schelling's Alter, seine gewohnheitliche Bedenklichkeit und Schwerbeweglichkeit, seine Furcht vor dem Norden, am meisten vor Berlin, wo er sein langes Leben hindurch nur Widersacher und Gleichgültige gesehen — das schon waren Umstände, die ich, ebenso wie die Rücksicht auf den Kronprinzen, nur etwa hoffen durfte, bei persönlicher Rücksprache in der Wechselwirkung der Geister durch Vorschläge und Erwiderungen zu überwinden. . . . . Ich wußte kein anderes Mittel, als ihm — auf vollkommen sichere Weise — so zu schreiben, daß ich ihm alle vorherzusehenden Einwendungen von vornherein abschnitt durch die Höhe des Standpunktes, den der König bei dieser Berufung nehme.

Schelling's Antwort kam mir am 19. d. M. durch dieselbe sichere Vermittelung zu. Den hohen, edeln Geist des großen Mannes wird der König gewiß sogleich in seinen einfach schönen Worten erkennen: ebenso die Innigkeit der Ergebenheit, die er dem „künftigen Troste Deutschlands" geweiht hat. . . . Wie er sich seine Stellung denkt? was er überhaupt wünscht und will? diese praktischen Hauptfragen beantwortet er leider gar nicht! doch müssen sie vor allen anderen erledigt werden, falls der König nicht von dem Gedanken absteht, ihn zu besitzen. . . . In die Schweiz zu kommen

---

*) Die Bedenken Schelling's, sowie die Nothwendigkeit der vollen Geheimhaltung der Unterhandlungen gründeten sich darauf, daß bereits im Jahre 1834 vertraute Besprechungen mit ihm stattgefunden hatten, um ihn als Hegel's Nachfolger nach Berlin zu berufen, was aber durch ein Ministerialgutachten Altenstein's vom 25. November 1834 verhindert worden war, und Schelling demzufolge, da die Sache nicht verborgen geblieben war, in eine unangenehme Stellung zu seinen münchener Gönnern versetzt hatte. Der Erfolg hat bekanntlich gezeigt, daß die Bedenken Altenstein's nicht unbegründet waren, die unter anderem darin bestanden, daß „Schelling nie das Gebiet der ganzen Philosophie umfaßt, seit 1809 nichts Bedeutendes geschrieben und selbst Logik nie vorgetragen habe". „In naturwissenschaftlichen Kenntnissen aber, die sich mit Riesenschritten entwickelt hätten, sei er weit hinter seiner Zeit zurückgeblieben, wie unter Anderen Alexander von Humboldt und Leopold von Buch bezeugen könnten." Bunsen's eigenes Urtheil über den Contrast zwischen den bei Schelling's Berufung gehegten Hoffnungen und seinen späteren Leistungen spricht ein weiter unten mitgetheilter Brief aus.

lehnt er ab, in der Besorgniß, es möge auffallen; schon wisse man in München, daß Stahl mich besuchen wolle, dies würde auf die Spur leiten.

Da es bekannt ist, daß alle diese Schwierigkeiten durch den dringenden Wunsch des Königs, Schelling's „positive" Philosophie zu besitzen, überwunden wurden, so bedarf seine Berufung keiner weiteren Aufklärung. Dagegen ist aus der „vertraulichen Beigabe" zu Bunsen's Brief an Schelling vom 1. August noch eine Stelle bedeutsam, die auf Bunsen's persönliche Stellung zu Stahl's Berufung Licht wirft. Bunsen schreibt hier:

Ich hatte Stahl gebeten, mich in seinen Ferien zu besuchen, und erwarte in diesen Tagen seine Antwort. Die Veranlassung ist folgende: Seine Arbeit hat in Berlin und namentlich beim Könige großes Aufsehen gemacht und große Freude erregt.*) Sie ist zwar nur Vorarbeit und eine unvollständige, doch ein unschätzbares Werk in diesem Augenblicke. Die Ideenlosigkeit unserer Kirchenrechtslehrer übertrifft alles Andere, was ich von diesem reichen Felde unseres Elends kenne. Er muß aber die Arbeit vervollständigen und deshalb reisen. An Mitteln dafür wird's nicht fehlen, wenn er nur will.

Die hier bereits angedeuteten Motive der Berufung Stahl's treten in einem Bericht Bunsen's vom 15. September, nachdem Stahl's Besuch auf dem Hubel stattgefunden, noch deutlicher hervor:

Professor Stahl aus Erlangen hat auf meine Einladung soeben eine Woche bei mir zugebracht, die uns fast ausschließlich in Unterredungen über sein neuestes Werk und dessen großen Gegenstand vergangen ist.

*) Die Schrift Stahl's, auf welche sich diese Aeußerung bezieht, ist „Das Kirchenrecht der Protestanten". Bunsen empfiehlt diese Schrift in einem Briefe vom 3. August Gladstone zum Studium und äußert sich dabei ebenfalls über den Verfasser: „Stahl (ein geborener Jude, aber ein guter Christ) ist bei weitem der ausgezeichnetste Mann, der aus Schelling's Schule hervorgegangen ist. Schelling sagte mir über ihn, daß die metaphysische Skizze, welche er in dem ersten Bande seiner «Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht» von seinem System gegeben, die einzige Darstellung desselben sei, welche er als die richtige anerkennen könne. Sein neues Werk ist ein propädeutisches für den dritten Band seines größeren Buches, und noch dazu ein unvollständiges. Denn es behandelt weder die calvinistischen Theorien von der Kirche noch die anglikanischen, sondern blos die lutherischen. Da dieser Theil aber für Deutschland und im allgemeinen für den Continent der wichtigste ist, so ist die Behandlung an sich von hohem Interesse... Wenn ich eine Bitte hinzufügen darf, so würde es die sein, daß Sie mir Ihr eigenes Urtheil über das Buch Stahl's mittheilen. Hier hat es einen merkwürdigen Erfolg, weil der Verfasser weder die pietistische noch irgendeine andere Parteifärbung in seinem System oder in seiner Sprache hat."

Auf den lange gehegten Wunsch zwar habe ich verzichten müssen, in ihm den Mann zu finden, der durch Bereisung Englands, Schottlands, Schwedens und der hauptsächlichsten reformirten Länder Europas sich zu einer lebendigen Darstellung des dort geltenden Kirchenrechts — einschließlich des Eherechts — in Stand setzte. Er sieht ein, daß eine solche Kenntniß zur Vervollständigung der begonnenen Arbeit ihm nothwendig ist, allein schon seine schwächliche Gesundheit würde ihm eine solche Reise fast unmöglich machen; außerdem paßt seine Individualität nicht recht zu einem solchen Auffassen aus dem großen Leben. Seine Stärke und sein Beruf ist die scharfe Auffassung und klare Darstellung der Principien eines ihm fertig übergebenen rechtlichen Zustandes in Kirche und Staat: er bringt dazu Schelling'sche Ideen, eine echt jüdische Schärfe und Klarheit, gute politische Gesinnungen und ein christliches Herz mit. Für jene Zustände habe ich ihm meine englischen und amerikanischen Werke, und was ich sonst aus Anschauung und Erfahrung mündlich anbieten konnte, mitgetheilt. Die neue Ausgabe seines schon fast vergriffenen letzten Werkes wird über Vergangenheit und Zukunft reicher, auch in der Darstellung hier und da unangreiflicher dastehen. Puchta's Schrift wird er nur beiläufig berücksichtigen; sie ist auch wirklich weit unter meiner Erwartung, als von einem Lieblingsschüler Schelling's, der ihn auch sehr in Schutz nimmt.

Seine beiden Hauptvorlesungen, Kirchenrecht und Rechtsphilosophie, sind eine schreiende Lücke im Universitätskatalog, und von rechter Bedeutung in der Gegenwart. In dieser Ueberzeugung habe ich, mit aller Vorsicht, mir Gewißheit über seine Lage und seine Absichten zu verschaffen gesucht. Er ist, wie er früher Savigny auf dessen freundlichen Zuspruch geantwortet, keineswegs abgeneigt, Baiern zu verlassen; er kann es auch ohne weitere Genehmigung, da das ihm verloren gehende Indigenat für ihn keinen großen Werth hat. Er hat allerdings eine bescheidene Besorgniß, er werde den Ansprüchen und Erwartungen nicht genügen; nichts hat ihm so große Ermuthigung gegeben, als die Billigung seines Werkes durch den König, mit deren Versicherung ich ihn glaubte erfreuen zu dürfen.

Erfreulicher als der Rückblick auf die für die Zukunft Preußens so verhängnißvolle Berufung Stahl's muthet die Einsicht in den Briefwechsel an, welcher sich auf Cornelius' Uebersiedelung nach Berlin bezieht. Die Initiative dazu hatte Cornelius selber ergriffen; in einem Bunsen übersandten Briefe, aus München, 15. August 1840 datirt, wandte er sich direct an den König:

Die Größe dieses Augenblicks gibt mir den nöthigen Muth und das Selbstgefühl, mich dem Throne Ew. Majestät zu nahen. Ihre Besteigung dieses Thrones trifft mit dem wichtigsten Beschluß meines Lebens auf eine

so wunderbare Weise zusammen, daß ich schon darin den Wink der Vorsehung erkenne, der mich auffordert, jenen Vorsatz auszuführen, der so viele Jahre in meiner Seele gelebt hat.

In diesem Herbste nämlich werden zwei Werke vollendet sein (die Ludwigskirche und die Loggia der Pinakothek), deren Ausführung und Leitung mir anvertraut waren. Zu anderweitigen Arbeiten habe ich mich hier bisjetzt nicht verpflichtet, weil ich glaube, daß ich hier meine Aufgabe, soviel es die Verhältnisse nur immer zuließen, gelöst habe.

Als ich dem Rufe hierher Folge leistete, wußte ich recht wohl, was ich damals verließ, und ich ging mit blutendem Herzen; aber ich ging, weil ich mußte. Von hundert Welten trächtig, fand ich keine Veranlassung, diesem Drange zu genügen, und das Pfund auf Wucher zu setzen, das Gott mir anvertraut hat. Ist es mir nun einigermaßen gelungen, Einiges zu schaffen und Anderes zu leiten und zu veranlassen, so wird dieses, in dem Maße es gut ist, auf das gesammte Vaterland vielleicht nicht ohne Einfluß sein. Ich selbst aber habe Erfahrungen gesammelt, und mich auf meine Weise ausgebildet. Diese meine Erfahrungen, alle meine Fähigkeiten, mein Talent, alles, was ich kann und bin, biete ich Ew. Königlichen Majestät mit freudiger Zuversicht an, mit der Zuversicht, daß wenigstens die Reinheit meiner Absicht nicht verkannt werden wird. Daß in Ihrer begeisternden Nähe, unter Ihrem intelligenten und männlichen Volke, meine Kunst erst ihre wahre Stelle, Weihe, Vollendung und Würdigung finden wird, ist meine feste Ueberzeugung. Da Gott das Herz der Könige überhaupt, aber besonders das Ew. Königlichen Majestät lenkt, so bin ich über den Erfolg dieses meines Schrittes vollkommen ruhig.

Aber die bisjetzt beinahe verfehlte Lebensbestimmung eines Mannes von den höchsten künstlerischen Gaben bekümmert mich sehr, ich meine Genelli. Verkehrtheiten mancher Art und jugendlich falsche Ueberschwenglichkeiten hat er bereits schwer gebüßt und bereut, er ist noch jung genug, um einzuholen, was er versäumt hat, und es scheint mir, als habe er dazu nun auch den Willen. Ew. Majestät werden durch den Herrn Geh. Rath Schinkel in den Stand gesetzt werden, über sein Talent ein Urtheil zu stellen, er wird Ihnen verschiedene Compositionen dieses Meisters zu Füßen legen.

An Bunsen selbst schrieb Cornelius mit der Uebersendung des obigen Briefes (am 9. September):

Ich schicke Dir hiermit ein Schreiben an Deinen herrlichen König. Es ist unversiegelt, lies und prüfe es, und mache damit, was Gott Dir eingibt. Willst Du es mit ein paar Worten begleiten, willst Du es ohne alle Begleitung fortschicken, oder willst Du es ins Feuer werfen, Alles überlasse ich Dir mit Ruhe und Vertrauen.

Des Königs Schritte verfolge ich mit wahrem Entzücken; es naht eine Fest- und Frühlingszeit für ganz Deutschland. Es that aber auch Noth. Mögen alle himmlischen Schaaren ihn beschützen und der reichste Segen über ihn kommen.

Bunsen erhielt diesen Brief erst am 16. September, weil Cornelius ihn dem von München nach der Schweiz reisenden Professor Gerhard mitgegeben, dessen Reise sich verzögert hatte. Gleich am folgenden Tage ging der Brief aber mit folgendem Begleitschreiben nach Berlin:

.... Daß unter Deutschlands große Geister, die Ew. Majestät als dem lange gehofften Horte und Troste Deutschlands huldigen, auch Cornelius sich gestellt, konnte mich zwar insofern nicht überraschen, als ich seine treuen Hoffnungen und seine Ergebenheit Ew. Majestät gegenüber im Freundesherzen viele Jahre treu bewahrt habe. Noch 1838, in München, hat er mir bei Gelegenheit eines Gespräches über Gebäude wie die Walhalla, und deren Sinn Aeußerungen gethan, welche jene Gesinnungen nicht minder als die Genialität seines Geistes bewähren, aber zu kühn sind, um hier schriftlich gemeldet zu werden. In diesem Umstande allein kann ich auch die Veranlassung finden, daß er dieses Schreiben mir hat zugehen lassen wollen, denn ich habe ihm dazu nicht die geringste Veranlassung gegeben, glaubte ihn auch bis 1842 — dem Jahre des bairischen Verhängnisses — beschäftigt. Er stellt es mir anheim, den Brief zu vernichten oder Ew. Majestät zu überreichen. Ich kann kein Bedenken haben, das Letztere für meine Pflicht zu halten.

Wenn nun Ew. Majestät über den Werth des Künstlers so denken, daß Allerhöchstdieselben seine Erwerbung wünschen, so erlaube ich mir ehrfurchtsvoll folgende Bemerkungen: Ich halte Cornelius mit Niebuhr für den reichsten, ideenvollsten Künstler der Zeit; aber nur darüber darf ich mir ein Wort erlauben, daß ich ihn für den einzigen dirigirenden Geist einer großen historischen Malerschule halte, und Niemanden je gekannt habe, der sein Talent besitzt, die Begeisterung der Jugend zu wecken, und die Geistesgröße, diejenigen herbeizuziehen, welche ihn in einigen Punkten überstrahlen (wie Overbeck), und diejenigen Jünger zu begünstigen, welche die Hoffnung geben, ihn zu übertreffen. Er hat die Münchener Kunstschule geschaffen; ich erinnere mich noch des entscheidenden Tages in 1818, als Ringseis ihn mit dem Titelblatte der Nibelungen zum Kronprinzen führte, der von ihm kaum etwas wußte. Von diesem Tage stammt die europäische Blüte Münchens. Ich habe die Akademie gesehen und untersucht, die Cornelius geschaffen, ich hatte sie unter Langer gesehen: die Umwandlung ist sein Werk, wie auch Alle dort bezeugen.

.... Sollte nun nicht der erste Schritt zur Wiederbelebung der Akademie der Künste sein, daß man einen großen Meister an die Spitze jeder der vier Künste stellte, als Directoren ihnen anheimgebend, Vorschläge für ihre Erweckung zu machen? Ew. Maj. Auge schaut die vier Meister in Einem Blicke: Schinkel, Rauch, Cornelius, Mendelssohn! Welch ein Viergespann! Der würdige Schadow bleibe an der Spitze: er hat und liebt Leben: Cornelius würde gänzlich befriedigt sein, obwol er jetzt die Stellung Schadow's hat; er würde sogleich beginnen, mit Ruhe und Bescheidenheit in seinem Kreise zu schaffen, Ew. Maj. Aufträge zu großen Arbeiten erwartend und die Mittel zu ihrer Ausführung, begeistert und begeisternd, still vorbereiten.

Wie nun fast die ganze Regierungszeit Friedrich Wilhelm's IV. hindurch die besten Errungenschaften derselben durch gemeinsame Thätigkeit Humboldt's und Bunsen's durchgeführt wurden, so auch hier. Alexander von Humboldt erhielt vom Könige den Auftrag, an Cornelius zu schreiben.*) Dieser theilte den erhaltenen Brief sofort wieder an Bunsen mit, mit folgendem gleichzeitigen Schreiben:

München, 23. October 1840.

Aus dem einliegenden Schreiben des edeln A. von Humboldt ersiehst Du gleich am besten, wovon hier die Rede ist; trotz meiner großen und tiefen Erregung, kann ich doch nicht umhin, Dir ohne Aufschub diejenigen Eröffnungen zu machen, die mir als die wichtigsten erscheinen. Aber wie tief beschämt und verlegen fühle ich mich, da zu fordern und zu verlangen, wo ich nichts gethan habe! — dürfte ich meinem Herzen folgen, so würde ich vor den König treten und sagen: „Hier bin ich, mein König und Herr! verfüge über mich nach Deinem Wohlgefallen."

Meine erste und fast einzige Bitte ist um Arbeit, eine Arbeit, wo ich aus ganzem Holze schneiden kann. Ich darf es aussprechen: mein Geist ist nicht allein noch nicht erschöpft, sondern es öffnen sich mir immer neue Regionen. — Du, mein theurer Freund, kennst meine Art, ich trage mich lange mit meinen Gedanken herum, bis sie im Geiste und in der Seele zur Darstellung gereift sind, die dann um so rascher erfolgt. Möchte das, was ich seit geraumer Zeit mit mir herumtrage, mit den erhabenen Absichten Sr. Maj. im Einklang sein! möchte er mir zur Ausführung diejenige Muße gönnen, die zu einem Werke von solchem Umfange nöthig ist; dann würde Alles, was der edle König mir Gnädiges und Huldvolles erzeigen will, nicht verschwendet sein. Es handelt sich hier nämlich wieder

*) Dieser Brief Humboldt's an Cornelius sowie sein gleichzeitiger ausführlicher Brief an Bunsen sollen im Zusammenhang mit den übrigen Briefen Humboldt's an Bunsen besonders veröffentlicht werden.

um eine große christliche Conception, die sich ganz auf die Heilige Schrift basiren würde, vom Abfall der Engel bis zum Ende der Dinge (Apokalypse): das ganze Leben Christi gleichsam als Herz und Centrum, und sein endlicher Sieg in der Anbetung des Lammes als Schlußstein des Ganzen gedacht. Als Einleitung die Zeit der Patriarchen und Propheten (das Alte Testament überhaupt). Diese kurze Erwähnung soll nur dazu dienen, um anzudeuten, wie sehr diese Conception sich für eine evangelische Kirche passen würde.

Es wäre mir höchst erwünscht, wenn meine Stellung in Berlin (vorderhand wenigstens) von der Art wäre, daß sie von der Akademie ganz gesondert bliebe. Ich möchte auf keine Weise irgendjemand im Wege sein, und gerechte Ansprüche und Hoffnungen durchkreuzen. Je freier mein Einfluß auf diese Anstalt sein wird, je reiner und größer würde er in seiner Wirkung sein. In Werkstätten und auf Gerüsten bin ich zum Manne geworden, mit der Kohle, mit dem Pinsel in der Hand docire ich am besten. Akademien mögen wol noch immer unentbehrlich sein, aber da, wo ihre Wirkungen aufhören, fangen die der echten Kunst erst recht an. — Vor Allem wären mir große heizbare Räume vonnöthen; ich würde vorderhand wol Arbeiten mitbringen, um gleich thätig sein zu können; denn was auch Se. Maj. der König mit mir vorhaben wollen, so sind es gewiß Dinge, die sich nicht übers Knie abbrechen lassen. Junge Talente würden sich bald an mich anschließen, und Du weißt es ja, daß das Himmelreich gleich ist einem Senfkörnlein. Auf diese Weise würde ich mich zuerst in die dortigen Verhältnisse hineinleben; befreundet bin ich ja mit allen neueren Künstlern ohnedies schon seit langem, und zur geeigneten Zeit könnte ich dann einst mit mehr Ein- und Umsicht, mit mehr Sicherheit und Nachdruck auf die Anstalt mit Rath und That einwirken.

Schließlich bitte ich Dich, dem herrlichen Könige von jenem Glauben an Ihn und jener Liebe zu sagen, wovon Du den Maßstab in Deinem eigenen Herzen trägst, und wo die Ehrfurcht nur dem Ausdrucke die Grenze setzt. — Wenn wir auch immer wußten, was Er war und was das gemeinsame Vaterland von ihm zu erwarten hatte, so ist der Modus, wie Er nun in die Erscheinung tritt, diese milde Kraft, diese königliche Herrlichkeit, von so überraschender, überwältigender Macht und Glanz, daß es alle Erwartung und Hoffnung weit hinter sich zurückläßt. — Sage Ihm, daß Ihm zu dienen, theilzunehmen an jener Glorie, die von Seinem Throne aus das ganze Vaterland überstrahlen wird, alle anderen Wünsche und Empfindungen in mir bewältigt; in Seiner erhabenen Person werden alle heiligen und großen Gefühle, alle edeln Entschlüsse, alle Begeisterung fürs Vaterland ihren lebendigen Mittelpunkt finden, und mit Ihm mehr Kraft, Sicherheit und erhöhteres Bewußtsein, was uns Deutschen als Volk so sehr abgeht.

Dir, mein Theurer, danke ich mit tiefer Rührung für die liebevolle Theilnahme an meinem Geschick; Deinen Wunsch, daß mein Talent nun im Vaterlande ein würdiges Feld seiner Thätigkeit finden möge, sehe ich als ein Vermächtniß jenes heiligen Schattens an, der an allen besseren und edleren Entschlüssen, die wir fürs Leben gefaßt und nach Kräften geübt haben, einen so großen Antheil hat.

Der weitere Verlauf der Verhandlung ergibt sich aus folgenden weiteren Briefen, die außerdem auch die gleichzeitige Berufung Felix Mendelssohn-Bartholdy's berühren:

Hubel, 30. October 1840.

(Bunsen an den König.) .... Was Cornelius' Wünsche betrifft, glaube Ew. Maj. ich nicht besser anschaulich machen zu können, als durch Vorlegung seines an mich gerichteten Original- — und originellen Schreibens.

Vollkommen im voraus mit Allem zufrieden, was Ew. Maj. für und über ihn beschließen werden, bittet er nur um Eines: eine Arbeit, Ew. Maj. und seiner, eines gereiften Künstlers und Meisters, würdig.

Er hat in München 3600 Fl. Gehalt, mit Zusicherung eines Gnadengehaltes für die Witwe von 750 Fl. Bei Verwandlung der Gulden in Thaler würde er sich, wie gewöhnlich das Verhältniß der Theuerung von München zu Berlin angenommen wird, gleich gut stehen. Daß seiner Witwe eine Pension gesichert bleibe, liegt ihm sehr auf dem Herzen und mir auch; denn Cornelius wird nie Baarschaft hinterlassen: er ist, wie ein begeisternder, so ein begeisterter, gastlicher Meister, und sein Haus ist immer ein offenes gewesen für alle jüngeren Künstler, die er wie Kinder liebt; leibliche Kinder hat er nicht, eine Tochter ausgenommen, die noch nicht verheirathet ist. Seine Frau ist eine Römerin, eine vortreffliche Person, aber ohne alles Vermögen.

Sein Wunsch, vorerst ganz außer aller amtlichen Wirksamkeit zu bleiben in Beziehung zur Akademie, scheint mir mit dem zusammenzutreffen, was Herr von Humboldt mir über die formellen Schwierigkeiten sagt, welche seinem unmittelbaren, mit der Berufung verbundenen Eintritte in die Stelle eines Vicedirectors, oder eine ähnliche, entgegenstehen....

Durch die Persönlichkeit Ew. Maj. wird auch die Schwierigkeit wegen Felix Mendelssohn's Stellung, welche ich mir nicht verhehlt habe, eine leichte Lösung finden. Wären die beiden jetzigen musikalischen Stellen, Spontini's und Rungenhagen's, auch nicht besetzt, Felix würde keine von beiden wünschen, wahrscheinlich beide ablehnen, jene am entschiedensten. Aber glücklicherweise leistet keine von beiden, was Ew. Maj., wie ich glaube, vorzugsweise wünschen. Es handelt sich darum, daß die schönste und edelste Musik wieder in das Leben, sowol in das allgemeine Volksleben,

als in das gesellschaftliche der höheren und höchsten Stände unter dem musikalischsten und musikalisch-gebildetsten Volke der Erde, eingeführt werde. Dies scheint mir durch drei jetzt gänzlich fehlende Realitäten geschehen zu können:

1) eine großartige Bildungsanstalt für alle Musik, besonders die höhere;

2) Aufführung wahrer gottesdienstlicher Musik nach Ew. Maj. Anordnung;

3) Aufführung großer, alter und neuer Oratorien — als eines künftigen Zweiges der Theatervorstellungen und schon jetzt als königliche Festlichkeit und Feier.

Ist das nicht genug für einen Mann und Meister? Ich glaube, es ist eher zu viel für jeden Anderen als Felix Mendelssohn, und es würde ihm auch nicht gelingen unter einem anderen Könige. Händel wäre nie der Liebling der englischen Nation geworden und geblieben, hätte nicht der geistreiche Prinz von Wales, Georg's III. Vater, seine Oratorien begeistert geliebt, und die Proben bei sich, in Carltonhouse, aufführen lassen. Seit jener Zeit (1745) wurde die Händel'sche Musik, wie es noch ist, Nationaleigenthum und bis auf Wilhelm IV. ein schönes Element des Hoflebens....

Hubel, 1. November 1840.

(Bunsen an Humboldt.) .... Nach dem, was Sie mir über das Geschäft schreiben, ist mir klar, daß Cornelius vorerst nur als das berufen werden kann, was er war, ehe er in bairische Dienste trat und was er noch jetzt ist: Director. Warum soll es ihm nicht ein Titel sein ohne materielle Direction, bis diese sich findet? In seinem Briefe an mich, den ich dem Könige eingesandt, spricht er sehr bescheiden, aber zugleich sehr bestimmt seinen Wunsch aus, vorerst Niemandem in den Weg zu treten: er kennt das Wespennest und weiß außerdem, daß Mancher begründete Ansprüche auf Brot und Ehre hat, die er ihm nicht nehmen will. Er verlangt Arbeit. Das kann ihm ja der König geben. In dem Sinne habe ich heute nach M. und an des Königs Majestät geschrieben.

In Beziehung auf Mendelssohn glaube ich, daß weder Spontini noch Rungenhagen ihm im Wege sind durch ihre Stellen, wohl aber durch ihre Mißgunst. Ihre Stellen würde er nicht annehmen, könnte er sie haben. Er ist ein wahrer Künstler und ein geistreicher Mensch: er will, wie Cornelius, schaffen, wozu er geschaffen ist. Ihre Idee von einem Conservatorium finde ich vortrefflich: nur möchte ich zwei Sachen damit verbinden, welche Sie gewiß nicht ausschließen wollen:

Aufführung vor dem Könige, durch Felix Mendelssohn, sowol gottesdienstlicher Musik in der Kirche, als großer Oratorien, und Symphonien im Schlosse oder wo es der König sonst hören will. Diese herrlichsten

Empfehlung, Cornelius u. Mendelssohn-Bartholdy nach Berlin zu berufen.

musikalischen Schöpfungen müssen ins Leben eintreten und eingreifen und bilden, als Institut des Staates. Als solches steht nur das Theater da mit seinem Zuschnitte à la Louis XIV., und schlechter in vielen Punkten. Ist's Wunder, daß alle Musik und selbst Poesie und bildende Kunst theatralisch wird, wenn die Nation nur im Theater sich bildet? Ich unterwerfe diese Gedanken Ihrem richtenden Auge. Die einzige praktische Schwierigkeit pflegen sonst König und Künstler zu sein, die sich verstehen: hier ist's nur Geld. Aber was kann allein an der Oper und an dem scheußlichen Ballet erspart werden, dessen Barbarei mich immer empört hat.*)

Hubel, 22. December 1840.

(Bunsen an Cornelius.) .... Der König befiehlt mir durch ein Schreiben des Herrn von Humboldt, welches ich gestern erhalten, Dir mitzutheilen, daß er die von mir infolge vertraulicher Mittheilungen unseres gemeinschaftlichen Freundes hinsichtlich Deiner Stellung in Berlin ihm gemachten Vorschläge genehmigt. Er trägt Dir hiermit also an, Dich nach Berlin sogleich zu berufen, unter dem Titel als Director, welchen Du früher im königlichen Dienste hattest und noch jetzt trägst, ohne jedoch Dir schon jetzt eine bestimmte Pflicht in Beziehung auf die Kunstakademie aufzuerlegen. ... Und so laß mich mit dem Wunsche zum Heiligen Feste schließen, daß Du recht getrost und freudig in das neue Verhältniß eintreten und recht lange und segensreich dem Vaterlande und der Kunst darin erhalten werden magst!

München, 4. Januar 1841.

(Cornelius an Bunsen.) .... Theuerster Freund! Ich bitte Dich, mich Sr. Maj. zu Füßen zu legen, und Ihn sobald als möglich wissen zu lassen, daß ich Seine großmüthigen Anerbietungen mit Dank und Rührung annehme: daß von nun an mein ganzes Leben Ihm angehöre. —

Mit Andacht und freudiger Zuversicht betrachte ich meine neue Bahn; möge Gott mich erleuchten, und meinen künftigen Werken seinen Segen ertheilen.

Ich weiß, ich werde in der ersten Zeit einen harten Stand bekommen, aber ich weiß auch, daß sich der edle König nicht wird irremachen lassen,

---

*) Auf die Berufung Mendelssohn's bezieht sich auch ein Brief Bunsen's vom 15. Januar 1841: „Was Sie mir im Vertrauen hinsichtlich des Beschlusses Sr. Majestät über Felix Mendelssohn und der eingeleiteten Unterhandlungen sagen, war mir eine nicht minder erfreuliche Nachricht. Alles findet sich, wenn die rechten Männer da sind, und Alles stockt, wo diese fehlen. Cornelius und Mendelssohn betreten einen dornigen Pfad, aber sie haben wohlbewahrte Füße. Ihre Gegenwart wird die tüchtigen Widersacher versöhnen, die untüchtigen zum Schweigen bringen, sobald sie ihre Stellung werden eingenommen haben."

und so hoffe ich zu Gott, am Ende Alle zu dem Geständniß zu zwingen, daß der König das Rechte getroffen hat.

Mit den heißesten Wünschen für Dein und der Deinen Wohl
Dein treuer Cornelius.

Donnerbühl, 13. Januar 1841.

(Bunsen an den König.) .... Ew. königl. Maj. habe ich heute das Glück, das vorgestern mir zugekommene Schreiben des Directors Cornelius zu Füßen zu legen. Ew. Maj. wird die Sprache dankbarer Rührung, frommen Ernstes und begeisterten Eifers für den Dienst Ew. Maj. und der thatkräftigen Einfalt des Künstlers mit Wohlgefallen erkennen.

Möge ihm bald das Glück zutheil werden, die Befehle und Ideen Ew. Maj. Angesicht zu Angesicht vernehmen zu können. Er kommt mit vollem Herzen, klarem Kopfe, kundiger Hand und einer gewinnenden Persönlichkeit. Auch die Ungünstigen werden ihm verzeihen, daß er kann, was sie nicht können, sobald sie sich überzeugen, daß er nicht das Seine sucht — oder sie werden schweigen....

Auch über diejenige Handlung der neuen Regierung, die vielleicht noch mehr Freude in der Nation hervorrief als alle Neuberufungen nach Berlin, die Reactivirung des alten Arndt, gibt ein Brief Arndt's an Bunsen vom 15. Juli 1840 näheren Bericht:

Sie haben mich, mein verehrter Freund, durch rechte herzige Worte, die mir die Urlichs mitgebracht, erfreut, und eben gibt mir das liebe freundliche Gesicht des Herrn Stanley, das heute Vormittag vor mir erschienen, um uns sogleich wieder zu verschwinden, Gelegenheit, Ihnen dankbar einige Worte dagegen zu senden und ein kleines Wechselgespräch mit Ihnen zu halten.

Erstlich bedürfen wir keines Wechselgesprächs, sondern sind im unisono hinsichtlich der Gefühle und Gedanken, die das letzte Alte und das jüngste Neue in unserem Vaterlande erreicht. Freilich es ist eine schwere Zeit für die Könige, ich möchte sogar sagen für Jedermann, der gerade und strack seinen Weg wandeln will. Aber doch, meine ich, sind wir wol zu den schönsten Hoffnungen berechtigt und haben für unseren neuen Herrscher neben vielen anderen guten Wünschen nur für eine lange Regierung zu beten. Gott, der mit der Zahl 40 die Menschen in der Geschichte so bedeutungsvoll hat spielen lassen, wird es ja mit unserem ganzen Vaterlande und unserem Könige wohl machen. Amen!

Die katholischen Reweller (so spricht der thüringer Bauer das welsche ribaldo aus) setzen mit lügenhafter und kannibalischer Wuth gegen Sie an, und der verrückte und tollgewordene Lassaulx, der freilich in berstender und stachelnder Eitelkeit, wie es derlei Leuten zu begegnen pflegt, immer von

einer Narrheit in die andere gesprungen ist, vergißt allen Glimpf und Dank! Ich kann wol ungefähr von fern durchsehen, warum sie es thun, und gerade in diesem Augenblick so mächtig die Zähne blöken. Wer weiß, welcherlei Volk im Hintergrunde, oder vielmehr hinter den Tapeten, auch mit ihnen im Bunde ist? Es wird ihnen mit Gottes Hülfe von dem, was sie arglistig meinen, ja nichts gelingen. Für Sie aber, Theuerster, soll solcher Haß, Neid und Eifer — ich sollte die Sucht dazu setzen — nur Glück bedeuten! Und mögen Sie recht bald eine solche Stellung in dem geliebten Vaterland gewinnen, die Ihrem Herzen und Geist und vor Allem Ihren Neigungen entspricht!

Nun auch Neues von mir. Eben vor fünf Stunden erhalte ich vom Cultusministerium die Nachricht, daß Se. Maj. der König unter dem 2. d. M. geruht habe, das mich betreffende Verbot, Vorlesungen zu halten, aufzuheben. Ich kann nun aus diesen wenigen Worten noch nicht deuten, inwieweit manches andere auf meine Verhältnisse und die Anklagen und Verfolgungen von weiland Bezügliche dadurch geändert und modificirt wird; denn es sind in Hinsicht auf diese Geschichte noch manche Dornen und Knoten, die auch abgestoßen und gelöst werden müssen. Doch bin ich, wie sich wol von selbst versteht, über dieses Zeichen der königlichen Gnade erfreut und gerührt, obgleich ich leider wol ausrufen muß: Glück, Du kommst zu spät! Meine Jahre sind unter mir hingeronnen, und der alte mürbe Fechter ist mit dem Ruhestäbchen zu beschenken. In der Beziehung däucht mir, was vor zehn Jahren noch erfreulich gewesen wäre, ziemlich gleichgültig.

Und nun ein herzlichstes treuestes Lebewohl, mit dem Muth jeder fröhlichen Gesinnung. Grüßen Sie Ihre Liebste, und unsere lieben Hollweg's tausendmal. Mit alter Treue Ihr E. M. Arndt.

Gleich in der folgenden Woche (am 22. Juli) meldet Arndt ferner:

Hier in Bonn ist nun meine sogenannte Wiederherstellung eine kleine Weltbegebenheit geworden, — und das ist das Erfreulichste des königlichen Gnadenscheines, der meinen schneebedeckten Scheitel umglänzt, daß ich der Theilnahme meiner Mitbürger dadurch inne geworden bin. Freilich meine guten Jahre sind dahin, und mir kann es wenig mehr frommen; noch kann ich der lieben Jugend viel mehr frommen; aber doch, worauf jeder schönste, heiligste Glaube und auch der an die Unsterblichkeit unserer Seelen ruht, die Liebe beglückt auch den Greis auf dem Rande des Grabes. Meine Collegen haben mich mit mancherlei rührenden und herzigen Ehren bekränzt, und die Studenten sind mir mit feinen Reden und flammenden Fackeln ins Herz gedrungen u. s. w. . . .

Wie sehr überhaupt gerade Bunsen's Freundeskreis durch dieses

Ereigniß bewegt wurde, zeigen auch eine Reihe anderer Briefe. So meldet ihm Brandis an demselben Tage wie Arndt selbst (15. Juli):

Soeben kommt Arndt mit dem Rescript des Ministerii, das ihn in seine Professur wieder einsetzt. Hurrah! Hurrah! dem edeln hochherzigen Könige! Natürlich ist der Beschluß ganz unabhängig von meinem Schreiben gefaßt worden, das erst ganz kürzlich in Berlin angekommen sein kann. Und wie freue ich mich, daß er so schlechterdings proprio motu gefaßt worden.

Aehnlich schreibt Hollweg am 9. August 1840 (aus St.-Gervais):

Arndt's Restitution habe ich längst in den Zeitungen gelesen, mit innigster Freude! und noch mit einer kleinen Ueberfreude darüber, daß ich den übrigen Freunden dieses einzigen Freundes zuvorgekommen, und, wie ich glauben darf, die Ausführung des Längstbeschlossenen befördert. Denn als ich von Ihnen nach Genf zurückgekehrt war, hatte ich gleich an Groeben geschrieben, und an das erinnert, was vielleicht nur im Drange der ersten Zeit übersehen werden konnte, und doch bei dem Alter des edeln Mannes Eile hatte. Ich bat viel: um Gerechtigkeit! und deutete an, was die königliche Gnade hinzuthun könne. Jene ist gewährt; diese kann noch folgen; Heil unserem theuren Fürsten!

Auch aus einem Briefe von Herrn von Usedom (Norderney, 13. August 1840) gehört die folgende Stelle hierher:

Noch existirt keine Handlung des Königs, die nicht den ungetheiltesten Beifall aller rechtlichen und verständigen Männer nicht nur, sondern selbst des großen Publikums für sich hätte: Arndt's Restauration hat mir große Freude gemacht. Sie wissen, wie große Anstrengungen der König schon als Kronprinz zu diesem Zwecke gemacht hatte; Voß selbst versicherte, es fände sich bei genauester Durchsicht der Acten kein einziges Arndt gravirendes Factum; dennoch hatte der alte Kamptz im Staatsministerium die alten, verdrehten Worte und Schriftstellen aufs neue verdreht und die Vota für sich gelenkt. Nun ist's doppelt schön, weil man weiß, daß dieser Act kein Act der Politik, sondern eines edeln, gerechten und königlichen Herzens gewesen.

Die in ganz Deutschland durch die Thronbesteigung und die ersten Handlungen Friedrich Wilhelm's IV. in allen Kreisen erweckte Hoffnung und Begeisterung schildern unter anderem Briefe an Bunsen von Professor Röstell, Inspector Hoffmann und Herrn von Usedom.*)

*) Es sind diese Briefauszüge aus vielen ähnlicher Art als die am meisten charakteristischen ausgewählt.

Professor Röstell schreibt aus Berlin am 19. October:

Von den wichtigen Tagen, die wir eben durchlebt, und dem Jubel und den Festlichkeiten schreibe ich nichts, da die Zeitungen darüber die ausführlichsten Berichte liefern. Nur so viel, daß Alles voll von Begeisterung und Liebe für den König ist, der alle Herzen für sich eingenommen. Gott möge dem geliebten Herrn diese Liebe nur stets erhalten; die Zeit wird so schwer und ernst, daß man sich eines Gefühls von Bangigkeit für die Zukunft nicht enthalten kann. Wir gehen wichtigen Ereignissen entgegen, das fühlt Jeder, und wartet mit ängstlicher Spannung der Dinge, die uns die nächste Zukunft bringen wird.

Als eine außerpreußische Stimme reihe sich hieran der Brief des damaligen baseler Missionsinspectors (jetzigen berliner Generalsuperintendenten) Wilhelm Hoffmann vom 24. October 1840:

Wen drängt es nicht, diesem Könige irgendein Zeichen der Ehrfurcht und Liebe, wäre es auch nur eine Hand voll Wasser, zu überreichen. Diese Huldigungsrede hat mich wieder einmal stolz darauf gemacht, ein Deutscher zu sein, und tief gebeugt beim Gedanken, wie Großes das Evangelium in dieser Königsseele unter den vielen Hindernissen einer so hohen Stellung gewirkt hat, und wie arm dagegen mein geistiges Leben bei aller äußeren Begünstigung ist. Doch ich darf sagen, der Jubel meines Herzens war das Alles überströmende Gefühl, daß der Herr einen solchen Mann auf einen der schönsten Throne gesetzt hat. Wem bringt nicht die Gewißheit von Gottes heiligem Schutz über Deutschland und von seinem gnadenvollen Willen mit diesem Lande gewaltig, erschütternd, beseligend ins Herz, wenn er nur liest, wie vom Throne herab ein König als Mann dem anderen Manne, der Nation, dem Volke gegenübertritt, und mit Worten, losgerungen aus der tiefsten, heiligsten Werkstätte des Geistes, durch keine Form gekrümmt und gekräuselt, sondern reine, volle, geistige Persönlichkeit diese ganze Masse ergreift, heraufhebt und ein Band um sich und um sie legt, das der Mensch nicht scheiden kann. Und das nun vollends zu hören! doch — verzeihen Sie mir — daß ich nicht unterdrücken konnte, was so frisch, so voll mein Herz bewegt.

Herr von Usedom äußert sich unter dem 7. November 1840 wie folgt:

Es waren große Tage, die wir erlebt: ich möchte sie nicht aus meinem Leben gestrichen wissen. Allein noch sind es Tage des Wortes, wenn ich so sagen soll: sie haben uns auf eine Höhe gestellt, die die Tage der Handlung rechtfertigen müssen, wenn wir nicht hinter den Erwartungen Europas zurückbleiben wollen. Ich kann sagen, daß keiner der zur Huldi-

gung hier Anwesenden, weß Glaubens, Geschlechts und Zeichens er auch sein mochte, anders als begeistert nach Hause gekehrt ist. Dieser junge Wein der Empfindung muß durch die reifende Kraft der Jahre Gehalt gewinnen, nicht verfliegen, und gerade die, welche hier in der Mitte sitzend die Dinge leiten und bereiten, haben die heilige Pflicht vor Gott, dem Könige alle Schätze der Liebe, die Er sich gezeugt, unverkümmert zu erhalten.

Von dem Letztgenannten läßt sich endlich noch ein merkwürdiges Urtheil über Bunsen's persönliche Stellung zum Könige (in einem Briefe an einen Dritten vom 4. Juli 1840) hier anführen:

Ich bedauere es sehr, wenn Bunsen nicht bald nach Berlin kommt: er könnte namentlich in politischen Dingen ungemein gut wirken und vor Einseitigkeiten und Uebereilungen bewahren, namentlich auch in der deutschen Politik. Niemand in der Umgebung oder Befreundung des Königs hat neben so bedeutenden geistigen Mitteln so viel Richtung auf das Ideale und so viel warmes Herz für menschliches Wohl. Gerade diese Eigenschaften sind es, welche ihn dem Könige — zu seinem Ruhme sei es gesagt — so vorzugsweise anziehend machen; jenes kalte Geistreichisiren und höhnische Absprechen, was man so viel hört, genügt ihm nicht. Wäre dies nicht, so könnte der unglaubliche Ideenreichthum, den Beide haben — eine wahre geistige Stenographie — das ideale, oft mehr nach dem eigenen Schaffenstriebe als der nüchternen Wahrheit des Vorhandenen sich formende Auffassen der Verhältnisse, ferner das rasche, nicht immer vorsichtige Handeln, der Muth, welcher, wie bei Goethe's Tasso, sich die Wege kürzer vorstellt als sie sind, alles Dies, sage ich, würde sonst des Königs und Bunsen's combinirtes Wirken für den Gang unserer Staatsmaschine nicht leicht denkbar erscheinen lassen.

Unter Bunsen's brieflichem Verkehr in dieser Zeit überhaupt sind ferner die zahlreichen Briefe von Gelzer und Hoffmann insofern bedeutsam, als sie Bunsen's Theilnahme für die verschiedensten geistigen und idealen Interessen wieder einmal recht lebendig darthun; wir theilen daher noch je einen Brief von Beiden im Auszuge mit.

Gelzer schreibt aus Basel am 13. December 1840*):

Was Sie mir aufgehobenen Fingers in Betreff der „Literaturgeschichte" schreiben, hat — wie jeder Rath, der von Ihnen kommt und aus so treuer Theilnahme entspringt — in mir gewiß eine gute, aufhorchende Stätte gefunden. Ihr Satz, daß nur das gefundene „Wort der Zeit" der würdige

*) Die Beziehung auf die beiden Hauptwerke Gelzer's, die „Literaturgeschichte" und die „Italienischen Briefe" braucht wol keiner Erklärung.

Mittelpunkt einer solchen Arbeit werden müsse — war mir aus der Seele und von den Lippen genommen; es ist ein Rath, den ich in Gold fassen möchte. . . .

. . . . Wol ist es wahr, daß der Achtundzwanzigjährige jenes Wort auszusprechen weder berufen noch im Stande ist; auch der Achtunddreißigjährige wird wahrscheinlich dahin nicht gelangen, und dennoch hat der Versuch sein volles Recht, die Resultate unserer neueren Literatur für die ethische und religiöse Welt zusammenfassend zu überschauen. Eine Recapitulation dessen, was die letzten 80 Jahre auf jenen Gebieten erstrebt und geweckt haben, kann ich der Oeffentlichkeit überlassen, ohne mein letztes Wort, ohne ein innerstes und bindendes Bekenntniß dareinzulegen; allerdings, das Bedürfniß dieser höchsten Lösung, nach welcher die Gegenwart ringt, soll darin mannichfach sich kundgeben, denn dies gehört zu ihren Grundtönen.

Einen Grund von Gesinnung, wie er weder als System noch als Dogma, sondern als Lebensrichtung in mir lebt, werde ich natürlich nicht verhüllen, vielmehr soll er mit eine Fuge des Ganzen werden. . . .

Daß ich die italienischen Erinnerungen ganz werde fallen lassen, dürfen Sie nicht besorgen; sie liegen mir am Herzen; manches Zeitgemäße ließe sich hineinweben, und an Stoff und Lust fehlt es nicht.

Von Hoffmann ist unter anderem folgender Brief vom 9. Juli 1840 von Interesse:

Die doppelte Güte, mit welcher Ew. Excellenz unserer Anstalt und meiner armen Person so freundlich gedacht haben, läßt mich nicht von hier abreisen, ohne den aus dem Herzen quellenden Dank auszudrücken, zu welchem mich die liebe Gabe der „Elisabeth Fry“ und die Liebesgabe an unser Werk, vor Allem aber so Vieles bewegt, was Sie (erlauben Sie mir, ohne Titel zu reden, denn Sie waren es) mir und der Missionssache in den Tagen des Festes geworden sind. Sie waren nicht blos bei uns, sondern Sie bleiben, denn so mancher lebensreiche Gedanke, den ich nur geahnt und gesucht hatte, ist durch Ihre freundlich fördernde und belehrende Mittheilung und Anregung herangewachsen, um, wenn seine Stunde kommt, dereinst verwirklicht zu werden, wie es der Herr geben wird. Seien Sie dafür gesegnet! Es ist mir die innigste Herzensfreude, Ihnen in unseren Jahresberichten ein Andenken ehrerbietiger Liebe im Namen des Comité's senden zu dürfen.

Wie sehr neben der Missionssache im Allgemeinen speciell die Zustände des Heiligen Landes Bunsen schon damals beschäftigten, hat der oben im Auszuge mitgetheilte Brief an Gladstone vom 3. August 1840 dargethan. Dasselbe geht aber auch aus einem Schreiben Bunsen's von demselben Tage an Lord Ashley hervor, in welchem es heißt:

Die entscheidende Wendung, welche die orientalischen Angelegenheiten genommen haben, bringt meinen Geist in so lebhafte Verbindung mit Ihnen, daß ich Ihnen nothwendigerweise einige Zeilen schreiben muß. Ist nicht das Zusammentreffen der orientalischen Krisis mit den augenscheinlichen Zeichen der Wiederbelebung Zions ein höchst merkwürdiger Umstand? Sollte es nicht providentiell sein, daß die Geschicke des Heiligen Landes in die Hände Englands gelegt werden, in demselben Augenblicke, wo der Herr, dessen gesegnete Füße jenen heiligen Boden betraten, die Anbetung der Gläubigen empfängt in den Tönen der englischen Sprache und gemäß den Gebräuchen der englischen Kirche auf dem Zionshügel? wo gelehrte Juden und Rabbiner ihre Lobgesänge in ihrer eigenen Sprache mit denen der christlichen Söhne Englands vereinen? Ich meinestheils kann nicht anders als dies glauben! Aber muß ich glauben, daß Sie diese Zeichen nicht anerkennen würden? Wie auf Grund derselben zu handeln ist, weiß ich nicht; denn ich kenne den gegenwärtigen Stand Ihrer Unterhandlungen zum Ankauf des Grund und Bodens für die Kirche und zum Schutz der Proselyten nicht. Es ist aber klar, daß jede vernünftige Forderung Englands jetzt von der Ottomanischen Pforte bewilligt werden wird.

Ueber das Resultat der beiden Briefe in das toryistische und das whiggistische Lager meldet ein Schreiben Bunsen's nach Berlin vom 17. September 1840:

Sobald das Bündniß vom 15. Juli durch die Parteiangriffe der Toryblätter bekannt wurde, schrieb ich zwei Briefe nach England an Gladstone und Lord Ashley, um sie zu beschwören, nach Kräften jenem Unfuge treulosen und verderblichen Parteitreibens in und außer den Zeitungen zu wehren. An Lord Ashley schrieb ich noch außerdem die Grundzüge eines Planes, die jetzige Fügung zur Erwerbung eines Landstriches in Palästina für bekehrte Juden, namentlich des bettelnden Jerusalems, zu benutzen, falls er es im Glauben zu thun sich bewogen fühle.

Gladstone, der zur Umarbeitung seines Werkes auf meine Empfehlung Stahl studirt, antwortete mir bald: die orientalische Angelegenheit liege ihm nicht nahe genug zum Eingreifen; er halte meine Ansicht für richtig und habe einen Auszug des Briefes an Peel gesandt. Lord Ashley's Antwort kam erst vorgestern. Als Vorsteher des Judenvereins und Schwärmer für die neue Kirche auf Zion, hat er die Vorschläge sehr warm aufgefaßt; ja er hat sich bewogen gefunden, meinen Brief, worin ich mich darauf berief, schon im vorigen Jahre der Geschicklichkeit und den Gesinnungen Lord Palmerston's in der orientalischen Angelegenheit die vollste Anerkennung gezollt zu haben, diesem Minister vorzulesen. Lord Palmerston hat sich, wie Lord Ashley behauptet, überaus freundlich über

mich und meine Vorschläge geäußert, und auf der Stelle versprochen, Lord Ponsonby in diesem Sinne zu instruiren; er sagt sogar, daß Lord Palmerston diese Instruction bereits habe abgehen lassen.

Daß aber diese tiefe Begeisterung Bunsen's für alle religiösen Interessen zugleich von einem nüchternen und besonnenen Urtheile begleitet war, beweist unter anderem ein Brief von ihm vom 8. December 1840 an den elsässischen Prediger Major in Mühlhausen.*) Dieser hatte ihm am 4. December 1840 geschrieben:

.... Meine Bitte an Sie betrifft die Evangelische Gesellschaft Frankreichs, deren Comité in Paris mir den Auftrag ertheilt hat, einen eben herausgegebenen kurzen Bericht über ihre jetzige Stellung ins Deutsche zu übersetzen, womit wir die Freunde des Evangeliums in Deutschland veranlassen wollen, dieses so wichtige und erfolgreiche Werk, das wir treiben, zu unterstützen. Die Uebersetzung ist geschehen, nun wünschen wir aber in jeder bedeutenden Stadt deutscher Zunge einen bekannten und einflußreichen Namen zu haben, den wir unserem Blatte beidrucken dürfen, als bereit, Gaben für die Gesellschaft in Empfang zu nehmen, und überhaupt das Interesse für diese Angelegenheit zu wecken.

Bunsen antwortete auf diesen Brief folgendermaßen:

Hubel, 8. December 1840.

Sie haben, mein verehrter Herr Major, in Ihrem lieben Schreiben ganz richtig mich und meine Lage beurtheilt. Mein Herz nimmt einen sehr innigen Antheil an dem Werke der Evangelisation Frankreichs, und seit vielen Jahren bin ich seinen gesegneten Fortschritten mit desto regerer Theilnahme gefolgt, als ich Gelegenheit hatte, den Sturm zu beobachten, der sich gegen Sie erhoben hat. Ich begrüße also Ihre Unternehmung mit

*) Der Umkreis von Bunsen's Briefwechsel war überhaupt in dieser Zeit noch größer als in England. Wir begegnen häufig den schon während der englischen Zeit erwähnten Namen; außer diesen aber und den vorher bereits in Briefauszügen vorgeführten fällt zunächst der große Kreis von Franzosen und französischen Schweizern, meist Theologen auf, die damals mit Bunsen in Briefwechsel standen: Merle d'Aubigné, Tronchin, Pétavel, Monod, Monnard, Valette, Eynard, Saint-Aulaire; auch berner, züricher und baseler Gelehrte fehlen nicht, wie neben Bluntschli und Gelzer auch Schneckenburger, Meier von Knonau, Riggenbach, W. Wackernagel und Andere. Ganz besonders tritt auch in dieser Periode der theologische Briefwechsel mit Deutschland selbst in den Vordergrund; zu den Briefen von Lücke, Rothe und Tholuck gesellen sich andere von Grüneisen, Gerhard Friedr. Abr. Strauß, O. von Gerlach, Brunn u. s. w. Meist sind es Bitten und Wünsche der verschiedensten Art, die in solchen Briefen hervortreten, auch an Danksagungen fehlt es nicht.

herzlichen Segenswünschen, und bin gern zu allen Diensten bereit, die ich Ihnen dabei leisten kann. Allein meine Lage verbietet mir streng, öffentlich in dem Betriebe der Unternehmung aufzutreten: nicht blos aus Rücksicht für mich und meine Regierung, sondern ebenso, und noch mehr, aus Rücksicht für die Sache selbst. Ich weiß, daß ich mich hierüber frei gegen Sie aussprechen darf, im Vertrauen auf Ihre christliche Weisheit; ich weiß auch, daß ich nicht nöthig habe, mehr darüber zu sagen.

Hätte ich die Freude, Sie zu sehen, so würde ich bei dieser Gelegenheit Ihnen mit christlicher Freimüthigkeit aussprechen, was ich unseren Freunden in Paris wie in Genf nicht habe geglaubt verschweigen zu dürfen.

Ich habe die feste Ueberzeugung — um mit der Thür ins Haus zu fallen — daß die Bemühungen der Evangelischen Gesellschaft binnen kurzem ihren Zweck verfehlen, oder sich als die der Kirche Frankreichs darstellen müssen. Der Herr will Gemeinden, und zwar als Glieder Einer heiligen, allgemeinen Kirche, nach den Grenzen, die Er durch Zungen und Staaten der zersprengten Menschheit gesetzt hat. Wer nicht mit ihm in diesem Sinne sammelt, der zerstreuet. Es zerstreuet also jede Person, jede Gesellschaft, die weniger als eine christliche Nationalität anstrebt, und dieses anders, als wie ein Glied in der Kette apostolischer Evangelisation. Scharf also wie ich bin gegen alle „Vermischung weltlichen und geistlichen Regiments", bin ich mit aller Kraft meiner Ueberzeugung und meines Willens gegen das amerikanische System der Individualisation der Kirche, wie es im „Semeur" und seinen Leitern lebt, als definitives System. Als erste Stufe, oder vielmehr Vorstufe der Bildungskraft, als Embryo, kann ich Gottes Liebe ebenso sehr darin erkennen, als seinen Zorn; und ich bin so weit entfernt, gegen die Vereinigten Staaten ein Vorurtheil zu haben, daß ich vielmehr die Kirche derselben — ich meine die bischöfliche — für die vollkommenste (wie sie die gedeihlichste ist) auf der Erde halte. Bis die Evangelische Gesellschaft sich also z. B. an diese anschließt, als Keim der französischen Kirche, der Kirche Frankreichs, der erlösten Menschheit, die da ist in Frankreich — was Alles dasselbe sagt — solange wird sie individuelles Zeugniß geben und ablegen und erwecken von dem Geiste der Kindschaft, aber sie wird nichts Bestand Gewinnendes hervorbringen; sie wird nach individuellen Erweckungen in Streit und Hader versinken, und dann dem Teufel und dem Papste unterliegen. So ist's gegangen und so wird's gehen — denn so steht's geschrieben. Dies Alles, mein theurer, christlicher Freund, ist keck ausgesprochen, aber wahrlich in Demuth und Liebe gedacht, und die Frucht eines dreißigjährigen Ringens mit der Wahrheit. Mir ist dieser Punkt vollkommen so klar wie meine Erlösung in Christo. Folgern Sie daraus nicht mehr, als darin liegt, und lassen Sie sich dieses Bekenntniß, wenn es Sie anstößt, nicht ärgern, noch entziehen

Sie mir Ihre christliche Freundschaft. Ich meine, wären wir persönlich zusammen, wir verständigten uns wol; nur schriftlich geht's nicht.

Dem regen Briefwechsel Bunsen's mit Geh. Rath Bluntschli, damals Staatsrath in Zürich, entnehmen wir endlich noch die nachstehenden Auszüge:

Bern, 30. Januar 1840.

.... Leider ist es nur zu wahr, daß die römisch-katholische Richtung gewisser Staatsmänner und Regierungen in der entsetzlichen Gefahr ist, die Jesuiten damit so zu identificiren, wie sie den Bischof von Rom mit dem Katholicismus identificirt. Gegen diese Richtung sehe ich innerhalb des bestehenden römisch-katholischen Glaubens gar keine Rettung, als die Sicherung eines nationalen orthodoxen, aber gebildeten Klerus, mit allen zur Diöcesanherrschaft und Verwaltung nothwendigen Anstalten: Capitel, Facultät und Seminare vor Allem. Nach meiner (immer mit größter Offenheit bekannten) Ueberzeugung sollten diese in jeder Nation, die das römisch-katholische Element als einen Theil ihrer Nationalität in sich aufgenommen (wie Schweiz und Preußen), bona fide möglichst ausgebildet und emancipirt werden. Eine evangelische Regierung aber sollte doppelt vorsichtig sein, dem modernen Episkopalsystem, wie es Wessenberg und Napoleon wollten, wenngleich in verschiedenem Sinne (jener als Deutscher, als Franzose und Italiener dieser) sich zuzuneigen. Aber ich finde es eben ungerecht, daß man diese Ansicht dem O. B. unterschiebt, weil es darin ausdrücklich heißt, „wie es in der Schweiz sich historisch entwickelt hat, und das unsere Vorväter jederzeit aufrecht hielten". Die Schweiz ist ja offenbar durch den Verfall ihrer Diöcesanverfassung, die Zerreißung des Metropolitanbandes, den Mangel an nationaler Erziehung und Bildung und an bischöflicher Zucht ganz einfach ein Metropolitansprengel des Nuntius geworden, mit allen Nachtheilen des nicht Offenen in dieser Form, wie bei der Herrschaft der römischen Imperatoren auf dem Gerüste eines anderen Systems. Dieses läßt sich doch wahrlich vertheidigen, ohne Verdacht einer Behinderung des Kirchenhauptes in Rom, ohne welches allerdings jene Kirche ein Unding ist. Die (sonst sehr weise) Antwort des O. B. hebt dies nicht klar genug hervor; jene Worte des angefeindeten Artikels sind eine feste Burg.

Allein ich möchte wohl, daß man diese ganze Betrachtung noch wieder trennte von einer zweiten besonderen, der eigentlichen Lebensfrage der kirchlichen Politik der Zeit: Jesuiten oder nicht Jesuiten.

Offenbar kann die katholische Kirche ohne Jesuiten bestehen: aber ich glaube auch sagen zu können: offenbar kann Friede und Einigkeit in einer Nation gemischten Bekenntnisses und Nationalität der katholischen Kirche in einer solchen nicht bestehen mit den Jesuiten. Dies Thema möchten

die Herren nicht berührt wissen, weder in Schwyz noch in W., denn an beiden Orten hat man entschieden, bewußt entschieden: „die Kirche und die Regierung (Thron und Altar) seien nicht zu halten, ohne daß die Jesuiten die unbeschränkte Leitung des Volks- und höheren Unterrichts haben." Das mögen nun diese Herrschaften vor Gott verantworten; allein es ist zuviel verlangt, daß wir nun das gleich ebenso sehen sollen — daß wir gar nicht einmal sagen sollen: „quod non für uns", ohne daß es „ein Angriff auf das Heilige", „Jakobinismus", „Radicalismus" und „Teufelswerk" sei! Das geht nicht; Siegwart Müller hat die Sache beim rechten Punkte angegriffen. Und in Luzern ist der Lebenspunkt: das weiß man auch sehr wohl in S. und W. Sollte jene Partei sich ehrenhaft darstellen in Luzern, so wäre es ja doch wol unverfänglich, sie zu vertreten gegen radicale Eigenmacht und Unglauben einerseits und den dreisten Jesuitismus andererseits. . . .

Vor ungefähr vier Wochen erhielt ich eine freundliche Aufforderung zur Theilnahme an dem würtemberger Gesangbuchswerke, und frühzeitig eine dringende Mahnung von mehreren Seiten zu einer neuen Ausgabe des Gesangbuches, welches ich 1832 bekannt gemacht habe. Ich erkenne an, daß ich dieses nicht länger anstehen lassen sollte, um so mehr, da ich ein Viertel der Arbeit der Durchsicht und einfacheren Anordnung schon seit vier Jahren fertig habe. Allein ebenso gewiß ist es, daß ich die einmal begonnenen Arbeiten über den Ursprung und die Genealogie der Sprachen und die Herstellung der alten Zeitrechnung von Salomo an rückwärts entweder in diesem Jahre beendigen oder sie ganz aufgeben muß. Denn für die spätere Muße gebietet ein altes Gelübde wieder anderer Anfänge Abschließen, deo favente. . . .

Hubel, 13. Februar 1840.

. . . . Was Sie über die Aussichten in Luzern sagen, ist nichts Anderes, als was mich eigene bittere Erfahrung in Südeuropa gelehrt. Es sind zwei Dämonen, die sich freundlich anstellen, um sich desto sicherer in die Hände zu arbeiten. Doch verzweifle ich nie, wo deutsches Blut und bürgerliche Freiheit ist.

Der zweite Theil Ihrer Zuschrift betrifft einen Punkt, den ich vom Eintritt in dieses Land scharf ins Auge gefaßt. Ich will Ihnen mit rückhaltsloser Offenheit reden, aber eben deshalb auch im christlichen Freundesvertrauen.

Ich glaube, Sie wissen, wie ich die beiden neuen Universitäten der Schweiz ansehe: Kinder des Radicalismus, welche sich allbereits gegen ihre Väter wenden: Waffen, die man weihen, aber nicht zerschlagen soll. Sie wissen, daß ich in wissenschaftlicher Durchbildung der Gegensätze der Zeit die einzige menschliche Rettung sehe, unter Gottes Beistand: für Deutsch-

land und durch Deutschland für alle Völker der Welt. So heiße ich Ihre Hochschulen herzlich willkommen, ganz besonders aber Ihre in Zürich. Wie sie sich bereits gereinigt und gehoben, habe ich eine gute Gelegenheit gehabt, mit Nachdruck bei meiner Regierung hervorzuheben. Ich habe meine Ueberzeugung ausgedrückt, daß wie in der Darstellung eines allgemeinen Volksunterrichts für die großen Massen, so in der Erhaltung und Errichtung wissenschaftlicher deutscher Hochschulen für die, welche die Massen leiten sollen, die Hoffnung einer besseren Zukunft in der Schweiz ganz allein begründet sei. Es ist wichtig, daß diese Ueberzeugung von Anderen getheilt werde, die sie bisjetzt keineswegs haben.

Es ist also höchst wünschenswerth, daß die Scheidewand weggenommen werde, die uns von der Schweiz, und die Schweiz also auch von uns, in dieser Beziehung trennt. Ich will gern glauben, daß mein Herr Vorgänger diesen Wunsch getheilt; aber daß er eine Hoffnung gehabt, das bestehende Verbot in einer nahen, zu berechnenden Zukunft aufgehoben zu sehen, das möchte wol ein Irrthum sein. Ich will Ihnen klar zeichnen, wie sich die Sache von Berlin aus „οἷοι νῦν βροτοί εἰσιν“ ansieht. Das Verbot erging mit manchen anderen deutsche Hochschulen betreffenden. Diese letzteren sind noch nicht aufgehoben; offenbar aber muß man damit anfangen. Angenommen, daß dieses geschehe, bleiben noch die besonderen Zustände der Schweiz übrig. Sie wissen, was man darüber denkt, Sie wissen, welche Besorgnisse man hegt, von den Studenten herab zu den Handwerkern. . . .

Es könnte Ihnen hiernach scheinen, als hätte ich gar keine Hoffnung. Darin würden Sie sich irren. Ich gelte für parteiisch bei Vielen, für sanguinisch in Hoffnung auf den Segen geistiger Freiheit bei Allen. Ich muß vorsichtig sein, wenn ich Ihnen nützen will. Mein Aufenthalt bei Ihnen im Sommer wird mir dazu Veranlassung geben können. Ich werde die Hochschule in ihren Persönlichkeiten und Leistungen besser kennen lernen; man muß dann wol eher hören auf das, was ich sage.

Was das nun sein werde, hängt meist von Ihnen ab, ich meine von Ihrer Regierung. . . . Was Sie aber thun, soll an mir einen warmen Freund und Fürsprecher finden. . . .

Donnersbühl, 3. December 1840.

. . . . Den Frieden hat uns diesmal scheinbar der Mächte Mäßigung und des Königs Ludwig Philipp Klugheit, mehr noch der Franzosen Ohnmacht, gegen die ganze Welt um des Kaisers Bart in die Schranken zu treten, eigentlich aber des Herrn gnädige Fügung erhalten. Denn an welchen schwachen Fäden hat es eigentlich gehangen, daß nicht der erste unheilbare Schuß gefallen? Ob der Dämon auf die Länge wird beschworen werden können? — Es gibt, den Franzosen insbesondere gegenüber, keine Mög-

lichkeit, bösen Gelüsten zuvorzukommen, als unumwundenes Aussprechen des Nationalgefühls. . . .

Hubel, 15. December 1840.

. . . . Man kann eine böse Anstalt besiegen durch eine gute, aber die Weltgeschichte gibt kein Beispiel, daß man eine vergiftete geistige Macht dadurch überwunden, daß eine Regierung sie überwache und einschränke. . . . Kein Parlament hat gegen eine geistige Macht gesiegt, die außer ihm war, und des Heiligthums treu oder verrätherisch pflegte.

Dritter Abschnitt.

Gründung des englisch-preußischen Bisthums.

(1841.)

Abreise aus der Schweiz. — Freundesbesuche in Basel, Strasburg, Mannheim, Frankfurt, Eisenach, Naumburg. — Audienz in Berlin. — Absicht des Königs bei der Gründung des Bisthums Jerusalem; Freunde und Gegner derselben. — Ankunft in London. — Königin Adelaide. Lord Palmerston. Mrs. Fry. — Bunsen's Mémoire an den König. — Der Geograph Ritter. — Newman's Verhandlungen mit dem antwerpener Pastor Spörlein. — Tod von Mrs. Denison. — Bunsen's Abneigung gegen das diplomatische Leben. — Besuch in Dunchurch und Bunsen's Stellung zur englischen Kirche. — Brief von Peel über die Rheinfrage. — Ernennung des Bischofs Alexander. — Feier des 15. October. — Syrische Liturgie. — Schluß der Verhandlungen. — Lord Ashley. Lord Aberdeen. — Bunsen's Ernennung zum Gesandten in England. — Besuch in Windsor. — Pathenschaft des Königs von Preußen beim Prinzen von Wales. — Bunsen's Aufzeichnungen über seine eigene Idee, die Absichten des Königs und die vor seiner Sendung nach London geführten Verhandlungen. — Denkschriften über die in London einzunehmende Stellung. — Schrift über das Bisthum.

Im April 1841 wurde Bunsen, nicht unerwartet, nach **Berlin** berufen, um dort in Person die Befehle und Instructionen des Königs Friedrich Wilhelm IV. für eine zeitweilige Mission nach England in Empfang zu nehmen, „welche mündlich ertheilt werden sollten“.

Vor seiner Abreise aus der Schweiz, am 5. April 1841, schrieb er über diesen Auftrag an seine Schwiegermutter:

So komme ich denn, meine theuerste Mutter, zu dem Vaterlande meiner Fanny, wie Sie vielleicht wünschen mochten, mich das erste mal kommen zu sehen — als Gesandter meines Souveräns. Von allen diplomatischen Sendungen ist dies die einzige, welche ich dankbar annehmen konnte, da sie blos auf einer speciellen Veranlassung für kürzere Zeit beruht, wie mir ausdrücklich zugesagt worden. Außerdem danke ich Gott, daß ich nicht das erste mal in dieser Stellung kam; denn ich konnte blos dadurch, daß

ich das Land als Privatmann und eher unter widrigen Umständen betrat, erproben, daß ich als Mensch Freunde in England habe. Und wiederum, wenn ich nicht dort gewesen wäre, und nicht so dort empfangen worden, wie es der Fall war, so würde der König wahrscheinlich nicht an diese Sendung gedacht haben. Was auch der Gegenstand derselben sein mag, ich bin sicher, daß es ein angenehmer ist; denn der König wünscht mir eine Gelegenheit zu Erfolg in der Welt zu geben. Ich glaube, daß ich gegen Mai in England sein werde, und im Juli wieder in Bern zurück.... Ich beendige gerade das letzte Kapitel der „Basiliken", wovon der erste Theil unter der Presse ist. Der letzte Band der „Beschreibung der Stadt Rom" ging gestern durch meine Hände. Lepsius verließ uns vor einer Woche, und nahm den ersten Band „Aegyptens" mit sich, der zwischen dem 1. und 27. Februar geschrieben ist; seitdem habe ich die „Gottesdienstordnung für die heilige Woche" drucken lassen.

Ueber die Reise nach Berlin (die erste seit 1837) gibt der folgende Brief Bunsen's an seine Frau Bericht:

Naumburg, 26. April 1841.

So kann ich Dir denn endlich schreiben, von dem wichtigsten und schwersten Gange aus, den ich vor dem zum Grabe wahrscheinlich zu thun haben werde, und zugleich dem lieblichsten und sanftesten: — denn ich bin wie von Engeln getragen hierher gekommen.

In Basel sah ich einige Freunde. Leider! dachte ich nicht an Spittler, den stillen Urheber aller dortigen christlichen Arbeit! Aber von allen Seiten wehte mich dort der Geist des Missionsfestes an; und am Morgen stand mir der Gedanke klar vor der Seele, daß der König mich wegen des Gelobten Landes gerufen, und daß der Herr wolle, wahrscheinlich der König auch, es sollten in Jerusalem die beiden größten evangelischen Kirchen Europas sich über dem Grabe des Erlösers die Hand geben. Am Ufer des Rheinstromes in der Frühe wartend fand ich Le Grand, der voll war von Dem, was Spittler ihm den Tag vorher über Palästina gesagt: namentlich der Idee, dort eine evangelische Musteransiedelung zu stiften, deren Kern in Basel sich als Glaubensboten („nicht in schwarzen Röcken allein") bilden sollte, in Selbstverleugnung sich übend.... Wie ich nun soeben, an Spittler erinnert, mich grämte, ihn vergessen zu haben, erschien Candidat S., mit seinem lieben Gesichte, um Heinrich ein Päckchen kleiner arabischer und syrischer Schriften für Georg zu bringen — den sie dort sehr lieben. Ich trug ihm sogleich, in christlichem Vertrauen, vor, wie wichtig es mir sei, daß Spittler mir sogleich nach Berlin von seinen Plänen und Vorschlägen schreibe.

So bestiegen wir das Dampfboot, sahen den dunkeln, schützenden

Schwarzwald rechts, die herrlichen Fluren unter französischer Herrschaft links, Hüningen voran, weiter hinten Alt-Breisach, den Kaiserstuhl und viele Reste der alten Herrlichkeit des deutschen Reiches. Um 3 Uhr waren wir vor Strasburg, — da am Ufer standen schon Kreyß und Becker, die lieben Freunde, meiner wartend. Bald waren wir mit ihrem Wagen vor dem Münster, und vor den alten, herrlichen Plänen desselben. Schneegans zeigte uns Alles: so sahen wir in wenigen Stunden mehr als sonst in Tagen. Strasburg ist das deutsche Winchester, — von allen Zeiten herrliche Proben darstellend.

Ich ließ Heinrich allein den Thurm besteigen, und ging zum Hause von Kreyß: hier sah ich Härter, den Vater der evangelischen Barmherzigen Schwestern: eine ehrwürdige, weihende Erscheinung. Aller Reden Mittelpunkt war das Gelobte Land, ohne daß ich die Anregung gab; auf Friedrich Wilhelm IV. blicken alle Christen dort mit inniger Liebe und mit Gebet; so sagten mir mehrere selbst. . . . „Er hat," sagte Kreyß, „sich nicht geschämt, Christus vor der Welt zu bekennen: der wird sich auch zu ihm bekennen, hier und dort."

Um 8 Uhr saßen wir im Wagen in Kehl, um 11 Uhr waren wir in Mannheim. Ich ging sogleich zur Großherzogin Stephanie, und fand die edle Fürstin, die mich wie einen alten Freund empfing. Dann die liebe Fräulein Jung, und die treffliche Frau von Hahn. Zu Tafel war ich bei der Großherzogin: sie sandte mir, vor- und nachher, Herrn von Schreckenstein im Wagen, um mich herumzufahren. Mannheim ist aus einer verlassenen Stadt eine lebhafte, blühende geworden, mit einem Hafen und einem daranstoßenden Neu-Mannheim. Fürst und Volk sind einig; beide wollen, daß Deutschland Eines sei und stark. Das Landvolk am Rhein lief in Scharen herbei, sich zu den Fahnen zu stellen: statt des Loses, verlangten ausgediente Soldaten gegen die Franzosen das geliebte Vaterland zu vertheidigen! So etwas ist doch unerhört gewesen. Um 6 Uhr entlassen, flog ich dem lieben Rothe entgegen, und fand ihn — mit seiner Frau. Wir sprachen bis $7\frac{1}{4}$; dann fuhr ich zur Abendgesellschaft der Großherzogin. Sie hatte mir gesagt, ich sollte einige Freunde finden: diese waren Frau von Hahn (er ist als Gouverneur in Tiflis) und Herzog Bernhard von Weimar mit seiner Gemahlin. Um $10\frac{3}{4}$ war ich wieder bei Rothe; wir sprachen bis nach Mitternacht, und sahen uns des Morgens noch um 5 Uhr. Er ist sehr glücklich in Heidelberg und schreibt etwas, wodurch er sich mit uns zu verständigen glaubt. Die Liturgien bleiben vorerst zur Seite gestellt.

Um 6 Uhr flogen wir von Mannheim weg, den herrlichen Rhein entlang. Um $10\frac{1}{2}$ in Mainz, waren wir um 12 in Frankfurt. Sydow, der Treue, erwartete mich. Er brachte mich zu Radowitz. Diesen fand ich sehr herzlich; ich fragte ihn: „Wissen Sie, weshalb ich gerufen bin?"

— Antwort: „Nein!“ — „Ich auch nicht: aber ich weiß es doch.“ Ich sagte ihm meine Vermuthung. „Nun“, sagte er, „dann hat der König mich für Sie arbeiten lassen.“ Da brachte er die Denkschrift heraus, welche er, aus des Königs Mund, im März niedergeschrieben, französisch, so wie sie an die vier Mächte als des Königs Aufruf an die europäische Christenheit ergangen ist. . . . Das hohe Ziel ist der höchsten Anstrengungen werth: ich gehe mit Freuden, obwol in Furcht und Zittern daran; nur bittend, daß meine Unwürdigkeit nicht möge des Herrn Segens- und Liebesgedanken mit seiner Christenheit verhindern, sei es durch meine Unachtsamkeit oder durch mein Eingreifen. Amen. —

Radowitz gab mir, mit seiner bronzenen Plastik, ein Bild Dessen, was meiner wartet. Die Prinzen viel günstiger gesinnt als ich dachte, sonst viel Haß und Mistrauen, noch mehr Furcht. Da ich von allen diesen dreien nichts in mir fühle, was ich nicht hoffen dürfte zu besiegen mit des Herrn Hülfe, so fürchte ich mich nicht. Abends waren wir auch zusammen: dazwischen sah ich Overbeck's herrliches Bild; — in der Vordergruppe rechts ist der sich bückende Jüngling sein Sohn — er starb vor sechs Monaten.

Um 3½ saßen wir im Wagen. In Gelnhausen beschauten wir Barbarossa's (höchst lehrreiche) herrliche Kirche, und zum ersten mal den alten Palast des großen Kaisers, den die selige Kurfürstin hat retten lassen vom Untergange. Meine Anschauung der Bauart des 11. Jahrhunderts steht nun fest!

So durch die gesegneten Fluren des lieblichen Vaterlandes durchfliegend, sahen wir Fulda: um 10¼ waren wir in Eisenach. Um 6 Uhr begrüßten wir die heilige Wartburg, beide zum ersten mal, und hielten stille Morgenandacht in Luther's Stube, Sonnabend den 24., an demselben Wochentage, an dem wir das Capitol verließen. Um 10 Uhr langten wir in Gotha an: alle Freunde wohl, mit treuer und sorgender Liebe. . . . Um 2½ des Nachts, nach einigen Ruhestunden, fuhren wir hierher — ich hatte mir die Suppe um 12 Uhr bei Jacobi bestellt, und traf 10 Minuten früher ein. Das war eine Freude! Georg sehr blühend. . . . Lepsius hatte viel zu erzählen. Der König, Humboldt und Eichhorn haben meine Vorschläge für ihn ganz angenommen: er soll, vor der Reise, eine ägyptische Professur erhalten. Der König hatte ihn nach Potsdam zur Tafel gezogen, und nach derselben ihm und Humboldt das Geheimniß meiner Berufung mitgetheilt. — Ich werde heute in Halle zubringen — morgen in Wittenberg: so kann ich Mittwoch den 28. zu guter Zeit in Potsdam sein. . . . . Wie hat mich die Nachricht von Papencordt's Tode getroffen! Er schrieb mir wenige Tage vorher, aus der Heimat — er sah und fühlte sich am Ziele — er war dort in einem anderen Sinn!

Die schriftlichen Mittheilungen Bunsen's an seine Frau waren während dieser denkwürdigen Abwesenheit reichlicher als jemals. Doch kann aus diesen inhaltreichen Ergüssen wenig ausgelesen werden, was zur Vervollständigung eines Gemäldes von seinem Geist und Leben zu dienen vermöchte. Schon daß er überhaupt durch den König berufen ward, mußte als Triumph erscheinen, wenn man die Umstände in Betracht zieht, welche seiner Rückkehr nach Berlin ein anscheinend unüberwindliches Hinderniß entgegenstellten. Aber wenn es möglich wäre, von seinem Seelenzustande während einer Zeit, welche die besten Gefühle lebhaft befriedigen und auf den natürlichen Menschen wie ein berauschender Trank wirken konnte, Anderen ein ebenso lebhaftes Bild einzuprägen, als es da lebt, wo sich jene Seele am meisten abzuspiegeln gewöhnt hatte, so würde der gleichgültigste oder tadelsüchtigste Beobachter nicht anders als betroffen und erbaut sein durch die kindliche An- und Aufnahme all des Guten, Heiteren, Wünschenswerthen, welches ihm die neuen Verhältnisse brachten, und die Abwesenheit aller Bitterkeit gegen Einzelne sowol wie Kreise, welche die seit längerer Zeit gegen ihn herrschende Misgunst zu steigern bemüht gewesen waren. Bunsen's ganzes inneres Bewußtsein entfaltete sich in der wohlthuenden Nähe des Königs; und selten war seine hervorragende Fähigkeit, glücklich zu sein, in vollerem Maße geweckt worden, als während dieses auf fünf Wochen ausgedehnten Verkehrs. In dem goldenen „Jetzt" der beginnenden Regierung war die Hoffnung unumschränkte Herrscherin; sie ergriff die Zukunft, und noch waren alle die Verstrickungen, die Kämpfe der Grundsätze, der Widerstreit höchster Interessen, welche sich bald genug fühlbar machten, „in finsterer Ruhe schlummernd". Des Königs ganzes Benehmen war nur Eine Bethätigung derjenigen Gesinnung, welche er in seiner originellen Weise vorher so ausgedrückt hatte: „Ich hungere und dürste nach Bunsen!" Am 2. Mai ward Bunsen in der liebevollsten Weise durch den König im berliner Schloß empfangen und in dasselbe innere Gemach, an dieselbe Stelle geführt, wo er am 2. December 1837 bei der letzten Audienz geweilt hatte. Dort, nach einigen Worten des Willkommens, versagte dem Könige die Stimme, als des Vaters Tod zur Sprache kam. So ergriffen waren Beide, daß ein längeres Schweigen nöthig wurde, um der Stimmung Meister zu werden. Dann ging der König zu einer kurzen Schilderung des Auftrages über, welchen er ihm zugedacht. Die Ankunft des Königs von Holland zur Tafel unterbrach den Verkehr, der sich am 6. in Potsdam erneuerte, wo der König Bunsen das sogenannte Japanische Haus, einen

Lieblingsaufenthalt Friedrich's des Großen, zur Wohnung anwies. Die königlichen Gärten zur Zeit ihrer Blütenfülle und bei heiterstem Wetter boten Genüsse, für welche Bunsen einen offenen Sinn hatte.

Der Gegenstand des königlichen Auftrages darf hier nicht übergangen werden, da er in mehr als einer Hinsicht zu jener Zeit sowol als später seine hohe Bedeutung hatte. Doch sollen unsere Bemerkungen so kurz ausfallen, als sich mit dem Streben verträgt, die Wünsche, Auffassungen und Absichten klar zu stellen, mit denen Bunsen des Königs Plan aufgriff. Er hat diesen in ernstester eifrigster Arbeit gefördert, er hat ihm sein Leben lang angehangen, soweit er das Bewußtsein in sich trug, daß darin für die Sache des Christenthums eine Wirklichkeit zum Guten enthalten sei. Aber allerdings wehte damals ein starker Wind von Illusionen, der auf die verschiedenen Betheiligten verschieden wirkte, und nach der Natur der Dinge mit der Zeit nachlassen mußte.

Der Gesichtspunkt, von dem der König sowol wie Bunsen bei diesem Plane ausgingen, hat seine ausführliche Darstellung gefunden in der 1842 in Berlin erschienenen Schrift: „Das evangelische Bisthum zu Jerusalem"; hier möge jedoch zur Kennzeichnung desselben folgender Brief an F. A. Perthes in Gotha genügen:

London, 12. October 1841.

.... Der König hat von Jugend auf den Gedanken gehegt, die Stellung der Christen im Gelobten Lande, ja in der ganzen Türkei, sei eine schimpfliche, die der Protestanten eine doppelt schimpfliche. Der Vertrag vom 15. Juli 1841 schien ihm das Zeichen zu sein, daß die christlichen Fürsten es als ihre Pflicht erkannten, diese Schmach zu tilgen. Gern hätte er dies von allen christlichen Mächten zusammen, und so gethan gesehen, daß die heiligen Stätten den Christen, unbeschadet der türkischen Oberherrlichkeit, überantwortet würden. Dies zeigte sich als unmöglich. Da ward ich berufen. Die beiden Hauptpunkte waren folgende: eine Unterhandlung mit der englischen Regierung gemeinschaftlich in Konstantinopel zu bewirken, daß eine protestantische Körperschaft im türkischen Reiche anerkannt werde; und eine geheime Besprechung mit den Häuptern der englischen Kirche, um sie zur Stiftung eines Bisthums in Jerusalem aufzufordern, an welches sich andere protestantische Christen anschließen könnten.

Sie fühlen gewiß, daß die erste Bedingung jener Anerkennung die ist, daß wir als eine Einheit erscheinen. Dies schien dadurch möglich, daß man sich an die Stiftung anschließe, welche Engländer (die Judenmissionsgesellschaft) auf dem Berge Zion schon besitzen. 1839 ward dort, nicht weit von David's Grabe, ein ansehnliches Grundstück gekauft, auf welchem

man sogleich eine Wohnung für die Judenmissionare, ein Hospital und eine Schule errichtete, auch den Grund zu einer Kirche legte. Es handelte sich darum, diese Privatstiftung zu einer nationalen und allgemein christlich-evangelischen zu machen. Dies konnte nur geschehen, wenn die englische Kirche dort ein Bisthum gründete. Dann konnte eine Verständigung stattfinden über eine würdige, schwesterliche Stellung der übrigen Protestanten, namentlich der Deutschen. Den Türken gegenüber muß sich eine Einheit darstellen: unter uns können wir uns brüderlich verständigen. Deutschland aber muß vor allen Dingen in einer solchen Verbindung einen ehrenvollen und selbständigen Platz einnehmen beim Anschluß an die englische Stiftung. Wir müssen diese Stiftung, also die bischöfliche Gewalt, anerkennen: die Engländer müssen aber unser Augsburgisches Bekenntniß, die Mutter aller anderen, und unsere deutsche Gottesdienstordnung anerkennen. Wir müssen das Evangelium dort deutsch als Deutsche verkündigen.

Auf diesen edeln Zweck des Königs ging Bunsen mit aller Thatkraft ein, deren seine Seele fähig war. Und wenn vorhin mit Widerstreben der Ausdruck „Illusion" gebraucht worden ist, so bezieht sich derselbe nicht auf den Plan selbst, dessen Gelingen zwar durch irdische, sei es in Umständen sei es in Menschen gelegene, Unvollkommenheit verzögert, aber nicht unmöglich gemacht worden ist, sondern auf die damals mit den lebhaftesten Farben der Hoffnung ausgemalte Größe und Bedeutung des Erfolges. Eine Fülle von Segnungen hat sich von dem Mittelpunkte christlichen Lebens ergossen, welchen Friedrich Wilhelm IV. in Jerusalem begründen durfte; jemehr aber diese Anstalt eine wirkliche, jemehr sie eine geistige und „dem tiefen Geheimnisse Gottes" angehörende ist, desto weniger soll und kann sie sich als „ein Ruhm auf Erden" darstellen. Der Tag, welcher „die Gedanken aller Herzen offenbaren" soll, wird das Werk der Neubelebung und der Heiligung kundthun, welches durch ihre Hände unter göttlichem Beistande vollbracht worden ist.

Bunsen erreichte London mit seinen Instructionen inmitten einer Krisis, welche ihm mancherlei Störungen zu verheißen schien, statt dessen aber sich seiner Unterhandlung förderlich erwies. Denn das Ministerium Lord Melbourne, welches im Begriff stand abzutreten, und das den Eintritt erwartende Ministerium Sir Robert Peel's legten die gleiche Bereitwilligkeit an den Tag, des Königs Wünschen entgegenzukommen und jedes Vorhaben zu unterstützen, welches England in ein näheres Verhältniß zur vornehmsten protestantischen Macht des Festlandes bringen und die Sympathie zwischen beiden Völkern vermehren könnte. Von den verschiedenen Gewalten und

Mächten, welche die Gesellschaft und die öffentliche Meinung in England beherrschen, und von denen jede einzelne ihren unabhängigen Einfluß ausübt, war die Mehrzahl der von Bunsen vertretenen Anschauung der Angelegenheit günstig, oder wurde es. Der milde und ehrwürdige Erzbischof von Canterbury, Dr. Howley, sowie der begabte und thatkräftige Bischof von London, Dr. Blomfield, liehen dem Unternehmen freudigen Beistand; in gleicher Weise die ebenso einflußreiche als achtungswerthe sogenannte „evangelische" Partei mit ihrem hervorragenden Führer Lord Ashley, dem gegenwärtigen Grafen von Shaftesbury.

Wie Bunsen jederzeit und oft mit großem Erfolge bestrebt war, für seine höchsten Ideale in irgendeiner praktischen Wirklichkeit einen Boden zu gewinnen, so fand er für das neue Bisthum zu Jerusalem einen Ausgangspunkt in der vorhandenen „Missionsgesellschaft unter den Juden", als deren Seele Dr. Mac-Caul betrachtet werden kann, welcher mit Begeisterung die Sache ergriff. Die Stimmung in den verschiedenen Schichten der englischen Gesellschaft war zu jener Zeit der Bekehrung der Juden mit einem fast leidenschaftlichen Eifer zugewandt, welcher dem Rückschauenden einen betrübenden Gegensatz bietet zu der Entmuthigung des Augenblicks im Betreff jener großen Aufgabe.

Eine feindselige Stellung zu Bunsen's Verhandlungen nahmen die Anhänger Newman's ein, und sie ließen von ihrem Widerstande auch dann nicht ab, als der ursprüngliche Gedanke des Königs, eine enge Einigung der Protestanten des Festlandes und Großbritanniens zu gemeinsamer christlicher Thätigkeit herbeizuführen, eine wesentliche Abschwächung erleiden mußte.

Endlich entstand aber doch in Jerusalem durch Parlamentsacte ein englisches Bisthum, dessen Ausstattung der König von Preußen zur Hälfte gewährte, während die andere Hälfte durch Sammlungen in England aufgebracht wurde. Die preußische Regierung bedingte sich aus, daß deutsche Gemeinden und Missionen an der Sorge und dem Schutze Antheil haben sollten, welcher der kirchlichen Anstalt auf diplomatischem Wege bereitet ward. Man könnte dieses Bisthum den Vorläufer der Colonialbisthümer nennen, welche später in bedeutender Anzahl gegründet worden sind; den Colonisten entsprechen dort die evangelischen Christen, oder die es werden möchten, in einem ähnlichen weiten Umkreise, wie der, welchem die allgemeinen Episteln des Apostels Petrus gelten.

Von einer beabsichtigten Bestimmung, wonach deutsche Pfarrer,

welche im Gelobten Lande ihr Amt verrichteten, anglikanischer Ordination sich unterziehen müßten, soll hier nur zu dem Zwecke die Rede sein, um festzustellen, daß dieselbe durch Bunsen's Einfluß gestrichen wurde. Wenn man auf dem Festlande vielfach verbreitet und geglaubt hat, Bunsen sowol als sein königlicher Herr wollten auf geheimen Umwegen den Episcopat und bischöfliche Ordination in Preußen einführen, so ist dieses ein unbegründeter, durch keinerlei Handlung oder auch nur Vorschlag unterstützter Verdacht.

Ueber den Aufenthalt in Berlin gibt ein Brief Bunsen's an seine Frau aus Sanssouci, vom 8. Juni 1841, einigen Bericht:

Berlin liegt hinter mir: die nächste Nacht wird mich auf den Weg nach Halle bringen. Gestern Abend langte ich hier an: der König hatte mir den Wunsch ausgedrückt, daß ich bis Montag dort fertig würde. Ich glaubte nun zwar, daß ihm im Augenblick nicht gegenwärtig gewesen, wie Montag der 7. der Sterbetag war, welchen die königliche Familie ganz für sich zubringen wollte. Groeben glaubte jedoch, es sei besser, ich sei dort: so entschloß ich mich gestern Abend um 6 nach dem Japanischen Hause zu fahren. Alle Herren am Hofe waren sehr erstaunt, als wir uns auf der Dampfbahn beim Aussteigen trafen: „gewiß wolle der König ganz allein sein — es sei wol ein Misverständniß u. s. w." Ich beruhigte sie und sagte, ich sei blos hier, um in der Nähe zu sein, wenn der König nach mir frage. Sie möchten bis dahin nichts sagen. So saß ich ruhig von 7 bis 8 Uhr im Bonzentempel, als auf einmal eine sehr eilige Botschaft kam: „Se. Maj. habe schon wiederholt nach mir gefragt: es sei gerade kein Hofwagen in Bereitschaft — würde aber gleich kommen — ich möge mich ja bereit halten." Als ich hereintrat, sagte der König: „Aber wie ist's möglich, daß Sie so lange ausbleiben? ich habe schon lange nach Ihnen gefragt".... Der Abend war, wie gewöhnlich, köstlich. Der König erholte sich allmählich von der Ergriffenheit des Tages. Er hatte die ganze Familie um 9 Uhr in der Kapelle der Wohnung des seligen Königs versammelt zu einer einfachen Andacht: das Lied „Was Gott thut, das ist wohlgethan", welches der König sich zum Begräbnißlied selbst ausgewählt, wurde gesungen, und Strauß predigte.....

Ich fand Gelegenheit, den König zu bitten, mich heute Abend zu entlassen. Lord William Russell gibt mir zu verstehen, Lord Palmerston wünsche die Unterhandlung mit mir: es sei besser als mit den Tories, die von der Sache nichts wissen u. s. w. Bülow's Bericht in demselben Sinn kam gestern Abend. Der König stimmte mir bei; ich werde heute also gewiß entlassen....

Potsdam, 11 Uhr.

.... Soeben schickt der König mir einen Feldjäger zu Pferde nach, um mich einzuladen, doch ins Schloß zu ziehen, es sei gewiß jetzt im Japanischen Hause bei dem Regen zu kalt. Ich habe gedankt, und werde dem König selbst danken. Was soll man zu solcher Güte sagen? Bedenke, daß der König jeden Tag Vortrag hat von 9 Uhr bis zur Tafel um 3 Uhr; dann wenigstens noch eine Stunde nach der Tafel, gewöhnlich aber bis zum Thee um 7 Uhr; um 10 Uhr entläßt er die Gesellschaft, und setzt sich dann hin, während wir schlafen, um die Berichte und Depeschen, die im Laufe des Tages angelangt sind, zu lesen, und um seine eigenen Briefe zu schreiben, bis 1 Uhr, oft bis 2. Ist es sehr hart, so sitzt die Königin mit ihm, um ihm vorzulesen, oder sonst zu helfen. Alles, was mangelhaft ist, in Personen oder Sachen, sieht und fühlt der König — lebendiger und tiefer als irgendjemand in seinem Reiche.

Nach einer Reise, die ihm genußreiche Unterhaltung mit seinen Freunden in Gotha, Naumburg, Bonn und Brüssel geboten, durfte Bunsen seinen ersten Brief aus London vom Jahrestage des Beginnens einer capitolinischen Gemeinde, dem 24. Juni oder Johannistage, datiren. Er pflegte für gewisse Tage und Jahrestage stets eine, wenn auch nie abergläubische, Vorliebe zu haben. War ihm einmal ein Datum durch irgendein freudiges Ereigniß bezeichnet, so erschien es ihm als ein heller Punkt, der auch in späteren Zeiten durch Gutes und Erfreuliches gekennzeichnet werden müsse.

Der eben erwähnte (englisch geschriebene) Brief an seine Frau lautet:

So schreibe ich Dir denn wieder aus London, aus demselben Hause und Zimmer, welches uns zuerst aufnahm auf unserer Flucht aus Aegypten. Welche Jahre des Segens, welche Erinnerungen, welche Ereignisse zwischen damals und jetzt! Es erscheint mir oft Alles wie ein Traum. Damals versuchend meinen Weg zu finden in dem vielersehnten, aber unbekannten Insellande, in beschränkten Verhältnissen, durch eigene Wahl noch mehr als durch die äußere Nothwendigkeit jede Art der Oeffentlichkeit vermeidend; jetzt zurückkehrend als der Gesandte eines solchen Königs, in einer solchen Angelegenheit, in diesem Augenblick! Aber ich muß der Reihe nach erzählen. In Antwerpen hatten wir gerade Zeit, um in die protestantische Kirche zu gehen; sie liegt an einem stillen Orte, von einer Mauer umgeben; das Pfarrhaus mitten in einem Garten. Wir hörten eine sehr gute Predigt, und dann begleitete uns der Geistliche (Spörlein, ein Elsässer) zu unserer Herberge. Er theilte mir seine Absicht mit, nach London zu gehen, um sich an den Bischof zu wenden, da er sich nach langem Kampfe

über seinen Wunsch klar geworden sei, sich der englischen Kirche anzuschließen; er besäße viele Freunde im Lande, die wie er selbst eine bischöfliche Kirche im Auge hätten — unter Anderen ein bekehrter Priester aus Löwen. Ich lud ihn ein, hierherzukommen und mich im August zu besuchen. Auf dem Dampfschiff fand ich Herrn van de Weyer, früher Professor der Philosophie in Löwen, jetzt belgischer Gesandter in England. Er gab mir einen höchst anziehenden Bericht über den philosophischen, d. h. metaphysischen Streit zwischen der „katholischen" Universität in Löwen und der „freien" Universität in Brüssel; die erstere hatte die andere des Pantheismus beschuldigt und besonders einen Aufsatz über die Schöpfung angegriffen. Der Verfasser antwortete, und dann stürzten sie sich mitten in transscendentale Speculationen, indem sie beide die französische Schule so gut wie die schottische aufgaben. „L'université catholique a commencé à disputer", sagte er bedeutsam.

Ein Amerikaner an Bord erwies sich als ein Freund Ticknor's, der Neander und Andere kannte und selbst über Theologie geschrieben hatte. Die Nacht und der Sturm trennten uns, aber am nächsten Morgen sprach ich ihn wieder, da mir der Ernst seines Strebens aufgefallen war. Er war erfreut und überrascht, als ich ihm erzählte, daß ich die bischöfliche Kirche der Vereinigten Staaten für die vollkommenste in ihrer Verfassung und Liturgie hielte. „Und ich auch", erwiderte er, „obgleich ich nicht zu ihr gehöre". . . . Ich fand, daß er ebenso wie Andere durch Newman's Schriften zum Nachdenken erweckt war, obgleich er nicht so weit ging. Es war der Präsident Wood vom Bowdry-College (der Indepedenten) im Staate Maine.

Wir begegneten mehr wie 25 Dampfern, die alle dicht besetzt waren, da sie nach Woolwich gingen, um den „Trafalgar" vom Stapel laufen zu sehen — alle Zuschauer reihenweise so geordnet, daß Keiner dem Anderen die Aussicht versperrte. Um den „Trafalgar" war ein Gewühl von Fahrzeugen mit Hunderten von fliegenden Fahnen — einen glänzenderen Anblick hat es noch nie gegeben.

Ich kam gerade im richtigen Augenblicke an. Ich werde den ganzen Vortheil von Lord Palmerston's Kenntniß des Gegenstandes haben und das Resultat seiner Verhandlungen in Konstantinopel; er ist willens, zu thun, was er kann, und sein Nachfolger kann nicht weniger thun. Das Parlament wird am 20. August zusammentreten, und man erwartet, daß Sir Robert Peel noch vor dem Ende des Monats zur Regierung kommt.

Es ist dies eine schwierige Zeit für mich, — unfähig, etwas zu thun, heimatlos, noch nicht in Thätigkeit, fühle ich mich oft niedergedrückt — noch öfter aber tief und ehrfurchtsvoll zur Dankbarkeit gestimmt, im Gefühle der Wichtigkeit des Augenblicks. Ich fühle mich gestärkt, wenn ich zu der Quelle des Lebens und der Gnade flüchte; aber ich verlebe viele Stunden in Furcht und Zittern.

Bei meiner Ankunft fand ich zahlreiche Einladungen: eine für denselben Abend von Sir Robert Inglis, bereits die dritte, nachdem er zweimal vergebens geschickt. Die Auswahl der eingeladenen Gäste zeugte von ganz besonders freundlicher Rücksichtnahme auf mich.... Lord Ashley's Mittheilungen über das, was hier genau in dem Sinne der Wünsche des Königs geschehen ist, sind so romantisch, daß die Welt niemals glauben wird, daß kein vorher verabredeter Plan existirte. In der diplomatischen Welt herrscht einige Aufregung, der russische und der französische Gesandte sagten, ich solle Lord Palmerston überreden, die Orientalische Frage neuzugestalten. Neumann (der österreichische) sagte zu Bülow, als die Frage „Was ist Bunsen's Auftrag hier?" gestellt war: „Einen zweiten Schmalkaldischen Bund gründen". Auch Lord Melbourne stellte Bülow zu Rede und sagte: „Bunsen ist ein unruhiger Geist; was soll er thun?" Bülow hat sich bewunderungswürdig benommen, als Minister des Königs und als Freund; es war sehr nothwendig, daß ich ihn hier fand.

Auch der Verlauf der nun beginnenden Unterhandlungen selbst läßt sich aus (ebenfalls englisch geschriebenen) Briefen Bunsen's an seine Frau deutlich ersehen:

Mivart's Hotel, Samstag 3. Juli 1841.

Du kannst Dir denken, wie viel ich zu schreiben habe; dennoch konnte ich es nicht über mich gewinnen, einen Brief zu beginnen, ohne meinen Weg etwas klarer vor mir zu sehen. Alles läßt sich jetzt glücklich an — der Weg scheint vor mir geebnet. . . . Ich werde wahrscheinlich morgen die Conferenzen mit Lord Palmerston beginnen. Der Druck der Geschäfte auf ihn im gegenwärtigen Augenblick ist so stark, daß er kaum Zeit für ein paar Stunden Schlaf hat; er schreibt Alles selbst. . . . Ich habe meine Zeit diese vierzehn Tage hindurch nicht verloren; was ich gehört, gesehen, gelesen habe, hat mich entschieden weiter gebracht. High und Low Church sind über den Plan entzückt; ich denke, daß auch die Dissenters zufrieden sein werden. Ich bemerke mit Vergnügen, daß die besten Gewährsmänner Lord Melbourne's gutem Willen gegen die Kirche und Lord Palmerston's Bemühungen Gerechtigkeit widerfahren lassen.... Ich werde viel zu schreiben haben, denke aber, daß ich wissen werde, was zu sagen ist.

London, Montag 5. Juli. Ich habe meine Arbeit begonnen und im Wesentlichen glücklich zu Ende gebracht. Gott sei gedankt!

Lord Palmerston setzte die Conferenz (wie ich vorgeschlagen hatte) auf den folgenden Tag fest, einen Sonntag; sie dauerte ein und eine halbe Stunde lang. Ich las ihm meine Instruction in englischer Uebersetzung vor, um ihm mein unbegrenztes Zutrauen zu zeigen. Er hörte Alles mit der größten Aufmerksamkeit an, unterbrach blos gelegentlich mit verständigen

Fragen. Als ich fertig war, begann er zu sprechen, ersichtlich überrascht, daß er keine ernstlichen Einwände zu machen hatte, und blos einzelne Punkte hervorhebend, auf die ich sämmtlich zur Antwort gerüstet war; und Alles schloß zu vollkommener Zufriedenheit. Ich nahm wahr, daß meine Bemerkungen auf ihn Eindruck machten; er äußerte, es müsse sich jeder Engländer über die Idee einer solchen Uebereinkunft freuen, und er sei zufrieden, zu erfahren, daß ich keine ernstlichen Schwierigkeiten in Lambeth erwarte. Diesen Morgen, nachdem ich den ganzen Gedankengang dieser merkwürdigen Conferenz zu Papier gebracht, schrieb ich officiell, um eine Gelegenheit zu einer Besprechung in Lambeth zu erbitten. — Sie wird wahrscheinlich am Mittwoch stattfinden, wo ich dort allein mit Bischof Blomfield zum Essen eingeladen bin. Ich werde damit beginnen, das Document vorzulesen, welches ich in Sanssouci schrieb, wovon Dr. Mac-Caul die Uebersetzung für mich durchgesehen hat.

Bülow verläßt London in einer Woche, um nach Berlin zu gehen, und wird der Ueberbringer dieser guten Nachrichten sein. . . .

Der Feind wird versuchen, Unkraut zu säen; aber ich hoffe, der Gärtner wird zu stark für ihn sein.

Bushy Park, Dienstag 13. Juli. Hier bin ich im Begriff mein Frühstück zu nehmen, nachdem ich einen äußerst angenehmen Abend mit der Königin-Witwe verbracht habe. Die Gesellschaft war klein; Alles war königlich, nicht géné, sondern frei in der richtigen Art. Die ganze Umgebung der Königin ist sehr angenehm, der Ort ist reizend, Alleen, Anlagen u. s. w. Da gestern der Geburtstag von einem der Kinder von Lord Howe war, so spielten ein Dutzend der schönsten Kinder, die man sich denken kann, auf dem Grase vor dem Hause. Ich habe diesen Morgen Lady Frances Egerton's unterhaltendes und lehrreiches Tagebuch von ihrer vorigjährigen Reise durch Palästina gelesen. Was für ein gütiger Gedanke, daß gerade dieses Buch auf meinen Tisch gelegt war! Kurz, Alles bezeugt hier die ausgesuchteste Gastlichkeit einer Königin, die von englischen Edelleuten von der richtigen Art umgeben ist.

Curzon Street, 5 Uhr. — Wir gingen durch Hampton Court mit der gütigen Miß Walpole, nachdem die Königin mir erlaubt hatte, ihr Ernst vorzustellen, und uns selbst durch alle ihre reizenden Anlagen geführt hatte. Aber jetzt muß ich Dir erzählen, daß Montag (der Tag, bevor ich in Bushy Park war) der entscheidendste und wichtigste Tag war. Ich hatte die Entwickelung der in der königlichen Instruction enthaltenen Principien niedergeschrieben, da ich voraussah, daß die Folgerungen eine überraschende Wirkung haben könnten; und dies war der Fall. Ich verlangte natürlich für die deutsche Gemeinde und ihre Bekehrten die deutsche Gottesdienstordnung und die Augsburger Confession. Als ich aber wahrnahm, daß es zugegeben wurde,

daß die Zahl der Sprachen und Glaubensartikel nicht mit der Einheit im Widerspruch stehe, ergriff ich die Offensive und setzte auseinander, daß sie in einem wahrhaft katholischen und nicht in einem anglikanischen Sinne handeln, und daß sie mit der Aufstellung des Princips der „Einheit mit nationaler Individualität“ vorangehen müßten; daß Rom sein eigenes Grab grabe dadurch, daß es den entgegengesetzten Weg einschlage. Dies wurde eingeräumt, und so nahm ich meinen höheren Flug. . . . Der ehrwürdige Erzbischof freute sich im Geiste der wohlthätigen Folgen, die erwartet werden könnten. . . . Der Bischof von London sprach in demselben Sinne und Dr. Kaye (Bischof von Lincoln) stimmte ebenfalls zu. Diese denkwürdige Conferenz dauerte zwei Stunden. Ich ging dann zu Sir Robert Peel, welcher Lord Ashley den Wunsch ausgedrückt hatte, mich um 1 Uhr zu sehen (obgleich ihn die Wahlen und die Heirath seiner Tochter beschäftigten); natürlich kam ich nicht vor 2, trotzdem empfing er mich, und ich setzte das Ganze in einer Zusammenkunft auseinander, welche bis um 4 dauerte. Er zeigte durch seine Fragen, was für politische Schwierigkeiten er vorhersehe, nahm aber das größte Interesse und schien mit meinen Erklärungen zufrieden. Beim Nachhausekommen fand ich einen Brief von Lord Sandon, der mir vorschlug, mit ihm zu der landwirthschaftlichen Versammlung in Liverpool zu gehen — am Freitag mit ihm bei dem Bürgermeister zu speisen, bis zum Samstag im Hause eines Freundes zu verweilen und ihn dann zu Lady Frances zu begleiten, um dort den Sonntag zu verbringen. Lord Sandon und Lord Ashley sind wie Brüder gegen mich. . . . Es ist mir ein unbeschreiblicher Genuß, heute im Stande zu sein, dem vortrefflichen Lord Ashley die Instruction und meine ferneren Aufzeichnungen vorzulesen: denn er war der Mann, welcher unsere Sache aufnahm, und welcher den jerusalemer Plan in Gang brachte — wir machten unseren Plan unter vier Augen in der Nacht des 10. December 1838, am Jahrestage der Allocution von 1837.

Athenäum, Montag 19. Julius 1841 (drei Monate nach der Abreise).

Dies ist ein großer Tag. Ich komme soeben von Lord Palmerston: das Princip ist angenommen: übermorgen geht ein Courier nach Konstantinopel, um an Lord Ponsonby die Befehle zu bringen, die zu fordernde Anerkennung zu erlangen. Im October wird der Nachfolger des heiligen Jacobus sich einschiffen: ein Jude von Geschlecht, ein Preuße (Breslau) von Geburt — ein Anglikaner von Bekenntniß — gereift in Irland — 20 Jahre Professor des Hebräischen und Arabischen in England (jetzt King's-College): so ist denn, mit Gottes Hülfe, wenn das angefangene Werk gedeiht, der Anfang gemacht zur Herstellung Israels! . . . .

Seit meinem letzten Briefe las ich dem warm empfindenden und klar denkenden Lord Ashley die Uebersetzung des Aufsatzes vor, dessen Abschrift

ich Dir geschickt habe. Du weißt, es trägt den Tag unserer Verlobung zum Zeichen. — Als ich fertig war, rief er aus: „Seit den Tagen König David's sprach nie ein König solche Worte.“ Es ist seine glückliche Idee, jenen Mann zum Bischof zu wählen.

Canitz ist für London ernannt, als Bülow's Nachfolger: der einzige Mann, der mir mein Werk hier nicht verdirbt, sondern es pflegen kann und will.

Aus demselben Monat ist auch ein Brief Bunsen's an Mrs. Fry einzuschalten:

Curzon Street, 9. Juli 1841.

Möge Ihr Gebet für mich Erhörung finden und die Gnade Gottes mir zutheil werden, ohne welche wir nichts können und nichts sind. Die Schule, durch welche hindurch Er mich hat wandern lassen, war mit wenigen Ausnahmen die des Gelingens und des Glückes. Als Christin wissen Sie, daß das eine schwierige und ohne die Gnade Gottes eine schwierigere, als die des Mißgeschickes ist; schreiben wir doch das uns Geschenkte so gern uns und unserem Verdienste zugut, ungeachtet unserer Sünden und unseres Selbst. Selbst, theure Freundin, heißt die einzige Kraft, welche Gott dem Menschen gestattet in voller und schrecklicher Freiheit aufzurichten zwischen die Strahlen der ewigen Gnade und seine eigene Finsterniß. Da saugt es das Licht des Himmels auf, und raubt von Allem, was wir empfangen, den Segen. Selbstwille war es, der Adam's Fall herbeiführte, der Selbstwille starb am Kreuzesstamm, an dessen Fuße allein wir ihn mit Herzenswilligkeit als Priester des Höchsten hinopfern können, aus Dankbarkeit für unaussprechliche Liebe, und an seiner Statt ein neues Herz empfangen, welches in der Segensluft des göttlichen Willens lebt und webt. Doch eben dieses neue Leben sucht das Selbst hinwegzureißen, wo nicht stetige Wacht gehalten wird — und ganz besonders, wenn es den Menschen wohlgeht. Niemals, ich empfinde es wohl, thut mir die Gnade Gottes so noth als in solchen Augenblicken. . . . .

Die weiteren Ergebnisse schildern wieder tagebuchartige (englische) Briefe Bunsen's an seine Frau:

Addington Park, Mittwoch Morgen 4. August.

Ich beeile mich, Dich von diesem lieblichen Platze aus zu begrüßen. Nachdem ich bis um 2 Uhr Depeschen zu schreiben gehabt hatte, ging ich mit Ernst zu Mama, welche uns speiste — dann nach dem St. James-Square, wo ich in den offenen Wagen des Bischofs stieg. Er und ich waren in einer Unterhaltung von dort bis Addington: er ist ein Mann von unvergleichlicher Thätigkeit und erfreulichem Scharfsinn, und (was mich

so sehr freut) bereit, am Mittag durchzuführen, was er um 12 Uhr als richtig erkannt. Unterwegs blickten wir in eine Kirche im lombardischen Stile, welche der Bischof von Winchester baut. Andere neue Kirchen sahen wir alle zwei Meilen auftauchen.

Freitag Morgen, 6. August. Alles ist endgültig geordnet. Die Bischöfe werden am nächsten Donnerstag von der Krone die Ermächtigung erbitten, Professor Alexander als Bischof der unirten Kirche zu weihen, welche aus Gliedern der Nationalkirchen von England und Preußen in Jerusalem besteht. Am nächsten Donnerstag wird zugleich Dr. Mac=Caul mit Lord Ashley eine Conferenz in Lambeth haben, um die Grundlagen einer Verbindung der Juden=Gesellschaft mit den Bischöfen festzusetzen.... Ich habe aufgehört, mich zu verwundern. Wie sehne ich mich, Dir Alles zu zeigen und zu erklären!

Ich reise unmittelbar nach Herstmonceaux ab zu Hare.

15 South Audley Street, 11. August.

Ich kehrte die vorige Nacht hierher zurück, völlig wohl, besser als vor dem Anfang des Erkältungsfiebers. Ich befinde mich hier mit meinem Ernst behaglich, soweit dies ohne Dich möglich ist.

Lord Ashley fand mittlerweile (bei seiner Rückkehr von seiner höchst merkwürdigen Reise durch die Fabrikstädte) meinen Brief. Er kam darauf zu mir, um das Ganze zu besprechen, und erhielt von mir die in Addington entworfenen Artikel, die er unverzüglich Lord Palmerston mittheilte, der sie billigte und selbst nach Windsor bringen sollte, wo sich heute ein Ministerrath versammelt. Er will mich am Donnerstag sehen, und zweifelt nicht daran, das Schreiben der Königin bis zur nächsten Woche vorbereitet zu haben. Wenn morgen Alles vom Fleck geht, so wird Ernst am Samstag über Hamburg als Ueberbringer von Depeschen nach Sanssouci abreisen.

13. August. Das Memoire geht mit Uebersetzung (80 Folioseiten) nach Berlin, ich hoffe mit meinem endgültigen Bericht. Diesem werde ich meine ernstliche Bitte an den König hinzufügen, mir gestatten zu wollen, zurückgezogen in Bonn für die Sache der Wiederherstellung der Kirche arbeiten zu dürfen, ohne mich fernerhin an den Geschäften betheiligen zu müssen. Ich habe dies lange erwogen und mich entschlossen, dem Könige so zu schreiben. Ich betrachte dieses Memoire als das Werk meines Lebens; meine ganze Vergangenheit hat dazu beigetragen, es abzufassen und es zu gestalten, und meine ganze Zukunft wird vorzüglich der Entwickelung und Unterstützung desselben gewidmet sein. Die leitende Idee ist, daß die wahre Katholicität als danebenhergehendes Princip die Anerkennung einer nationalen Unabhängigkeit voraussetzt: harmonische Action von Katholicität und Nationalität.

P. S. Ein neuer Courier vom König mit einem köstlichen Briefe von ihm selber; — Alles bestätigt, Alles abgemacht, — morgen mehr.

14. August. Ich werde noch in der Stadt festgehalten. In einer Woche wird der Lärm beginnen, und dann wird bald die Schlacht folgen.... Dr. Mac-Caul wird die Weihepredigt halten und drucken lassen, mit einem historischen Bericht. Ich freue mich darüber, da er der einzige Mann ist, um Beides zu thun. Julius Hare sagt auch so. Es wird Hare nicht an Gelegenheit fehlen, um über den Gegenstand zu schreiben.

26. August. Die letzten Tage meines siebenmal siebenten Jahres gehörten zu den wichtigsten und geschäftigsten meines Lebens. Indem ich das Memoire an den König absandte, wiederholte ich, daß es, obgleich klein, doch das Werk meines Lebens wäre, — obgleich geschrieben in einem fremden Lande und einer fremden Sprache, — wie meine Liturgie in Rom und mein Gesangbuch auf dem Capitol! — ein tragisches Geschick, und doch gesegnet für mich. Am Mittwoch kam ein Courier mit Depeschen und Briefen vom General von Thile, die des Königs innigen Dank ausdrückten, aber zu gleicher Zeit einige Befürchtungen und Besorgnisse, daß ich den König zu sehr in den Vordergrund stelle, da er doch blos als ein demüthiger Christ zu handeln wünsche. Meine Antwort auf diese Befürchtungen (welche in den rührendsten Ausdrücken niedergelegt sind) wird das Memoire gewesen sein; aber ich konnte es nicht früher absenden, obgleich es am 30. Juli fertig und abgeliefert war. Am Freitag kam ein zweiter Courier infolge eines misverstandenen Ausdruckes, aus dem, wie er fürchtete, die Idee gezogen werden könnte, als wenn eine Union der beiden Kirchen angestrebt wäre — für welche Deutschland gewiß nicht vorbereitet wäre. Dieses mal hatte der König eine seiner köstlichsten Ergießungen in einer seiner nächtlichen Stunden selbst geschrieben. Ich will für Dich den Anfang und den Schluß des Briefes abschreiben:

„Sanssouci, 12. August. Indem ich Ihnen auf das allerinnigste für Ihre unsäglich merkwürdigen und erfreulichen Briefe danke, mein lieber Bunsen, umarme ich Sie wie einen, dessen Werk und Auftrag Gott segnet.

„Gott segne Ihre Schritte und Ihre Worte, wie Er segnet, mit dem Segen des Gelingens für die Gegenwart und für die Zukunft. Amen.

Friedrich Wilhelm."

Eine Mahnung, „nicht zu schnell zu gehen," schließt mit den Worten: „Unser Magen erträgt noch nicht starke Speisen. Um Gottes willen, um des Heils der heiligen Sache willen — — gently!" Ich konnte an jenem Abend blos zwei Zeilen schreiben, um meine ausführliche und, wie ich hoffte, befriedigende Erklärung anzumelden....

Ich muß einen zweiten Courier absenden, sobald ich Peel gesehen haben werde und die Bill gedruckt senden kann (morgen stellt der Erzbischof den Antrag); die königliche Genehmigung wird sie am 28. oder 30.

erhalten. Ich habe den König gebeten, mir seine formelle Sanction vor dem 25. zukommen zu lassen. Er hatte Besorgnisse, ob es nicht räthlich sei, die Ankunft des Couriers von Konstantinopel abzuwarten; aber wir sind uns hier Alle klar, daß wir nicht warten dürfen. Ich habe den König gebeten, mir zu gestatten, unmittelbar nach der Weihe des Bischofs (in der ersten Woche des Octobers) Urlaub zu nehmen, und habe ihm deutlich gemacht, daß ich nicht die geringste Veranlassung habe, noch einmal nach England zurückzukehren. Du weißt, daß es im Anfang schien, als wenn meine Rückkehr im Frühjahr nothwendig sein würde. Aber jetzt ist bereits Alles geschehen, was ich, menschlich gesprochen, allein thun konnte. Ich habe dem Könige ausführlich hierüber geschrieben und ihm gesagt, wie froh ich über die Ernennung von Canitz für London sei, da er der geeignete Mann für diese Stelle sei. Denke Dir nun aber meinen Schrecken, als gerade jetzt erzählt wurde, daß Canitz nach Wien gehen werde! Maltzahn wird Minister des Auswärtigen werden. Meine zweite Befürchtung ist, daß ich zuletzt genöthigt werden könnte, als Minister hierher zurückzukehren! Gott verhüte es! Es ist nicht mein Beruf, und unser Familienleben würde abgebrochen sein.

Pusey, 1. September.

Hier sitze ich in dem lieben Hause, umgeben von den Anlagen, durch die wir in der Dunkelheit des Winters spazieren gingen, die aber jetzt mit all der Schönheit der Jahreszeit und dem Reiz englischen Grüns bekleidet sind, unter fast italienischem Himmel und Sonnenschein!.... Es ist unmöglich für mich, ohne Dich ganz glücklich zu sein, sonst fühle ich mich heute sehr glücklich. Ich genieße Luft und Sonne zum ersten mal, seit ich Dich verließ, ganz so, wie ich es in Frascati und auf dem Hubel that.

Ritter, der große Geograph, ist in England und auf seinem Wege nach Schottland; bei seiner Rückkehr wird er in meinem Hause leben. Hare verließ mich gerade, ehe ich hierherkam: wir verlebten glückliche Stunden zusammen. Am letzten Sonntag spazierten wir am Morgen über Charing Croß nach Hungerford Stairs, dampften nach London Bridge, gingen in Guy's Hospital, hörten Maurice beten und predigen, erfreuten uns der Segnungen des Heiligen Mahles, das Hare austheilte, hatten eine prächtige Unterhaltung mit Maurice (der sich sehr über den jerusalemer Plan freut), fuhren dann mit Ritter zum Palästinaplatz, hörten den schönen hebräischen Gottesdienst, gelesen von dem zukünftigen Bischof von Jerusalem, und eine herrliche Rede von Mac-Caul. Wir tranken Thee mit Mrs. Alexander. Ich fuhr dann zu Lord Ashley, der mit seinem Vater die rasche Annahme der Bill durchgesetzt hatte; dann spazierten wir durch den Park nach dem Athenäum, wo ich mit Hare zu Mittag aß; endlich gingen wir nach Hause, an dem prächtigsten Abend, wo nach dem Thee noch eine

Mac Caul

Gebetsvereinigung stattfand. Es war ein glücklicher Sonntag und ein reicher, und so still, wie es in keiner anderen Stadt der Welt möglich gewesen wäre.

Montag Morgen 6. September. Ich sitze hier in der Lieblichkeit und Einsamkeit eines englischen Morgens, um $1/_2$7, wo natürlich noch keine Seele wach ist. Ich werde um 7 abreisen, um gegen 11 zu Hause zu sein. Pusey ist mehr wie je Landwirth geworden, freute sich aber nichtsdestoweniger, mit mir die herrliche Rede „De Corona" von Demosthenes zu lesen, die er fast auswendig kennt.

Gestern kam Spörlein, der gute Pastor von Antwerpen, mein Reisegefährte, hier an auf seiner Pilgerschaft, um sich an der Kirche und dem Glauben dieses Landes zu trösten. In Oxford besuchte er Newman, der ihn zu einem Zwiegespräch über Religion einlud. Spörlein legte die Schwierigkeiten dar, mit denen er zu kämpfen habe, da die Consistorialregierung in den Händen von Ungläubigen sei, während in der evangelischen Gesellschaft, der er sich angeschlossen, die leitenden Glieder sich gegen jeden Gedanken einer kirchlichen Genossenschaft stemmten. Die Frühstücksgesellschaft bestand aus fünfzehn jungen Leuten, die Newman zu ihrer Meinungsäußerung aufforderte; und das Endurtheil, das keinen Widerspruch fand, war, daß „Pastor Spörlein als ein continentaler Christ der geistlichen Gewalt des Bischofs von Antwerpen unterworfen sei". Er wandte ein, daß er von diesem Bischof als Ketzer excommunicirt werden würde. — „Natürlich, aber Sie müssen sich seinem Urtheil anbequemen." — „Wie kann ich das thun", rief Spörlein aus, „ohne meinen Glauben abzuschwören?" — „Aber Ihr Glaube ist Ketzerei." — „Wie, glauben Sie, daß ich die römischen Irrthümer annehmen und den Glauben des Evangeliums abschwören müsse?" — „Es gibt keinen Glauben außer dem der Kirche." — „Aber mein Glaube ist an den gekreuzigten Christus." — „Sie sind im Irrthum, Sie werden nicht durch Christus selig, sondern in der Kirche."

Spörlein war wie vom Blitz getroffen; er blickte umher, frug aufs neue, erhielt aber nur dieselbe Antwort —, worauf er in die Erklärung ausbrach, daß er „an den gekreuzigten Christus glaube, durch dessen Verdienst er allein selig werden könne, und daß er sich nicht der römischen Kirche anschließen wolle, die er verabscheue, weil sie sich an die Stelle Christi setze". Einer nach dem Anderen ging weg, und als Newman allein mit ihm zurückblieb, versuchte dieser eine nähere Erklärung, welche jedoch die Sache nicht änderte. Ich wiederholte diese traurige Geschichte, wie Spörlein sie Hare und mir erzählt hatte: und Pusey sagte, es sei dasselbe, wie wenn man einem Manne, der über Zahnschmerzen klagte, erwiderte, das unfehlbare Mittel sei, sich den Kopf abschlagen zu lassen. Die Ge-

schichte machte einen solchen Eindruck auf Hare, daß sie ihn zu dem Entschlusse brachte, die Noten zu seinen Predigten zu veröffentlichen; und er sagte, wenn er in Oxford predigen könnte, so würde es über den Text des Elias sein: „Wenn der Herr Gott ist, so dient ihm, wenn aber Baal, so dient diesem."

„Es lebe Knox!" rief Lord Haddington aus, als wir über die Sache sprachen. Ich sage nicht so — dies ist die Reaction gegen die Einseitigkeit von Knox und seinen Nachfolgern. Aber sicherlich lieber Knox als den Papismus in seiner schlimmsten Erscheinung! O! dies ist herzzerreißend.

Dem Anfang September 1841 gehört zugleich der folgende Brief Bunsen's an Kestner an:

Pusey, 3. September 1841.

Ich muß mit dem Danke beginnen für Deine dem guten Heinrich wieder neu bewiesene Güte und Freundschaft. Er schreibt mir soeben, Du würdest Dich freuen, ihn zu sehen. Er ist allgemein beliebt und geachtet, und sein sanftes, stilles Auge sieht sehr verständig aus der demüthigen und klugen Seele heraus. Am 19. hoffe ich in der Kathedrale von Salisbury seiner Weihe zum Diakonus beizuwohnen. Wie schön, daß es gerade dort ist, bei dem würdigen Gemahl einer Seele, die ich geliebt und liebe wie eine Tochter, und die mich mit töchterlicher Liebe geliebt hat und liebt.*) Es ist ein schöner Ersatz, und mehr als das für uns alte Männer, daß wir eine väterliche Stellung einnehmen dürfen, die dem Manne so wohl steht gegenüber den Frauen, nicht wahr? Ich habe mir einige Tage Ferien gemacht, und schwelge hier in den Schönheiten des unvergleichlichen Grünen rings um mich her. Dabei lese ich mit Pusey Demosthenes. Aber die letzten acht Wochen waren keine Ruhetage. Ich habe nie mehr gearbeitet und nie so Wichtiges gethan. In sechs Monaten wirst Du schon etwas davon hören: vorerst laß mich Dir sagen, daß nie ein Mensch größeren Erfolg gehabt als ich diesesmal, und nie ein König größere Freude ausgedrückt als der meinige gegen mich.

Meine Zukunft wird sich in Berlin entscheiden, wo ich im October einzutreffen hoffe. Kann ich, so gehe ich zu meinem stillen Alpensitze zurück, noch in demselben Monate.

Meine Frau ist mit Emilie und den Zwillingen in Lavey bei St. Maurice. Sie hat sich sehr gefreut, Deine liebenswürdige Schwester kennen

*) Diese Zeilen waren kaum geschrieben, als das liebliche und geliebte Wesen, dem sie galten, „die Freude aller Augen und Herzen", Mrs. Denison (geb. Luise Ker Seymer) aus ihrem glücklichen Erdenlose zu dem höheren Leben abgerufen wurde, nach welchem ihre Seele sich sehnte. Anmerkung der Verfasserin.

gelernt, und in ihr ganz unseres lieben Kestner's eigene Schwester gefunden zu haben.

Folgende Briefe Bunsen's an seine Frau betreffen meistens die Erkrankung und den Tod von Mrs. Denison:

15. South Audley Street, 22. September.

Meine Liebe, ich habe von dem vortrefflichen Bischof, der mir in der letzten Woche dreimal geschrieben hat, keine guten Nachrichten.

Ich bin im Begriff, einen entscheidenden Schritt vorzubereiten. Ich werde durch den Courier, der am nächsten Freitag abreisen wird, meinem väterlichen Freunde, General von Thile, schreiben, daß ich die Pflicht fühle, danach zu streben, eine Heimat für meine Familie zu gewinnen, und den gegenwärtigen Augenblick als günstig betrachte; daß die Mission nach London ein glücklicher Schluß eines dreiundzwanzigjährigen diplomatischen Dienstes sei, aber meine Rückkehr nach Bern, ausgenommen zu dem Zwecke, meine Familie nach Hause abzuholen, mir unangemessen erscheine. Es würde in der Zwischenzeit mein Bestreben sein, Eigenthümer eines Landsitzes zu werden, um mich im nächsten Mai dorthin mit Ruhegehalt zum dauernden Aufenthalt zurückzuziehen. Ich hätte den Augenblick für günstig zu einer solchen Mittheilung meiner Pläne und Gesuche gehalten, da, nachdem ich in der Ausführung der Absichten Sr. Majestät Erfolg gehabt, und seine uneingeschränkten Lobsprüche erhalten, meine Handlungsweise nicht misverstanden werden könne. Dies wird ... allen Denen, welche wünschen, mich nicht in Preußen zu haben, beweisen, daß ich nicht beabsichtige, mich in des Königs Dienst hineinzudrängen.

Zuweilen erscheint es mir unmöglich, daß der König die von mir gesäete Saat anderer Hut als der meinigen anvertrauen sollte; aber Niemand kann dem Einfluß der Atmosphäre, von der er umgeben ist, und den Wirkungen der Luft, die er einathmet, entgehen; am wenigsten von Allen ein König. Wenn frei, kann ich ihm vielleicht zehnmal besser dienen als sonst. Ich will den Brief beendigen, wenn ich von Lord Aberdeen zurückkomme.

Dienstag 23. September. Meine Audienz im Auswärtigen Amte dauerte zwei Stunden und war sehr wichtig. Die Wolken beginnen sich zu sammeln. Das Ministerium verwundert sich, wie die Sache in so kurzer Zeit und in solcher Ausdehnung geschehen konnte. Aber die Bill ist gestern Abend angenommen worden.

P. S. Luise ist nicht mehr auf dieser Erde. Vor einer Stunde erhielt ich ein paar Zeilen von Mrs. Webber, kaum lesbar. Alles schien gut zu gehen — als gestern Nachmittag ein Ohnmachtsanfall sie zu ihrer Ruhe eingehen ließ. So schreibt sie Mittwoch Nacht — es war somit

keine Täuschung — es muß wirklich der Schlaf des Todes sein. O lieblicher und geliebter Engel — mögen wir Alle dorthin kommen, wo Du bist! . . .

25. September. Ich kann heute nichts thun, als Dir den Bericht der armen Mrs. Seymer einlegen. . . . Ich sende Dir eine Abschrift meines Briefes an General Thile über mich selbst. Ich bin froh, daß er geschrieben und abgesandt ist. Ich werde somit am 15. October irgendetwas wissen, wenn Thile blos den Brief an den König gibt. O, was ist das Leben! Gott erhalte Dich und alle meine Schätze um Dir!

Später an demselben Tage. — Es ist dies ein harter Schlag, und gegen Dich allein vermag ich mich darüber auszusprechen. O, wenn Du hier wärest, so könnten meine Thränen in Deiner theilnehmenden Gegenwart fließen; aber Du bist weit entfernt, und ich fühle mich so allein. Du wirst das Bedürfniß verstehen, mein Herz im Schreiben an Dich auszuschütten. Ich kann nicht sprechen und mein Herz ist so voll. . . . Welcher Kummer ist mir nicht erspart geblieben dadurch, daß Du mir erhalten wurdest! Wie würde ich es haben ertragen können, wenn Du mir entrissen worden wärest! und die theueren Kinder, die unter unseren Augen fast bis zur männlichen und weiblichen Reife herangewachsen sind! Aber diese ausgenommen konnte und kann mich auch in Zukunft kein Todesfall so hart treffen. Ich fühle jetzt eine Apathie gegen die ganze Welt, Dich und die Kinder ausgenommen, die mir theuerer als je erscheinen. Ich weiß, daß dies nicht auf die Länge anhalten wird, aber jetzt fühle ich so. Ich weiß nicht, was sonst zu schreiben; vielleicht werde ich morgen dazu im Stande sein.

Ich habe meinen Brief an Thile abgesandt; behalte die Abschrift für Dich. Es wird ein entscheidender Brief sein. O, wie hasse und verabscheue ich das diplomatische Leben! und wie wenig höheren geistigen Schwung gibt es hier in der hohen Gesellschaft, sobald man aufhört, von national-englischen Gegenständen und Interessen zu reden; und der ewige Sturmwind, das Gewirbel, Gedränge, Gerenne in diesem Ungeheuer von Stadt! Mein Aufenthalt in England im Jahre 1838—39 war die Poesie meines Daseins; dies ist die Prosa desselben. Es war ein Thau auf jenen fünfzehn Monaten, welchen die Sonne ausgetrocknet hat, und welchen nichts wiederherstellen kann. Selbst mit Dir und den Kindern würde das Leben erdrückend werden unter der diplomatischen Bürde. Ich kann um ein Landleben, aber nicht um ein londoner Leben für uns beten, obgleich ich nicht wage dagegen zu beten, wenn es sein soll.

Sonntag Morgen 6. October. In der letzten Nacht bei Sir Robert Peel hatte ich eine tiefgefühlte Unterhaltung mit Gladstone, welcher sie, die jetzt heimgegangen ist, kannte und verehrte. . . .

O, was ist das Leben, wenn es nicht ein Durchgang zur Ewigkeit und Seligkeit wäre! Unsere Gefühle stehen nicht im Verhältniß mit diesem Stückchen Dasein.

Gott segne und erhalte Dich und die theueren, köstlichen Kinder, so betet Dein Dir mehr wie je ergebener und treuer C. B.

Wootton-Hall, 28. September, morgens $7^3/_4$.

....'s Gesicht erinnert mich an Severn's Ausspruch über sie — „von allen Kindern werde sie die schönste werden, ein Madonnengesicht". Es sind die großen, breiten Züge italienischer Schönheit: der Rest der alten morgenländischen Großartigkeit unseres Stammes.....

O geliebte Seele! die Du so früh dieser Erde entschwandest! ich segne die Stunden, da Du mir erschienest, mit dem Zutrauen eines Kindes und mit der Schwärmerei einer Psyche, aber nicht der brausend begeisterten, sondern der selig beschauenden. Mein ganzes Herz sinnet, wie ich Dir in Schwäche, aber in Treue, ein Denkmal setzen kann. Ich müßte versuchen, den Gedanken auszuführen, den ich seit 25 Jahren gehegt: die Blüte meiner Anschauung und Ahnung in einen Dialog platonischer Art zusammenzudrängen, worin Psyche eine der redenden Gestalten wäre. Aber das Ganze kann man nur wollen: das Thun gibt Gott in der Kraft der Begeisterung. O geliebtes Wesen! geliebte Fanny! nur im Gedanken an Deine wohlthuende Nähe, an den Segen und Zauber Deines Daseins und Deiner Gegenwart, kann ich solche Hoffnung aussprechen. Du fühlst jetzt mit mir die Schärfe des Schmerzes, die sich nur in dem Schreiben an Dich, und in den stillen nächtlichen Stunden bittersüßer Erinnerung Luft macht.

In einem Briefe an Miß Bromley vom 11. October findet sich folgende Stelle:

Ich fand hier einen rührenden Brief meiner Frau vor über die uns Beiden so theure Abgeschiedene, ... ihre Worte drücken auf das schönste aus, was ich empfinde; ... sie schreibt mir: Sie war zu gut, um länger hienieden gelassen zu werden; sie hatte ihren Kampf gekämpft und überwunden; sie hatte das Ziel des menschlichen Daseins erreicht: ihr ganzes Wesen war vergeistigt, und sie nahm an irdischen Dingen nicht mehr mit ihren Sinnen Theil, sondern nur mit ihrer Liebe — mit jener Liebe, die noch ihre Kraft behält, wenn der Glaube im Anschauen aufgeht und die Hoffnung Erfüllung geworden. Ich habe ihr den Antheil nicht misgönnt, den sie an Deiner Liebe hatte, noch Dir den Antheil, den Du an ihrer Liebe hattest. Ich weiß, daß sie mich liebte, und ich liebte sie nicht blos aufs innigste, sondern liebe sie noch; denn in Bezug auf die Abgeschiedenen

befinden wir uns in ewiger Gegenwart: die Gefühle, die nie zu verschwinden bestimmt sind, gehören auch nie der Vergangenheit an.

Auf den Tod von Mrs. Denison bezieht sich auch folgender Brief Bunsen's an seine Schwiegermutter:

Wootton=Hall, 30. September 1841.

Infolge des plötzlichen Todes der Mrs. Denison hatte mich eine Niedergeschlagenheit befallen, wie ich sie bisher selten erlebt habe, sodaß ich außer an die Mutter jenes entschwundenen Engels und an meine Frau nicht zu schreiben im Stande gewesen bin. Desto dankbarer bin ich für den Ausdruck Ihres Mitgefühls. Meine Zuneigung zu ihr habe ich so wenig verheimlicht, als sie die ihrige zu mir; denn sie hatte mich an Vaters Statt angenommen, und ich liebte sie wie mein Kind; so verheimliche ich denn auch meinen Kummer nicht, sondern nehme es als mein Recht in Anspruch, über die Gestorbene zu trauern. Es ist mir eine wahre Wohlthat, den größeren Theil des Tages allein zu sein oder mit Miß Bromley Dasjenige zu lesen, was ich in der Einsamkeit lesen würde; bevor die hier erwartete Gesellschaft anlangt, werde ich entfliehen. . . . . Es hat mich einen Kampf gekostet, nicht nach Salisbury zu reisen (um bei der Ordination Heinrich's zugegen zu sein); aber eine große Last officieller Arbeit hinderte mich, und da war mir die Unmöglichkeit ein Trost. Ihre seelenvollen Augen bestrahlen mich in der Erinnerung, und dort würde ich sie geschlossen wiedergefunden haben. Von ihr will ich nur dieses sagen, daß es nie eine engelgleichere Seele gab, durch vollendete Schönheit sowol geoffenbart als verschleiert. Schon im Jahre 1839 hatte sie eine klare Vorempfindung ihres frühen Todes: doch hat sie diese Ahnung niemals daran gehindert, alle ihre Pflichten mit dem Eifer hingebender Liebe zu erfüllen, beseligt durch dieses Selbstopfer. Sie war heiter, denn ihr Wesen erfüllte Dankbarkeit: sie freute sich des Daseins, wie die Blume des Lichtes sich erfreut. . . .

Ich habe Calwich besucht — welch ein abgestorbener Fleck! — und voller Rührung auf den Teich, die Wiese, Bäume und Hügel geschaut, welche mit der Geschichte Ihres eigenen theuren Lebens sowie mit Fanny's Kindererinnerungen innig verknüpft sind. Morgen soll Ihr Bruder *) besucht werden, dessen Ergebung und Milde, wie ich von allen Seiten vernehme, wahrhaft erbaulich sind.

Von demselben Tage ist auch der nachfolgende Brief Bunsen's an seine Frau:

---

*) Bernhard Port, Vicar von Ilam.

Ich danke Gott, daß Du ganz fühlst wie ich, daß ich meiner Ehre wegen nicht nach Bern zurückgehen kann, außer um Dich zu holen: auch daß Du das große Los der preußischen Diplomatie — London — als ein pis-aller ansiehst wie ich. Auch hasse ich das diplomatische Leben mehr als je. Denn mein ganzes Wesen sehnt sich nach der stillen Ruhe der Ewigkeit, und Beschauung göttlicher Dinge, und Wegwerfen aller anderen. Des Mannes Hochgefühl liegt nicht im Gelingen, sondern im Beweisen der Kraft, im Handeln. Wenn der Herr mir nahe bleibt, und mich in der Demuth hält, so fürchte ich kein Unglück: denn was die Welt meinen Sturz nennen wird, ist das, was ich mir wünsche: otium cum dignitate. Zum ersten male seit 1834 bin ich wieder auf diesem Punkte! . . .

Ich fürchte, der König verbindet noch nicht Ursache und Wirkung hinlänglich im Regieren. Große Zurüstungen sind gemacht. Die Welt wartet, und die Zeit fliegt dahin unter Nichtsthun, welches als höchste Weisheit gilt. . . .

Wozu sind Ideale da, als um verwirklicht zu werden; wozu sind Gedanken gut, als um ausgeführt zu werden? Ich kann und werde das nie begreifen. Nie in der Weltgeschichte wird ein großes Geschick demselben Fürsten zweimal geboten. Und man täuscht sich, wenn man glaubt, in diesem Jahrhundert Völker täuschen oder in Schlaf wiegen zu können.

„Ich stand auf hoher Zinne, dem ew'gen Capitol" — summe ich mir oft vor: das war ein Blick in die Zukunft!

. . . . Ich habe Court Granville *) gesehen; er gefiel mir so sehr, daß ich mit ihm ein ernstes Gespräch anfing, das mir ihn noch lieber machte. Seitdem habe ich Mrs. Vernon gesprochen, die Frau vom Gute seiner Pfarre (Mayfield); sie sagt, er sei das Muster eines christlichen unermüdlichen Seelsorgers, und habe in vier Jahren das ganze Kirchspiel umgewandelt.

Gestern sahen wir Ilam, und Dovedale — welch liebliches Thal! Dovedale hat ganz den Charakter der norditalienischen oder vielmehr der südtirolischen Alpenthäler an der Etsch. . . . — Reizend ist das Pfarrhaus Deines Oheims. . . . Wie wir wegfuhren, begegneten wir Mrs. Ram und Lady Jane Ram — . . . ich werde sie morgen aufsuchen, und unterwegs in Mayfield vorsprechen, bei Mrs. Vernon — (einer wahren Diakonissin und Schwester der Barmherzigkeit) und mit ihr zu Court Granville gehen.

Ein Brief aus Rugby, welches Bunsen auf seiner Rückreise von Wootton-Hall nach London besuchte, zeugt von dem lebhaften Antheil, mit welchem er die unter dem Einflusse des trefflichen John Sandford

---

*) Jetzt Vicar von Alnwick in Northumberland.

in materieller wie geistlicher Hinsicht umgestaltete Pfarre Dunchurch in Augenschein genommen. Unter diesem würdigen Pfarrer war es Bunsen's eben ordinirtem Sohn Heinrich vergönnt als Hülfsgeistlicher zu wirken, um vollständig in den Kreis von Pflichten eingeführt zu werden, welche er bald in einer seiner selbständigen Leitung anvertrauten Pfarre ausüben sollte. Die Betrachtung der segensreichen Wirksamkeit des Pfarrers und seiner vorzüglichen Frau in Dunchurch bestärkte Bunsen in seiner Vorliebe für die englische Kirche und vermehrte die Befriedigung, mit welcher er seinen geliebten Sohn in ein eher ein Vorrecht als ein Dienst zu nennendes Amt eintreten sah, innerhalb der einzigen christlichen Gemeinschaft, deren erste Reformatoren dem Gewissen keine engere Fessel anlegten (in der jetzt brennenden Frage der Bibelauslegung) als diese, daß „die Heilige Schrift Dinge enthält, die da nothwendig sind zur Seligkeit".

Wenn in späteren Jahren Bunsen's Zuneigung zum englischen Kirchensystem erkaltete, so lag dies daran, daß die Schattenseiten und der theilweise Verfall einer fortwährenden Beobachtung nicht wohl verborgen bleiben konnten. Das Ideal, welches er sich, bevor er Einwohner des Landes war, gebildet hatte, und lebhaft bewunderte, hat er auch bis an das Ende bewundert, und nur beklagt, daß die Menschen so viele eigene Erfindungen in das Gebäude hineingebracht hätten, welches unter göttlicher Einwirkung so stattlich aufgerichtet worden sei.

Die nächsten Briefe Bunsen's an seine Frau sind aus London datirt:

South Audley Street, Sonntag Morgen, 12. October.

.... Der gestrige Tag war ein trauriger: die Ebbe der Gefühle war zu stark. Alle Sorgen und Zweifel und Bekümmernisse stürmten auf mich ein.... Der Bischof sandte mir einen Goldschmied, um das Maß zum Trauerringe zu nehmen: der Mann hatte sie gekannt, und kam auf die treuherzigste Weise mit seinen Gefühlen hervor, die ich nicht den Muth noch die Lust hatte zurückzuweisen. — Ich warf mich zuletzt in den Wagen ..... ging mit Abeken ins Athenäum, und dann mit ihm und Ernst nach dem Haymarket, um „Hamlet" (Macready) zu sehen. Es ist doch eine große, erhebende, reinigende Kraft, ein wahrer Gottessegen, in einem echten Kunstwerke! — Die Aufführung war im ganzen trefflich: die Macready's über alle Vorstellung herrlich. Ich habe nie etwas Aehnliches gesehen. Polonius war zu niedrig aufgefaßt. Leider! war Vieles ausgelassen: Polonius' Reiselehren an den Sohn, die Scene, wo von Fortinbraß die Rede ist, und wo er den König beten sieht, sowie der Schluß. Es ist schlimm genug,

es konnte jedoch viel schlimmer sein. — Sonnabend hatte ich mit Cornelius bei Peel essen sollen, war aber an Sir Robert Inglis versagt. Ich brachte jedoch den Abend dort zu. Durch Cornelius' Predigt ist es so gut wie beschlossen, daß die beiden Parlamentshäuser Frescomalerei erhalten werden."

London, Montag 12. October 1841.

.... Ich habe einen herrlichen Tag gestern verlebt mit Cornelius, in Windsor und Hampton Court, vorzüglich vor den köstlichen Cartons, die ich nie so gut gesehen. Für Cornelius war es die Erfüllung einer Sehnsucht seines Lebens: seine Erwartungen waren übertroffen, besonders durch den Carton vom Tode Ananias', was die Ausführung betrifft.

Als ich abends zu Hause kam, fand ich einen Brief von Sir Robert Peel: ich hatte ihm ... gedankt für die Auszeichnung, mit welcher er Cornelius empfangen, anknüpfend an den Eindruck seiner herrlichen Worte über Deutschland („das große und edle Deutschland") in der letzten Nacht des alten Ministeriums. Diesem verdanke ich einen Brief, der mir allein die Reise nach England verlohnt. Ich lege ihn in Abschrift bei. Die Sprache ist so warm, wie man sie sonst nie von ihm gewohnt ist. Ich sende ihn morgen an den lieben König, an dessen Geburtstage Du diese Zeilen erhalten wirst.

Der hier erwähnte Brief Sir Robert Peel's aus Whitehall vom 10. October 1841 lautet in Uebersetzung:

Das Billet, welches Sie verfehlt hat, und Ihnen aufs Land nachgeschickt wurde, enthielt nichts Weiteres als die Bitte, am vergangenen Freitag mit Herrn Cornelius zusammen bei mir zu speisen.

Ich versichere Sie, daß ich für jede Aufmerksamkeit, die ich jenem hervorragenden Künstler erwiesen haben mag, reichlich entschädigt worden bin durch die Befriedigung, seine Bekanntschaft gemacht zu haben.

Er gehört einem edeln, in jeder Kunst des Krieges und des Friedens hervorragenden Volke an. Die Einigung und die Vaterlandsliebe jenes Volkes, welches das Herz Europas bewohnt, wird für den Frieden der Welt die sicherste Gewähr, und zugleich den mächtigsten Schutz bieten gegen die Ausbreitung aller verderblichen Lehren, welche der Sache der Religion und Ordnung und derjenigen Freiheit, welche die Rechte Anderer achtet, feindselig sind.

Es ist meine ernstliche Hoffnung, daß ein jeder Angehörige dieses berühmten Volksstammes — möge er auch dem Staate, in dem er geboren, wie seinem heimischen Herde, eine besondere Anhänglichkeit wahren — seine Vaterlandsliebe nicht auf die Grenzen seiner engeren Heimat beschränke, sondern, stolz auf den Namen eines Deutschen, den Anspruch Germania's auf die Liebe, die Treue und die patriotische Hingebung aller ihrer Söhne anerkenne.

Die Empfindungen eines jeden Deutschen beurtheile ich wol mit Recht nach denjenigen, welche in meinem eigenen Herzen (im Herzen eines Fremdlings und Ausländers) durch ein Lied hervorgerufen worden sind, in welchem bei aller seiner Einfachheit der Wille eines mächtigen Volkes sich verkörpert zu haben schien:

Sie sollen ihn nicht haben
Den freien deutschen Rhein.

Sie werden ihn nicht haben — der Rhein wird durch ein Lied beschützt sein — wenn die Gesinnungen, welche das Lied zum Ausdruck bringt, wie ich zuversichtlich hoffe, jede deutsche Brust erfüllen.

Sie werden anfangen zu meinen, ich sei selbst ein guter Deutscher, und das bin ich auch, wenn herzliche Wünsche für die Einigung und Wohlfahrt des deutschen Stammes mich dazu machen können.

Ein Brief Bunsen's an einen Freund, zwar ohne Datum, aber ersichtlich derselben Zeit angehörig, enthält folgende Mittheilung:

Der König hat mir einen schönen, eigenhändigen Brief für den Erzbischof und den Bischof von London geschickt, als Antwort auf einen gemeinschaftlichen Brief, welchen diese an ihn gerichtet hatten. Sie sind beide entzückt darüber, obgleich er selbst ihn für kalt hielt und mir schrieb: „Sagen Sie den ehrwürdigen, lieben Herren, daß ich sie bitte, aus den kalten, formgerechten Worten des Briefes ein Herz voll wärmster Dankbarkeit und Verehrung herauszulesen“.

Was die Pläne des Königs über mich selbst betrifft, so sagt er, er wolle sie mir selber mittheilen, wenn ich nach Berlin komme! — Blos das steht fest, daß ich nicht nach Bern zurückkehre, außer vielleicht, um meine Familie abzuholen entweder nach Berlin oder nach London — denn der König will nichts davon hören, daß ich mich jetzt aufs Land zurückziehe.

Hier mögen wieder mehrere Briefe Bunsen's an seine Frau folgen:

London, 15. October 1841.

Um 2½ Uhr fahren wir, Ernst, Abeken, Ritter, Schleinitz, Hebeler, Lord Ashley, Mr. Ashley, Dr. M'Caul, Dr. Alexander, nach Richmond, wo ich ein Mahl habe bereiten lassen, zu des Königs Ehre. . . . . Sonntag 31. October ist die Einweihung des Bischofs. Sein Titel wird sein: „Bishop of the Church of St.-James at Jerusalem.“ Damit sind alle Parteien einverstanden.

London, 23. October 1841, morgens. Die Wochen hier werden schwer sein, für meine Ungeduld. Das ist eine gute Schule jedoch. . . .

Ich hoffe, Ernst hat Dir geschrieben, wie wir den 15. October gefeiert. Nie habe ich ihn so gefeiert, nie werde ich ihn wieder so feiern.

Um 11 Uhr war ich bei dem Bischof von London wegen der Bestimmung des Namens der Kirche: dann die Mittheilung des Schreibens des syrischen Patriarchen von Konstantinopel: dann die eines bischöflichen Amerikaners, der in Chaldäa gewesen war, im Auftrage des Patriarchen von El Kosch (bei Ninive): — dann Tomlinson's über Malta und Gibraltar: — ein Gespräch über Verbindung der ägyptisch-abyssinischen Missionen mit Jerusalem; — um 3 Uhr Lord Aberdeen's Mittheilung von Depeschen Lord Ponsonby's über die Zusage der Pforte für eine (wenngleich formlose) Anerkennung der protestantischen Kirche in der Türkei, das Recht Kapellen zu bauen (namentlich in Jerusalem), Eigenthum zu erwerben, Rajahs aufzunehmen, kurz, als Körperschaft zu handeln. So, zu Gladstone, um ihn abzuholen. Um 5 Uhr das Mahl, im „Star and Garter" in Richmond, beim schönsten Wetter, nach 3 Wochen Regen. . . . Dr. Alexander brachte des Königs Gesundheit aus, in einer begeisterten Rede, worin er ihn mit David und Salomo verglich, zugleich die Freundschaft der Engländer und Preußen hervorhob; dann dankte ich, und brachte „the Queen" und dann „the Queen Dowager" aus. Hierauf sangen wir (Ernst, William Ashley, und Gladstone die Sänger, die Anderen Chor) „Heil, Friedrich Wilhelm, Heil!" mit einer kleinen Veränderung in der dritten Strophe:

Der Du mit Herz und Muth
Bitterer Kriegeswuth
Richtig gewehrt,
Vater des Vaterlands,
Schütze des deutschen Manns
Heimischen Herd!

Darauf sang Ernst allein, mit dem Chor, nach der Melodie des „Gott erhalte Franz den Kaiser": „Gott erhalte unsern König". Zuletzt wurde gesungen: „Wer sprenget auf dem stolzen Roß", von einer jungen Dame übersetzt. Alsdann stand ich auf, und brachte aus — „The Church of England, and the venerable Prelates at her head" — und sprach, was ich fühlte. Dann erhob sich M'Caul, und dankte, über Jerusalem redend. Dies leitete zu Gladstone's Toast: „Prosperity to the Church of St.-James at Jerusalem and to her first Bishop." Nie hörte man eine herrlichere Rede — sie floß wie ein sanfter Strom. Als er im zweiten Theile Alexander anredete, ihm die Größe und Schwere seines Amtes darstellte, verbarg dieser in Rührung sein Gesicht: dann aber erhob er sich und dankte mit Würde und Gefühl.

Ich brachte nun nach einer Pause vor: „England and Prussia for ever!" — und redete dazu. Hierauf sangen wir: „Was ist des Deutschen Vaterland?" u. s. w. — auch: „Was blasen die Trompeten" — — alle herzlich einstimmend. Allgemeine Begeisterung entstand: die Reden und der Gesang waren wie England und Deutschland, nicht streitend, sondern wett-

eifernd. Die Stimmung war die der höchsten durch tiefen Ernst und die Hoheit des Gegenstandes gereinigten Freude. Wir wünschten uns gegenseitig Glück, wie zu etwas, das durch unser Zusammenarbeiten gelungen war. Ashley und Gladstone drückten sich warm die Hände, während bis dahin das Gespenst von High and Low Church sie getrennt hatte.

Wir fuhren in der schönsten Sternenpracht nach der Stadt; Gladstone in gleichmäßiger Begeisterung seine harmonischen Gedanken austönend.

Wir gingen zu Lady Stuart de Rothesay; es war ein Viertel vor 12, wir blieben bis 1 Uhr. Da sah ich Miß Stuart's unvergleichliche Werke: rafaelische Compositionen, wie sie nie ein Engländer gemacht. Der Eindruck war so tief, daß ich gestern trotz aller Geschäfte (und deren ist Legion) eine Stunde dort gewesen bin. — Jetzt muß ich zur Arbeit. Um 9 Uhr kommen zum Frühstück Sieveking, Pfarrer Pyne, Secretär der Syrischen Gesellschaft (früher Erzieher der Drusenfürsten), Isenberg, der abyssinische Glaubensbote.

Killerton, Sonntag Morgen 24. October 1841.

.... Hier sitze ich in himmlischem Sonnenschein, umweht von der milden Luft des zauberisch südlichen Devonshire: vor mir einen Hügel, dessen Abhang bis in den Garten neben dem blumenumrankten Hause mit stattlichen Steineichen prangt, und mit zwei schönen Cypressen, die sich aus dem dunkeln Laube und zwischen den breiten Kronen zierlich erheben. Wir fanden Pusey und die Inglis hier.

Von Gladstone habe ich einen langen, herrlichen, aber Schwierigkeiten erhebenden Brief erhalten. Ich muß die Sache mit ihm in dieser Woche durchsprechen; auch die Artikel für den Erzbischof fertig machen, und mit Sir Stratford Canning mich ganz verständigen; endlich kommt Julius Hare den 27.... Gladstone schreibt: „Ich weiß aus den Fragen, die ich über den Gegenstand erhalten, daß die Neuheit und (bisherige) Dunkelheit des Planes mächtig auf die Nerven meiner Landsleute fiel. Sie müssen uns die Wohlthat gewähren, uns mit sanfter und fester Hand zu führen."

London, Dienstag.

Peel gibt ein Dampfschiff, um den neuen Bischof nach Jaffa zu führen, mit seinem ganzen Stabe, etwa 16 bis 20 Seelen. Ashley hat es bei ihm durchgesetzt, ich bei Haddington, der sich recht warm als Freund bewährte. Tausend Dank zu Gott auch dafür! — Die Newmaniten fahren fort in ihrem Tadel; „John Bull" hat seinen Tadel zurückgenommen.

Dr. Nott ist gestorben! ohne daß er Georg oder mich gesehen. — Aber es tröstet mich, daß Pflicht mich abgehalten, nicht Nachlässigkeit gegen den Freund: er hat meinen Brief erhalten und gelesen.

Ich bleibe hier bis zur consecration, 7. November: den 8. Fest in Palestine Church — 9. Lord-Mayor in Guildhall. — Ach! das Herz ist oft unmuthig: seine Ungeduld und Hast wird gezüchtigt. Die Größe der Arbeit hilft mir durch einen Theil der 24 Stunden: Abend und Morgen sind oft schwer. Der Teufel will mir bisweilen Bitterkeit ins Herz geben gegen Berlin: ich verscheuche ihn aber mit dem Bilde des Königs. Ach! ich möchte Ihm so ungern Schmerz machen; und doch muß ich es vielleicht. Mein Herz ist bald hier, bald in Berlin, bald unter meinen wissenschaftlichen Arbeiten: immer aber bei Dir und den süßen Kindern!

Der Patriarch von Kairo hat zwei Missionare der Church Missionary Society an die Spitze seines Seminars gestellt, das 22 junge Männer enthält. Was wird das Nächste sein?

Sonntag Mittag, 31. October 1841. Hier stehe ich an meinem Pulte, geliebtes Wesen, anstatt in der Kirche, weil ich, ein Erkältungsfieber fühlend, gestern meinen Fasttag und Betttag gehalten, und heute noch das Zimmer hüte. — Da kommt gerade ein Schreiben vom 22., einen Gegenstand betreffend, der Abeken und mich in der verflossenen Woche ganz besonders beschäftigt hat: die Liturgie für die Kirche von Jerusalem. Wir hatten uns eine solche zu bilden gesucht aus den besten oder minder schlechten Formeln der ersten kleinen Ausgabe der königlichen Liturgie von 1821. Abeken hatte sie übersetzt, und übermorgen wollte ich sie dem Erzbischof mit den Artikeln übergeben, obwol unmuthigen Herzens: denn wir hätten etwas viel Besseres machen können, wenn wir die späteren größeren Ausgaben, eine besondere für jede Provinz, besessen hätten. Vergebens hatte ich darum geschrieben. Siehe! soeben kommen sie an, mit des Königs Befehl: —

> „für die syrischen Kirchen aus allen Provinzialagenden eine zum sonntäglichen Gebrauch zu componiren, —
> für die Festtage aber die der evangelischen Gemeinde in Rom zu wählen."

O wie sollte ich Dir mein Gefühl beschreiben! — So ist vom Capitol bis zum Berge Zion gerettet, was mir das Theuerste war von Allem, was ich gedacht und gestiftet! Und das im Augenblick, wo des Feindes Wuth das stille Heiligthum vom Capitol hinunterstößt! in einer Epoche meines Lebens, wo es mir klarer als je wird, daß, was ich angestrebt und im innersten Herzen trage, nicht paßt für die Gegenwart, von welcher ich durch die Kluft fünfundzwanzigjährigen Lebens auf dem Capitol und in England getrennt bin — Du kannst das fühlen, Geliebte! Ich kann nicht weiter schreiben. —

Montag 1. November. Den ganzen Tag, und den gestrigen Sonntag haben Abeken und ich geschwelgt in der liturgischen Arbeit. Ich habe meinen Entwurf schon ganz fertig.

Donnerstag 4. November. . . . . Es sind wichtige Tage verflossen seit meinem letzten Schreiben. Man hatte Gladstone aufgefordert, einer der trustees für den „Jerusalem-Fund" zu sein. Dieses führte zu einem Briefwechsel mit mir und mit dem Bischof von London. Er ist voller Scrupel: sein Herz ist mit uns, sein Verstand aber ist gefangen in einem engen System. Er erwartet das Heil von einer ganz anderen Seite, auf einem ganz anderen Wege. Gestern Abend erhielt ich einen Brief von ihm von 24 Seiten, den ich heute früh mit 8 beantwortete. Wir werden heute oder morgen eine Unterredung haben.

Der Bischof von London zeigt sich immer größer: er hat Gladstone herrlich geantwortet. Sein Brief schließt: „Meine Absicht ist nicht, die Kirche Christi einzuengen und zu beschränken, sondern sie zu erweitern." Mir zeigt er eine Freundschaft, die, glaube ich, ein Herzensverhältniß fürs Leben begründet. Er ist der Mann wie ihn die Kirche im gegenwärtigen Augenblick braucht, also ein „reconstructiver Reformer".

6½ Uhr. — Ich komme soeben von Lord Aberdeen. Die Türken haben Alles abgeschlagen. Lord Ponsonby ist abgereist mit einer donnernden Note. Doch habe ich durchgesetzt, daß der Bischof abgesandt wird.

Freitag 5. November. Heute bin ich zuerst von 9—11 bei Gladstone gewesen, in langen Scrupelerwägungen. Von 11—11½ bei dem Bischof von London. Von 12—1 Eisenbahn nach Croydon. 1¼ bis 1¾ mit dem Erzbischof (in Addington, seinem Landgut), um seine Entscheidung über den Namen des Bischofs zu haben, damit diese Nacht noch der „Warrant" verfertigt werde. — Mit seiner Entscheidung nach Gladstone, um seinen ostensibeln Brief abzuholen. Dann London House und Foreign Office, wo Alles in fünf Minuten abgemacht war: und so gelang es mir (unter Lord Canning's Beistand), Lord Aberdeen zu bewegen, statt „Syrien und Aegypten" die Gerichtsbarkeit zu stellen auf „Syrien und Chaldäa, Aegypten und Abyssinien". — Dann London House, — dann hierher: Briefe und Depeschen gelesen. Nun Anziehen zum Essen in der Royal Society mit Inglis von 6 bis 7½; dann Concert in Exeter-Hall — Spohr's „Jüngstes Gericht". Es lebe der 5. November!*)

Sonnabend 6. November, 9½ Uhr Abends. Es ist des ernsten, feierlichen Tages stiller Vorabend: die Sterne leuchten am Himmel nach dem herrlichsten Tage. Georg ist noch nicht angekommen. Das ist das einzige Störende.

Montag 8. November. Eben trat Georg herein. — — Welch ein Tag war der gestrige! Wer kann ihn beschreiben! Meine ausführliche

---

*) In England gefeiert als Jahrestag der Entdeckung der Pulververschwörung 1605 und der Landung Wilhelm's von Oranien 1688.

Darstellung an den König mußt Du in meinem Buche lesen: sie ist soeben fertig geworden. Nie erfuhr ich etwas Aehnliches an Großartigkeit und Feierlichkeit.

„Freitag 11. November. Ich habe Wagen und Pferde abgeschafft, um keinen neuen Monat zu beginnen. Das ist das erste Zeichen zum Aufbruch. Bischof Alexander segelt am Mittwoch 24. November: das ist das zweite. Gladstone hat die Trusteeship angenommen, und der Erzbischof und Bischof von London sind über die ihnen von mir vorgelegten Artikel einig geworden, und wollen sie die nächste Woche unterzeichnen; das ist das dritte.... Alles also drängt zur Abreise; doch wage ich nicht zu sagen, daß ich vor dem 1. December wegkomme.... Der König hat mir eine große Aufgabe in der liturgischen Arbeit aufgelegt! Abeken arbeitet den ganzen Tag, mir in der Uebersetzung zu helfen. Die Uebersetzung ist ganz von Maurice durchgesehen: Dienstag wird sie übergeben.

Die Wuth der Puseyiten ist so groß über die Verbindung mit der Lutherkirche in der Augsburgischen Confession, daß einer dem Erzbischof noch kurz vor der Consecration schrieb: „Es ist noch Zeit innezuhalten; wenn Ew. Gnaden es nicht thun, werden ich und meine Freunde uns der römischen Kirche anschließen."*) — Daß ich Gladstone's Scrupel überwunden, ist eins der größten Wunder.... Die Sache ist, die Puseyiten wollen sich mit Rom vereinigen: und dies zieht England nach den protestantischen Kirchen hin.

Ich lege Dir Ashley's herrlichen Brief bei, bei Uebersendung seines Bildnisses und einer schönen Gebetsammlung aus den alten englischen Vätern, mit Worten überwallender Liebe:

„9. November 1841. Meinem theuren Freunde Bunsen, dem würdigen Minister des besten und größten der Könige dieser Welt, als ein Andenken an unsere ernsten, sorgenvollen und durch Gottes Güte erfolgreichen Arbeiten, welche wir unter seiner Gnade durchgeführt haben für die Kräftigung der evangelischen Wahrheit, die Wohlfahrt Israels und die Ausdehnung des Reiches unseres gesegneten Herrn."

„Die wir zusammen süßen Umgang pflogen: zum Gotteshause wandelten in frohem Haufen."

Donnerstag 18. November 1841, 5 Uhr. Meine Geliebte! Das Los ist gefallen. Lord Aberdeen lud mich heute zu einer Conferenz ein,

---

*) Es ist dies dieselbe Drohung, von welcher Newman selbst in seiner „Apologia pro vita sua" (1864) berichtet. Die dem Erzbischof Howley schriftlich zugefertigte und später veröffentlichte Erklärung hatte den Titel: „Protest wider Eingriffe in die Rechte der griechischen Kirche, sowie gegen die Verbindung mit lutherischen und calvinistischen Ketzereien, vermittels Gemeinden, welche sich mit der Kirche nicht ausgesöhnt haben."

welche um 2 Uhr stattfand. Er schlug mir vor, was ich gerade mir erbitten wollte: daß der General-Consul Hugh Rose Befehl erhalte, den Bischof nach Jerusalem zu begleiten, und das Schiff daher in Beirut anlege. Ich hatte Lord Canning den Wunsch ganz im Vertrauen geäußert, und dieser hatte die Sache vorbereitet. Ferner sollte ich sagen, ob wirklich der Bischof sogleich reisen solle. Endlich theilte er mir geheime Depeschen über die Drusen mit, Alles mit einer Vertraulichkeit, die mir auffiel. Als ich mich empfahl, sagte er: „Nun, wir wünschen uns selbst Glück dazu, daß wir Sie behalten." — Ich gab ihm meine Unwissenheit zu erkennen, und er eröffnete mir Folgendes: „Der König hat mit dem letzten Courier, der vor acht Tagen ankam, durch den Minister schreiben lassen: «er wünsche einen Gesandten ganz nach dem Herzen der Königin zu senden, und wolle deshalb die ('in der That ganz ungewöhnliche' sagte Lord Aberdeen) Form wählen, ihr drei Namen vorzuschlagen.» Sie waren einer, und wir haben Sie ausgebeten. Ich dachte, Schleinitz hätte es Ihnen mitgetheilt." — Ich eröffnete ihm nun, daß ich den König um meine Entlassung gebeten, wenigstens auf zwei Jahre u. s. w. Wir kamen darauf auf weitere Gespräche, und schieden, als wenn wir uns zehn Jahre gekannt hätten. So also ist es wol entschieden, denn Du weißt, daß ich dem Könige zu folgen entschlossen war, natürlich unter Voraussetzung, daß der König mir die Mittel gibt, hier sorgenfrei zu leben und ihm Ehre zu machen.*)

Was hat den König bewogen, diese unerhörte Form zu wählen? — Heute ist ein großer Tag gewesen. Ich war in Fulham, und habe mit dem Bischof die beiden Liturgien (die von uns hier aus den preußischen componirte und die capitolinische), die Beichtordnung und die von uns vorgestern und gestern gearbeitete Confirmationsordnung durchgegangen. Der Bischof ist entzückt von unserer Liturgie, und mit unserer Einrichtung der

*) Eine Bemerkung in Bunsen's Briefe vom 22. September, wo er im Vergleich des damaligen Augenblicks mit dem Jahre 1834 die frühere Periode als „von Schwierigkeiten beunruhigt bezeichnet, unter anderem die elende pecuniärer Sorgen", muß als charakteristisch erwähnt werden. Nachdem ein unmittelbarer Druck entfernt war, wurde das Uebel als für immer überwunden angesehen. Nur einmal in dem Laufe seines diplomatischen Lebens genoß er die Annehmlichkeit, sich in dem Punkte der nothwendigen Ausgaben völlig sorgenfrei zu fühlen, und das war in Bern; nicht weil das Land billig, noch weil die Freigebigkeit der Regierung groß war, sondern wegen der Einfachheit der Lebensweise und des Mangels aller Ansprüche von seiten der Gesellschaft, welche damals in diesem Mittelpunkte der Schweiz bemerkbar waren. — Bunsen's Widerwillen gegen Geldangelegenheiten hielt ihn ab, die hier besprochene Bedingung zu stellen, und er trat sein neues Amt an, ohne zu ahnen, daß er demselben auch materielle Opfer zu bringen haben würde. Sein Geist lebte unter der Erleichterung der Gegenwart auf, und ließ keinerlei dunkle Ahnungen zu in der neuen Phase seiner Existenz, in welche er mit dem Jahre 1842 eintrat. Anmerkung der Verfasserin.

deutschen Confirmation so einverstanden, daß er sagte: „Wenn es gedruckt ist, werde ich versuchen, es in meiner Diöcese einzuführen.“

Der Bischof Alexander und seine Frau gefallen aller Welt. Prinz Albert hat ihn gestern gesehen. Die Vornehmen fangen an, sich um ihn zu reißen.

Meine Geliebte, ich schreibe Rhapsodien. Mein Herz ist so bewegt, wenn ich denke, wie Du, geliebtes Wesen, nun endlich von dem Manne Deiner Wahl, dem Du als unbekanntem, armen, wandernden Jüngling Hand und Herz gabst, nach der Heimat sollst zurückgeführt werden, um dort mit ihm den edelsten und geliebtesten aller Könige vor Deiner Königin und Nation zu vertreten. Von Allem, was Erfreuliches in der Ernennung liegt, erfreuet mich dieser Gedanke unvergleichlich am meisten und höchsten. Du geliebtes Herz! Zwischen jetzt und unserer Ansiedelung liegt noch Vieles. Die Ernennung auf den ersten Posten der preußischen Diplomatie muß die Brücke ins Vaterland sein. ... Morgen um 7 Uhr geht's nach Norwich (zu dem Bischof und Mrs. Stanley — Musikfest), Montag Abend zurück. — Acht Tage darauf nach Ostende, will's Gott!

Dienstag 23. November. Ich komme von Prinz Albert: — Die Königin hat den König gebeten, Mitte Januar hierher zu kommen, um den Prinzen von Wales aus der Taufe zu heben. Sie wünscht aber, daß er persönlich komme. Mir ward der Prinz selbst gezeigt und ich mit Gnaden überhäuft. — Ich hoffe, der König kommt. Ich schreibe sogleich.

24. November 1841. ... Dem Könige habe ich gestern geschrieben, soviel ich nur konnte, und gesagt, ich bitte Gott, Er möge Sich entschließen, der Königin Bitte zu erfüllen. Beim Schreiben wurde es mir klar, daß ich nicht weggehen darf, ohne eine Antwort erhalten zu haben, irgendeine, da die Königin durch ihren Gemahl mich ins Geheimniß gezogen hat. — — Was wird der König thun? — Vielleicht, die Kürze der Zeit berechnend, wird er mir befehlen zu bleiben, bis er selbst hierher kommt. — Von der Ernennung zu dem höchsten Posten habe ich natürlich nichts schreiben können, da die ganze Sache noch ein Geheimniß für mich sein soll, nach Graf Maltzan's Schreiben an Schleinitz, eben wie für den Grafen Dönhoff in München und Graf Arnim in Paris, die zwei Mitvorgeschlagenen. Ich werde morgen wieder schreiben, und vielleicht fällt mir eine Art ein, dem Könige zu sagen, was ich weiß. ... Es ist das größte Los in der Lotterie in den Augen der Welt: Du bist Zeuge, daß ich nicht die Hand danach ausgestreckt. Aber wenn ich auf Jerusalem hinblicke (und die Taufe ist daraus hervorgegangen), so rufe ich aus mit David: „Herr, was bin ich und mein Haus werth, daß du solches thust!“ Nie war eine Wahl des Gesandten ehrenvoller. — Lord Aberdeen's Antwort an Schleinitz war: „Nous désirons garder ce que nous avons.“ — Schleinitz will als Secretär

bleiben: ein unermeßlicher Gewinn. — Ich habe dem Könige gemeldet, daß man die Taufe bis zum 14. Februar verschieben will, wenn er verspricht zu kommen: sonst will die Königin Niemanden haben (und sie hat recht!) — ich habe dem König geschrieben, daß Jeder, die Königin, die Bischöfe, die Minister, die Nation es übelnehmen, es nie verzeihen werden, wenn er nicht kommt.

Montag 6. December 1841. Der König hat mir gleich nach seiner Rückkehr von München geschrieben: „Mein Herz zieht mich zur Taufe des Prinzen von Wales, meiner armen Elise tiefe innere und äußere Trauer und die kalte Jahreszeit hält mich. Bis die Königin aus Dresden zurück ist, kann ich nichts sagen. Gott wolle mich auch hier führen! Unterdessen bleiben Sie in England. Gott befohlen! F. W."

Dies ist am 29. geschrieben; am 30. abends, spätestens Mittwoch 1. December früh, ist Abeken, mit meiner sehr starken Depesche angekommen.

Donnerstag 9. December. Der König kommt, und wo nöthig schon Mitte Januar. Ich werde auf einem englischen Kriegsschiffe ihn abholen, wahrscheinlich in Rotterdam.

Die Artikel sind unterzeichnet zu meiner vollen Zufriedenheit. Gott sei ewig gepriesen! Er ist ein Gott, der Wunder thut, heute wie vor 2000 und 4000 Jahren!

Schloß Windsor, 28. December 1841.

(An Frau Waddington.) Liebste Mutter! Hier bin ich im Schloß zu Windsor, nahe der Stelle, wo Sie in Ihren Jugendjahren gelebt (obwol das Haus verschwunden ist, kann ich die Stelle aus Ihrer Beschreibung erkennen), hier auf dem Posten, wohin Sie mich wahrscheinlich gewünscht haben, als Sie mir Ihre Fanny zur Frau gaben, und Gott sei Dank! bin ich hier, ohne die Stellung gesucht zu haben, sondern im Gegentheil, nachdem ich gebeten, mich vom öffentlichen Leben zurücktreten zu lassen. In dieser Weise kann ich für mein Hiersein Dank empfinden und hoffe, daß ich ihn empfinde. Nie ist eine Aufnahme auszeichnender gewesen, als die mir hier zutheil wird. Meine Audienz war um 8 Uhr gerade vor Tisch. Man ersuchte mich, die Herzogin von Kent auf ihren Platz, der Königin gegenüber, zu führen, und mich dann rechts neben die Königin zu setzen. Brunnow hatte mir zuvor gesagt, daß ich auf keinen anderen Platz als neben der Herzogin oder dem Prinzen Albert Aussicht hätte. Als ich deshalb dem Befehl der Königin gehorchte, dachte ich an die Worte, welche der Papst spricht, wenn ihm besondere Ehre widerfährt: „Nicht mir wird dieses dargeboten, sondern dem heiligen Petrus." ... Die Königin ist ganz anders, als man sie darzustellen pflegt; sie spricht mit vieler Lebendigkeit, regt zum Gespräch an, und hat ihre Freude am Scherz. Der Abend verging in

der anmuthigsten Weise; beim Kartenspiel mit der Königin gewann ich ihr einen neuen Shilling ab von dem für Ihre Majestät eigens geprägten Gelde; den soll Fanny aufbewahren.

28. December 1841.

(An seine Frau.) Der König kommt zwischen dem 16. und 20. Januar und bringt Humboldt, Stolberg, Natzmer u. A. mit sich. . . . Das ist Alles, was ich weiß. . . . Ich bleibe heute in Windsor und kehre morgen zur Stadt zurück, um am Abend den „Messias" zu hören. . . . Ich werde kaum Zeit haben, um mein Haus zu ordnen und die Topographie Londons und die Gesichter des Hofes und der Diplomatie zu studiren. Gott segne Dich und die lieben Kinder, und gebe Euch ein glückliches neues Jahr!

Da nichts Urkundliches vorliegt, woraus sich die Veranlassung zu dem längeren Schwanken des Königs in Betreff der definitiven Stellung Bunsen's erklären ließe, so ist es nicht möglich, mehr als Vermuthungen auszusprechen, welche nur in unbestimmter Weise jenes Schwanken auf den widerstreitenden Einfluß verschiedener Strömungen zurückführen können, einig nur in dem Einen, daß sie Bunsen's Festsetzung am Mittelpunkte, in der intimsten Nähe des Königs aus verschiedenen Ursachen zu verhindern trachteten. Persönlich war der König wahrscheinlich sehr geneigt, Bunsen in der Heimat eine Thätigkeit zu schaffen, welche denjenigen Verkehr möglich machen würde, wie ihn der königliche Herr zu allen Zeiten besonders genossen, mehr als jemals aber bei der letzten Gelegenheit, als er (im Mai) Bunsen auf dem Wege nach London viel länger, als die Geschäfte es erforderten, bei sich zurückgehalten hatte. Aehnliche Absichten scheiterten indeß, so oft sie sich bildeten, nicht blos an der Eifersucht derer im Amte, sondern auch an den wirklichen in der Sache begründeten Schwierigkeiten. So wenig man Bunsen's Fähigkeit zu einer ministeriellen Stellung bezweifeln mochte, falls ihm freie Hand gelassen und die Bahn der Reformen eingeschlagen werde, so wußte doch Niemand besser als der König, daß ihm die Fähigkeit, sich als bloßes Werkzeug oder Rad in das herrschende büreaukratische System einfügen zu lassen, abging.

Unter solchen Umständen kam der König, als er Bunsen's Erfolg in England sah und ihn von Bülow als die für den dortigen Gesandtschaftsposten geeignetste Persönlichkeit bezeichnen hörte, auf den Gedanken, ihn zu Bülow's Nachfolger zu ernennen. Auch diese Auszeichnung mochte aber Bunsen's Gegnern in Berlin, so gern dieselben ihn auch aus des Königs Nähe verbannt sahen, zu groß für Jemanden

erscheinen, der nicht zu ihrem Kreise gehörte, und sie stellten dem Könige die Nothwendigkeit vor, nach einem so aristokratischen Lande wie England einen durch Geburt hervorragenden Gesandten zu schicken. So verfiel denn der König auf den Ausweg, der Königin Victoria die Wahl zwischen drei von ihm bezeichneten Personen freizulassen. — Vielleicht hätte er es lieber gesehen, wenn die Wahl der Königin nicht auf Bunsen gefallen und somit nichts übrig geblieben wäre, als Letzterem irgendeine Stelle in seiner Nähe zu geben.

Es ist nothwendig, Bunsen's Aeußerung über den Plan, sich vom öffentlichen Leben zurückzuziehen und auf einem Landsitze niederzulassen, kurz zu erklären, damit er nicht etwa in den Verdacht komme, Künste angewandt zu haben, um den König zu beeinflussen — ein seinem Charakter ganz fremdes Verfahren. Es war ein sehr ernstlich gehegtes Project, welches viele Seiten in seinen Briefen füllt, und zusammenhängt mit seinem beständigen Verlangen, unabhängig von allen geschäftlichen Ansprüchen zu sein, und seine ganze Zeit und Kraft seinen Arbeitsplänen und seiner Familie zu widmen. Daß es unausgeführt blieb, war nicht zu bedauern; denn auf die Länge würde Bunsen das Landleben nie ertragen haben. Er genoß es, wenn es sich auf einzelne Tage und Stunden in der schönen Jahreszeit beschränkte: aber der Verkehr der Geister, der Streit der Meinungen war das Lebenselement für ihn, und gewöhnt, wie er war, an die Hochflut europäischer Interessen in Rom und Berlin (und nachher in London), würde das vergleichsweise träg fließende Wasser kleinerer Mittelpunkte geistiger Thätigkeit zu allen Zeiten und in steigendem Maße mit der Zunahme der Jahre und der Erfahrung seinen Ansprüchen nicht entsprochen haben.

In Bezug auf die bei der Gründung des evangelischen Bisthums in Jerusalem gehegten Pläne und Hoffnungen — besonders soweit sie politischer Art sind und entweder in die „Orientalische Frage" oder in die Stellung Englands und Preußens zueinander eingreifen — entnehmen wir Bunsen's Papieren zunächst seine Aufzeichnungen über seine eigene Idee, über die Absichten des Königs und über die vor Bunsen's Sendung nach England geführten Verhandlungen*):

*) Obgleich das vorliegende Material zu einer quellenmäßigen Geschichte des Bisthums Jerusalem, die Vorgeschichte ebenso wie die spätere Entwickelung einge-

Wittenberg, 28. April 1841.

Hauptgrundsätze.

I. Den vier Mächten gegenüber: Princip des Schutzes der Christen und der Consularagenten und Gemeindehäupter.

II. England gegenüber: Darstellung einer evangelisch-apostolischen Kirche.

1) Also ein Bischof der englischen Kirche: die deutschen Geistlichen von ihm geweiht. Späterhin abwechselnde Wahl. Oder zwei Bischöfe, einer von jedem.

2) Eine gemeinschaftliche Kirche in Jerusalem (Berg Zion) mit gemeinschaftlicher Ausstattung. Gottesdienst morgens, abwechselnd englisch, deutsch, hebräisch.

3) Unterhandlung wegen Abtretung von Domänen für Ansiedelungen.

Also Union der Schwesterkirchen untereinander und mit Juda über dem Grabe des Erlösers.

III. Allein: Erwerbung von Domänen für die evangelische Colonisation (Verbindung mit Spittler-Hoffmann; christliche Colonie).

Geschichte dieser Gedankenentwickelung.

Am 5. April erhielt ich den Erlaß vom 30. März: daß der König beschlossen, mich auf kurze Zeit in außerordentlichem Auftrage nach England zu senden.

Sogleich stand mir fest, daß Unterhandlung wegen des Gelobten Landes der Zweck sei: der König würde mich sonst nicht von meinen Arbeiten abberufen haben für irgendeinen diplomatischen Zweck.

Am 19. früh morgens verließ ich Bern; abends und nachts war ich in Basel, wo ich von Spittler's Bemühungen für die Entsendung einer Colonie evangelischer Missionschristen nach Palästina hörte. Von dem Augenblicke an gewann der Gedanke, daß ein Bisthum in Jerusalem errichtet werden müsse, ein englisches mit ehrenvoller Stellung für deutsch-evangelische Christen, die Ausbildung, wie er unter II und III ausgesprochen ist.

Am 25. in Frankfurt (Sonntag) theilte Radowitz mir seine Denkschrift mit (vom 14. Februar), andeutend: der König habe außerdem noch den Plan, wenn die allgemeine Verständigung erfolgt sei, sich mit England über das evangelische Interesse zu verständigen. Hiernach bildete sich I aus.

Immer aber blieb der Gegenstand der Sendung eine bloße Vermuthung.

---

schlossen, vollständig ausreichen würde, so wäre doch damit dem Zwecke des vorliegenden Werkes wenig gedient, und beschränken wir uns daher auf einige der eigenen Aufzeichnungen Bunsen's, die besonders seine persönliche Auffassung der Sache genauer darlegen.

Erst in Schulpforta (27.) fand ich Usedom's Brief vor, welchem der König das Geheimniß vertraut hatte; nun schrieb ich in Wittenberg (am 28., dem Tage des Auszuges von Babel) das Ganze nieder, wie es hier sich findet.

Am Abend desselben Tages war ich in Berlin.

Berlin, Donnerstag 29. April 1841, 7 Uhr morgens.

Der Grundgedanke des Königs scheint mir folgender zu sein nach dem Inhalte der mir durch Radowitz mitgetheilten Denkschrift.

Die wunderbaren Weltereignisse der letzten Jahre haben die christlichen Mächte genöthigt in die morgenländische Frage einzugreifen, und vier derselben, die Pforte vom Untergange zu retten. Diese Wendung der Dinge legt den christlichen Mächten die Pflicht auf, das Los der Christen im türkischen Reiche zu sichern, insbesondere aber des Gelobten Landes zu gedenken. Drei Punkte scheinen wesentlich und erreichbar:

1) Die Christen hören auf, Rajahs zu sein im Gelobten Lande, sie bilden begünstigte Corporationen unter ihren geistlichen und weltlichen Oberen, unbeschadet des Hoheitsrechts der Pforte; Consularagenten üben die ausschließliche Gerichtsbarkeit, und zur Handhabung der Ordnung hat jeder eine Wache von 60 Mann bei sich. Jede Corporation bezahlt einen Tribut, wofür sie als Ganzes haftet.

2) Die römisch-katholischen Christen stehen unter dem besonderen Schutze eines von Oesterreich und Frankreich abwechselnd ernannten Agenten, die griechischen unter dem Rußlands, die evangelischen unter dem Englands und Preußens, die armenischen Christen getheilt unter den katholischen und griechischen Agenten.

3) Die drei heiligen Stätten: Jerusalem, Nazareth und Bethlehem, werden Besitz der christlichen Niederlassungen. Der Berg Zion wird den Christen übergeben.

Der Grundgedanke, welcher diesen Vorschlägen zu Grunde liegt, ist nicht allein ein frommer, eines christlichen Königs würdiger, sondern auch ein Gedanke der Zeit. Nachdem die Weltbegebenheiten so wunderbar Palästina und Syrien zum Mittelpunkte der europäischen Politik gemacht haben, fordert das christliche Gefühl allgemein eine Sicherung des Zustandes der dortigen Christen. Es ist auch klar, daß die Frage in ihrer Allgemeinheit eine europäisch-christliche, — in ihrer näheren evangelischen Beziehung eine englisch-preußische, — in ihrer nächsten Bedeutung eine preußisch-deutsche ist.

Ihre Behandlung wird also jedenfalls sich in drei Kreisen bewegen müssen.

Es fragt sich aber, welches die praktische Bedeutung jedes dieser drei Kreise für die Lösung der vorliegenden Frage sein werde.

Hier ergeben sich folgende Bedenken:

A. Die christlich-europäische Frage.

Es könnte scheinen, als wenn für diese Alles erledigt sei durch die allgemeinen Verträge und Verhandlungen dieses und des vorigen Jahres — sowie zuletzt noch durch die Mittheilung des Königs und die darauf erfolgten, meist ausweichenden, ja ablehnenden Antworten. Es ergibt sich auch eine praktische Schwierigkeit in der Hervorhebung des religiösen Elementes. Jetzt findet der Katholik aller Länder seinen natürlichen Schutz in manchen Fällen, insbesondere aber der Geistliche, bei Frankreich und Oesterreich. Allein der gegenwärtige rechtlose Zustand soll ja aufhören; die Christen sollen, als solche, festen Fuß im Gelobten Lande fassen. Wird es zweckmäßig erscheinen, daß der preußische Katholik unter Oesterreichs Schutz stehe? wird der österreichische, russische evangelische Christ aufhören dürfen, Unterthan seiner Regierung zu sein? Für die bekehrten Juden ließe sich dies denken, falls sie dort ein nationales Leben bilden, aber für die übrigen schwerlich.

Ueberläßt man die Sache sich selbst, so wird sich dieses Verhältniß von selbst bilden.

Oesterreich muß Alles aufbieten, die Anerkennung einer evangelischen Christenheit in Palästina zu hindern. Es fühlt, daß damit der Funke religiösen Forschens und evangelischen Wirkens in die morgenländische Welt geworfen wird. Eine solche Bewegung fürchtet Oesterreich als Bewegung, der Papst zwingt es, ihr zu widerstehen als ketzerischer. Der Tod der beiden alten Kirchen ist nirgends sichtbarer als im Gelobten Lande. Die Wirksamkeit des Evangeliums in Jerusalem ist jetzt selbst den Staatsmännern und Politikern kund und ruchbar geworden. Die evangelische Kirche auf Zion hat einen Lärmruf im „Univers", der „Gazette" und bei allen Ultramontanen hervorgerufen, viel mehr noch als die Kapelle auf dem Capitol.

Es ist also von dieser Seite nur Widerstand zu erwarten. Frankreich will der Beschützer der katholischen Kirche jetzt sein wie unter Franz I. und Ludwig XIV., Jedermann weiß, was das bedeutet. Rußland endlich sieht das christliche Morgenland von Gottes und Rechts wegen als den Schützling des Oberhauptes der orthodoxen Kirche an; das Treiben der Missionare ist ihm viel verhaßter noch als den katholischen Mächten.

Es ist also in dieser Sphäre Nichts zu gewinnen, Alles zu fürchten. Die Abtretung des Berges Zion ist unmöglich, auch dort ist wenigstens Eine Moschee (hinter David's Grab); sie kann verloren werden, aber nicht abgetreten. Eine christliche Besatzung in der Festung Zion wäre viel eher denkbar türkischerseits.

B. Die englisch-preußische Frage.

Sie ist eine weltgeschichtliche. Soll das Evangelium auf dem Berge

Zion Wurzel schlagen, von wo aus die Botschaft des Heiles erschollen ist, so muß es als eine Kirche und als eine apostolische Kirche erscheinen. Die beiden evangelischen Schwesterkirchen müssen sich über dem Grabe des Erlösers die Hände reichen zum ewigen Bunde. Praktisch ausgedrückt: Palästina muß ein evangelisches Bisthum werden, später, mit Gottes Hülfe, ein Netz von Bisthümern um Jerusalem her. Der erste Bischof kann nur ein englischer sein. Die evangelischen Geistlichen müssen von ihm geweiht werden, wie Nikolaysson es ist, Pieritz es sein wird, und wie es die Zöglinge des baseler Missionshauses sind und werden. Das ist der Union Anfang und Siegel. Später kann die Wahl wechseln, oder Preußen einen Bischof in Nazareth oder Bethlehem einsetzen. Der Gottesdienst für die deutsch redenden Juden wird jetzt nach der deutschen Uebersetzung des englischen Gebetbuches abgehalten.

Die amerikanische Kirche wird sich anschließen, sobald die Regierung der Vereinigten Staaten den allgemeinen Schutz von der Türkei sich wird haben versichern lassen.

Nur in jener Gestalt also wird die jetzige englische Regierung in die Frage eingehen, wenn sie muß, der christlichen Meinung wegen, und wenn sie darin ein neues Band sieht, das Preußen an England fesselt.

In jeder anderen Form scheint die Sache unausführbar. Die starren englischen Formen in Staat und Kirche vertragen keine Verschmelzung.

Weiter aber geht auch diese Sphäre nicht, mit Ausnahme zweier Punkte. Für die Ausführung ist eine Hauptsache: die Möglichkeit einer geordneten evangelischen Ansiedelung. Es müssen evangelische Missionsgemeinden aus Einheimischen und Fremden, Juden und Heiden dargestellt werden. Dies erfordert, daß man Herr sei von Landstrichen, also Domänen oder Privateigenthum erwerbe; dann nur kann man die Ansiedelung beherrschen. Dies erfordert in Konstantinopel wahrscheinlich englische kräftige Mitwirkung. — Zweitens muß der zur evangelischen Kirche übertretende Katholik, Grieche, Jude, Armenier (ja Mohammedaner wenn möglich) gesetzlichen Schutz finden gegen die Verfolgung seines bisherigen geistlichen Oberhauptes.

C. Die evangelisch-preußische Frage.

Hat man dies nun erreicht mit Englands Hülfe, und besitzt man zugleich einen oder mehrere Striche Landes, so sind schon tüchtige Leute bereit, Colonien dorthin zu setzen. Spittler's Plan ist, ein evangelisches Kornthal zu gründen, ohne dessen Absonderlichkeit: Ansiedler zu bilden in der Schule der Selbstverleugnung. Die Brüder Zinzendorf's werden helfen. Tausende werden sich melden; man wird weise wählen können.

Die irdische Grundlage bildet, nach Spittler, der Seidenbau neben dem Ackerbau. Die evangelischen Gemeinden werden bald selbständig und

wohlhabend sein, wie Kornthal und die Brüdergemeinden. Für evangelische Judenchristen wären eigene Gemeinden wünschbar.

Alles Uebrige muß dem Herrn überlassen werden.

Er wird den Weg zeigen, der jetzt noch dunkel ist. . . .

Uebersicht der Geschichte der Verhandlungen nach den Acten.

1839. Herr von Derschau u. A. bitten den König um Schutz für Palästina. Se. Maj. lehnt es ab, erklärt aber, die Sache sei von großer christlicher Bedeutung und verdiene Aufmerksamkeit.

1839. Der Minister der ausw. Ang. besorgt Schreiben derselben Gesellschaft an alle Mächte des christlichen Europas.

1840, 30. Juli. Mittheilung an Herrn Minister von Werther seitens Sr. Maj.

A. 6. August. Denkschrift (Bülow und Eichhorn) über die Möglichkeit und Nothwendigkeit, den Christen die heiligen Stätten und freie Andacht am Heiligen Grabe zu sichern — an den wiener Hof.

Keine Antwort.

1841, 2. Januar. Schreiben von Herrn Eynard an das königliche Ministerium (mitgetheilt dem Ministerium 16. d. M. — Antwort desselben 8. Februar). Die heiligen Stätten sollen den Christen übergeben werden, der König die Initiative ergreifen; alle Bekenntnisse sollen Theil daran haben.

5. Januar. Aufsatz in der augsburger Allgemeinen Zeitung über das Gelobte Land.

B. Anfang Februar. Mittheilung aus dem Cabinet; Unterhandlung mit England.

8. Februar. Zweite Denkschrift des Herrn von Bülow im Sinne der vorigen, aber an England allein gerichtet. Es soll für die heiligen Stätten ein Exterritorialitätsverhältniß eintreten.

Mittheilung von Herrn von Thile: der König wünscht, daß neben der rein palästinensischen Frage überhaupt die Christenemancipation im Morgenlande zum Gegenstande von Unterhandlungen gemacht werde.

9. Februar. Mittheilung der österreichischen Depesche an Esterhazy vom 3.: „die alten Privilegien herzustellen".

A¹. (1841) 14. Februar. Herrn von Radowitz' Denkschrift. Die Unterhandlung soll geführt werden unter den vier Mächten, davon die Initiative von England gegen Frankreich ergriffen.

Hauptpunkte der Radowitz'schen Denkschrift nach der letzten Fassung *):

1. Immunität der Christen an den heiligen Stätten.

*) Die Mittheilungen aus dieser Denkschrift sowie die aus der russischen Antwort sind aus dem Französischen übersetzt.

2. Sie stehen unter der ausschließlichen Gerichtsbarkeit christlicher Residenten.

3. Der Besitz der heiligen Stätten geht auf die fünf Mächte über gegen Entschädigung der jetzigen Besitzer. Zion würde befestigt und erhielte eine Garnison, 60 Mann von jeder Großmacht. Morijah verbliebe den Türken. Man würde versuchen, Zion der evangelischen Kirche allein zu reserviren.

4. Die Christen bilden vier Corporationen oder Gemeinschaften — die katholische, griechische, armenische, evangelische.

5. Es würde drei Residenten geben: einen für die Katholiken und die unirten Griechen und Armenier, abwechselnd von Oesterreich und Frankreich ernannt; einen für die Griechen und Armenier, von Rußland ernannt; einen für die Evangelischen, von England und Preußen abwechselnd ernannt.

Vielleicht müßte man auch für den Schutz der Juden und die Erziehung ihrer Kinder sorgen.

24. Februar. Circularnote des auswärtigen Ministeriums an die Gesandtschaften in London, Paris, Wien und Petersburg.

Antworten der Höfe:

Rußland: 4. März (20. Februar), 9. März (25. Februar).

Die Mittheilung hat auf den Kaiser einen peinlichen und schmerzlichen Eindruck gemacht. Man würde einen status in statu erhalten. Die Wache der Residenten würde nicht ausreichen: die Schiffe von Jaffa, 2 Märsche entfernt, könnten sie nicht unterstützen. Die Feindschaft der Griechen und Lateiner, deren Hauptquelle der Haß und die Anmaßung der lateinischen Mönche sind, steht jeder Einigung im Wege.

England: Bericht von Herrn von Bülow 18. März.

Lord Palmerston sieht große Schwierigkeiten. Die Engländer haben, was sie wünschen: Schutz, Consul, Kirche. Der Hattischerif von Gülhane hebt den Unterschied von Rajah und Türken auf: man muß nur auf dessen Ausführung wachen. Neue Verträge zu machen, ähnlich den alten, ist sehr schwierig. Noch andere Schwierigkeiten, über welche man sich später erklären will.

Oesterreich: Bericht von Herrn von Maltzan 17. März.

Man will die Antworten von London und Petersburg erwarten, bezieht sich übrigens auf das früher Geäußerte.

Weitere Mittheilungen von Petersburg an die russischen Gesandtschaften vom 24. (12.) März.

Man könne nur Schwierigkeiten sehen; außerdem gebe es in Jerusalem bei 15000 Einwohnern nur 1000 Christen. Der einzig wünschenswerthe Plan liege in folgenden Punkten:

1. Man erwirke einen neuen Hattischerif zur Bestätigung der alten Verträge und Privilegien.

2. In Jaffa oder Jerusalem werde ein Muschir über Palästina ernannt, mit dem Auftrag, die Ordnung dort aufrecht zu erhalten.

3. Positives Verbot an den christlichen Klerus, sich seinen alten Streitigkeiten hinzugeben.

4. Verbot an den Mollah und Kadi, die Christen jedesmal, wenn sie versuchen, sich von den Quälereien zu befreien, welchen man sie unterwirft, zu ranzioniren.

5. Der Patriarch von Jerusalem, welcher sich seiner Sicherheit wegen nach Konstantinopel zurückziehen mußte, muß nach Jerusalem zurückkehren, um dort die Disciplin zu erhalten.

6. Jede Neuerung wird im voraus zurückgewiesen. Für die streitigen Punkte wird eine Commission ernannt, zusammengesetzt aus dem Gouverneur der Provinz, dem Patriarchen, dem Superior der lateinischen und dem der armenischen Mönche und dem griechischen Commissar.

7. Die Kirchen und Klöster werden wiederhergestellt.

8. Verbot an die türkischen Soldaten, welche die Wache an den Thoren haben, in die Kirchen einzutreten.

9. Specieller Schutz für die russischen Pilger.

10. Die russischen Geistlichen werden fromme Anstalten in Jerusalem errichten dürfen: man wird ihnen eins der alten Klöster zuweisen.

Englische Parlamentsverhandlungen.

Unterhaus 12. März. Antrag von Sir R. Inglis: England soll sich zum Beschützer aller Protestanten im Gelobten Lande erklären, sowie Frankreich und Oesterreich die Römisch-katholischen, Rußland die Griechen beschützt.

Antwort von Lord Palmerston: die Sache sei schwierig, man unterhandle.

Oberhaus 26. März. Bischof von London: die englischen Christen, namentlich die Geistlichen, entbehrten dort des Schutzes, den die der morgenländischen und römischen Kirche genössen.

Lord Melbourne: die Sache sei unleugbar ein Uebelstand; man unterhandle.

Nach den Depeschen steht die Sache so:

Mitte Februar wurden Eröffnungen an England gemacht, folgenden Inhaltes: Die beiden evangelischen Großmächte verbinden sich, um den evangelischen Christen aller Bekenntnisse Schutz und Sicherheit im Gelobten Lande, namentlich in Jerusalem, zu verschaffen, und insbesondere um in Jerusalem, womöglich am Heiligen Grabe und auf dem Berge Zion, einen Tempel zu gründen, wo sie ihre Andacht verrichten können. Die Kosten

hierfür, auch für etwaige Befestigungen u. s. w., werden von beiden Mächten gemeinschaftlich getragen. England wird die Eröffnung an die übrigen Großmächte machen, sowie einen Residenten zum Schutz der Evangelischen ernennen.

Lord Palmerston hat hierüber mehrere Bedenken. Das Gesetz von Gülhane habe den Unterschied von Türke und Rajah aufgehoben; einen weiteren, besonderen Vertrag für die Christen zu erlangen, ähnlich den Rechten, welche frühere Verträge geben, sei schwer. Die Engländer hätten übrigens dort Schutz, auch einen Tempel, an dem gebaut werde. Andere Schwierigkeiten wolle er späterhin äußern. Seitdem lehnt er jedes weitere Eingehen ab.

Offenbar sieht Lord Palmerston die Unmöglichkeit ein, die englische Kirche mit anderen evangelischen Bekenntnissen zum gemeinschaftlichen Handeln zu bringen.

An diese Aufzeichnungen Bunsen's schließt sich — nach mannichfachen Besprechungen mit Eichhorn, Usedom und dem Juden-Missionar Pieritz, der selbst schon längere Zeit in Jerusalem thätig gewesen war — ein Aufsatz vom 1. Mai 1841 „Meine Stellung in England", der hier ebenfalls nicht fehlen darf:

Es wird vor allen Dingen vorausgesetzt, daß es den Absichten Sr. Maj. entspreche, Sich England überhaupt zu nähern und, ohne Aufgeben und Schaden der bestehenden Verhältnisse mit Oesterreich und Rußland, eine selbständige Stellung zur Aufrechterhaltung des Friedens der Welt an der Seite Englands zu nehmen.

Diese Stellung würde etwas Neues sein, und zugleich etwas bereits Eingeleitetes. England hat in den letzten 20 Jahren sich gewöhnt, Preußen entweder im Gefolge der Politik Oesterreichs oder Rußlands oder beider zu sehen, oder auch, von der Schwungkraft der Ereignisse und der Macht Englands getrieben, wie 1830, der englischen Politik sich anschließend. Die Verbindung Englands mit Frankreich galt in England mehr als die Folge denn als die Ursache des solidarischen Zusammenhaltens von Preußen, Oesterreich und Rußland. Dazu kommt, daß noch jetzt bei Tories und Whigs die überlieferte Politik diese ist: Englands treuester Bundesgenosse sei Oesterreich. Der große Kampf gegen Frankreich hat diese Idee des Spanischen Erbfolgekrieges bestärkt: die Hinneigung zu Friedrich dem Großen im Siebenjährigen Kriege und die nahe Stellung zu Friedrich Wilhelm III. in 1813 und 1815 sind durch die spätere Stellung in den Hintergrund getreten. England merkt nicht, daß Oesterreich nicht mehr Belgien und die Hut des Rheines hat: daß Oesterreich überhaupt den Schwerpunkt seiner Macht nicht in Deutschland, sondern in Ungarn und Italien besitzt. England hält sich desto eher an die Erfahrung, daß

Preußen Oesterreich nachgeht oder ihm nicht entgegenhandelt, ihm aber sich anschließt, auf Oesterreichs Initiative und nach Oesterreichs eigenen, wenngleich nicht immer in derselben Linie fortschreitenden Bewegungen.

Die Persönlichkeit Friedrich Wilhelm's III. als evangelischen Fürsten hat in den letzten Jahren Vieler Herzen in England zu ihm geneigt: doch wurde die Stellung nicht wesentlich geändert, der politischen Zurückgezogenheit wegen.

Friedrich Wilhelm IV. hat seine Regierung damit begonnen, daß er die Annahme des Vertrages vom 15. Juli seitens Oesterreichs und Rußlands entschied. Seine Persönlichkeit hat auch dort die Gemüther ergriffen: Aller Augen sehen auf ihn, eben weil man fühlt, daß eine Persönlichkeit auf dem Throne sitzt.

Die Hegemonie Preußens in Deutschland durch den Zollverein wird immer mehr als eine vollendete Thatsache angesehen, welcher man suchen muß die beste Seite abzugewinnen. Man öffnet also allmählich die Augen für die einzige einer so großen Nation würdige Ansicht der Sache: daß der Friede der Welt gesicherter ist durch ein starkes und einiges verbündetes Deutschland als durch irgendetwas Anderes; endlich, daß Oesterreich Preußen folgen wird und muß, nicht weniger als Holland. Der Augenblick wäre also seltsam günstig, um England zu einer solchen nahen Stellung zu Preußen Freudigkeit und Verlangen zu geben, wenn eine solche in den Gedanken Friedrich Wilhelm's IV. liegt.

Eine solche Stellung verändert die ganze Lage der palästinensischen Frage. Eine Einigung über sie ist alsdann das natürliche Symbol des allgemeinen Schutzbündnisses — bei einer whiggistischen, wie bei einer Toryregierung.

Ohne eine entschiedene Bewegung nach dieser Seite, ohne Beweis, daß Friedrich Wilhelm IV. seine Stellung zu England fortdauernd selbständig halten will, vor Allem, daß er nicht den angenommenen Eroberungsideen Rußlands Vorschub leisten will — ist in jener Angelegenheit kaum irgendetwas zu erlangen.

Mit jener Voraussetzung ist Alles zu erlangen, was als möglich, überhaupt praktisch erkannt wird, in Beziehung auf Palästina — durch den Gesandten des Königs.

Die griechische Angelegenheit.*) — Lord Palmerston weiß, daß

*) Ueber diese Sache sind ebenfalls reichliche Actenstücke vorhanden, sowol über die Zustände des Königreichs in den Jahren 1837 bis 1841, als über den dringenden Wunsch Friedrich Wilhelm's IV., seinen Schwager Otto von der Vormundschaft Sir Edward Lyons' zu befreien. Von besonderer Bedeutung darunter sind die Instruction für Bunsen vom 31. Mai 1841 über die in London zu stellende Forderung, diesen Gesandten „entweder abzuberufen oder mit der ganz bestimmten Weisung zu versehen, sich der verderblichen Einmischung in

Sir E. Lyons eine Geisel ist für König Otto. Allein er braucht diese Geisel wegen zweier Umstände:

1. Weil Lyons eine ganz entschiedene, kriegerische Stellung eingenommen gegen die russische Partei. Man hält dafür, Rußland wolle Griechenland zum Hebel seiner ehrgeizigen Pläne machen oder es ganz unterdrücken. Man fürchtet für die Ionischen Inseln die feindselige Einwirkung der russischen Partei in Hellas. Also: antirussisch zu sein ist das Haupterforderniß des englischen Gesandten, und dieses ist Lyons.

2. Weil Lyons die constitutionelle Richtung darstellt... Populär wird diese Ansicht noch insbesondere dadurch, daß England überhaupt nach einer Garantie sucht für die Rückzahlung der Schuld an die großen Mächte, soweit es selbst wenigstens betheiligt ist. Die Garantie gegen Verschleuderung nach alter Weise und zugleich gegen Auflösung des Reiches und Bankrott glaubt Lord Palmerston in einer Constitution zu finden. Dies gibt Sir E. Lyons eine zweite, scharfe Seite gegen König Otto, die man nicht ungern sieht.

Das praktische Moment nun wäre: England die Ueberzeugung zu geben, daß es sich selbst schadet durch Lyons. Aber dergleichen zu sagen mit Hoffnung guter Aufnahme und sicheren Erfolgs, kann nicht das Werk eines vorübergehenden Commissars sein, sondern nur eines Gesandten, bei guter Gelegenheit, im rechten Augenblicke: es kann nicht Begründung eines vertrauteren Verhältnisses sein; denn es setzt eine große Vertraulichkeit voraus... Beide Aufgaben stehen also praktisch unter denselben Bedingungen: nur infolge einer guten Aufnahme kann ihre Lösung angebahnt werden.

Bunsen's Tagebuch gibt nun sowol über seine weitere Thätigkeit in **Berlin** als über die Reise nach **London** und den ganzen englischen Aufenthalt genaue Mittheilungen.

Bereits am 3. Mai stellte er „Grundzüge eines Planes für die Unterhandlungen über Palästina" auf, nach einer mehrstündigen Audienz beim Könige am Tage vorher; diese Grundzüge bezogen sich sowol auf die politische als auf die kirchliche Unterhandlung in England und außerdem auf die öffentliche Meinung in Deutschland.

Am 8. Mai folgte ein Vortrag beim Könige, welcher, ausgehend von der gegenwärtigen Lage der öffentlichen Meinung in England und Deutschland einerseits und den Grundgedanken des Königs andererseits, die palästinensische Frage nach den vier Seiten: der europäisch-türkischen, der englisch-politischen, der englisch-kirchlichen und der deutschen

---

Gegenstände rein innerer Natur und persönlicher Art zu enthalten", und eine Reihe von Berichten aus Athen vom 17., 24., 25., 26., 27. Juni, 11. und 12. Juli, besonders über die damalige Insurrection auf Candia.

Frage behandelte, und nach all diesen Beziehungen bestimmte Vorschläge formulirte, ebenso wie schließlich auch über die griechische Angelegenheit.

An diese Audienz schlossen sich in den nächsten Tagen Entwürfe der für Bunsen's Sendung festzusetzenden Instructionen, über die in einem zweiten Vortrage beim Könige am 14. Mai Entscheidung getroffen wurde. Die folgenden Tage brachten noch vielfache andere Verhandlungen, theils über die Reform der evangelischen Consistorialverfassung, theils über die Maßregeln in Bezug auf die Alt-Lutheraner, theils über die seit der Sendung Brühl's wieder angeknüpften Beziehungen zur römischen Curie, über welche letzteren eine Geheimerathssitzung vom 18. Mai dahin entschied, es seien die römischen Vorschläge mit der Modification anzunehmen, daß als Coadjutor des Erzbischofs Droste ein bereits geweihter Bischof eintrete, damit die Consecration durch jenen vermieden werde.*)

Die Instructionen für Bunsen's Thätigkeit in England wurden auf Grund seiner vier Denkschriften: „Ueber die Stellung des gegenwärtigen englischen Ministeriums zur Nation und bischöflichen Kirche hinsichtlich der palästinensischen Frage", „Ueber die Stellung der bischöflichen Kirche zur palästinensischen Frage", „Ueber die Stellung des Königs zur deutsch-evangelischen Kirche bei der beabsichtigten Besprechung mit der bischöflichen Englands", „Ueber die dem Geheimen Legationsrath Bunsen in London zu gebende Stellung", am 2. Juni endgültig festgestellt.

Am 9. Juni erfolgte, nachdem noch mancherlei Einzelbesprechungen, über welche das Tagebuch genauen Bericht gibt, vorausgegangen, die Abreise.

Ueber den Verlauf der Unterhandlungen in England selbst bedarf es hier keiner Ergänzung zu den oben gegebenen Mittheilungen**),

---

*) Von besonderem Interesse sind die Tagebuchnotizen über zwei Unterredungen vom 15. Mai; in der einen (mit Usedom) werden die Aeußerungen der Ultras von 1837 erwähnt: „ein Vornehmer in Rom werde Alles bald beilegen: der Papst werde einsehen, daß man den Feinden der Ordnung gemeinsam entgegenarbeiten müsse, Gregor XVI. sei besser für uns als Papst als Clemens XIV."; in der anderen äußerte sich Fürstbischof Sedlniczki dahin: „die Evangelischen und die gemäßigten Katholiken seien gleicherweise ohne Muth".

**) Ueber die verschiedenen Stadien und Kreise dieser Verhandlungen berichten 57 genaue Referate Bunsen's, denen noch die Aufzeichnungen des Tagebuchs als Ergänzung dienen, sowie außerdem eine Reihe von anderen Correspondenzen sowol mit Berlin (Thile, Werther, Maltzan, Stolberg, Eichhorn und Anderen), als in England selbst (mit Palmerston, Peel, Gladstone, Erzbischof von Canterbury, Bischof von

und sollte ein Leser sich näher mit dieser Sache befassen wollen, so verweisen wir ihn auf Bunsen's und Abeken's gemeinsame Schrift: „Das evangelische Bisthum in Jerusalem".*)

London und Anderen). Ebenso liegen nähere Berichte vor über den Ministerwechsel in England, über die Einladung des Königs zur Pathenstelle und über Bunsen's Ernennung zum Gesandten in England. Endlich ist auch über die Entwickelung des Bisthums Jerusalem selbst eine Reihe der wichtigsten Documente vorhanden, theils aus der Zeit der Gründung (in Briefen von Rothe, Spittler, Hoffmann I. und II., Barth, Ostertag, Merle d'Aubigné, Synodalpräses Gräber, Missionsinspector Richter und Anderen), theils über die Jahre 1842 bis 1848 (in Briefen von Bischof Alexander 1842 bis 1845, sowie von Bischof Gobat 1846 bis 1848). Wie endlich die schiefe Stellung, welche die englische Kirche hinterher zu der gemeinsamen Stiftung einnahm, von Bunsen selber beurtheilt wurde, geht aus seinem (später mitgetheilten) Briefe an Herrn von Thile gegen Ende des Jahres 1847 hervor.

*) Die deutsche Ausgabe dieser Schrift ist 1842 (Berlin, W. Besser) erschienen; außerdem kam eine französische Uebersetzung heraus von A. de Mestral. In einem (französischen) Briefe an den Letzteren vom 28. September 1842 behandelt Bunsen unter anderem die Frage über die Möglichkeit eines Anschlusses der französischen Protestanten an die englisch-deutsche Stiftung, auf Grund der Augustana oder der 39 Artikel. Nach einer längeren Ausführung, daß ihnen hierin Freiheit gelassen werden müsse, erklärt Bunsen weiter für den Haupteinigungspunkt eine gemeinsame Liturgie: „Die Liturgie ist das Symbol der Kirche der Zukunft; die Zeit, Glaubensartikel zu machen, ist vorüber; die kirchliche Einheit der Zukunft liegt im Gebet, in der Anbetung, ausgedrückt in populären Formen, die Eigenthum des ganzen christlichen Volkes, der ecclesia, sein werden und nicht nur des Klerus."

Vierter Abschnitt.

Bunsen als preußischer Gesandter in England.

(1841—1844.)

Bunsen's Wiedervereinigung mit seiner Familie. — Wohnung in Carlton Terrace. — Besuch des Königs von Preußen in England. — Ball in Windsor. — Luncheon im Gesandtschaftshause. — Festlichkeiten der englischen Aristokratie zu Ehren des Königs. — Eröffnung des Parlaments. — Aufführung von Kirchenmusik. — Attentat auf die Königin. — Cambridge. — Tod Thomas Arnold's. — Florence Nightingale. — Dramatische Aufführungen. — Neue Ausgabe des Gesang- und Gebetbuchs. — Aegyptologische Arbeiten. — Landsitz in Herstmonceaux. — Abreise von Lepsius. — Besuche in Norwich und Drayton Manor. — Bunsen und Peel. — Briefwechsel des Jahres 1843. — Schrift über das Bisthum Jerusalem. — Reise nach Berlin im Jahre 1844. — Reisebriefe vom Rhein. — Das deutsche Hospital in London. — Empfang beim König. — Audienz beim Prinzen von Preußen. — Die preußische Verfassungsfrage. — Stimmung in der Bevölkerung. — Die „Oresteia". — Besuch des Kaisers von Rußland in Preußen und England. — Politische und literarische Arbeiten in Berlin. — Rückkehr nach London. — Rundreise durch England mit dem Prinzen von Preußen. — Puseyismus. — Beginn des Verkehrs mit Max Müller. — Gedicht auf Niebuhr. — Denkschriften über Einführung einer ständischen Verfassung in Preußen, über den Adel, über den projectirten Schwanenorden und über den Zustand Großbritanniens.

Der Anfang des Jahres 1842 brachte Bunsen die Wiedervereinigung mit seiner Familie, die in den letzten Tagen des December 1841 die Schweiz verließ; ihre Reise wurde ohne irgendwelche Schwierigkeit oder Behinderung bei ungewöhnlich mildem und günstigem Wetter zurückgelegt. Sie wurde am 6. Januar von Bunsen an der Treppe des Tower in Empfang genommen und zu dem schönen Hause geleitet, welches Bunsen von Lord Stuart de Rothesay gemiethet hatte (Nr. 4, Carlton Terrace).

Um die Lebensweise Bunsen's in dem Beginn seines englischen Aufenthaltes zu schildern, müssen wir unsere Zuflucht zu Auszügen aus Briefen an seine Schwiegermutter nehmen, die von ihr aufbewahrt wurden, und die einzige schriftliche Urkunde aus dieser Zeit bilden. Allerdings war in dem gegenwärtigen Fall, wie schon manchmal

vorher, manches Bedenken zu überwinden in Bezug auf die Erwähnung von Dingen, welche für Bunsen's inneres Leben sowol als für die ernsteren Umstände und Zwecke seines äußeren Lebens unerheblich scheinen; es war jedoch einer seiner eigenen Grundsätze, welchen er zwar wol auf verschiedene Weise ausdrückte, im Handeln aber immer befolgte, daß ohne die Kenntniß und Beachtung der umgebenden Scenerie und des sie begrenzenden Horizonts weder in die Gesinnungsart, noch in die Handlungsweise eines Menschen ein richtiger Einblick möglich sei. Es ist übrigens in hohem Grade zu bedauern, daß während der ganzen Zeit von Bunsen's Aufenthalt in London seine eigenen Briefe verhältnißmäßig selten sind, weil er nur selten und ausnahmsweise sich von der entfernte, der er, wenn er abwesend war, nie ein Tagebuch seiner Gedanken und Handlungen zu geben versäumte. Da ohnedies in England die vorwiegende Beschäftigung Bunsen's die Politik wurde, von der hier abgesehen wird, wo sie nicht etwa von Bunsen selbst in den mitgetheilten Briefauszügen berührt wird, so ist von diesen reiferen Jahren leider nicht mehr, sondern weniger zu berichten als aus der ersten Periode seines persönlichen und öffentlichen Lebens.

Den Eindruck, welchen London auf die eben eingetroffenen Mitglieder der Familie machte, schildert ein Brief vom 9. Januar:

... Ich habe ein solches Heimweh nach dem Hubel, daß ich meine älteren Mädchen kaum ansehen kann; keins von ihnen klagt, aber ihre Gesichtszüge zeigen die vom traurigen Ortswechsel erzeugte Niedergeschlagenheit; hier erfreut sie nichts; dort fehlte es ihnen an nichts, was sie wünschen und genießen konnten. Dieser Zustand wird sich zweifelsohne bessern; ... die Lage ist unschätzbar. Vor zwei Tagen war die Luft klar, und ich sah die Aussicht über den Park hinweg bis zur Westminsterabtei und hatte den größeren Theil des Tages die Sonne auf den Fenstern; die Ruhe ist köstlich, da das Haus nicht in einer belebten Straße liegt. Bin ich niedergeschlagen gewesen, so war dies eine Folge des Wechsels, der uns aus der Freiheit eines prächtigen Landlebens in die Finsterniß eines londoner Winters und in die Sklaverei eines londoner Lebens gebracht hat.

Unmittelbar nach der Ankunft der Bunsen'schen Familie erfolgte der Besuch des Königs Friedrich Wilhelm IV. in England. In einem Briefe vom 19. Januar heißt es:

Gestern morgen schiffte sich Bunsen an Bord des „Feuerbrand" ein, um dem Könige entgegenzureisen und ihn abzuholen; aber das Schiff konnte mit der Morgenflut nicht abfahren, — ich hoffe, daß es am Abend geschehen sein wird. Georg kam zeitig genug, um seinen Vater noch zu sehen, der ihn mit sich genommen hat.

Bunsen selbst schreibt darüber an seine Frau:

Dienstag 18. Januar, an Bord des „Feuerbrand".

Hier bin ich nun, in der bequemen Kajüte des bequemsten der Schiffe; aber wir können uns nicht bewegen, zunächst wegen des dichten Nebels und dann, weil ein Dampfkessel, der über kurz oder lang bersten mußte, dies gerade im rechten Augenblick that, als alle Hände zur Ausbesserung bereit waren! Niemand weiß, wann wir abfahren, ich glaube aber nicht vor der Abendflut. Never mind! Ich lese, schreibe, schwatze, bin guter Dinge und denke an Euch.... Wir haben schon einen Ausflug nach Brügge und Gent abgesprochen, wenn wir bei guter Zeit nach Ostende kommen.

Die Ankunft und der Aufenthalt des Königs in England sind in folgenden Briefen von anderer Hand näher beschrieben:

Am Samstag 22. Januar fuhr ich nach Greenwich, um von der Wohnung des Admirals aus (mit Neukomm) der Landung des Königs zuzusehen. Bevor der König ankam, hatte ich das Vergnügen, Lady Stopford und ihre Tochter zu sehen, angenehm wie alle Stopfords, die ich kenne, und von Lady Bloomfield wiedererkannt zu werden, der einzigen Person, die mir nicht fremd war, Lord und Lady Haddington und Lord Westmoreland ausgenommen. Die Landung und der Empfang des Königs waren reizend anzusehen: das plötzliche Erscheinen des langerwarteten Dampfers, das rasche Niederlassen der Flagge mit dem schwarzen Adler und das ebenso rasche Aufhissen derselben in dem leichten Boote, welches den König und seine Begleiter zu der Treppe brachte, die von dem Saume des Wassers zu der Terrasse führt. Der König kam mit dem Prinzen Albert die Treppen herauf, und gab uns während seiner kurzen aber herzlichen Begrüßung der Prinzessin Sophie von Gloucester Gelegenheit ihn zu sehen, bevor er aufbrach, begleitet von dem ganzen Gefolge, mit Einschluß von Bunsen, der für die ganze Zeit des königlichen Aufenthalts nach Windsor Castle eingeladen ist....

Am Mittwoch 26. Januar schrieb Bunsen, um mir die Nachricht zu geben, daß mir eine Einladung auf Freitag den 28. zugesandt werden würde, um in Windsor Castle bis zum Samstag Morgen zu bleiben, — an welchem Samstag der König geruhen wollte, das Luncheon in unserer Wohnung einzunehmen, — wobei solche Personen eingeladen werden sollten, die der König sonst gar nicht oder doch nicht so viel, als er wünschen mochte, hätte sehen können. Am Donnerstag war Bunsen auf ein paar Stunden zu Hause, und im Laufe dieser Zeit machten der Erzbischof von Canterbury und der Bischof von London einen Besuch; ich war froh, sie zu sehen, wünschte sie aber doch fort, um zu hören, was für Einladungen

ich schreiben und absenden solle. Am Freitag war ich an der Arbeit, bis es Zeit war, zur Eisenbahn zu fahren, und holte Bunsen unterwegs bei Sir Robert Peel ab, wohin er den König begleitet hatte, der dort ein Luncheon angenommen hatte. Wir erhielten in dem York Tower eine sehr bequeme Wohnung angewiesen. Sobald wir umgekleidet waren, eilten wir den Anweisungen des Lord Delaware und der Herzogin von Buccleuch gemäß durch ein glänzendes Zimmer nach dem andern, bis wir den prachtvollen Ballsaal erreichten, wo sich die Gäste versammelt hatten, um das Erscheinen der Königin zu erwarten. . . . Lord Haddington führte mich zur Tafel. Das Schauspiel war ein solches, wie es Feenmärchen beschreiben, — wirklich prachtvoll. Die schönen Verhältnisse des Saales, die Masse von Licht, die von oben herabstrahlte, gedämpft durch dicke Krystallplatten mit geschnitzten Darstellungen, das goldene Geschirr auf dem Tische, und die Seitentische schimmernd vom Widerscheine der Tausende von Lichtern, die alle in angemessener Höhe hingen, — wenig fehlte, um den Anblick vollkommen zu machen. Die Gesundheit des Königs wurde getrunken, sobald das Eis herumgereicht worden war, und dann erhob sich Ihre Majestät und ging hinaus, von allen Damen gefolgt. Sobald der König mit Prinz Albert nachkam, begann der Ball. Die Königin forderte den König zu einer Quadrille auf. . . . Der Ball war so hübsch wie möglich, weil Jedermann gut tanzte und reichlichen Raum hatte, sich zu bewegen. Keinerlei Liebenswürdigkeit, die mir selber nur erwiesen werden konnte, wurde unterlassen. . . Mein Eindruck von dem Benehmen der Königin ist, daß es in Würde und Anmuth ganz vollkommen ist. Sie unterhielt sich eifrig mit dem Könige, indem sie herzlich (nicht blos conventionell) über Dinge lachte, die er zu ihrer Unterhaltung sagte. Um halb zwölf zog sie sich zurück, indem sie sich anmuthsvoll vor der Gesellschaft verbeugte.

Da wir den König in Carlton Terrace erwarteten, konnten wir nicht bis zu dem Zehnuhrfrühstück der aufwartenden Damen bleiben, sondern erhielten Alles, was wir nöthig hatten, in unseren eigenen Zimmern, und erreichten London mit dem Achtuhrzuge. Die Ermüdung war groß, und größer noch die Sorge, Alles vorzubereiten und zwar so gut als möglich. Bei der Unmöglichkeit zu erfahren, ob Alles gut ausfiel oder nicht (denn Diejenigen, welche sich in der Hitze und Hetze des Gefechtes befinden, erfahren wenig mehr als das, was dicht um sie herum vorfällt), will ich das Beste hoffen; und ich bin wenigstens sicher, daß der König, wie er wünschte, Manchen sah, der sonst nicht Zutritt zu ihm hätte haben können. Nach dem Luncheon kam der König in das Gesellschaftszimmer, wo er zwei meiner erwachsenen Söhne und die jüngeren Kinder, sowie Viele unter den Gästen anredete. Da Moscheles vom Könige den Auftrag erhalten hatte, für ihn ein Erard'sches Pianoforte zu kaufen, so war dasselbe in unser Haus gebracht worden, und Moscheles wurde

nun zum Spielen aufgefordert. So wurde denn ein kurzes Stück von Moscheles und Neukomm auf Pianoforte und Orgel vorgetragen, und wir wünschten nur, daß der König mehr davon hätte hören können; aber die Zeit war kurz, wenigstens für Alles, was in ihr fertig gebracht werden mußte, und wurde noch theilweise für eine Audienz in Beschlag genommen, die zwei holländischen Staatsmännern gewährt wurde, welche unerwartet kamen.

Am Montag 31. Januar war ich in Stafford House, wo der König eine Einladung zum Diner von dem Herzog und der Herzogin von Sutherland angenommen hatte, deren Art, mich zu empfangen, ganz in Harmonie mit ihren Briefen war; . . . die Herzogin . . . stellte mich der Herzogin von Gloucester vor, von der ich als „die Tochter ihrer alten Freundin“ begrüßt wurde, dann der Lady Elisabeth*), die ich noch reizender fand als ich sie mir vorgestellt hatte, wie es mit Allem, was wirklich gut ist, der Fall ist. Ich wurde von Lord John Russell zu Tische geführt, und fand in ihm einen ungewöhnlich angenehmen Nachbar: er ist eine von den Personen, mit denen es möglich ist, sofort aus den bloßen Phrasen herauszukommen. Das Aussehen des Hauses war wunderbar schön, insbesondere das Treppenhaus, wo den ganzen Abend ein Musikchor spielte; den Schluß der Aufführung bildete (als eine Aufmerksamkeit gegen den König) eine Composition des Fürsten Radziwill, die nie vorher in England aufgeführt worden war. Der Herzog von Sussex lud mich zu dem Luncheon ein, welches er am folgenden Tage dem König geben wolle.

Der Weg bis zum Kensington Palast war von Schulkindern mit Fahnen und einer dichten Volksmasse umgeben. Ich wurde zuerst vom Herzog von Sussex selbst empfangen, und er brachte mich in die Bibliothek zur Herzogin von Gloucester und zur Prinzessin Sophie, die mich aufs gütigste begrüßten und mir einen Sitz zwischen ihnen einräumten; als sie nachher aufstanden, um mit Jemand anders zu sprechen, nahm ich die Gelegenheit wahr, wegzugleiten, und in bescheidener Entfernung Platz zu nehmen. Lord Lansdowne kam herauf, um mit mir zu sprechen, und zahllose andere Personen — es gibt nichts, was bemerkbarer macht und Wahrnehmung und Erinnerung so schärft, als wenn man von dem Glanze des Königthums beschienen wird. Bei Tische saß ich zwischen Humboldt und Lord Palmerston, den ich sehr bereit zur Unterhaltung fand. Die Ansprache des Herzogs an den König war, wie ich höre, in der „Morning Post“ genau wiedergegeben. Der König brachte auf des Herzogs Aufforderung eine Gesundheit aus „auf die erlauchteste und liebenswürdigste Dame — groß durch ihre ausgedehnten Besitzungen, ihre alte Abstammung und am meisten durch die Eigenschaften ihres Herzens und Geistes — auf die

*) Jetzigen Herzogin von Argyll.

Königin Victoria!“ Dies war der Sinn — die Worte mögen nicht genau sein. In dem Augenblicke, als das Diner zu Ende war, kam ein großer silberner Wasserkrug zum Vorschein, den der Herzog von Sussex ergriff und aufstehend dem Könige darreichte. Dieser benetzte seine Serviette mit dem Rosenwasser, erhob sich mit einer Geberde des Schreckens über eine solche Bedienung, und überreichte, indem er den Wasserkrug geschickt dem Herzoge aus der Hand nahm, ihm denselben zurück, worauf er bei jedem Gaste herumgereicht wurde. Das Ganze war ein belebtes Fest, wunderhübsch angeordnet. Der kolossale Hochländer des Herzogs fügte dem Ganzen wenn nicht Reiz, so doch Originalität hinzu, indem er zum Schluß um den Speisetisch mit seiner betäubenden Sackpfeife herumwanderte, deren Lärm um so sinneverwirrender wirkte, als der Speisesaal für die Zahl der Gäste zu klein war. Nachdem ich um 6 Uhr die Gesellschaft des Herzogs von Sussex verlassen, zog ich mich wieder an zu dem Feste, welches der Herzog von Wellington dem Könige gab. Es war für Musik gesorgt, aber die Auswahl war unglücklich, da sie, außer einer Composition von Lord Westmoreland, blos aus gewöhnlichen Stücken bestand, die der König schon oft gehört haben mochte. Die arme Miß Adelaide Kemble und andere gute Sänger wie Dragonetti und Lindley strengten ihre Stimme an, um bei dem Gesumme der Gesellschaft verständlich zu werden. Das Haus des Herzogs zeigt den Mangel an weiblicher Aufsicht — es ist kalt und windig.

Der Besuch des Königs in Lambeth am Mittwoch 2. Februar war vielleicht der ihm angemessenste und angenehmste von allen, die er noch gemacht hat. Der großartige Bau, die historischen Erinnerungen, die so passend ausgewählte Gesellschaft — hauptsächlich Bischöfe und Geistliche, keine Damen, außer Mrs. Blomfield und einer nahen Verwandten von Mrs. Howley: Alles gefiel dem Könige, und er genoß es sichtbar, blieb auch nach Beendigung des Luncheon noch einige Zeit im Gespräch mit dem Erzbischof sitzen. Er nahm sehr herzlichen Abschied von Lord Ashley, indem er ihm sagte, er müsse nach Berlin kommen und ihn dort besuchen. Um 6 Uhr kam ich nach Hause und um 10 Uhr zog ich mich wieder an für die Gesellschaft der Herzogin von Cambridge, wo der König zu Mittag gegessen hatte, und wohin er nach Mitternacht zurückkehrte, nachdem er in der Zwischenzeit „Die lustigen Weiber von Windsor“ hatte aufführen sehen und seitens des Publikums in herzerfreuender Weise empfangen worden war.

Am Dienstag 3. Februar war die Eröffnung des Parlaments, das große Schauspiel, von welchem ich die höchsten Erwartungen gehegt hatte, und das mich nicht enttäuschte. Das Gedränge in den Straßen, in den Fenstern, an jedem Orte, wo nur ein Fuß stehen konnte, Alle so vergnügt aussehend, die prächtigen Horse Guards, die Gardegrenadiere — auf welche sich der Ausspruch des Königs anwenden ließe, „die Erscheinung ist

so schön, daß man sie kaum für wahr zu halten vermag" — die Yeomen der Leibgarde; dann in dem Oberhause die Pairs in ihrer Amtstracht, die schöngekleideten Damen, mit vielen, vielen schönen Gesichtern; zuletzt der feierliche Zug beim Eintritt der Königin, und sie selbst, so würdig und so recht geeignet aussehend, um der Mittelpunkt so vieler Strahlen von Größe zu sein. Sie ist allerdings nicht groß; aber wäre sie auch noch so groß, sie könnte nicht mehr Anmuth und Würde haben, noch einen königlicheren und classischer gewölbten Hals oder einen Kopf, der besser auf den Schultern säße; und ein Vortheil liegt darin, daß sie nicht größer ist, nämlich, daß ihr Blick, weil er nothwendig aufwärts und nicht abwärts gerichtet ist, an Ausdruck nichts einbüßt: man sieht in die ganzen seelenvoll strahlenden Augen hinein. Die Fassung, mit welcher sie den Thron einnahm, während sie die Mitglieder des Hauses der Gemeinen erwartete, war ein Zeichen von Charakter; sie bewies weder Unruhe noch Gleichgültigkeit. Und dann konnte ihre Stimme und Aussprache nicht vollkommener sein. Kurz, man konnte nicht sagen, daß sie die Königin gut vorstellte, sondern sie war die Königin; sie war das anerkannte Haupt unter großartigen nationalen Wirklichkeiten und fühlte sich als solches. Da ich in einem engen Raume hinter den Scepterträgern Ihrer Majestät meinen Platz hatte, und diesen kaum über die Schultern sah, so war ich im Stande, die Bewegung zu verbergen und zu unterdrücken, die ich in dem Bewußtsein der weltgeschichtlichen Ereignisse fühlte, welche in den so ausdrucksvoll in den Silbertönen dieser weiblichen Stimme ausgesprochenen Worten zusammengedrängt waren. Krieg und Friede — das Geschick von Millionen — die gegenseitigen Verhältnisse großer Staaten — Machtäußerungen, die bis zum Ende der Erde sich fühlbar machen — Veränderung der Korngesetze — die Geburt eines zukünftigen Souveräns, die in feierlichem Danke gegen den erwähnt wurde, in dessen Hand Nationen und Herrscher stehen! — womit sollte man antworten, außer mit dem herzlichen Gebet: „Gott segne sie und leite sie um ihretwillen und um Aller willen."

Der König hatte den Wunsch ausgedrückt, von Bunsen nach Berlin zurückbegleitet zu werden, um dort Gelegenheit zu den Unterhaltungen zu finden, für die es während des Aufenthalts an Zeit gefehlt hatte; aber er gab diesen Plan auf, als es ihm klar wurde, daß Bunsen's Anwesenheit in London, wenn schon sonst wünschenswerth, jetzt, im Beginn seiner dortigen Stellung, ganz unentbehrlich war.

Nach der Abreise des Königs litt Bunsen eine Zeit lang an einem Unwohlsein, welches die Unruhe und Aufregung der letzten Wochen ihm zugezogen hatten.

Am 12. Februar fand in der Gesandtschaft eine Aufführung von

deutscher und lateinischer Kirchenmusik statt, deren Arrangement Neukomm übernommen hatte, während die Auswahl von Bunsen selbst herrührte. Hierauf bezieht sich folgender Brief Bunsen's an Miß Davenport Bromley vom 14. Februar:

Denken Sie sich, daß Neukomm es fertig gebracht hat, zehn ausgezeichnete Musiker von Profession zu finden, Moscheles an ihrer Spitze, welche hier vorgestern Abend die ganze Musik der heiligen Woche aufführten — und so sehr ebenso zu ihrem eigenen Genuß wie zu dem unserigen, daß sie sich angeboten haben, die Aufführung am 4. März zu wiederholen. Es war so ganz wie in Rom, und so ganz wie zu Hause — seit diesem Tage fange ich an, mich in unserer schönen Wohnung wirklich zu Hause zu fühlen.

Bunsen's Tagebuch enthält unter dem Datum des 20. Februar 1842 die folgende Betrachtung:

Das Jahr 1841 stiftete das Bisthum in Jerusalem, unter Zusammenwirkung der außerordentlichsten Umstände, in einem Zeitraume von vier Monaten (7. Juli bis 7. November), vor und nach welchem diese Gründung handgreiflich unmöglich war. Des Königs Anwesenheit in England, als Taufpathe des künftigen Königs von Großbritannien, besiegelte das Werk im Anfange dieses Jahres.

Aber nun steht Europa, ja Amerika und das Morgenland fragend da und blicken auf den König forschend und fragend. Nicht ein großes Wort hast du gesprochen, scheinen sie zu sagen: ein großes Werk hast du gethan: an das Heiligthum hast du die königliche Hand gelegt: in das Rad der Weltgeschichte hast du eingegriffen. Was willst du thun? Was hast du im Sinn? Und während sie auf die Antwort horchend warten, bald von diesem bald von jenem Hauche des tausendzüngigen Gerüchtes getrieben, denken sie weiter und sagen in ihrem Herzen: „Thust du nichts weiter, so brechen wir den Stab über dich im Namen der Weltgeschichte: thust du nicht das Rechte, so jammern wir über dich und über unsere Kinder, und wenden unseren Blick ab von dir in die wirre Gegenwart."

„Und was ist das Rechte?" Wollte der edle Fürst so wieder fragen, so würde ihm die Seele erstarren im Misklange der Widersprüche von nah und von fern, wenn er auf den Buchstaben horchte. Und doch klingt heraus aus diesem Misklange der Einklang des Verlangens und Sehnens der geängsteten und verwirrten Menschheit: doch schlummern in ihm Töne des Lebens im Gebete von Millionen Christenherzen: doch zeugen auch die Widersprüche von dem Lichte von oben, das tausendfach gebrochen aus der Menschenbrust widerstrahlt.

Der König weiß, was er will. Das hat ihm Gott gegeben. Weiß

er, wie das, was er will, am leichtesten und sichersten in die Wirklichkeit eingeführt werde? Er fragt danach: er wird vielfach fragen.

Er hat auch mich gefragt: er wird auch mich bald wieder fragen. In den Stunden stiller Ruhe, die mir noch vergönnt sind, ehe ich die wichtigste Reise vor der letzten Reise antrete, möchte ich vor Dir, o Herr, bekennen, was ich will. Unbefangen und fast unbeachtet sprach ich vor nun bald zwanzig Jahren aus, was mir das Rechte schien: Du gabst mir Kraft, sechs Jahre später dasselbe zu bekennen, und rettetest mich dadurch vor der Klippe der Hofgunst und der Macht. Du hieltest mich später aufrecht gegen Misgunst, Neid und Bosheit, die mir immer von neuem Verwickelungen bereiteten, bis endlich es ihnen gelang, mich in den Knoten zu verstricken, den sie geschürzt und den ich zu lösen nicht vermochte. Du erhieltest mir die Liebe des königlichen Herzens in den schweren Tagen der Prüfung. Du wirst mir auch jetzt die Kraft geben, zu tragen, was mir am schwersten ist: unter der Freunde Miskennung und Widerstreben den Weg zu gehen, den Du mir weisest, ohne Bitterkeit, ohne Murren, in Glauben und Hoffnung. Du weißt, Herr, der Gang ist mir schwer, oft will die Kraft ermatten, die bisher sich nie verleugnet; oft sinken die Hände, und ich höre eine Stimme, die sagt: „Du Thor, schweige, ziehe dich zurück, bestelle dein Haus, sorge für deine Kinder, und lebe in Vergangenheit und Zukunft, was die Gegenwart nicht vergönnt.“ Aber das kann nicht Deine Stimme sein: denn Du hast mich, den Widerstrebenden, nicht diesen wunderbaren Lebensweg geführt, um mich Schwachen zu versuchen, sondern um mir aufzuhelfen. Also nimm weg Bitterkeit und Mismuth, und heile das Herz von dem verletzenden Drucke der Welt um mich. Aber erhalte mir den Blick, wehre aller Voreiligkeit, gib Bedacht und Zaudern im rechten Augenblicke. Und soll ich an dem großen Werke zerschellen, an welches Du mich gesetzt, so laß meine Fehler nicht Deinen Rathschluß der Gnade über König und Vaterland verwirren, und laß Dein Reich, das Reich der Freiheit des Geistes der Liebe erscheinen auf der Erde und unter uns! Amen.*)

Ueber die Lebensweise der Familie in dieser Zeit geben wieder einige Briefe von anderer Hand Bericht:

22. Februar 1842.

Wäre es mir möglich, die ungefüge Menge von Geschäften zu überwältigen und zu ordnen, deren Last die Seele fast erdrückt, wie zahlreich

*) Dieser Selbstschau schließen sich eine Reihe von Erörterungen über die „Herstellung der Kirche“ und die dafür zu treffenden „Maßregeln im Lande“ an, welche den früher in der Schweiz niedergeschriebenen Plan gewissermaßen ergänzen.

wären dann die vortrefflichen Leute und anziehenden Gegenstände, die man in London sehen könnte! Aber man hat nur ein Leben, und Tag und Stunde können nicht dazu gebracht werden, doppelt und dreifach zu verlaufen. Mein innerer Ausruf ist täglich: Wie lange? Wann werde ich herauskommen und die Kinder herausbringen aus einem Orte, in dem wir, meinem Gefühl nach, kaum jemals leben können, was wirklich leben heißen kann? Und zunächst und vor Allem, wann kann ich Bunsen herausbringen? — denn er wird nicht wieder er selbst sein ohne Landluft, Seeluft und Ruhe.

Donnerstag, 3. März. Am Montag, den letzten Februar, speisten wir bei Lord Stanhope — höchst angenehm, wenige Personen und viel Unterhaltung. Lady Wilhelmina ist ein sehr schönes Geschöpf, und auch sehr angenehm in der Unterhaltung, voll Einsicht und Kenntniß; aber ich war nicht vorbereitet auf das Genie, das ihre Zeichnungen athmen — originelle Gruppen aus Märchen — aus der Geschichte — aus einem erdichteten Cyklus von Begebenheiten aus dem Leben eines Weibes, von der Kindheit bis zum Alter und zum Tode — aus Opernscenen, nicht sklavisch für eine theatralische Aufführung eingerichtet, aber menschliche Wesen mit wirklich menschlichen Gefühlen darstellend — aus Balladen, theilweise schön colorirt; ungewöhnliche und individuelle Typen von Schönheit, ausdrucksvoll ohne Verzerrung, und von einem Grade der Correctheit in Umrissen und Verhältnissen, der selbst unter Künstlern von Beruf höchst selten ist — zu gleicher Zeit kein Gekritzel und kein Dunkel, um Fehler zu verstecken, keine Farbe oder Schattirung, um Effect zu machen, sondern einfach sauber ausgeführte Feder- und Sepiaskizzen in der Weise von Flaxman, blos daß ihre Gegenstände und Anzüge nicht dem Alterthum, sondern dem Mittelalter angehören. Sie hat keinen Gegenstand behandelt, der nicht ein guter war, und es ist am Rande kein Satz geschrieben, der nicht poetisch ist. Ich war sehr froh, die Bekanntschaft von Lady Mahon zu machen — ein reizendes Wesen, verständig, unterhaltend, von natürlicher Heiterkeit, das den Eindruck macht, als sei ihr Geist und Charakter ebenso wohlgebildet als ihr Gesicht und ihre Gestalt. . . . Ich habe bisjetzt noch nicht mehr als zwei oder drei Zeichnungen von Miß Stuart gesehen, weil das Haus in Whitehall, welches sie und Lady Stuart jetzt bewohnen, in Reparatur ist, und die Portefeuilles noch nicht dorthin gebracht worden waren; aber das Wenige, was ich sah, gab mir Belege von einem Talent erster Ordnung — wie ihr griechisches Profil und ihr seelenvolles Auge einem Schönheitsstil von noch feinerer Art angehört: nicht daß ich dies zur Beeinträchtigung der erstgenannten sagen möchte, die ich aufrichtig bewundere, aber Rubens ist nicht Rafael. . . .

19. März. Heute waren wir nach Lambeth eingeladen, wo die Königin bei dem Erzbischofe und Mrs. Howley ein Luncheon einnehmen will.

Ihr Besuch in Lambeth ist, wie es scheint, etwas Neues. Mrs. Howley sagte: „Wir haben dem Könige von Preußen diese Auszeichnung zu danken.“ Alles fiel gut aus, die Königin war sehr huldvoll und schien befriedigt; das Ganze war schön eingerichtet, mit einem Luxus an Blumen und Pflanzen. Die Königin zeichnete Sir Robert und Lady Peel in besonderer Weise aus. Zu der Letzteren kam sie zuerst, bevor sie noch mit einer anderen Dame gesprochen, und kehrte auch wieder zu ihr zurück, nachdem sie die Gesellschaft begrüßt hatte.

Wir gehen am Osterdienstag zu Lord Bexley, Foot's Cray Place in Kent; es war dies die dritte Einladung, und ich bin froh, daß Bunsen sie angenommen, weil Ruhe und Landluft ihm hoch nöthig ist.

Freitag Morgen 7 Uhr, 8. April 1842. Nach der gestrigen Ermüdung des „Drawing Room“ und vielem Anderen bin ich froh, frisch und früh aufzusein.... Der Glanz des Schauspiels machte mir Eindruck.... und da ich nahe genug stand, um jede Dame zu der Königin hinaufkommen und wieder weggehen zu sehen, so hatte ich Gelegenheit, viele schöne Personen zu sehen. Mrs. Norton bewunderte ich am meisten, und ebenso tritt das Gesicht von Lady Canning mir immer wieder vor die Seele.... Bunsen hat soeben Abeken als Courier nach Berlin gesandt, um womöglich zu verhüten, daß er genöthigt sei selber hinzugehen.... Der Name unseres gegenwärtigen Gastes ist Madame Helfer (geb. Baronesse des Granges) aus der preußischen Provinz Sachsen; wir wurden sie einzuladen veranlaßt durch eine dringende Empfehlung der Prinzessin Wilhelm von Preußen, welche wünschte, daß ihr hier Hülfe und Fürsprache zutheil würde als einer aus Indien zurückkehrenden Witwe, die an die Directoren der Ostindischen Gesellschaft ein Gesuch zu richten hat. Sie ist schön und angenehm und gefällt Jedermann; sie ist in Tenasserim gewesen und hat viel von ihren Reisen zu erzählen — da sie ihren Gatten (der ein Naturforscher war) vor einigen Jahren auf der großen Expedition begleitet hat, die den Lauf des Euphrat zu untersuchen hatte.

Wird Bunsen von der Reise nach Berlin dispensirt werden?*)

Aus derselben Zeit ist ein Brief Bunsen's an Kestner erhalten:

London, Downing Street, 12. Mai 1842.

Ich schreibe diese Zeilen im Vorzimmer, wo ich warte, um Deinen lieben Brief buchstäblich umgehend zu beantworten. Du hast mich recht

*) Der Wunsch des Königs, die oft hinausgeschobene Conferenz mit Bunsen zu verwirklichen, mußte inzwischen hinter dem Gefühle zurücktreten, daß seine Pflichten in London keine Unterbrechung gestatteten.

Anmerkung der Verfasserin.

tüchtig ausgescholten, aber doch mit Liebe, und, äußerlich genommen, mit Recht. Dein erster Brief kam richtig an, als der König hier war. Mit ihm kamen Legionen von Papieren an, und als ich (nach einer Unpäßlichkeit, Folge der zu großen Anstrengung) vor drei Wochen anfing, meine Papiere zu ordnen und einige hundert Briefe an den König nach dessen Instruction zu beantworten (womit ich erst vorgestern fertig wurde), fand sich Dein Brief nicht. Fanny, der ich ihn gegeben, fand ihn auch nicht. Es soll morgen in der Sonntagsruhe eine regelmäßige Jagd danach angestellt werden.

So viel also steht fest: ich konnte Dir nicht antworten auf Deinen Brief, den ich nicht gelesen: und ich konnte einen Brief nicht lesen, der verlegt ist: und er ist verlegt unter sehr entschuldigenden Umständen. Nimm also die „circonstances exténuantes", wie die französischen Geschworenen, in Betracht, und sprich mich frei von der Todesstrafe.

Glaube mir, ich vergesse nicht, wenn ich nicht schreibe, oder nichts zu thun scheine. Aber, wenn ich nichts thun kann, che vuole che gli dice? —

Gern gäbe ich Dir ein Bild von unserem Leben.

Wieder auch hier habe ich die eigenthümlichste, und wol anerkannt die schönste Lage für meine Wohnung, auf dem Platze des ehemaligen Palastes Georg's IV., Carlton House, welches niedergerissen wurde „um einem großen Verschönerungsplane nicht im Wege zu stehen", und daher der Name Carlton House Terrace. Es ist anscheinend ein Palast, abgetheilt in neun Häuser, mit Höfen vorn, dann die breite Straße (ohne Ausgang, daher wenige Wagen), dann ein gemeinsamer Garten der Häuserreihe, von bedeutender Breite, dann fünf große Paläste, Clubs genannt. Das ist die Nordseite. Gegenüber, auf der Südseite, breitet sich der St. James Park, mit seinen herrlichen Wasserspiegeln und großen Gängen aus, eine (englische) Meile lang und eine halbe breit, rechts Buckingham Palace, wo die Königin wohnt, links alle Ministerien (Whitehall, Downing Street), im Hintergrund Westminster Abbey, mit Westminster Hall und den neuen Parlamentshäusern; mein jetziges Capitol und Forum, gottlob! keine Ruine! Die Wege zu den Ministern kosten mich also nicht viel Zeit, aber warten muß man oft, wenn man nicht „by appointment" kommt, stundenlang, und auch mit appointment lange genug. Außerdem sind die Geschäfte hier zahllos; die Besuche und die tägliche note-Schreiberei eine wahre Noth: und kurz, die Arbeit ist unermeßlich viel. Mit der Zeit hoffe ich jedoch das Ungeheuer zu bemeistern: ich habe jetzt nur einen Secretär und einen Kanzlisten, werde aber bald von jeder Art zwei haben und das ist kaum genug. Gerade so ist's mit meinem Gehalte ($3\frac{1}{2}$ Staatsminister): ungeheuer und kaum genug. . . . . Sonntag ist wahrlich ein Tag der Rettung und des Segens! Niemand darf Besuche machen. Die stille Woche

ist auch in gleichem Segen inbegriffen. Welches Glück! . . . Das war eine Freude für ein deutsches Herz, die freie Huldigung eines freien Volkes zu sehen und die ritterlich-königliche Anmuth und geistreiche Haltung des Königs auf der anderen Seite. Die Königin ist höchst anmuthig und Prinz Albert liebenswürdig und taktvoll wie immer. Freund Neukomm verläßt uns leider bald, um nach Frankreich zu gehen — immer derselbe liebenswürdige Mensch und Philosoph.

Die letzte Woche im Mai und die erste im Juni bildeten eine Periode des Ausruhens von dem Tumult des londoner Lebens, und Bunsen athmete noch einmal mit seiner Familie wieder frei auf am Strande und auf den Kreidefelsen von Ramsgate. Leider konnte Bunsen selbst nur einen kurzen Theil dieser vierzehn Tage abkommen, da die Ankunft eines Couriers von Berlin ihn bald hinwegrief von dem Sonnenschein, der Seebrise und dem grünen Rasen; jedoch gab diese Abwesenheit Veranlassung zu einer Erneuerung des brieflichen Verkehrs mit seiner Frau, dem wir daher wieder die folgenden (deutsch geschriebenen) Auszüge entnehmen können:

London, 1. Juni 1842.*)

Wie kann ich Gott genug danken, wenn ich an die Segnungen zurückdenke, welche er mir vor 25 Jahren in Deinem Herzen gegeben hat! Du entschlossest Dich, Dich einem Fremden auf fremder Erde anzuvertrauen, und bist nun mit ihm ein Vierteljahrhundert durch das Thal der Erde gewandelt, über Berg und durch Tiefen, über Hügel und Meer, und allenthalben und zu jeder Zeit als ein leitender Engel, und mit einer Liebe, die ich nie verdienen, noch viel weniger vergelten kann. — Heute nun trennt uns das Schicksal: aber nicht unsere Herzen. Ich sende diese Zeilen in den Morgenstunden, um zu versuchen, ob es eine Morgenpost nach Ramsgate gebe.

. . . Gestern früh sah ich Prinz Albert. Die Sache mit dem Attentat verhält sich so: Als die Königin mit dem Prinzen am Sonntag von der Kirche kommend über Constitution Hill nach Hause fuhr, bemerkte der Prinz, gegenüber der Stelle, wo Oxford**) gestanden, eine Pistole gegen die Königin gehalten, die offenbar aber versagt hatte. Beim Einfahren in den Palast fragte er alle Begleiter und Diener; Niemand hatte etwas gesehen. Es ward ein Rath gehalten: man beschloß, es sei am besten, die Königin ginge an diesem Tage zur gewöhnlichen Stunde aus, der Wagen ganz umgeben von den Equerries, 50 Polizeisoldaten auf dem Wege verkleidet auf-

*) Das Datum der Silbernen Hochzeit war erst einen Monat später, um so mehr aber mußte dieser Gefühlserguß rühren. Anmerkung der Verfasserin.

**) Im Jahre 1840. Anmerkung der Verfasserin.

gestellt — der Mörder werde gewiß da sein und schießen. Die Königin entschloß sich von freien Stücken dies zu thun: „Ich hätte sonst keinen ruhigen Augenblick, solange der Schuß nicht gefallen wäre.“ — Man fuhr aus — denke Dir, mit welchem Herzen! Die Königin in der Hoffnung, man werde schießen: die Equerries (Arbuthnoth und Wylde) in der Hoffnung, die mörderische Kugel werde ihre Pferde eher treffen als sie selbst, aber mit Roß und Leib ihre Königin deckend. Der Schuß fiel. Die Königin rief aus: „Gott sei Dank! Jetzt sind wir sicher.“ Ich hörte den Knall. In demselben Augenblick wurde der Mörder gefaßt — ein junger Mann von 20 Jahren — ein londoner Taugenichts. Gefragt, antwortete er: „Geduld, meine Herren, nach und nach werden Sie Alles hören.“ Keine Kugel ist gefunden worden: es wird schwer sein, den Unmenschen einer mörderischen Absicht zu überweisen.

Die Stimmung ist sehr ernst im Palast, zu meiner großen Freude.

Die Königin ist bewunderungswürdig: sie wollte Lady Portland nicht erlauben, sie am Montag zu begleiten, indem sie sagte: „Ich muß das Leben meiner Herren der Gefahr aussetzen; aber das meiner Damen will ich nicht gefährden.“ Sie war den ganzen gestrigen Tag wahrhaft vollkommen in ihrem Benehmen.

Dienstag 2. Juni. Ich bin bei der herrlichen Ceremonie in der Paulskirche gewesen (der Jahresversammlung der Kleinkinderschulen) mit Lady Elisabeth Leveson-Gower, den zwei Söhnen des Herzogs von Sutherland und Heinrich. Jetzt gehe ich zu der Taufe bei Lady Hardwicke, dann zum Diner in Stafford House, um nachher die Aufführung von Händel'schen Chören bei der Herzogin zu hören.

Trinity-Hall, Cambridge, Sonntag Abend, 18. Juni 1842.

Eben kommen wir aus dem vierten Gottesdienst. — Es ist zauberisch schön: aber ich hatte die Rechnung mit der Zeit (wie gewöhnlich) ohne den Wirth gemacht. Die Installation des Kanzlers ist nicht morgen, sondern Dienstag, und es ist absolut unmöglich, vor Mittwoch Mitternacht abzureisen. Ich hoffe mit der „Mail“ abzugehen, und Donnerstag um 5 Uhr morgens bei Dir zu sein.

Gerlach*) und die beiden anderen Freunde werden von Carus eingeladen zu kommen. Laß sie sogleich aufbrechen und in Trinity-College nach Carus und mir sich erkundigen. Der Herzog von Cambridge ist hier, und fast die ganze Welt. Mein Hauptgegenstand ist Thirlwall,

*) Es ist hiermit Otto von Gerlach gemeint, der damals zum Zwecke der Vorbereitung der beiden ältesten Töchter für ihre Confirmation ein hochgeschätzter Gast im Bunsen'schen Hause war. Die Confirmation selbst fand im Juli dieses Jahres statt. Anmerkung der Verfasserin.

mit dem ich in tiefe Gespräche über die Kirche gerathen bin. Lady Denbigh ist hier, und grüßt. Es ist wol gut, daß Du bei den Kindern bist, aber es ist recht schade, daß Du nicht hier bist; allerdings ist es ein Getreibe, das seinesgleichen nicht hat.

... Francis, der Missethäter, wird deportirt, da man sich überzeugt hat, daß er die Königin nicht hat tödten wollen.

Ueber den Tod seines Freundes Thomas Arnold schrieb Bunsen an den Archidiakonus Julius Hare:

London, 19. Juni 1842.

Mein theurer Freund! Mein Herz ist bei Ihnen gewesen, wie ich sicher bin, daß das Ihrige bei mir gewesen ist. Ich kehrte in der letzten Nacht aus Rugby zurück. O, was ist doch der Tod eines großen und guten Mannes! Welche Verstörung und doch welcher Trost! Lesen Sie das Einliegende, — ich füge nichts hinzu. Allen, welche ihn während der letzten Monate sahen, fiel sein Wesen als ungewöhnlich fromm und feierlich und gewissermaßen überirdisch auf.... Er hat den neuen Band seiner Predigten eben vollendet hinterlassen; und es scheint, daß derselbe einige der schönsten enthält, die er jemals gehalten hat. Der dritte Band seiner „Römischen Geschichte“ ist bis zu dem vierzigsten Kapitel vollendet. Ein anderer kolossaler „Torso“ römischer Geschichte!.... Er schrieb im Jahre 1838 ein Buch über die Kirche, um auf seine Weise das allgemeine Priesterthum aller Christen als die Lehre des Evangeliums und der Väter, und als die Grundlage der Kirche zu erweisen. Das Ganze mag einen Band von nicht mehr als 150 Seiten ausmachen; aber es ist reines Gold. Es hat die Grundlage langer Debatten gebildet, da es theilweise in ernsten Unterhaltungen und brieflichen Mittheilungen zwischen uns im Laufe mancher geweihten Stunde entstand. Er wünschte, daß ich während meines Aufenthaltes in Fox How im Jahre 1839 meine Bemerkungen oder vielmehr meine Glaubensbekenntnisse auf die weißen Seiten der Blätter schriebe, was ich mit Bleistift that, und so ist es geblieben. Seine Noten in dem letzten Bande der Predigten über den Begriff des Opfers in dem Pfaff'schen Fragmente des Irenäus sollten einen Anhang dazu bilden; und vielleicht könnte die ganze lange Note über das Opfer hinzugefügt werden. — Arnold hatte noch eine Lieblingsidee .... eine kritische und zuverlässige Ausgabe des griechischen Textes des Neuen Testaments. Sein Plan war dieser: — .... Jeder der von ihm ausgewählten Freunde sollte eins oder mehrere der biblischen Bücher nehmen: — er beabsichtigte selber die Evangelien herauszugeben. Ich möchte vorschlagen, dieses Werk noch jetzt zu unternehmen als Editio Rugbyana, Piae Memoriae Arnoldi gewidmet.

Wenn Sie es unternehmen könnten, so ließe sich die Sache ausführen. Ich würde hinzugeben, was ich Arnold versprochen — die Briefe des Jakobus, Petrus und Judas, von denen ich den Text bereits niedergeschrieben, sowie den Commentar und die Einleitung skizzirt habe. Außer Ihnen kenne ich Niemanden, der in diesen mattherzigen Zeiten für ein Werk von so wenig praktischem Nutzen wie einen guten Text des Neuen Testaments Sorge tragen würde; oder der, wenn er es thäte, nicht vor der Idee vorzuschlagender Verbesserungen erschreckte. Die Wahrheit gilt in dieser Generation höchstens noch als ein Mittel zum Guten; aber sie wird nie wie die Tugend als etwas Gutes, als das Gute, als das Ziel selber betrachtet! X. träumt in der Dämmerung weiter, Y. verfällt in Puseyismus, Z. (die evangelische Partei) macht sich daran, das alte Stroh wieder zu dreschen. Ich wünschte, es wäre anders, denn ich liebe England mit all seinen Fehlern.... O, wann wird das Wort Gottes ihnen gegenüber hervorgekehrt werden! Was für ein Zustand herrscht in diesem Lande! — Das Land der Freiheit rennt in die ärgste Knechtschaft, die eigentliche Sklaverei.

Arnold's Gedächtniß feierte Bunsen gleichzeitig in dem folgenden Gesange:

Du hast mit uns gekämpfet des Glaubens heil'gen Kampf,
Für Alle tief empfunden der bittren Leiden Krampf:
Du sahst der Menschheit nahen Gericht und blut'gen Streit,
Klar stand vor deinem Auge der Jammer dieser Zeit.

Da traf dich jenes Sehnen, das stillt der Erde Schmerz,
Es löste sich in Liebe das milde Streiterherz,
Begrüßtest, Held, als Boten, gesandt von Vaterhand,
Den Engel, der dich führte ins ew'ge Heimatland.

Verstummt ist nun am Grabe des Zorns und Hasses Wuth,
Ein Leuchtthurm ragst du strahlend aus nächt'ger Sturmesflut,
Es sprosset heil'ger Samen in mancher jungen Brust,
Ein Volk voll edlen Stolzes blickt auf zu dir mit Lust.

Du selbst bist weggerücket aus der Verwirrung Noth,
Das schwerste Seelenleiden hat dir erspart der Tod:
Es liegt vor dir enthüllet das Räthsel dieser Welt,
Schaust nun, was du geglaubet, von Gottes Licht erhellt.

Wir aber wollen kämpfen, wie du es vorgethan,
In Hoffnung und in Liebe, mit Glauben angethan,
Die Ewigkeit vor Augen, Wahrhaftigkeit im Sinn,
Und geben für die Wahrheit das Leben willig hin!

Am 1. Juli 1842 wohnten Bunsen und seine Frau einer geselligen Vereinigung in dem damals von Lord Haddington verwalteten Marine-

Ministerium bei; es war eine jener gutausgewählten Tischgesellschaften, welche nicht so selten in London sind, als aus dem gewöhnlichen Gerede und nur zu häufiger Erfahrung gefolgert werden könnte. Bei dieser Gelegenheit waren die Gäste meistentheils Leute, deren Namen in den Annalen ihres Vaterlandes verzeichnet sind; und die heitere und nie erschlaffende Unterhaltung war um so anregender, als sie von Männern ausging, die gewöhnlich von den wichtigsten Fragen über das Wohl und Wehe der Völker erfüllt waren. Die edle Erscheinung von Lord Lyndhurst und die ganze Art seines Vortrags zog verdoppelte Aufmerksamkeit auf seine Aeußerungen, welche nicht seines Namens bedurften, um Interesse zu erwecken; und der liebenswürdige und witzige Lord de Vesci (welcher als Mr. Vesey Fitzgerald einige Jahre zuvor einen Winter in Rom verbracht hatte, wo der Reiz seiner Gesellschaft von Bunsen sehr genossen worden war) trug zur Fülle der Unterhaltung bei. Einer der Gegenstände derselben um diese Johanniszeit 1842 war die kurz vorher angekommene Gesandtschaft des Sultan von Oman an die Königin Victoria mit einem Geschenk von Pferden und einem Briefe, worin er die dringende Bitte aussprach, „die große Königin möge doch nicht des Briefstellers kleinen Sklavenhandel stören, welcher für das Gedeihen seiner Finanzen so sehr nothwendig sei. Sie, im Besitze eines so großen Wohlstandes und so ausgedehnter Besitzungen, würde gewiß einem kleineren Herrscher den kargen Gewinn nicht misgönnen, welchen er aus dem einzigen Product seiner Besitzungen ziehe, das er vortheilhaft verwerthen könne." Für diesen Sklavenhandel fand sich damals eine günstige Gelegenheit in den südlich vom Cap Guardafui gelegenen Theilen der afrikanischen Küste, wo die unaufhörlichen Kriege der Eingeborenen ein regelmäßiges System des Menschenraubes zum Zweck des Sklavenhandels begünstigen.

In der überwältigenden Fülle dieses für Bunsen so wichtigen Jahres gewährten solche Gelegenheiten geselligen Verkehrs wie die eben erwähnte und andere, die in manchen Häusern von echter Gastlichkeit geboten wurden (so von Sir Robert Inglis, von Mr. Monckton Milnes, dem jetzigen Lord Houghton, von Mr. Rogers, von Sir Alexander Johnston, von Baron Alderson und vielen Anderen, die nun meist schon gestorben sind), Bunsen die volle geistige Erfrischung, welche es ihm möglich machte, miteinander streitende Sorgen und mancherlei Ursachen zur Unbehaglichkeit, sei es wegen öffentlicher oder persönlicher Angelegenheiten, sowie die ärgerliche Aufeinanderfolge beständiger Unterbrechungen zu ertragen, welche für die geistige Frische ermüdender sind als eine noch so große Menge von Arbeiten.

Wenn der Briefwechsel zwischen Bunsen und seinem königlichen Herrn einmal herausgegeben werden kann, so wird sich in diesem Jahre wie in so vielen früheren und späteren seine Bezugnahme auf alle wichtigeren Vorgänge zeigen. Das Jahr 1842 war aber auch der Beginn vieler anderen freundschaftlichen Verbindungen, welche, je länger sie dauerten, um so enger und stärker wurden; unter ihnen verdient die Beziehung zu Florence Nightingale die erste Erwähnung. Bunsen und seine Familie trafen sie bei einigen Gelegenheiten, wo nichts vorkam, um ihren inneren Werth und ihre geistige Thatkraft recht zu offenbaren und Fähigkeiten zu erwecken, welche blos auf eine Gelegenheit warteten, um sich zu entwickeln; aber die ruhige Würde ihres Benehmens', das selbstbewußt war ohne Zurückhaltung oder Ansprüche, und die wenigen Worte, welche tiefes Nachdenken, richtige Anschauungen und eine klare Auffassung des Lebens und seiner Verpflichtungen verriethen, sowie die kleinen Handlungen, welche ihre Selbstaufopferung und ihre Hingebung an Andere bewiesen, waren hinreichend, um den Beobachter zu überzeugen, auch bevor dies durch äußere Erfahrung bewährt worden war, daß sie alle jene moralische Größe besaß, welche der nachherige Lauf ihres Handelns, ihres Duldens und ihres öffentlichen Einflusses entfaltet hat. Das Datum ist nicht leicht zu bestimmen, wann sie zuerst die Meinung Bunsen's zu erforschen begann über die Frage, welche ihren Geist beschäftigte: „Was kann ein Individuum thun zur Erleichterung der Last des Leidens, die auf den Hülflosen und Elenden drückt?“ Aber ein Briefwechsel, welcher noch vorhanden ist (obgleich nicht mit Bunsen persönlich), zeigt, daß sie schon viel nachgedacht und beobachtet hatte mit Bezug auf einen Gegenstand, mit welchem ihr Name seitdem eng verbunden worden ist. Der treffliche Dr. Sieveking (jetzt Leibarzt des Prinzen und der Prinzessin von Wales) hatte von freien Stücken einen großen Theil seiner Zeit auf die Untersuchung der Lage der Armen- und Krankenhäuser verwandt. Bei klarer Einsicht in dasjenige Uebel, welches fast den wohlthätigen Zweck der Hospitäler aufhebt, nämlich die Schlechtigkeit und Unzulänglichkeit der gewöhnlichen Krankenwärter, und zugleich wohl wissend, wie viel Arbeitskraft unter den weiblichen Insassen der Arbeitshäuser unbeschäftigt ist, war er zu dem eifrigen Wunsche gekommen, daß einige Damen veranlaßt werden möchten, sich dazu zu verbinden, willige und geeignete Frauen aus der Nichtsthuerei der Armenhäuser in eine Sphäre wohlbelohnter und nutzbringender Thätigkeit überzuführen, um so nach beiden Seiten Hülfe zu bringen. Seine Gedanken über diesen Punkt wurden Florence Nightingale

unterbreitet; das Ergebniß ihrer Erwägungen war, daß nach ihrer Bekanntschaft mit den Insassen der Armenhäuser nicht ein einziges Individuum unter denselben, selbst bei voller Willigkeit, einem Rufe in eine andere Lage zu folgen, als geeignet befunden werden würde, die schwierigen Pflichten des Hospitaldienstes ohne eine regelmäßige Vorschule zu erfüllen; und zu einer solchen Erziehung waren eigens zu diesem Zwecke ausgebildete Personen unentbehrlich. Es geschah auf Bunsen's Rath hin, daß, lange nach dieser Zeit, Florence Nightingale nach Kaiserswerth ging, nicht blos um das dortige System zu studiren, sondern vor Allem, um eine praktische Lehrzeit in all den einzelnen Abtheilungen der dort ausgeführten Arbeiten durchzumachen, noch vor ihrer beschwerlichen Wirksamkeit in Paris unter den „petites soeurs de charité".

Die Briefe Bunsen's haben schon oft Zeugnisse geboten für die Erquickung und Erholung, die er aus einem Kunstwerk höchster Art schöpfte, wie z. B. aus der gelungenen Aufführung eines Shakespeare'schen Stückes, wodurch sein Geist von der Last der Sorgen befreit, und den überangestrengten Kräften ihre Elasticität zurückgegeben wurde. Während der Direction von Mr. Macready hatte er nun oft Gelegenheit, sich dieses Genusses zu erfreuen, und der Vollkommenheit der gesammten Anordnung sowol wie der Vorzüglichkeit der individuellen Leistungen seinen Beifall zu gewähren — z. B. bei Macready's Brutus (oder in späteren Jahren bei seinem Lear), wobei er fühlte, daß ihm die Vorstellungen Shakespeare's klarer wurden, als der bloße todte Buchstabe sie machen konnte. Mehr als einmal genoß er auch Händel's „Acis und Galathea", welches Stück damals in Vollkommenheit aufgeführt wurde, indem zur herrlichen Gesammtwirkung sämmtliche schöne Künste beitrugen, nämlich die heitere und liebliche, wenn auch weder ernste noch tiefe Poesie Gay's, — die Großartigkeit und Vielseitigkeit von Händel's musikalischem Genie, wie er die Tragödie zuerst in der Verwickelung und dann in der Lösung darzustellen strebt, — der Luxus der Decoration, die den Effect vollendete und das Lob wirklicher Landschaftsmalerei erntete, — die ländlichen Gruppen, die durch die richtige Wahl der Bekleidung zu Hirten des alten Griechenlands erhoben worden waren, — und zuletzt, aber nicht am wenigsten zum Erfolge beitragend, die Stimmen und das Verhalten der Darsteller. Für den einzigen, nicht zu dem Uebrigen passenden Theil, der Verfall und Verderbniß des Geschmacks anzeige, erklärte er den Tanz der Schäfer in dem gemeinen Figurantenstil des Opernhauses; er gab

jedoch zu, daß, selbst wenn Macready im Stande gewesen wäre, den Stil der Alten wieder heraufzubeschwören und neu zu beleben, dieser für moderne Empfindungen nicht genug Reiz gehabt haben würde. Die Oper konnte Bunsen nicht leiden, und obgleich er sie in London im Gefolge des Prinzen von Preußen besuchte, so vermochte doch selbst Jenny Lind (obgleich er vollkommen die Macht sowol ihrer Anmuth wie ihrer Stimme fühlte) ihm keinen Geschmack an dieser Form der dramatischen Darstellung beizubringen. Die modernen Opern erschienen ihm meist wie ein Verrath an einer guten Sache, und wie das Zerrbild einer Compositionsart, deren Anrecht zu sein er als vernunftgemäß anerkannte, und welche er wiederbelebt zu sehen wünschte durch einen wirklichen Meister in der Verbindung von Dichtung und Harmonie. Das Ballet betrachtete er als ein ungemischtes Uebel, und die höchsten und am meisten Beifall findenden Leistungen desselben als aller Anmuth baar; auch konnte er sich nicht trauriger und sorgenvoller Gedanken über die Macht der Mode enthalten, welche züchtige Bescheidenheit mitten unter Zuschauer ganz anderer Art zieht. Oft verwunderte er sich in dieser Beziehung über die Widersprüche im englischen Leben: daß man den Unterschied nicht begreife in der Tendenz und dem Effect der Kunststile, so verschieden auch die Gemüthsstimmungen wären, denen dieselben entsprungen, und so abweichend untereinander ihr Zweck und Ziel, — daß Musik, die sich an die sinnliche Seite des Menschen richte, in Familien Eingang finde, wo sonst „Allem, was rein und lieblich ist" nachgestrebt und jegliche Annäherung an Uebel und Verderbniß in anderen Richtungen eifrig vermieden werde; daß manche Leute, die z. B. nie ein Theater besuchen würden, sich nicht scheuten, in der Ausschmückung ihrer Zimmer Gegenstände zuzulassen, die in schreiendem Widerspruch zu ihrer Stimmung und ihrem Wandel ständen.

Bunsen bemühte sich auch, Mr. Macready die Ausführbarkeit der Aufführung des „Judas Makkabäus" und anderer Oratorien von Händel in bühnenmäßiger Ausstattung nachzuweisen; und als er ihn nicht abgeneigt fand, diese Idee aufzunehmen, und nur bedenklich, daß das Publikum eine solche Darstellung als eine Entweihung ansehen würde, sorgte Bunsen dafür, die Zustimmung des Bischofs Blomfield zu erwirken, der gegen den Plan keinerlei Einwendung erhob, weil die makkabäische Geschichte den apokryphischen Büchern angehöre; und der Plan war in der That seiner Verwirklichung nahe, als leider Mr. Macready bald nachher die Leitung des Theaters niederlegte.

Bei Eintritt der Jahreszeit, wo die stürmischen Wogen des londoner Lebens sich legen, fand Bunsen die verhältnißmäßige Ruhe dieser Zeit in Anspruch genommen nicht blos durch die unaufhörliche Aufeinanderfolge von Staatsgeschäften, welche er noch ganz allein zu bewältigen hatte (indem der damalige Legationsrath, der jüngere Baron Canitz, einen wiederholten Urlaub erlangt hatte), sondern auch durch die Vorbereitung der zweiten Ausgabe seines „Gesang- und Gebetbuchs". Die erste im Jahre 1833 veröffentlichte Ausgabe desselben war sofort vollständig ausverkauft worden, und der Verleger Perthes in Gotha hatte lebhaft einen alsbaldigen Neudruck gewünscht. Der Bericht, der von den Ereignissen und Abhaltungen seit jener Zeit hier gegeben ist, wird das Nichteingehen Bunsen's auf die freundliche Bitte verständlich machen; dennoch ist die Verzögerung für die Freunde der Sache ein schmerzliches Ergebniß gewesen, welches theilweise den Endzweck vereitelte, den Bunsen selber sich vorgesetzt, und welchem er die frischeste Periode seines Lebens und seiner Kräfte gewidmet hatte. Die erste Ausgabe wurde mit solcher Gunst aufgenommen, daß, wenn eine zweite Auflage in populärerer Form und vermindertem Umfange auf sie gefolgt wäre, die Sache die öffentliche Meinung hätte für sich gewinnen können, anstatt nur Wenigen bekannt zu bleiben; vielleicht hätte dann das deutsche Volk eingesehen, wie sehr es einen der vornehmsten Gegenstände nationalen Ruhmes, die schönste geistliche Liederdichtung der Welt, vernachlässigt habe, und von welcher Nothwendigkeit es sei, die im Gebrauch befindlichen Gesangbücher nach wahrhaft christlichen Grundsätzen und nach den Regeln gesunder Kritik zu verbessern. Aber der Zweck der Wiederveröffentlichung, welchen Bunsen unaufhörlich im Auge behielt, wurde nicht erreicht, weil er eine größere Umgestaltung als Andere für nöthig erachtete, und deshalb den Beginn der Revision hinausschob, in der Hoffnung, noch eine Zeit vor sich zu haben, in welcher er der neuen Ausgabe seine eigene ungetheilte Aufmerksamkeit würde widmen können. Dies war nun freilich im Sommer 1842 so wenig der Fall wie nur jemals, und Bunsen war genöthigt, sich auf die allgemeine Anordnung und Durchsicht zu beschränken, und einen großen Theil der Arbeit im Einzelnen den zahlreichen, verständigen und unermüdlichen Gehülfen zu überlassen, welche fast zwei Sommermonate lang seine Gäste und Hausgenossen waren. Es muß zugestanden werden, daß die Weglassung vieler besonders beliebter Stücke der ersten Ausgabe, und die Beibehaltung und Hinzufügung vieler anderen, welche als ultradogmatisch bezeichnet werden müssen, in der zweiten, nicht in dem Geiste Bunsen's geschehen war, welcher so innig

der Union zugethan war, für die sein verstorbener Herr und Gönner so eifrig gewirkt hatte. Die Arbeit in ihrer gegenwärtigen Form wurde unverzüglich an das sogenannte „Rauhe Haus" bei Hamburg gesandt, um dort gedruckt zu werden, ohne den Namen Bunsen's, obgleich es kein Geheimniß war, daß er der Verfasser wäre. Obschon aber Bunsen's „Gesang- und Gebetbuch" nur in Jerusalem, in Rom, in einer Gemeinde in Liverpool, im deutschen Hospital in Dalston und in einigen australischen Colonien förmlich eingeführt wurde, so wurde doch die ganze bedeutende Auflage im Laufe der Jahre aufgekauft. Inzwischen mag die Hoffnung erlaubt sein, daß Vieles von dem, was er den Gemüthern seiner Landsleute nahe zu legen wünschte, unter den vielen deutschen Auswanderern, die sich in fremden und fernen Ländern aufhalten, wenn auch nur im Verborgenen, wirkt und sich einen Boden schafft. Die Arbeit fand niemals irgendeine officielle Empfehlung, denn es war der aufs ernstlichste ausgesprochene Wunsch Bunsen's gut begriffen worden, daß die Verbreitung des Werkes nicht von oben gefördert werden dürfe. Doch bewilligte der König großmüthig 1500 Thlr. für die Druckkosten, indem er Bunsen Exemplare bis zum Betrag dieser Summe schenkte.

Die Anwesenheit von Lepsius in London als Gast im Bunsen'schen Hause, zum Behuf einer genauen Untersuchung der ägyptischen Denkmäler im Britischen Museum (unmittelbar vor der großen Expedition, welche er durch Bunsen's Empfehlung auf Befehl und Kosten der preußischen Regierung zu unternehmen im Begriff stand), gewährte Bunsen die höchst erwünschte Gelegenheit, seine Lieblingsstudien fortzusetzen, und sich der verwickelten Untersuchung hinzugeben, dessen Resultat in seinem Werke über Aegypten vorliegt. Er erzielte dies in der für ihn erfreulichsten Weise, vermöge einer täglichen Conferenz mit Jemand, dessen Eifer für den gemeinsamen Zweck seinem eigenen gleichkam. Indem er so sich selber jene vollkommene Erholung verschaffte, welche eine Nothwendigkeit für ihn war nach der langen Aufeinanderfolge officieller Arbeiten, denen er so unablässig obgelegen hatte, war es für ihn ebenso wenig Wunsch als Bedürfniß, während der sogenannten todten Saison sich von seiner lieben londoner Wohnung zu entfernen, die so völlig allen seinen Ansprüchen genügte.

Wenn jedoch seine eigene Gesundheit für jetzt noch die Probe der Stadtluft aushielt, so war doch mit seinen Kindern nicht dasselbe der Fall, und es war allmählich klar geworden, daß, gewöhnt wie sie waren an eine reinere Luft, es ganz unthunlich war, sie in London zu lassen. Als daher seine Frau in der letzten Woche des Juli

abreiste, um die Kinder in die Bäder von Aix in Savoyen zu bringen, machte sich Bunsen auf, um Rundschau nach einem für seine Familie geeigneten Landsitz zu halten, und bei Abstattung eines längstgewünschten und versprochenen Besuches bei seinem geliebten Freunde Julius Hare in Herstmonceaux in Sussex fand er, wo er es am wenigsten erwartet hatte, dasjenige, was er suchte.

Dieser Zeit thätiger Vereinsamung gehören die nachfolgenden Briefe Bunsen's an seine Frau*) an:

London, 1. Juli 1842.

Fünfundzwanzig Jahre sind es heute, daß Du die Meine wurdest: der Herr sei gelobt für den Tag und die Stunde! Weder Vergangenes noch Zukünftiges kann ich mir denken ohne Dich. Wir sind durch Leid und Freud durchgegangen: schwere Prüfungen haben uns getroffen: schwerere noch stehen uns bevor. Laß uns Alles in die Hand des Herrn befehlen, der uns so wunderbar geleitet hat. Du aber nimm von neuem mein Herz und meinen Dank.

Der Herr hat mir die Gnade gegeben, am heutigen Tage das Werk zu vollenden, welches mir das Werk meines Lebens scheint. Ich begann es am Reformationsjubiläum 1817: es gedieh unter Deinem beseligenden Einflusse und Dir zu Liebe; will's Gott, so werden es unsere Kindeskinder in Zion und im deutschen Vaterlande gebrauchen. Ich danke Gott ganz besonders, daß ich es an dem heutigen Morgen vollendet, und lege es Dir zuerst vor, wie ich im Herzen es Dir von Anfang geweiht.

13. August. Ich bin, Gott sei Dank, so wohl und so thätig wie jemals in meinem Leben. Diesen Morgen habe ich Lepsius meine letzte Redaction des letzten Bandes gegeben. Morgen werde ich meinen Abschnitt von dem Jerusalemsbuch umschreiben. Abeken's Antheil daran ist fertig, ganz zu meiner Zufriedenheit. Kuhlo arbeitet eifrig an den Liturgien, Kappel an den Psalmen (deren Ausführung zu vielen Entdeckungen über ihre ursprüngliche Zusammensetzung führt), Stip am Gesangbuch, Sydow am Gebetbuch. Beim Frühstück und wiederum beim Abendessen kommen wir Alle zusammen. Ich bin gewöhnlich um 5 Uhr am Morgen auf, und die Morgenluft sagt mir wundersam zu. Ich spaziere in den Parks und fahre nach Kensington und den Surrey-Gärten u. s. w. Du natürlich, meine Geliebte, fehlst mir immer....

28. August..... So habe ich denn wieder einen ruhigen Tag und eine ruhige Stunde, um Dir zu schreiben. Sonnabend (gestern) früh um 1 Uhr verließ Abeken dieses Haus, um über das Meer zu eilen: das Buch, welches er mitnahm, unser gemeinschaftliches Werk (60 Quart-

*) Diese Briefe sind, mit Ausnahme dessen vom 13. August, deutsch geschrieben; der erste, vom 1. Juli, fehlt in der englischen Ausgabe.

seiten von mir, und ebenso viele von ihm), wurde erst Mittwoch Abend fertig: das letzte Werk des merkwürdigen Lebensjahres, welches jener Tag beschloß. Wie voriges Jahr, so war der 25. August diesmal einer der beschäftigtesten und wichtigsten meines Lebens. Ich hatte sechs politische Berichte zu schreiben, worunter einen der wichtigsten, die ich je in meinem Leben geschrieben, und zwölf andere. Unter diesen befand sich einer, von 40 Proben begleitet, zur Vergleichung der Preise englischen und deutschen Kunstfleißes — eine merkwürdige Zusammenstellung, deren Möglichkeit ich Sir John Guest verdanke. So brachte also das neue Lebensjahr wieder die beiden Pole des Lebens, in welches ich gesetzt bin, recht anschaulich und wunderlich zum Vorschein; von Zion in Politisches, bis zum Strumpf und Handschuh! Es schien unmöglich, fertig zu werden, aber es ging doch. Unter den zwölf Berichten war einer über die von Braun verwaltete Stiftung auf dem Capitol. Mir zum Angebinde war von Schulz, dem Organisten, auf Abeken's vertrauliche Anfrage die Antwort gekommen: „die Ausführung eines solchen Planes würde zwei Herzen glücklich machen." Abeken hat also zugleich eine ausführliche Denkschrift über die Noth des Hauses aufgesetzt, und ich dazu den Brief an den König geschrieben, mit Vorschlag und Bitte um Abbezahlung aller Schulden des Hauses, und vom 1. Januar 1843 an Verwaltung durch Hausvater und Hausmutter, die selbst Hand anlegen. Du kannst denken, welch ein Angebinde ich mir aus dieser segensreichen Fügung machte! Möge ich immer dankbar dafür sein!

Um 6 ½ Uhr war Alles fertig, und um 7 Uhr setzten wir uns zu einem merkwürdigen Abschiedsmahl; Abeken nach Berlin, Lepsius mit Weidenbusch nach Afrika; Sydow, Kuhlo, Stip, Maurice und Prentiß (der gestern nach Amerika gesegelt ist, ein köstlicher Mensch, und mir sehr anhänglich), zu ihnen der ganz herzliche Hebeler. Es wurde heiter gegessen und getrunken, dann hinaufgezogen und gesungen, „Das deutsche Vaterland" und das „Blücherlied", bis ein Viertel vor 12 die Freude sich zum Ernste des Abschieds wandte. — Von 12 bis 1 Uhr schrieb ich die drei Briefe, an den König, an Thile und an Ernst, und entließ Abeken mit den herzlichsten Segenswünschen.

Ich danke Gott, daß das Alles so gekommen, und daß ich mir noch Zion und manches Andere dazu denken kann, an das ich vor drei Jahren nicht gedachte. Ihm allein die Ehre! Zugleich danke ich ihm, daß ich im Lande des mächtigen Einhorns sitze, in der felsenthronenden, wellenumspülten Insel. — Sonnabend 11 Uhr begann ich die Durchsicht des Psalmbuches im Hebräischen, und las mit Kuhlo von 131 bis 150. — — —

Und so habe ich Dir einen langen Brief geschrieben, ohne Dir zu sagen, daß ich Deine Zustimmung erhalten, und Herstmonceaux*) gemiethet

*) Der oben erwähnte Landsitz, in der Nähe einer mittelalterlichen Schloßruine gleichen Namens, nicht weit von Pevensey Bay, wo Wilhelm der Eroberer landete.

habe! Aber, welche Freude machte mir Dein Brief! wie danke ich Gott, daß Du nicht allein zustimmst, sondern fühlst gerade wie ich... Es scheint ein Traum ... Zum 25. October hast Du Haus und Hof und Garten zu Deiner Erquickung, die Seeluft an Deinen Fenstern, eine der schönsten Ruinen des Mittelalters in der nächsten Nähe und Hare zum Pfarrer!

3. September. Hier hast Du einen Theil der Gedanken vom 1. Juli. Ich fürchte, es stehen uns noch manche Leiden und Sorgen hinsichtlich der Kinder bevor! Wir haben von zehn Kindern eins versorgt; neun unversorgt. — Wir wären nicht kleingläubig, sondern ungläubig, wenn wir, nach der Führung, die wir erfahren, um irgendetwas uns Kummer machen sollten: aber Sorgen allerdings steigen bisweilen auf. Auch zu denen sage ich: „Sorgen kommt dem Schöpfer zu.“ Allein, sie sind da.

Was mich selber betrifft, so kann mich kein Schmerzlicheres noch Schwierigeres befallen, als was über mich gekommen ist. Wenn ich lebe, so werde ich die Frucht meines irdischen Bestrebens noch da ernten, wo ich jetzt verkannt werde. Aber große Prüfungen in Glück oder Unglück liegen noch vor: das fühle ich deutlich.

Lepsius ist abgereist. Am 1. September sah ich ihn in Southampton einschiffen: dann fuhr ich zu Hamble Cliff, zur lieben Mrs. Webber — ich mußte doch den Ort einmal sehen, und sie, die so viel hat von den zwei Augen, die für dieses Leben geschlossen sind. — Sie war überrascht und erfreut durch meine Treue.

Den nächsten Morgen begann ich von Aegypten ins Gelobte Land zu ziehen. Ich lege selbst Hand an, und Alle helfen, willig und einsichtsvoll. Es ist aber eine ungeheuere Arbeit.

Sonnabend 10. September. Dein Brief vom 3. wie sein Vorgänger brachten mir erst zum Bewußtsein, daß ich vom 18. bis 30. August Dir nicht eine Zeile geschrieben hatte! Die Zeit ist mir wie Ein Tag vergangen; nie habe ich mehr gearbeitet, vielleicht nie erfolgreicher, wie Du sehen wirst. Abeken's und Lepsius' Abreise zwangen zum Abschluß, — so wurde Tag und Morgen (nicht Nacht) an den verschiedenartigsten Sachen gearbeitet. Es thut mir herzlich leid, daß ich diese Sünde nicht durch wiederholtes Schreiben gut machen konnte; allein mein Brief vom letzten Sonntag war der letzte, der Dich treffen konnte. Nun ich hoffe, Gott gibt uns Allen vor dem 25. ein frohes Wiedersehen!

Ich habe Dir nichts als Erfreuliches zu schreiben. Erstlich: der König hat meine Arbeit über Jerusalem mit der größten Zufriedenheit aufgenommen; Abeken kam in Düsseldorf an, gerade als der König das Bett hüten mußte (Podagra); er ließ ihn sogleich kommen, und ließ sich fünf Stunden lang vorlesen. Abeken sagt, der König habe sich so gefreut, sich selbst in meiner Erzählung („Des Königs Gedanke“) wieder zu finden. Er

hat mir aufs freundlichste danken lassen. Er will (wie er sagt) sich aufs allerentschiedenste zu der Schrift bekennen.

Heute ist mein „Bibelleser" fertig geworden, und ins Reine von mir selbst geschrieben. Alles fügt sich aufs wunderbarste bei Durchführung des vorgelegten Planes. Heute ist auch das tägliche Morgen- und Abendgebet der deutschen Kirche zu seiner endschließlichen Gestalt gekommen. Ich hoffe, ich werde nicht sterben, bis ich einmal sie im Vaterland mitbete, oder in Zion! — Stip und Sydow haben vortreffliche Verbesserungen vorgeschlagen, die ich mit Freuden angenommen. Es ist das erste mal, daß die Aufgabe mit der gehörigen Freiheit und mit vollem weltgeschichtlichen Bewußtsein gefaßt ist. Wesentlich ist sie so, wie ich sie in den seligen Jahren 1817 bis 1821 entwarf, und wie wir sie oft zusammen gebetet. Ich kann nicht sagen, wie ich mich freue.

Ich bin jeden Morgen um 5 an der Arbeit. London ist unbeschreiblich schön jetzt. Kein Mensch da — kein Hof, kein Foreign Office. Himmlisches Wetter. Einen Tag um den anderen fahren wir nach den herrlichen Höhen über London — Hampstead, Highgate —, laufen oben umher, fahren zurück, gehen wieder (wenn es nicht regnet), sprechen, musiciren, und gehen zu Bette.

Der König hat wieder die Welt begeistert. Er ist unerschöpflich, wie seine Güte und Liebe — und kühn. Nur er konnte es wagen und durchsetzen, zuerst in die evangelische Kirche zu gehen (in Köln), und dann in das Hochamt vor der Grundsteinlegung, beides mit der Königin. Der Papst und die Elberfelder werden beide brummen.*)

Dienstag 20. September. 6 Uhr. . . . Ich beginne mein heutiges Tagewerk, nach einem Spaziergange bei aufgehender Sonne und ausgehendem Lampenlicht um mich her, unter dem herrlichsten Himmel, mit einer Zeile, welche Dich an der Küste Hollands begrüßen soll. Du kommst leider in die Mitte der Nachtgleichstürme, allein der Herr kann Dich und die Deinigen ebenso ruhig durch die Wellen führen am 24. als am 1. September. Du findest uns hier Alle wohl, will's Gott, Deinen lieben Jungen und mich und die Freunde. Die Schönheit und Lieblichkeit Londons in August und September gehört zu den unbekannten Wohlthaten. Eine himmlische Ruhe, und doch alle Vortheile des geordneten Lebens gerade wie in der Taumelzeit genannt „Season".

Die Tage in Norwich (Montag reisten wir hin, in der Nacht, Sonnabend bei Tag zurück) waren sehr reich. Meine beiden Jungen hatte ich

---

*) Bunsen's Begeisterung über die Rede des Königs beim Dombaufest sprach sich auch in einem besonderen Aufsatze über „Die Vollendung des kölner Domes" aus, der zuerst in der augsburger „Allgemeinen Zeitung" und später besonders gedruckt wurde. Anmerkung der Verfasserin.

mir die Freiheit genommen bei Mr. Hudson Gurney in Keswick-Hall einzuquartieren (wohin ich selbst eingeladen gewesen) — sie waren dort wie Augäpfel. Ich war auch nicht übel daran, im Palast des Bischofs; Lord Northampton, Lady Williams, Miß Trotter, Mrs. Baring (geborene Wyndham) und manche andere Gäste waren da. Das Leben der Stanleys ist sehr schön und achtungswürdig. Die Musik war herrlich — „Schöpfung" (von Haydn) — Spohr's „Fall Babylons" (ein musikalisches Drama, genannt „Oratorio") — und „Sampson", von Händel. Das Letztere war von Mr. Taylor insofern verändert, daß Milton's Text fast vollständig darin aufgenommen war, durch Einschaltung von entsprechenden Händel'schen Sätzen aus seinen vergessenen Opern und einigen kleinen, wenig bekannten Oratorien. Händel hat (nach ihm) einen Satz von Palestrina aufgenommen. Dies hat ihm Veranlassung gegeben, einen Hymnus einzuschalten, dem ein unbeschreiblich schöner Satz von Palestrina zu Grunde liegt. Niemand wußte es; Alle erklärten es aber für das Schönste. Der Bischof ließ es wiederholen, und die ganze Versammlung (über 2000) erhob sich, wie zum Gebet. Nach diesem Stück machte den größten Eindruck ein kurzer Chor: Niemand hatte es vorher gehört — man fragte nach — und es war ebenfalls von der „Septime" entlehnt von Carissimo. Das System solcher Einschaltungen läßt sich schwerlich vertheidigen; ich muß aber gestehen, daß der Text, wie er ist, sehr schön sich ausnimmt; die Handlung schreitet dramatisch fort, und nichts wäre leichter, als diesen „Sampson" aufzuführen — eine Idee, der ich dort Eingang zu schaffen versucht.

Von Abeken habe ich Briefe aus Berlin. Alle sind zufrieden, denen er die Handschrift hat mittheilen dürfen. — Das Ehescheidungsgesetz wird jetzt im Staatsrath heftig bekämpft: man glaubte, dies würde wol die Veranlassung geben, daß der König mich nach Berlin rufe, und dann müsse ich kommen. Je n'en vois pas la nécessité: umgekehrt, ich würde alsdann dem Könige alle Täuschung aufdecken, die er sich über meine Stellung in Berlin macht, und die viel größere Verwickelung, in welche er mich führen würde durch eine solche Berufung. Sie haben meine unveränderliche Meinung über die Sache schriftlich. Nitzsch in Berlin ist durchaus einverstanden mit der Schrift, was dem Könige und Eichhorn sehr unerwartet, und zugleich sehr lieb ist.

Derselben Zeit gehören auch die folgenden Briefe an, die mit Ausnahme der an Mrs. Waddington deutsch geschrieben sind:

London, 25. August 1842.

(An J. Schnorr von Carolsfeld.) Mein theurer, geliebter Freund! Der berühmte und geniale Baumeister der großen neuen Parlamentshäuser im gothischen Stile, Hr. Barry, macht eine Reise nach München, um dort

die ausgeführten Fresken und deren Wirkung zu sehen. Er hat sich als Mitglied des Comité für die Ausschmückung jenes herrlichen und in seiner Art durchaus einzigen Baues sehr warm für die Einführung der Frescomalerei (nach deutschen Mustern nämlich) in England behufs jener Ausschmückung ausgesprochen. Es ist alle Hoffnung vorhanden, daß der Gedanke ausgeführt werde. Eastlake, sein Freund, ist auch ganz dafür. Ich empfehle Dir also diesen Mann als einen genialen Künstler, als edeln Menschen und als ein sehr wichtiges Werkzeug Deiner edeln Kunst. — Der König war so entzückt über jenen Bau und den Künstler selbst, daß er mir sagte: „Ich habe einen großen Mann in England mehr kennen gelernt.“ Der Bau ist der größte der jetzigen Zeit. . . .

Du wirst bald das Eine und Andere von mir lesen. Gott hilft fort! Frau und Kind sind in Aix in Savoyen, der Emilie und Theodor's halber; so habe ich meinen 51. Geburtstag ohne sie feiern müssen.

London, 11. April 1842.

(An Friedrich Perthes.)*) . . . . Soviel vom jerusalemer Gesangbuch. Sie sehen, das Capitol hat sich in Zion verklärt, und die kleine Gemeinde im Palast Caffarelli in die deutsche Kirche im Morgenlande. Alles, ohne daß ich auch nur einen Schritt dafür gethan, wie die Acten ausweisen!

Uebrigens haben Sie mir nie ein Wort über Jerusalem gesagt. Es kommt mir vor, Sie sehen die Sache als ein Experiment an; Sie irren sich aber darin. Wenn ich einmal komme, oder Abeken Sie sieht, sollen Sie besser belehrt werden. Doch, dächte ich, müßte Sie ein Lebensathem anwehen von dem Werke. Gottlob! die Arche der Kirche ist gelandet auf ihrem Ararat; das war die große Aufgabe des Glaubens, jetzt ist Alles leicht. In England hat Jerusalem schon in der Wiege Rom gewürgt, wie Herkules das Schlangenpaar. Nur drei Jahre Zeit und guter politischer Wind von Berlin her, und die Stimmung in Deutschland wird sein wie in England und Amerika.

London, 9. December 1842.

(An denselben.) . . . . Sie werden es wol glauben, ohne daß ich's sage, daß der Ehescheidungsentwurf nicht der meine ist. Ich habe zwei Einwendungen dagegen:

1) Daß alles Princip dabei fehlt; denn das Evangelium und die Reformatoren kennen nur Ehebruch und bösliche Verlassung, und beide nur in viel engerm Sinne, als die neueren protestantischen Calvinisten hier gefaßt haben.

2) Daß eine polizeiliche, ja Criminalstrafe! auf den Ehebruch gesetzt

*) Die beiden Briefe an Perthes sind erst in der deutschen Ausgabe aus dem reichhaltigen Briefwechsel Bunsen's mit diesem hinzugefügt.

werden soll. Nichts ist unmöglicher zu gleicher Ausführung zu bringen (ohne Unterschied der Person), und abgesehen von diesem wichtigen Umstande ist ja nichts dem Wesen eines christlichen Ehegesetzes mehr zuwider.

Ich schweige, in der Hoffnung, daß es gut sei, das Gehässige falle auf mich, den alten bekannten Sündenbock. Doch wissens Manche, daß der Entwurf nicht meine Ansicht ist.

London, 6. September 1842.

(An Mrs. Waddington.) . . . Ich erwarte Fanny und die Kinder nicht vor dem 24., und werde in der Zwischenzeit nach Norwich gehen, um des Bischofs willen und zugleich wegen des Musikfestes. Wenn Ernst und Karl mittlerweile ankommen, können sie mich auf einen oder zwei Tage begleiten. Ich begleitete Lepsius nach Southampton — er schiffte sich am 1. ein; möge Gott seine Expedition fördern! — es ist mir, als wenn mein ältester Sohn mich verlassen hätte! Abeken ist auch abgereist, um den König am Rhein aufzusuchen. . . . Ende October gehen wir nach unserem Landsitz in Sussex.

London, 10. September.

(An dieselbe.) Ich muß Ihnen mit einer Zeile für Ihre gütige und mütterliche Antwort auf meinen Brief danken; — ich kann nicht sagen, wie dankbar ich bin, daß Sie der Ansicht sind, wir hätten recht gethan, nach Herstmonceaux zu gehen. Ich kann Sie versichern, ich lege dem Urtheil der Welt in dieser Sache, wie in vielen andern meine Handlungsweise betreffenden Punkten, nicht das geringste Gewicht bei. Je länger ich lebe, um so mehr sehe ich ein, daß man selbst darüber urtheilen muß, was recht ist, und daß (um die Worte Ihres Kindes zu gebrauchen) „wir unsern Lebensplan in Einfalt des Herzens verfolgen müssen, ohne weder zur Rechten noch zur Linken zu blicken". Die Welt muß uns (mögen wir auch als sonderbare Wesen erscheinen) nehmen, wie wir sind, — fähig und bereit, zu geben was wir können; sonst soll sie uns in Frieden lassen. Ich beeifere mich, meine Pflichten zu erfüllen in der hohen Stellung, die mir anvertraut ist, — auch solche Pflichten, die mich abhielten, nach derselben zu streben. Aber von den Künsten des Versuchers ist keine hinterlistiger als diejenige, welche auf die oberen Klassen wirkt, nämlich zu den Pflichten solche Gewohnheiten zu rechnen, welche zum größten Theil nichts als Mittel und Erfindungen sind, um sich und seine Mitmenschen unglücklich zu machen, und ein schmerzliches Bedauern für die Sterbestunde vorzubereiten, wo sie sich schließlich dem Richter gegenüber fühlen, den sie nicht täuschen können, wie sie sich und Andere getäuscht haben. Ohnedies bedauert die Welt, dieses kaltblütige Geschöpf, sie nicht im geringsten wegen der Unbequemlichkeit, die sie auf sich laden, wenn sie ihren Ansichten als

Pflichten folgen, — noch bringt sie ihnen Liebe entgegen, wenn sie dies kostbare Leben ihren Götzen opfern. Aber die Welt thut recht hiermit; denn diese Opfer sind zuletzt doch allein zu unserer eigenen selbstischen Befriedigung gebracht. Doch liebe ich es nicht, der Welt gegenüber als ein eingebildeter Thor zu erscheinen, noch denen unweise, die ich liebe und achte. Sie können sich deshalb kaum vorstellen, wie dankbar Ihre Worte mich gemacht haben. Es wird Ihrem Herzen wohlthun, den Brief Hare's zu lesen, den ich einschließe, ebenso wie einen anderen des ausgezeichneten Dr. Prichard; letzterem hoffe ich nützlich gewesen zu sein, indem ich (durch Lord Ashley) das Auge des Lordkanzlers auf ihn richtete, mit Bezug auf eine wichtige Anstellung.

23. September. .... Dr. Prichard ist zu einem der beiden Aerzte ernannt worden, welche alle Irrenhäuser in England zu untersuchen haben. .... Ich bin auf dem Musikfest gewesen, und fand bei meiner Rückkehr solche Berge von Papieren, daß Ernst und Karl für mich vom Morgen bis zur Nacht geschrieben haben. Ich glaube, ich bin nie beschäftigter gewesen, aber auch nie in besserem Gesundheitszustande. Was Ruhe betrifft, so werde ich keine haben, bis Canitz im November zurückkehrt, wo sein Urlaub zu Ende ist.

London, 8. März 1842.

(An Herrn von Usedom.) Die Kirchenfrage ist eine Verfassungsfrage, ganz wie die staatliche. Wie Wenige sind gemacht, Verfassungen zu begreifen! Die Kirchenverfassung ist die Constituirung des christlichen Volks nach Gott hin (nach der geistlichen und geistigen Seite hin), nichts Anderes. Als Freiheitsfrage muß sie unter das Volk geworfen werden. Die apostolische Succession heißt auf deutsch, daß die Kirche sich selbst regiert, und das von Gottes Gnade — unter dem christlichen Fürsten, aber nicht durch ihn. Aber die Pfaffen wollen dieses nicht zugeben.

September 1842.

(An denselben.) Ich bitte Sie nur um Eins: werfen Sie Christi Joch nicht weg, es ist nicht allein leicht, sondern hebt über alle Leiden der Erde; aber ihm entzieht sich Niemand ungestraft: die falsche Freiheit des Jahrhunderts ist der geistliche Tod. Ich sage Ihnen dies wahrlich nicht als Belehrung, sondern als Bekenntniß. So erst ist uns alles Andere gleich.

Vorerst aber beweisen Sie Ihre Treue gegen König, Kirche und Land, damit es auch nicht einmal scheine, als ob Sie uns mitten im Kampfe im Stiche ließen.

18. November 1842.

(An denselben.) Ich bin wohl getröstet worden durch das, was Sie mir über die hiesige Secretärstelle sagen. Ihre und Schleinitzens und

Philipsborn's Theilnahme thut mir so wohl. Es geht auch wirklich nicht lange mehr so. Was ich heute für die berliner Post zu thun gehabt, und nicht früher noch später thun konnte, werden Sie zu Gesicht bekommen. Glauben Sie wohl, daß ich dazu — Conferenz mit Neumann, die ewigen Zeitungen und „notes" und manche Besuche nicht zu nennen — zehn Expeditionen für England gehabt habe — und für Angelegenheiten von Privatpersonen, deutsch, englisch und französisch, die ein Gesandter an diesem Posten gar nicht zu Gesicht bekommen sollte, als um sie zu übergeben und nachher zu zeichnen? Wie kann man dabei frisch bleiben, und die Augen offen und die Ohren steif behalten in diesem Brennpunkte, mit solchen Männern gegenüber und zur Seite, wie Neumann und Brunnow, St.-Aulaire und Van de Weyer, die alle doppelte, dreifache Arbeitskraft neben sich haben, und dazu sich um nichts weiter als die Geschäfte bekümmern, — worum ich sie übrigens nicht beneide. Und in diesem Augenblicke, wo die Einverleibung Belgiens oder ein allgemeiner Krieg vor der Thür sind. Und dazu die koburger Sache*), und dann die Cabinetssachen, — Jerusalem und seine Organisation! Seit 18 Monaten bin ich nicht aus dem Geschirr gekommen.

.... Sie sprechen ein großes Wort gelassen aus — „arbeitende Legationsräthe wie in Oesterreich" — gewiß, das und nichts minder brauchen die großen Gesandtschaften und allein dergleichen — wo sind sie? — Lassen Sie sich also die Sache, meinet- und des Dienstes wegen, recht angelegen sein.

19. November 1842. Ich setze meine gestern abgebrochene Epistel fort. — Sie haben das rechte Wort getroffen: arbeitende Legationsräthe sind nöthig.... Wie, wenn Sie sich umsähen in den Regierungen, vielleicht auch in dem einen oder anderen Ministerium — es gibt gewiß eine gute Zahl von Geschäftsmännern von guter Erziehung und gesundem Blut für politische Fragen, außer da, wo man absichtlich Alle abgewiesen oder abgeschreckt hat, die nicht Junker waren. So müssen Sie einen Generalstab bilden. Bedenken Sie dieses. Man findet Alles, was man sucht.

Ich bedürfte so sehr eines Mannes wie die drei, welche ich früher neben mir gehabt; fände sich ein tüchtiger Mann, es wäre viel werth für den Dienst, daß ich ihn hätte. Ich könnte dreimal so viel wirken, hätte ich eine Hand und einen treuen, verständigen Rath, einen Mann, der ein Geschäftsmann und Arbeiter ist, den Dienst liebt, und England weder haßt noch ignorirt....

.... Keine politische Organisation ohne vorhergegangene kirchliche; keine kirchliche ohne Kirchenrecht. Die einzige Art es aufzubauen ist:

*) Es ist hiermit die Etikettenfrage gemeint, ob dem Herzog von Koburg das Prädicat „Königliche Hoheit" gegeben werden könne.

1) Pandectae juris eccles., von Stellen der Constitut. Apostolicae bis zu Calvin und Sir W. Stowell.

2) Ein Handbuch, worin die Principien des Rechts der Reformation den alten angeknüpft sind, sodaß wir das Recht der alten Kirche fortleiten, und die Romanisten die Abzweigung bilden.*)

Ich gebe wenig auf Systeme, am wenigsten auf meine: aber ich weiß, daß der siegt, welcher den geschichtlichen Boden einnimmt. Und siegen müssen wir (in Friede und Liebe) oder untergehen.

Noch gehört in dieses Jahr ein kleiner Brief Bunsen's an seine Frau, den er kurz nach ihrer Rückkehr aus Savoyen während eines Besuches, den er bei Sir Robert Peel machte, an sie (nach Herstmonceaux) richtete:

Drayton Manor, Dienstag 20. December 1842.

Ich hatte beabsichtigt, Dir ein Tagebuch über „Drei Tage in Drayton Manor" zu schicken, über den köstlichen und wichtigen Aufenthalt bei diesem wahrhaft großen Manne. Ich würde hier bis zum Freitag geblieben sein — wäre es nicht des Comité wegen, welches ich berufen habe. Du mußt aber wenigstens diese Zeilen haben, um Dir für Deinen lieben Brief zu danken, und Dir zu sagen, daß ich D. v. am Christabend zurückkehren werde und erwarte, daß mich der Wagen in Lewes treffe.

Wie schade um die theure Lady Denbigh! Sie sprach noch an unserer Thür vor, am letzten Tage ihres Lebens, ihrem Geburtstage.

Es ist schmerzlich, nicht im Stande zu sein, aus dem Gedächtnisse nach Bunsen's reichhaltigen mündlichen Mittheilungen den Mangel des beabsichtigten „Tagebuches" zu ergänzen. Viele bedeutende Leute waren unter den Gästen, und die Unterhaltung war von unvergleichlichem Interesse. Es war Bunsen's Wunsch und Absicht, aus Sir Robert Peel solche Aussprüche über belangreiche Gegenstände hervorzulocken, wie er sie in wenigen Worten von gewichtigem Inhalte zu geben die besondere Gabe hatte, wenn die rechte Frage gestellt worden war. Er sagte unter anderem mit Bezug auf den König von Preußen: „Ich hoffe, er wird bereit sein, den Wünschen seiner Unterthanen nachzugeben

---

*) Denselben Gedanken hatte schon ein Brief Bunsen's an Röstell vom 3. August 1841 ausgesprochen:

„... Ach! wie wichtig wäre es, daß Jemand die geistliche Geschäftsführung und das praktische Kanonische Recht hier studirte! Es ist das einzige lebendige in der Welt — und wir nagen immer noch an dem abgenagten Schinderknochen des Rechts unseres Erbfeindes, ohne weniger unfähig zu werden, ihn wieder mit Leben zu bekleiden. Aber es gehört Begeisterung dazu, d. h. Glauben."

— es ist gut, Concessionen zu machen, solange sie noch gemacht werden können — viele Monarchen haben Ursache gehabt, es zu bedauern, daß sie die Stunde zu Concessionen vorbeigehen ließen, — welche nicht wiederkehrt.“ Bunsen beobachtete bei Sir Robert Peel auch die seltene Gabe, in eine Frage Erkundigungen zusammenzudrängen, auf welche die Antwort, wenn sie gebührend gegeben wurde, umfangreich sein mußte.

Die Gesellschaft in Drayton hörte Sonntags in Tamworth Church eine Predigt des Rev. Hugh Stowell. Alle waren einig in Anerkennung und Bewunderung, ob der Gegenstand oder die Behandlung desselben ins Auge gefaßt wurde; aber weder Sir Robert Peel noch seine Gäste, mit Ausnahme Bunsen's, konnten es über sich gewinnen, zu glauben, daß die Predigt aus dem Stegreife gehalten sein könnte, indem sie meinten, daß eine so fehlerlose und zugleich so wirksame geistige Schöpfung nur in einer Stunde der Ruhe und Einsamkeit entstanden sein könnte, worin sie sorgfältig niedergeschrieben und dem Gedächtniß eingeprägt worden sein müßte. Bunsen, der von Deutschland her die geringere Wirkung der dort üblichen auswendig gelernten Predigten kannte und fühlte, daß die ganze Weise Stowell's damit im Widerspruch stand, versuchte vergeblich die Parlamentsredner zu überzeugen, daß, wenn sie nur dem Prediger der christlichen Wahrheit diejenige unbedingte Macht über seinen Gegenstand, diejenige Wärme des Gefühls und diejenige Festigkeit der Ueberzeugung beilegen wollten, von welcher sie aus eigener Erfahrung wüßten, daß sie die Wurzel der Beredsamkeit sei, sie keine Schwierigkeit darin sehen würden, die Spontaneität der d'alta facundia inesauribil vena zuzugestehen. Sir Robert Peel beharrte dabei, daß die Stellung des Mannes, der berufen sei, die heiligsten und höchsten Gegenstände zu behandeln (nicht blos die Wahrheit auseinanderzusetzen, sondern auch Andere von ihr zu überführen), ganz verschieden von der Jemandes sei, welcher über weltliche Interessen spreche: „Wenn man im Parlament zufällig das verkehrte Wort oder einen ungenügenden Ausdruck gebraucht, kann man es verbessern, — wenn man einen Satz ungeschickt gebildet hat, kann man ihn im Fortgang der Rede verbessern; — aber wie könnte Jemand in solchem Falle sich in seinem Elemente fühlen und nicht in Verlegenheit gerathen bei der Behandlung heiliger und geistlicher Dinge?“ Was Bunsen antwortete, ist nicht bekannt; ohne Zweifel setzte er seinem Wirthe auseinander, daß, wenn man dem Prediger größere innere Beängstigung als Anderen zuschreibe, dies allein auf der Voraussetzung beruhe, daß er nur eine beschränkte Freimüthigkeit im

Sprechen habe, und sich der Schranken bewußt sei, welche durch Glaubensbekenntnisse oder theologische Bestimmungen gezogen seien — eine Lage, welche allerdings vorherige Ueberlegung und das Abwägen jedes Wortes nothwendig machen würde. Der Prediger von Einsicht und Kenntniß, dessen Herz von wahrhaftiger Religion erglüht, darf furchtlos aus der Tiefe seines eigenen Herzens schöpfen, in der Ueberzeugung, daß der Geist, welcher die Rede eingab, dieselbe auch leiten werde.

Der große Staatsmann und Bunsen fühlten sich zueinander hingezogen, und die Thatsache, daß sie sich so selten sahen, beweist blos die Unvollkommenheit dieser unserer menschlichen Existenz, wo man beim Rückblick selbst auf den thätigsten und wohlgeordnetsten Lebenslauf denselben einem Gewebe ähnlich finden wird, dessen Fäden wir nicht im Stande gewesen sind, unserer Absicht gemäß zu Ende zu führen. Es ist höchst wahrscheinlich, daß bei Gelegenheit dieses Besuches in Drayton manches Wort Bunsen's oder jedenfalls seine ungewöhnlich ernste Weise auf das Gemüth von Sir Robert Peel Eindruck gemacht und sich so tief in sein Herz gesenkt haben muß, daß es in der Stunde des Todes wieder auftauchte; denn es wird berichtet, daß im Jahre 1850, als der Leidende schon fast nicht mehr sprechen konnte, Sir Robert dreimal verlangt habe, daß Bunsen an sein Lager gerufen werde. Da diese Zusammenkunft durch die rasche Annäherung des letzten Augenblickes verhindert wurde, so muß allerdings das Gefühl, welches diese rührende Forderung erzeugte, im Dunkel bleiben.

In eben jenen Tagen erwähnte Sir Robert Peel bei einer Anspielung auf Harthörigkeit, was für eine unaufhörliche Unbequemlichkeit, um nicht zu sagen Leiden, ihm ein Tönen in seinen Ohren wie von siedendem Wasser verursache; das Uebel war infolge des Knalles einer Jagdflinte entstanden, die in seiner frühen Jugend unversehens ganz dicht neben seinem Kopfe losgegangen war, und es war nie ein Stillstand darin eingetreten. Als Bunsen sich über die besondere Schwierigkeit erging, die eine solche Schwäche für einen Parlamentsredner mit sich bringe, für den es nöthig sei, kein einziges Wort zu verlieren oder miszuverstehen, gestand Sir Robert, daß es ihm allerdings sehr anstrengend sei, ununterbrochene Aufmerksamkeit zu bewahren.

In dem stillen und feierlichen Glücke der Weihnachtstage, im Familienverkehre, mit der köstlichen Zugabe der Gesellschaft von Julius Hare und der Witwe von August Hare, schloß das Jahr

1842 für Bunsen und seine Familie in ihrem geliebten Zufluchtsorte zu Herstmonceaux.

Aus dem folgenden Jahre (1843) sind zunächst zwei Briefe Bunsen's an seine Frau in Herstmonceaux mitzutheilen:

London, 21. Februar 1843.

.... Es gibt Menschen, welche der Herr zur Erkenntniß ihrer Undankbarkeit gegen seine unendliche Langmuth und Güte führt durch die dornigen Pfade des Leidens, andere durch die des Glücks. Du weißt, wie er es so mit mir macht, und da ist wieder ein neues Beispiel, gerade da, wo ich über meine Ungeduld und meine unglückselige Heftigkeit in Kleinigkeiten und Nichtigkeiten so recht eine Strafe verdient. Lies den Brief!...

Und dann der herrliche Brief von dem köstlichen Abeken! Es ist Leben in dem Menschen!

London, Sonntag Morgen, 12. März 1843. .... Dein Brief hat mir einen Eindruck zurückgelassen, der mir nie verschwinden wird. — Du hast Dir den Fall näheren Scheidens von dieser Erde vor die Augen gestellt. Wer kennt seiner Tage Ende? Mir jedoch steht es vor den Augen, daß Du mich überleben und die theuren Kinder weiter ins Leben führen wirst. Wir haben nie darüber gesprochen: allein der Gedanke ist fest in mir seit vielen Jahren, wenngleich nicht vom Anfange. Der Herr wolle es schicken, wie es sein heiliger Wille ist! Ich aber werde heute mein Testament schreiben, nach englischer Weise; denn so ist es gültig für Diplomaten in Preußen. Es ist kurz: denn, Gott sei gelobt! ich habe über wenig zu verfügen, und was ich habe, ist Dein; davon nun will ich nicht weiter reden. Aber das muß ich Dir sagen, angesichts unseres unzerstörbaren Liebesbandes, daß Dein Brief mich einen tiefen und schmerzlichen Blick in mein Herz und den Lauf meines Lebens hat thun lassen. — Das Rad des Lebens geht um, und wir mit ihm, denkend, es werde nächstens anhalten, und dann würden wir das Leben uns ordnen und Versäumtes nachholen können. Die wahre Weisheit aber besteht darin, den flüchtigen Augenblick zu ergreifen und ihm das Siegel der Ewigkeit aufzudrücken. Das ist das größte, immer neue sittliche Streben, wodurch das Leben wird, was der Marmorblock aus des Bildners Hand. Die Einheit hier auf Erden ist in diesem sittlich-künstlerischen Behandeln der Zeit. Es ist dies einer der anderen Ausdrücke für die Rechtfertigung durch den Glauben. Es kommt nicht darauf an, was gethan, was gebildet wird, sondern daß es geschehe im Glauben an das Unsichtbare und doch allein Wahre. Die Heiligung ist ebenso nur der höchste Ausdruck für die künstlerische Fertigkeit dieses ausprägenden Geistes. Recht verstanden führt uns alles Dieses darauf zurück, daß wir aus uns selbst nichts Gutes thun können, und daß

das Selbst und Mein und Mir und Mich Alles verdirbt, indem es Gottes eigenes Werk an sich zieht. Wir vermögen nur etwas, wenn wir festhalten, daß wir es nicht vermögen zu thun, sondern nur zu verderben. Auch dann noch haftet Mangel, also Sünde, an Allem, was wir thun, aber sie wird uns vergeben in Dem, der ohne Mangel ist. Wir sollen und müssen immer darauf geführt werden, daß aus unserer Selbstgerechtigkeit nichts wird als Böses. So nur werden wir im Glauben erhalten. Alles Treiben und Jagen führt zu nichts. Die ruhige Zeit kommt nie, als wenn sie in uns da ist. Des Herrn Wort muß über die Wogen des Lebens gesprochen sein, damit sie sich legen; aber dann legen sie sich auch. Hilf mir also beten, Geliebteste, daß mir dieser Geist der Entselbstung und Ruhe gegeben werde, damit ich sehe, was zu meinem Frieden dient, was ich Dir sein soll, und insbesondere, was ich noch für meine theuren, geliebten Kinder thun kann; und damit auch sie die Liebe empfinden, welche wir für sie im Herzen tragen. Unser Leben in seiner Zerrissenheit hat viele Nachtheile in sich; aber das ist nichts, es hat auch große Vortheile. So jetzt unsere Getrenntheit. Sie ist ein Schmerz und eine Prüfung, aber damit ist auch schon gesagt, daß sie gut ist. . . .

Ich will Dir heute nichts Anderes schreiben, sondern Dich im Geiste segnen, als Dein dankbar Getreuer.

Von Briefen Bunsen's an andere Verwandte und Freunde sind aus dem Jahre 1843 die folgenden anzuschließen:

London, Juni 1843, Samstag.

(An Mrs. Waddington.) — Lesen Sie, bitte, die wundervolle Rede des Herzogs von Wellington am Donnerstag. Es ist eine zum Fortleben in der Geschichte bestimmte Rede, mehr als irgendeine andere, die wir wol in vielen Jahren gehört haben; er sprach sie beinahe fließend. Als Rednerstück angesehen, soll Roebuck's Philippika das Beste gewesen sein, was je aus seinem Munde gekommen ist.

Was Lord Ellenborough angeht, so kommt es zu Tage (wie mir hier vor einem Monat ein hiesiger Staatsmann sagte), daß „er Fehler gemacht hat und Fehler machen wird, unbequem gewesen ist und unbequem bleiben wird, daß er aber immer große Dinge wohl ausführen wird".

London, 3. Juli 1843.

(An einen Sohn.) — Vorgestern ist eine Schrift (von Pusey) erschienen, welche Epoche in der Kirchengeschichte Englands macht. Ich schicke Dir nur ein Wort mit Mutters köstlichem Brief, dem ich im Wesentlichen ganz beistimme.

(Schade, daß es über den Rahmen hinausgehen würde, Briefe B.'s wiederzugeben, in denen sich seine Persönlichkeit in ihrer Gottergebenheit, Demut, Frömmigkeit u. Liebe zu den Seinen spiegelt)

Selbst-Betrachtungen, Glaube

9. Julius. .... Wenn Du den Zusammenhang zwischen der Predigt Pusey's und den Bemerkungen leicht erkennen willst, so stelle Dir die einfache Frage der Reformation: „Ist die Gottheit, latens deitas, in der consecrirten Hostie, die durch die Consecration eben der gegenwärtige Leib gemacht ist (made present), oder ist das Brot und Wein nichts, weder vor oder nach dem Gebet über dasselbe, als in und mit der Seele und dem Leibe des Genießenden, wo es dann symbolischer oder substantieller Leib heißen mag, je nach der Schule?"

Wer jenes sagt, ist ein Romanist, ein Meßdiener, und muß alle Folgerungen weiter ziehen.

Das aber sagt die Predigt in jedem Wort: eben weil sie ohne diese Annahme unverständlich ist. Und warum liegt ihr diese Annahme zu Grunde? Weil Pusey an die Stelle des lebendigen Gottes und ewigen Wortes, dessen Worte Geist und Leben sind, die Priesterei setzt, welche sie Kirche nennen, mit ihren magischen Kräften Segen zu spenden und zu behalten, also den Leib zu machen, das Opfer darzubringen.

Dies kann auf tausend Weisen gesagt werden, ist auch von Martin Luther mit den Worten deutlich gesagt, womit er die Principien einer Entgegnung auf das angesagte Concil niederschrieb: „Die Messe ist der Schwanz des Drachen."

Und so war es von dem richtenden Gotte verhängt über die arme romanische Menschheit, daß das Concil diese Worte seines prophetischen Gegners bestätigen mußte, denn es sagt in einem seiner Decrete: „Missa est sacrificium propitiativum pro vivis et defunctis" (die totale Umwendung von: Christi Tod ist die Versöhnung für alle Menschen).

Meine Art, die Sache auszusprechen, wird wol von Vielen noch gebraucht werden, wenn der Kampf ins Bewußtsein des Jahrhunderts tritt.

London, 30. Januar 1843.

(An Herrn von Usedom.)*) .... Ueber Ihre Californensis habe ich viel nachgedacht.**) Ich stimme Ihren Bedenken bei, halte jedoch für das

---

*) Dieser Brief fehlt in der englischen Ausgabe.

**) Die Möglichkeit eines Ankaufes von Californien, um es zu einer deutschen Colonie zu machen, ist auch noch in einem späteren Briefe Bunsen's an den hamburger Syndikus Sieveking vom 8. September 1846 erwähnt. Der Plan beruhte auf einem Anerbieten der mexicanischen Regierung an die preußische Gesandtschaft im Jahre 1842 und wurde von dem preußischen Gesandten in Washington, Herrn von Rönne, lebhaft unterstützt. Seine Gründe dafür legt ein Brief von ihm an Bunsen folgendermaßen dar: „Die Zeit ist gekommen, wo wir eine starke und unabhängige Haltung annehmen müssen. Zu dem Zwecke müssen wir geeinigt sein, und eine Flotte und Colonien besitzen. Ihre Idee, Californien zu kaufen, ist vortrefflich. Ich wagte nie solche weitzielende Wünsche auszudrücken. Aber ich stellte

größte Bedenken die alles Rechts spottende Habsucht und Eifersucht der Vereinigten Staaten. Sehen Sie die Oregongeschichte an! Und wie wollen Sie gerade Californien haben? Wie könnten wir die Colonie vertheidigen? Wie lange aber wird es dauern, ehe die Colonie selbst sich vertheidigen kann!

Unter diesen Umständen scheint es mir immer sehr wünschenswerth, daß Herr von Rönne instruirt werde, über die Sache zu berichten und die Mexicaner zu sondiren; 60 Millionen ist keine Forderung, sondern ein Ausdruck des Nichtwollens. Was nun Ihre Bedenken selbst betrifft, so erscheint mir als das wichtigste die ungeheuere Entfernung. Lesen Sie doch, was ich neulich über die Unmöglichkeit geschrieben, worin Peel sich befindet, 8000 Auswanderer aus Paisley nach Australien zu senden. „Die Entfernung", sagt er, „macht nicht allein die Sache sehr schwierig, sondern auch jede Sicherheit für Fortkommen unmöglich." Ich bleibe immer dabei, daß dies, in Beziehung auf England, doch fast eine Philisterei ist. Wenn man 20 Millionen Pfund ausgeben kann, um die westindischen Sklaven loszukaufen, so muß man auch Geld haben, jedes Jahr 30—40 Colonien auszusenden, um dem Elend der eigenen Mitbürger unter die Arme zu greifen. Mit uns ist's allerdings eine andere Sache. Wir sind nicht reich, und wir haben keine Flotte und Schiffahrt, die wir beschäftigen müssen. So ist's, theurer Freund; je länger man lebt, desto mehr sieht man mit Grauen, wie das alte Europa seinem Untergange entgegengeht durch die Kleinlichkeit der Regierungen und die Thorheit der Völker. Warum hätte nicht Algier benutzt werden können, um friedlicher Colonisation ans Mittelmeer den Weg zu öffnen? — Warum zerstören die Franzosen, anstatt zu bauen? Warum hemmen die Engländer, anstatt zu fördern?

London, 3. August 1843.

(An Schnorr von Carolsfeld.) Mein geliebter Freund! Es sind heute fünf Jahre, seit wir in München schieden. Vieles ist seitdem über unsere Häupter gegangen, aber unsere Liebe zueinander ist frisch geblieben: sie gehört zu den dauernden Freuden meines Lebens. Dein kräftiges, besonnenes, schaffendes, anhaltendes Wirken ist mir ein wahrer Trost bei so vielem Ungesunden und Verkehrten in der Zeit, auch in der Kunst. Was diese betrifft, so beginnt jetzt ein Sinn für die geschichtliche, wahre Kunst zu erwachen; man wird versuchen, die Frescomalerei durch Engländer ein-

---

schon im Jahre 1837, als ich über die Lage der hiesigen deutschen Auswanderer berichtete, die Vermuthung auf, daß Mexico sich vielleicht entschließen werde, einen Theil Californiens abzutreten. Ihr Plan, das Ganze zu kaufen, ist nach jeder Seite hin besser." — Der Plan wurde in Berlin lebhaft erörtert, aber auf den Widerspruch Humboldt's hin aufgegeben.

Anmerkung der Verfasserin.

heimisch zu machen, die alsdann wol nach München kommen, es zu lernen.

Zwölf gutgemeinte und gedachte, aber schwache Cartons haben großen Beifall eingeerntet. Viele würden sich ganz gut ausnehmen, wenn sie als Vignetten im Taschenbuch von 1844 ausgeführt würden. Ich habe oft gedacht, eine Ausstellung deutscher Cartons wäre eine treffliche Sache, und für die Besitzer eine treffliche Speculation. Diesen Gedanken regt bei mir wieder auf die Reise des braven englischen Kunsthändlers Hering, den ich Dir durch diese Zeilen bestens empfehle: ein Ehrenmann und von gutem Geschmack, er vertritt und verbreitet hier die deutsche Kunst.

Du sprichst von den religiösen Wirren Deutschlands und Englands. Daß jene Dir den münchener Himmel verdunkeln würden, habe ich Dir lange vorhergesagt; bleibe nur fest im Glauben. Wahrheit und Lüge, Wesen und Schein werden sich bald scheiden wie Feuer von Wasser. Wer noch nicht von der ewigen, einzigen Wahrheit des evangelischen Glaubens und der Lehre von der Rechtfertigung durch den lebendigen Glauben an den Heiland überzeugt war, würde es hier bei dem todten, abergläubischen Treiben der Puseyiten. Laß Dich nicht irremachen; Englands Volk ist rüstiger als je gegen diese Partei, deren Entschiedene nicht mehr als 20—30 sind. Manche grüne Mädchen und alte Weiber sind von ihnen verleitet, und sie haben überhaupt den Vortheil gehabt, sich der Reaction des Mittelalters gegen das 18. Jahrhundert zu bemächtigen, die bei uns vor funfzig Jahren anfing und ihre Folgen hatte (Stollberg, Schlegel u. s. w.). — Alles, was von Tausenden von Puseyiten gesagt wird, ist Lüge; wenn Du hier wärest, würdest Du es mit Händen greifen.

Was wir mit Jerusalem gewollt, sagt Dir das Büchlein, welches Hering mitbringt. Es ist von Abeken, hier geschrieben; wenn Du im ersten Theile den Pinsel Deines Freundes entdeckst, so behalte für Dich, daß Du weißt, er sei von ihm. Die Anstalt wird nach 5—7 Jahren zeigen, was sie ist. „Geduld und Stillesein!"

Deine „Nibelungen" sind meine Freude und Stolz. Das Buch findet hier ungemeine Aufnahme. Lachmann's „Zwanzig Lieder der Nibelungen" von Simrock verdienten auch eine ähnliche Herausgabe. Sie sind allgemein lesbarer und großartiger.

Uns geht's besser mit den Kindern. Wir Alten sind wohl. Ernst's Bestimmung wird bald sich entscheiden.

24. August 1843.

(An einen Sohn.) Zum Andenken an den heutigen Tag empfange die beste Ausgabe des göttlichen Plato; nimm ihn, nach dem Evangelium, als die beste Weihe für das Leben und die stärkste Hülfe im Kampfe desselben mit. Und Gott segne Dich!

Herstmonceaux, 30. December 1843.

(An denselben.) Die „Reden über die gegenwärtige Zeit" (1804) von Fichte habe ich mit unbeschreiblichem Entzücken in der letzten Woche gelesen. Das ist Deutsch! —

Das Jahr 1844 war durch einen längeren Aufenthalt Bunsen's in Berlin gekennzeichnet, daher sich denn auch wieder reichlichere briefliche Mittheilungen von ihm, besonders an seine Frau, finden. Wir theilen zunächst die noch vor der Abreise geschriebenen Briefe mit:

London, Samstag 3. Februar 1844.

(An seine Frau.) Dies ist ein ereignißvoller Tag gewesen. Der König hat mich auf einige Monate nach Berlin berufen — wie Bülow schreibt, „um mit ihm über viele Gegenstände zu sprechen"; man wünscht zu wissen, wie bald ich diesen Urlaub anzutreten gedenke.

Ich werde schreiben, daß ich wünsche, hier die Entscheidung abzuwarten, die Sir Stratford Canning in Konstantinopel über Jerusalem erzielen wird, und den Vertrag mit Venezuela zu unterzeichnen, falls nicht Se. Maj. meine sofortige Abreise befiehlt.

Ich glaube nicht, daß er beabsichtigt, mich ins Ministerium zu berufen. Ich glaube nicht, daß der König dies überhaupt kann. Ich bin noch sehr unpopulär. Vielleicht will er einen anderen alten Plan verfolgen, den, das Ministerium zu theilen und mir die Abtheilung für den öffentlichen Unterricht zu geben — das Einzige, was ich nicht ablehnen könnte.

Es ist dies ein trauriger Strich durch alle Berechnungen, und die Trennung von Dir ist mir betrübender, als sie es noch jemals war. Aber doch gibt es etwas in mir, was mich bewegen würde, mich lieber in die Mündung der Geschütze zu stürzen, um die Kämpfe unseres Landes und der Kirche auszufechten, als still zu sitzen in einer Zeit der Krisis, wie der gegenwärtigen. Und ich fühle mein Blut so jugendlich, wie es nur vor zwanzig Jahren war, wenn diese Seite berührt wird, hoffe aber durch Gottes Gnade mit mehr Ruhe und weniger Selbstheit und Selbstvertrauen zu handeln.

Herstmonceaux, 8. Januar 1844.

(An Herrn von Usedom.) *) . . . scheint ein arger Basilikaner zu sein. Das ist und bleibt eine Spielerei für eine große Kirche. Volksgeist und Klima werfen Alles nieder, was ihnen zuwider ist.

Mich freut es unendlich, daß Sie die Sache haben vortragen können: Sie haben mir das Ganze so anschaulich, lebendig und vollständig beschrieben,

---

*) Auch dieser Brief an Usedom fehlt in der englischen Ausgabe.

daß ich nichts verloren habe. Nicht minder hat mich Ihr eigenes freundliches und gütiges Urtheil über die Darstellung erfreut. Mich beseelte dabei besonders die Idee, daß alle edeln Völker immer eine Gemeinde und ein Gemeindehaus gehabt, wie es die Basilika der Alten war; aber erst das Christenthum gab die anbetende Gemeinde und das Gehäuse dazu, und damit war der Tempeldienst weltgeschichtlich zu Ende — obwol er doch wiederhergestellt worden und noch lebt!

Was die Einwürfe gegen einen gothischen Dom betrifft, so ist es nur einer, der Stich hält bei näherer Beleuchtung: daß wir das Mittelalter nicht überbieten können, in mancher Beziehung, ja nicht erreichen. Allein ich gebe eben den Satz nur in dieser Beziehung zu. Einen neuen katholischen Dom kann Niemand mehr bauen, ohne vor Köln zu erliegen: er wird ihn nur verderben, hätte er auch Geld, Geist, Zeit und Geduld, Alles aufs Beste zu vollenden. Denn rein wiederholen will Niemand: also kann der katholische Baumeister nie ganz dem Vernüchterungssystem von Palladio entgehen — dem Jesuitismus der Baukunst. Des Mittelalters Poesie und geschichtliche Verwirrung werden abgestreift, und so bleibt die reine Prosa des modernen Romanismus übrig. Also, meine drei Grundvoraussetzungen sind:

1. Daß man einen evangelischen Dom bauen wolle.

2. Daß man durch die Idee desselben sich das ganze architektonische Element neu herzustellen verstehe; nicht verstandesmäßig, sondern künstlerisch-poetisch, also typisch und geschichtlich, soweit möglich.

3. Daß man überhaupt mit Bewußtsein baue: alle Elemente in die bauliche Idee aufnehmend. Malerische Thurmansichten, alte Ambonen, und dergleichen Liebhabereien müssen überwunden werden, auch in der Baukunst. Mit einem Worte: in der Baukunst wie in Kirche und Staat muß das neue Lebensprincip Kraft und Muth haben, sich durchzuarbeiten, den Buchstaben der Vorzeit kennen und verstehen, aber ihn frei behandeln, dem Geiste nach, der Alles lebendig macht. Neues will die Zeit, denn das Alte ist untergegangen; kann sie es nicht organisch, naturmäßig bilden, so gestaltet sie in der Form des Zerstörens. Gottes Wille mit uns ist aber jenes. Doch das ist das alte Lied wieder! — „Kein politisch Lied!"

.... Mich beschäftigt diese Woche (Montag ziehe ich in die Stadt!) — die Gestaltung des zweiten Theiles meines ersten (einleitenden) ägyptischen Buches. Vor nun dreißig Jahren entwarf ich den Plan einer Basirung der alten Weltgeschichte auf Sprache und Religion, und schrieb ihn nieder; und nun setze ich zum ersten male die Feder an, um die Wesenhaftigkeit dieses Gedankens zu erproben. Ich dachte früher, dies im fünften Buche und Bande zu thun; allein der soll ganz weltgeschichtlich sein, und ich will mir bei ihm weder Kopf noch Darstellung durch rein ägyptische Forschungen verderben. So muß ich also im ersten Buche beweisen, daß

vor Menes, dem Anfange zusammenhängenden Volksbewußtseins und also fester Zeitrechnung, drei große Zeiträume ägyptischen Lebens uns urkundlich erhalten sind: in der Sprache, — in den Götterkreisen, — in der Schrift. Ich muß also die Sprache zum ersten male als Urkunde der Zeiten, Urniederschlag des Geistes im keimenden Stammleben, behandeln und darstellen: ebenso die beiden anderen. In jeder nämlich habe ich zu zeigen nicht nur die Vorgeschichtlichkeit, sondern auch die einzelnen Schichten in dem Niederschlage. Jede Stufe hat deren mindestens drei, in Aegypten selbst: so erbaue ich mir das Fußgestell für den ägyptischen Karl den Großen. (Lepsius hat hierfür Einiges vorgearbeitet: mehr noch Meyer, dessen langer Artikel in den „Bairischen Annalen“ besonders abgedruckt werden soll.) Wie mir das Gebäude nun entsteht, setzt es mich selbst in Erstaunen: denn ich finde noch unendlich mehr, als ich geglaubt, und der geschichtliche Rahmen meines Werkes gibt mir gleich die beste Form dafür.

Zum letzten male, mein geliebter Freund, schreibe ich Ihnen von diesem lieblichen Rande des Süd-Sachsenlandes. Ich habe gefunden, daß die einzige Art, in welcher ich die Ruhe und Stille einiger Tage mit meinen Pflichten in der Stadt verbinden kann, ohne das Leben zu zerreißen, ein Landsitz in der Nähe Londons ist. Einen solchen zu einem erschwinglichen Preise zu finden ist der Vogel Phönix, und da dieser mir erschienen, habe ich zugegriffen, und wir ziehen am 2. Februar dort Alle ein: die Kinder dort lebend (1 1/4 Stunde, 10 Millien von Carlton Terrace): wir, meine Frau und ich, zwischen den beiden Hauptposttagen . . dorthin gehend. So ist mir denn auch ein zweites und besseres Tusculanum geschenkt, und das Zusammenleben mit den Meinigen gesichert! Sie werden sich freuen, wenn Sie uns sehen. Das sollten Sie nicht lange aufschieben.

London, Dienstag 12. März 1844.

(An Julius Hare.) . . . In den trüben Tagen der Abreise (der König hat mir höchst gnädig, aber ganz unerwartet den Befehl gesandt, nach Berlin zu kommen) muß ich Ihnen rasch einige Zeilen schreiben, da Ihr Bild mir beständig vorgeschwebt hat, seit ich das theure, ewig theure Herstmonceaux verließ. . . . *) Lassen Sie mich Ihnen noch einmal für die glücklichen Tage danken, welche Ihre Freundschaft, Ihre unermüdliche und immer zu Hülfe und Rath bereite Güte mir in Herstmonceaux verschafft hat. Ich blicke auf diese Tage als auf einen der glücklichsten Theile meines Lebens zurück, und kann mich der Hoffnung nicht entschlagen, daß die Vorsehung uns noch einmal wieder zusammenbringen wird, um unsere Gedanken und Gefühle auszutauschen.

---

*) Es folgen hier nähere Mittheilungen über seine Schriften und der Auftrag, die Inschrift auf Arnold's Grabe ganz nach seiner Einsicht zu verbessern und zu bestimmen.

Ich gehe mit sehr gemischten Gefühlen nach Berlin; aber der Gedanke, den König zu sehen, sowie Schelling und meine zwei Knaben, und so viele herzliche Freunde, und zugleich den Druck der Liturgie zu ordnen, möglicherweise auch die Ehescheidungsfrage, erfüllt mich mit Hoffnung und Dankbarkeit. Ich werde nicht dort bleiben; es ist jetzt kein Platz für mich da, und es wird dies meiner Ansicht nach niemals der Fall sein. Wenn ich nur von Zeit zu Zeit nach Berlin herübergehen und Deutschland sehen kann, so kann ich mir keine wünschenswerthere Lebensordnung denken.

Die Reise und der Aufenthalt im Vaterlande sind in den nachfolgenden (deutsch geschriebenen) Briefen Bunsen's an seine Frau näher beschrieben:

Brüssel, Freitag 15. März, Idus Mart. 1844.

.... Vierundzwanzig und eine halbe Stunde, nachdem Du und die Freunde mir aus dem Gesichte entschwunden waren, landete ich glücklich und wohl in Antwerpen. Ich habe nie eine glücklichere Seefahrt gehabt, als seitdem ich bei Neptun's Lieblinge, der Königin von Großbritannien, Gesandter bin: die Ursache liegt zu Tage. Ich begann damit, mich in meiner Kajüte heimisch zu machen, was mir dadurch vollkommen gelang, daß ich die obere Hängematten-Bettstelle als ein Stehpult gebrauchte, mein Buch (Ewald's „Geschichte Israels") vor mir und die Büchersäcke zu beiden Seiten. Als es aufhörte zu regnen, ging ich etwas auf dem Verdeck lustwandeln; um 2 Uhr wurde getafelt; dann ging ich im schneidenden Nordwinde, aber bei ruhigem Meere, wieder. ...

Um ein Viertel vor 11 Uhr (heute) saß ich im Wagen, und als ich Ewald beendigt und Kritik und Auszüge niedergeschrieben hatte, hielt der Zug in Brüssel an und Arnim's Wagen stand vor mir. Die lieben Arnims waren lieb wie immer. Eben habe ich sie verlassen, um in zwei Stunden zu ihnen zum Essen zu fahren. Morgen um halb 8 Uhr geht es nach Köln. — Ich werde mich ankleiden und dann meinen Commentar über Ewald's Buch in meine Hefte eintragen.

Ewald verkennt die geschichtliche Persönlichkeit Joseph's, weil er sie nicht erklären kann wegen Mangels an Kenntniß der ägyptischen Zeitrechnung, obwol er sehr fein bemerkt, Joseph würde offenbar nicht mit den drei Erzvätern in eine Reihe gestellt. Er sieht ein, daß Joseph zu einem ägyptischen, nicht zu einem Hirtenkönige kam, und einen ägyptischen Titel trug: also nimmt er an, Joseph sei vor den Hyksos gekommen, d. h. der Kern der einen Hälfte des israelitischen Volkes, ein Stamm, der den verbündeten Stämmen vorhergegangen war nach Aegypten, dort mächtig geworden war und die anderen Stämme nach sich zog. Allein hierdurch verwickelt er sich in Widersprüche. Denn er kann nicht umhin, es als

geschichtliche Thatsache zu glauben, daß Moses Joseph's leibhaftige Leiche einbalsamirt mitgenommen: also muß doch ein leibhaftiger Joseph dagewesen sein, der aber Ewald unter den Händen verschwindet. Lepsius ist in den entgegengesetzten Irrthum verfallen, indem er annimmt (mit Champollion und Rosellini), die Kinder Jakob's seien unter den Hyksos eingezogen. Mir ist die Sache klar folgenderweise: Man muß die Chronologie der Schrift fallen lassen, aber die Persönlichkeiten festhalten, weder jener das Uebrige opfern, noch, weil sie unhaltbar, die persönliche Wahrheit der Erzählung ihrem Kerne nach leugnen. Joseph hat die Aegypter zu Erbpächtern gegen Zahlung des Fünften gemacht, mit Ausnahme des Priesterstandes; nach Herodot und Diodor that dies der alte Sesostris. Nun ist der alte Sesostris Niemand anders als der König Sesortosis der zwölften Dynastie: derselbe, welchem in den Gräbern aus jener Dynastie (2700 v. Chr.) ein befreundetes Hirtenvolk mit Eseln, Zither, Frau und Kindern vorgestellt wird als „die großen Fremden". Also war Joseph der Großvezier des Königs Sesortosis; 80 Jahre später etwa stürzte das Reich durch ein Hirtenvolk, welches eben die verwandten hebräischen Stämme waren: die Philister mit Amalekitern vermischt nach den arabischen und ägyptischen Schriftstellerüberlieferungen. Wahrscheinlich lockte sie das Gedeihen der jakobitischen Hebräer, wahrscheinlich begünstigte innere Empörung den Einfall. Die Juden lebten nun über 1000 Jahre mit und neben den Stammbrüdern, davon viele (nach der Schrift) ihnen nachher folgten; aber sie zogen erst aus 30—40 Jahre, nachdem die Hyksos vertrieben waren und der Druck gegen die übriggebliebenen Fremden begonnen hatte. So erklärt sich Alles, wie mir scheint. Das werde ich im ersten Bande blos anführen und im vierten Bande ausführlich darstellen.

Und nun laß mich Dir noch einmal aus vollem Herzen danken... Dank auch den lieben Freunden und Kindern für alle Liebe und Anhänglichkeit, vor allem Neukomm und Lady Raffles!

Köln, Montag 18. März 1844 (des Vater Brandis vierundachtzigster Geburtstag). 8 Uhr morgens.

Schon bin ich im offenen Meere des Lebens meines Volkes, und in den Armen der alten Freunde. Sonnabend früh verließ ich Brüssel und langte abends um 7 Uhr in Köln an, wo Helmentag meiner wartete. Wir sprachen bis nach 2 Uhr des Morgens zusammen. Sonntag früh gingen wir zum Dom, wo Zwirner's Gehülfe uns Alles zeigte. Zum ersten male sah ich den Chor vollendet: Alles nach dem ursprünglichen Plane hergestellt. Helmentag schlug mir vor, den Erzbischof zu besuchen, und einen der ersten kölner Patricier, Präsident von Grote. Ich fragte ihn, ob sie den Besuch freundlich aufnehmen würden? Er versicherte mich, die Sache leide keinen Zweifel, und erbot sich, Alles vorzubereiten. Wir gingen dann in die evan-

gelische Kirche, wo schon eine Viertelstunde vor der Zeit Alles bis auf die Straße vollstand; ein treuer Diener des Evangeliums predigte. Dann flog ich zur Eisenbahn nach Bonn, und um 1 Uhr war ich auf der Wallfahrt zu Niebuhr's Grabmal, das ich mit unbeschreiblicher Rührung ansah. Dann zu Hollweg: mit ihm zu Brandis — mit diesem zu Arndt und Nitzsch, wo Hollweg uns wieder abholte. Er und Brandis, die theuren Freunde, begleiteten mich zurück nach Köln; hier angelangt, brachte mir Helmentag die Nachricht, der Erzbischof freue sich ungemein des angekündigten Besuches. Ich fuhr nach dem Palaste, den ich am verhängnißvollen Tage des 17. September 1837 zum letzten male betreten. Ich hatte eine fünfviertelstündige Unterredung mit dem Erzbischof-Coadjutor, der mir die größte Freundlichkeit, und, nach einer halben Stunde, unbegrenztes Vertrauen zeigte. Zurückgekehrt, fand ich Präsident von Grote zum Abendessen. Wir saßen traulich beisammen bis Mitternacht. In einer halben Stunde fahre ich nach Düsseldorf, vorbei dem Orte eines großen Hospitalbaues, wo man eben 500 Fuß der schönsten römischen Mosaik gefunden, mit den Bildnissen der sieben Weisen und ihren griechischen Namen. Der liebenswürdige Präsident will sie mir zeigen. Wir hatten uns nie gesehen, und haben uns als Freunde verlassen. Nun, Gott allein sei die Ehre! aber ich habe durch seine Gnade Gnade gefunden vor den Menschen. Der Erzbischof hat mich gebeten, dem König seine Ehrfurcht zu melden. Das wird den theuren König freuen! — Um Mittag bin ich, will's Gott, in Düsseldorf; von da gehe ich mit Gröben ins nahe Kaiserswerth: morgen nach Elberfeld. Donnerstag . . . um 6 Uhr abends in Berlin, nach einer durchfahrenen Nacht.

Ach! Geliebte, es ist trübe hier — Alles verstimmt, verwirrt, unzufrieden, besorgend. Des theuren Arndt's Gedicht — er nennt es „Zug an Gott“ *) — spricht aus, was in allen Herzen lebt. Es erschien gestern; ich bringe dem König ein Exemplar — ein anderes sende ich Dir. — Zeig es Thile! Gott allein kann helfen!

---

*) Das für die damaligen, auch von Bunsen so trübe gefundenen Verhältnisse charakteristische Gedicht Arndt's lautet:

Letzter Zug an Gott.

Komm, Gott, komm, Gott vom Himmel,
Und sieh in Gnaden drein,
Durchleuchte das Gewimmel
Der Nacht mit Sonnenschein,
Entwirre die Verwirrung,
Die ohne Licht und Rath
Stets tiefer in Verirrung
Verfahren hat den Pfad.

Komm, Gott, komm, Gott der Gnaden,
Und hilft nicht Sonnenschein,
So komm mit Blitz geladen
Und blitz' und donn're drein,
Daß wieder innewerden
Erbebend Herr und Knecht,
Daß Gott regiert auf Erden
Und pflegt das höchste Recht.

Düsseldorf, Dienstag 19. März.

Ich habe also einen Tag zugegeben — und der Grund war, daß die kölnische Küche mir den Magen gründlich verdorben hatte, sodaß ich gestern den ganzen Tag nichts genießen konnte, und, von Kaiserswerth zurückgekehrt, nur gerade so viel Kraft hatte, mich um 6 Uhr ins Bett zu stürzen. . . . Hier habe ich, trotz des Unwohlseins, herrliche Stunden verlebt mit dem edeln Grafen Gröben. Er sieht die Lage der Dinge gerade so wie ich, nur noch schwärzer. Bei dem edelsten Willen und den höchsten Anlagen geschehen Misgriffe, und die Stimmung, die ungerecht, ja hämisch ist, bemächtigt sich derselben. Es möchte übrigens geschehen, was wollte, so würde es übel gedeutet. Alles, was geschieht, wird misbilligt; entweder wegen irgendeines wirklichen oder scheinbaren Mangels oder Fehlers, oder weil es nicht das ist, was man will, nämlich Reichsstände. Daß der König das Protectorat des Gustav-Adolf-Vereins übernommen, hat unter den Katholiken große Aufregung hervorgebracht; sie werden einen Verein für Unter-

---

Es war der Tag gekommen,
Der Tag der bittern Schmach,
Der Tapfern, Weisen, Frommen
Das deutsche Herz zerbrach;
Es lag von düstern Schanden
Befleckt das Vaterland
In Ketten und in Banden
Durch welschen Trug und Tand,

Gefesselt in Verstrickung
Der freie deutsche Mann —
Da wehte mit Erquickung
Der Geist von dir ihn an,
Da fuhr dein hehres Mahnen
Wie Blitz ihm durch die Brust,
Glück brausten seine Fahnen,
Sein Athem Siegeslust.

Er brach die Sklavenbande
Mit tapfrer Hand entzwei,
Und machte alle Lande
Von welschen Treibern frei;
Jung lag die Welt ihm offen,
Er trug die Wonne kaum,
Sein Glauben und sein Hoffen
Flog über jeden Traum.

Ach! von den schönen Tagen,
Von jener Wonnezeit
Tönt's heut nur wie von Sagen
Aus längstverklungner Zeit:

Verworren und beklommen
Weiß Keiner mehr, wohin,
Den Weisen selbst und Frommen
Steht still der kluge Sinn.

Denn, ach! die Einen rufen
Nichts, nichts als Frei und Gleich,
Die Andern aber fluchen:
„Sie wollen uns ans Reich!"
Und böser Geister Schwirrung
Umschwirret dies Geheul:
Verwirrung auf Verwirrung,
Stets dichter wird der Knäul.

So wirrt sich's durcheinander,
So tobt und schreit es laut.
Wo ist der Alexander,
Der diesen Zank durchhaut?
Wo lebt der hohe Meister,
Wo dräut der mächt'ge Bann,
Der diesen Krieg der Geister
Zum Frieden zwingen kann?

Das bist du, Gott der Gnaden,
Du einzig gleich und frei,
Komm von den Sonnenpfaden,
Komm, still' uns dies Geschrei,
Laß hell den Degen klirren
Von deiner Sternenburg,
Hau von den wüsten Wirren
Den ganzen Jammer durch.

stützung unbemittelter katholischer Gemeinden bilden (wie jener für evangelische Gemeinden gebildet ist) und wollen ihn Tilly-Verein (!!!) nennen. Das wird man nun entweder nicht wagen auszuführen, oder die Regierung wird den Namen verweigern. Der Minister Eichhorn hat ein Schreiben an die katholischen Bischöfe erlassen, zur Rechtfertigung der Uebernahme des Protectorats; dieser Schritt wird ebenso heftig getadelt wie jener. Man sagt: „qui s'excuse, s'accuse. Was haben die katholischen Bischöfe mit dem Gustav-Adolf-Verein zu thun?" Sieht's hier schlecht aus, so sieht es noch schlimmer aus in den alten Provinzen, wie man sagt: Breslau, Königsberg und Sachsen.

Nun noch ein Wort von Kaiserswerth. Es ist eine herrliche Anstalt, viel umfangreicher und bedeutender, als ich gedacht. Nicht vor dem nächsten Jahr (Herbst 1845) kann Fliedner Rath schaffen, um uns 4 bis 5 Diakonissinnen für das deutsche Hospital in London zu schicken.

Ueber das in dem letzten Briefe erwähnte deutsche Hospital in London muß hier eine kurze Bemerkung eingeschaltet werden, obgleich sich in Bunsen's Nachlaß keine Papiere von seiner Hand vorfinden, die seine Wahrnehmung des großen Bedürfnisses nach einem solchen Institut und seine eifrige Thätigkeit, um dasselbe zu verwirklichen, näher darlegen. Solche Angaben wurden zweifellos in seinen Mittheilungen an den König gemacht, welcher freigebige Unterstützung gewährte, sobald darum nachgesucht wurde. Das Gesuch wurde freilich nicht eher gestellt, als bis Bunsen die Unternehmung nicht blos als ausgeführt, sondern auch als in stetigem Fortschritte befindlich darstellen konnte, gemäß seinem Princip und seiner unveränderlichen Praxis, wenn es sich um Ansprüche an die königliche Freigebigkeit handelte.

Das Bedürfniß nach ärztlicher und wundärztlicher Hülfe für die starke deutsche Bevölkerung Londons war nicht sowol infolge irgendwelcher Ablehnungen oder Schwierigkeiten entstanden, die gegen die Zulassung deutscher Patienten in den londoner Hospitälern erhoben worden wären, als vielmehr einfach, weil der Raum der Hospitäler in dieser ungeheueren Stadt selbst für die Bedürfnisse der eigenen Bürger unzulänglich ist oder wenigstens war, und weil, wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, die Mühseligkeit für den Patienten und die Verlegenheit für den ärztlichen Rathgeber, welche der Mangel einer gemeinschaftlichen Sprache veranlaßte, laut um Abhülfe rief. Es wurde deshalb eine Subscription eröffnet, zu welcher nicht blos die Wohlhabenderen aus dem deutschen Handelsstande beisteuerten, sondern wobei auch eine große Zahl englischer Kaufleute und Fabrikanten (welche deutsche Arbeitsleute beschäftigten) wirksame Hülfe leisteten. Diese eng-

lischen Subscriptionen wurden von Jahr zu Jahr reichlicher, jemehr die deutsche Anstalt sich als eine Wohlthat für die ganze Nachbarschaft erwies, indem allen Armen, die darum nachsuchten, Rath und Arznei umsonst gegeben wurde, und Wunden und Verletzungen, die bei öffentlichen Unfällen hervorgerufen waren, augenblickliche Hülfe ohne Ansehen der Person fanden: eine Hülfe, die um so mehr geschätzt und anerkannt wurde, da sich kein englisches Hospital im Umkreise mehrerer Meilen um Dalston befand — einem heiteren, sonnigen Dörfchen, einem von den vielen, die auf dem Punkte stehen, von der stets wachsenden Masse London's verschlungen zu werden. Genauere Mittheilungen über das deutsche Hospital (dessen Einrichtung und Verwaltung vielfach anerkannt und bewundert wurde) sind hier nicht am Platze, wo dasselbe blos als einer der mancherlei belangreichen Gegenstände erwähnt wird, welche Bunsen's Zeit und Aufmerksamkeit während seines londoner Aufenthaltes wiederholt und gründlich in Anspruch nahmen. Er brachte die Sache auch zur Kenntniß der Königin und des Prinz-Gemahls, sowie noch anderer Personen der königlichen Familie, welche daraufhin derselben ihren Schutz und ihre Unterstützung gewährten.

Die Erlebnisse und die Thätigkeit Bunsen's in Berlin sind in den nachfolgenden (deutsch geschriebenen) Briefen an seine Frau geschildert:

Berlin, Hôtel-de-Russie. Sonntag Morgen 24. März 1844.

Ich bin glücklich hier angekommen: gnädig von dem König, und freundlich von den Ministern aufgenommen. So viel voraus: nun zur Fortsetzung meiner Erzählung. Mein letzter Brief war aus Düsseldorf von Dienstag Morgen. Um $1/2$ 3 Uhr fuhr ich nach Elberfeld: hier sah ich Gräber, den Präses der Synode, und F. W. Krummacher. Mit jenem besprach ich die Frage des Ehescheidungsgesetzes. Er theilt meine Ansicht: das Gesetz sei nicht haltbar, ohne seine Grundlage in der Schrift zu haben, und diese könne nur in dem Sinne der Reformatoren und unserer alten Liturgien gefaßt werden: nämlich daß die Ehe wesentlich unauflöslich sei, außer bei Ehebruch und böswilliger Verlassung. Er war persönlich ganz dieser Ansicht, sagte nur, es würden sich viele Stimmen, selbst in der Synode, gegen jene Auslegung erklären, wenn der Entwurf vorgelegt werde; dem Gesetze werde sich die Geistlichkeit gern fügen, er und seine Gleichgesinnten mit dankbarer Freudigkeit es predigen, falls es nach meinem Vorschlage festgestellt würde. Dieses Zeugniß erfreute mich, als Trost für so große Verblendung.

Alles Traurige, was ich über die Stimmung der beiden Provinzen gehört, wurde bestätigt. Aber Niemand merkt, daß eine Clubherrschaft in

allen großen Städten sich zu bilden beginnt. . . . Der Widerstand, der sich vorbereitet, ist kein Aufstand, sondern eine Aufregung, durch Zeitungen und Reden.

Am letzten Posten vor Minden empfing mich ein solches Schneegestöber mit schneidendem Nordostwind, daß es zwei Stunden kostete, um Minden zu erreichen; und ich bemerkte bei dem Aussteigen, daß der Postknecht so erstarrt war, daß er vom Pferde gehoben werden mußte. Es schneite die ganze Nacht — um 5 Uhr reiste ich ab, und um 8 Uhr begann die schönste Sonne zu scheinen, und es wurde ein himmlischer erster Frühlingstag. Ich eilte in Hameln, nachdem ich gefrühstückt, dem Wagen voraus (es war im Hannöverischen, und natürlich mußte man auf die Pferde warten), und ebenso that ich vor Hildesheim, wo die Gegend, wie fast auf dem ganzen Weg, sehr schön ist. Um 6 1/4 war ich im berliner Bahnhof. . . . Gestern früh (Sonnabend) meldete ich mich bei Bülow; er empfing mich mit alter Herzlichkeit, und gab mir sogleich la carte du pays in Beziehung auf mich. Es war ganz, wie ich es mir gedacht. Die (vom Könige vorgeschlagene) Verleihung des Sterns hatte großen Groll wieder aufgeregt, meine Berufung allgemeine Bestürzung. Nächsten Mittwoch ist die letzte Berathung im Staatsrathe über das Ehescheidungsgesetz angesagt, und man erwartete, der König würde mich dorthin senden, das Evangelium zu predigen. Ich fand Graf Stollberg zu Bette, aber den General Thile zu Haus; von diesem mit rechter Herzlichkeit aufgenommen, erfuhr ich vertraulich, was meiner wartete.

Der König hat den Vorschlag des Ministers angenommen, zuerst nur die Gemeinheit des Verfahrens in Ehescheidungssachen, und die gröblichsten Unanständigkeiten unter den 14 Ehescheidungsgründen zu verbannen. Die Einführung eines evangelischen Eherechts ist für jetzt aufgegeben, wegen der Aufregung, die man befürchtet.

Berlin, 27. März. . . . Der König hat mich vorgestern des Abends von 6 bis 8 bei sich im Cabinet gesehen. Stelle Dir vor: wie er, von der Königin kommend, in die gothische Halle trat, wo ich wartete — führte er mich zu einem Bildniß von ihm, und sagte: „Hier ist das Lösegeld für den Christus *) — es hat lange gedauert: ich hoffe, es wird Ihnen gefallen." Du kannst kaum denken, welch ein Prachtbild der König mir gegeben. Es ist ein kolossales Emailbild, von anderthalb Fuß im Durchmesser, auf Porzellan. Der Rahmen ist von vergoldeter Bronze, für diesen Zweck von dem

*) Ein Christuskopf mit der Dornenkrone, eine vielbewunderte Sculpturarbeit des belgischen Künstlers Kessels, war von Bunsen dem Könige angeboten und von diesem huldvoll angenommen worden, bevor er den Thron bestiegen hatte. Ein Porträt war als Gegengeschenk erbeten worden.

Anmerkung der Verfasserin.

König bestellt; das Werk von drei Jahren künstlerischer Arbeit, Alles gegossen und dann gemeißelt. . . .

Der alte Schadow sagte mir: „das ist ein königliches Geschenk — man wird Sie beneiden, und gegen Sie intriguiren.“ Ich tröstete ihn damit, daß ich ihm sagte: „Beides geschehe schon so, es sei damit also nichts zu verderben.“

Berlin, 10. April. . . . Die Audienz bei dem Prinzen von Preußen war eine sehr wichtige. Der Prinz sprach über eine Stunde mit mir, und zwar zuerst über England; sodann aber von der großen Frage, der Verfassungsfrage. Ich sagte ihm Alles, was ich dem Könige gesagt, als Thatsachen, die ich beobachtet; auf seine Frage: was ich selbst denke? bat ich mir Bedenkzeit aus, da ich gekommen sei, zu lernen und zu hören. Aber das sagte ich ihm offen: es sei unmöglich, viel länger mit Provinzialständen zu regieren; es sei, als wolle man das Sonnensystem mit bloßer Centrifugalkraft ausstatten. Nun setzte der Prinz mir seine ganze Stellung zu der großen Frage und zum König auseinander, mit einer Klarheit, Bestimmtheit, Haltung und Freimüthigkeit, die mich in Erstaunen setzte. Er ist ganz der Vater: ein durchaus edler, ritterlicher brandenburger Fürst, von dem Hause, welches Preußen geschaffen.

Diese Audienz hat unerhörtes Aufsehen hier gemacht: Alle, die sich bisher nicht um mich bekümmert, sind voll Höflichkeiten und Rücksicht. Ich habe dem Könige sogleich Alles gesagt, und muß nun erwarten, ob der Prinz mir Gelegenheit gibt, ihm noch einmal über diese größte aller Fragen der Gegenwart zu sprechen. Ich habe des Königs Genehmigung, dem Prinzen zu sagen, daß ich Alles weiß, was der König denkt, und meine eigene Ansicht auszusprechen. Ob es etwas hilft? Das kann kein Mensch wissen. Aber ich hoffe, Gott wird mir Kraft geben, Alles offen und doch klug zu sagen. Für jenes bin ich nicht besorgt; aber ich lerne die Klugheit nicht, welche da fordert, daß man nicht sage, was man denkt.

Den König sehe ich fast täglich. Vorgestern las ich die Einleitung des ägyptischen Werkes vor ihm, der Königin, dem Prinzen und der Prinzessin von Preußen vor, in Gegenwart von Humboldt. Gestern Abend hatte ich wieder zwei Stunden allein mit dem Könige. Der Adjutant (Oberst von Willisen) hatte Befehl, mich nicht anzumelden, sondern mir zu sagen, ich sollte nur geradeswegs ins Cabinet eintreten.

Berlin, Montag 15. April. Geliebteste! Nur zwei Worte: das Uebrige übermorgen. Ich bin wohl, und sehr glücklich. Mein Herz öffnet sich bei dem Gedanken, daß ich dem Könige und Vaterland meine Dienste leisten kann, in der unmittelbarsten Noth, in der Frage der Zeit. . . .

Mittwoch Morgen, 17. April. Morgens arbeite ich an den „vier

Vorfragen“ *) — nachmittags überdenke ich den großen Dombau, indem ich bei Stüler alle Zeichnungen durchgehe und durchspreche. Der König hat mir die ganze Angelegenheit auf die zarteste Weise anempfohlen: „Ich weiß“, sagte er, „Sie sind nicht ganz zufrieden: denken Sie sich einmal herein.“ Ich gebe natürlich die Opposition zu Gunsten des Gothischen auf: es paßt nicht in den gesammten Plan des Baues, der Schloßkirche, Campo-Santo, Museum, Kunstsammlungen, Neue Bibliothek, Universität, bis Monbijou umfaßt. Ich werde nun suchen, in dem einmal nothwendigen Stil zu thun, was ich kann, damit es den mir nothwendig scheinenden kirchlichen Bedingungen entspricht.

Berlin, 21. April (2597. Geburtstag Roms.) . . . . Gestern Abend wurde der „Gestiefelte Kater“ von Tieck vortrefflich gegeben im Concertsaale. Der König hatte 300 Personen, meistens Gelehrte, eingeladen. Die Aufführung gelang über alle Erwartung: doch machte sich mir auch hierbei fühlbar, daß die Verspottung des Publikums zu weit ausgesponnen ist, und außerdem aller Reiz des Märchens in derselben untergeht. Nichts blos Verneinendes gibt einen wahren Kunstgenuß. Ich lege den Zettel von gestern bei, auf welchem ich die berliner Witze bemerkt. Die Berliner haben schon lange das Stück bei Hofe aufführen lassen, und dabei die Rollen vertheilt, wobei mir, wie Du siehst, die des „Souffleur“ zugefallen. Never mind!

Gestern Mittag war ich anderthalb Stunden bei Graf Stollberg, zum ersten male. Er fürchtete sich offenbar vor unserem Zusammentreffen, da er glaubte, ich habe sein Schmollen übelgenommen. Das that ich aber nicht, da ich weiß, es kam aus keiner unedeln Quelle. Ich eröffnete ihm mein ganzes Herz, und er erwiderte mit gleichem Vertrauen. Das ganze Elend und der ganze Jammer des Königs und des Vaterlandes ist mir in diesen anderthalb Stunden lebhafter als je vor die Seele getreten: — bei solchen herrlichen Kräften, edelsten Gaben, edelstem Herzen und Grundsätzen — so wenig Erfolg, so viel Kummer, so viele Fehlgriffe, solche Misstimmung, solche Verkennung! — Seit dieser Unterredung fühle ich mein Herz erst ganz frei, — ich fühle nun, daß ich mit meinen alten und väterlichen politischen Freunden ausgesöhnt bin.

Heute habe ich meine beiden Jungen, und Gerhard, Panofka, Franz, Kramer, Marcus Niebuhr, Usedom, Röstell, von Liphart, Reumont und

---

*) Diese „vier Vorfragen“ waren in vier Abhandlungen behandelt, welche gewisse vorbereitende Gesetze und Anordnungen vorschlugen, über welche der König sich (nach Bunsen's Meinung) unverzüglich entscheiden müsse, um so den Weg zur Einführung einer preußischen Verfassung zu bahnen.

Anmerkung der Verfasserin.

(Weiter unten folgen nähere Mittheilungen über Bunsen's Stellung zur Verfassungsfrage, sowie Auszüge aus den hier angeführten Denkschriften.)

Stier (12) zu einem archäologischen Mahle geladen, in das wunderlichste und schönste Local der Welt — Kroll, im Thiergarten. Die Freunde wollten mir ein Fest hier geben: ich durfte das aber nicht zulassen. . . .

Ich habe eine wichtige Woche durchlebt. Mein Vorschlag über den Schwanenorden kommt im Wesentlichen auf zwei gleichzeitig zu veröffentlichende Maßregeln zurück*):

1. Gründung eines evangelischen Mutterhauses in Berlin, für dienende Schwestern.

2. Zurückführung der (etwa 10) noch übrigen Fräuleinstifter auf die Idee der ursprünglichen Stiftungen.

Du weißt, daß dies ursprünglich aristokratische Klöster waren, welche zur Zeit der Reformation aufrecht erhalten wurden als Zufluchtsörter für die unverheiratheten Töchter des Landadels. Der alte Kurfürst von Brandenburg verordnete, daß die Insassen „täglichen Gottesdienst halten und ein frommes und beschauliches Leben führen sollten", aber die Stifter sind natürlich einfache Asyle für alte Jungfern und Klatschereien geworden.

Der König hat sich entschlossen, den Aebtissinnen dieser Anstalten anzukündigen: „daß er nicht wünscht, irgendwelchen Zwang auszuüben; daß aber, wenn eine von ihnen irgendein Liebeswerk unternehmen und ausführen will (wie Kinderschulen z. B.), die rückständigen Einkünfte der Anstalt (die bis dahin vom Staat eingezogen wurden, nach Ausbezahlung der verschiedenen Pensionen und anderen Ausgaben) zur Verfügung dieser Damen zum Behufe gemeinnütziger Zwecke gestellt werden sollen; außerdem solle jede Anstalt, welche sich auf diese Weise selber eine neue Lebensregel setze, in den neuzuerrichtenden Schwanenorden aufgenommen werden, welcher für Bestrebungen christlicher Wohlthätigkeit bestimmt sei".

Diese zwei bewunderungswürdigen Ideen des Königs habe ich ihm gerathen, gleichzeitig zum Vollzuge zu bringen, sodaß, wenn die Statuten entschieden und veröffentlicht sein werden, irgendein Zweck praktischer Natur nachgewiesen und dem Publikum deutlich gemacht werden könne.

Berlin 24. April. . . . Vorigen Montag Abend hielt ich meinen Vortrag vor der Commission über die Verfassungsfrage. Er dauerte etwa eine Stunde, und die Erörterung darüber zwei und eine halbe. Diese endigte damit, daß nicht allein Alle (10) mir vollständig beistimmten, sondern auch Mehrere erwähnten, sie hätten gerade dasselbe in den meisten Punkten gesagt, seien aber überstimmt, oder hätten ihre Meinung aufge-

---

*) Die hier gegebene Mittheilung ist ein Auszug aus einer längeren Ausführung, die einen Beleg dafür gibt, wie viel Zeit Bunsen dieser Lieblingsidee des Königs damals widmete; es geht schon hieraus hervor, wie er mit der an sich wenig praktischen und unpopulären Idee einen praktischen Zweck zu verbinden wußte. Auch über den „Schwanenorden" folgen unten weitere Mittheilungen.

geben infolge der bestimmten Erklärung des Königs. Ich drückte namentlich Herrn von Rochow meine Freude über ein so glückliches Zusammentreffen aus. Es wurde beschlossen, daß der gedruckte Entwurf ganz umgearbeitet und dann von mir durchgesehen werde, um dem König vorgelegt zu werden. Was diesen betrifft, so habe ich das feste Vertrauen, daß ich ihn dafür gewinne, wenn ich ihm die Sache selbst mündlich vortrage, und das werde ich Sorge tragen zu thun. Unterdessen steht fest, daß, wenn es mir gelingt, ich den Ministern in der mir anvertrauten Sache aus einer gräßlichen Verlegenheit geholfen habe; denn geschehen mußte etwas: der König hatte die Fahne ins feindliche Lager der Welt geschleudert, und man mußte dieses erobern, um sie wiederzugewinnen.

Ich habe hier viel zu lernen, und thue das, so viel ich kann. Pertz und Röstell und Usedom sind mir dabei sehr hülfreich.

Das Volk selbst hier hat nicht den geringsten Instinct, zu ahnen, wer und wo seine Freunde sind. Es hat vorigesmal den Kaiser Nikolaus gut aufgenommen, weil er mit dem König gespannt schien!

Königliches Schloß, Potsdam, Mittwoch 15. Mai.

.... Nachdem ich meinen Brief heute morgen aufs Ministerium gebracht, bin ich hierher gefahren, und warte die Befehle meines gnädigsten Herrn ab. So will ich denn die Augenblicke gebrauchen, mich mit Dir, Geliebte, zu unterhalten. Meine heutige Aufgabe ist allerdings eine bedeutende: die Reform der Fräuleinstifter — es gibt ihrer etwa zehn in der Monarchie — wäre ein wahrer Segen. Der König hat als Kronprinz immer der Einziehung dieser Stifter sich widersetzt, weil er die Hoffnung nicht aufgeben wollte, daß einst die Zeit käme, wo sie für die evangelische Kirche gerettet werden könnten, statt dem Fiscus anheimzufallen. — Die Wahl einer gottesfürchtigen Aebtissin am größten dieser Stifter (dem des Heiligen Grabes) war ein unvorhergesehenes glückliches Zeichen zum Anfang der Unternehmung. Ihr Plan ging dahin (nach vielen nothwendigen Anordnungen), als Gegenstand der Beschäftigung zu errichten: 1. eine Kinderbewahranstalt; 2. ein Hospital für die Umgegend; 3. eine Mädchenschule. Die gute Seele wartet nun darauf, daß der König den Sauerteig ausfegt; dazu muß, scheint mir, das Opfer gebracht werden, daß man denjenigen, die nicht bleiben wollen, oder untauglich befunden werden, ihre Pfründe ganz zu Hause zu verzehren erlaubt, mit Beibehaltung ihres Ranges.

Nach demselben Grundsatze sollte nun gleich auch verfahren werden hinsichtlich der großen Domstifter von Magdeburg, Merseburg und Naumburg. Aber das sind fette Bissen, mit denen Prinzen und viele vom hohen und niederen Adel gespeist werden. Auch ist es schwer, sogleich eine Verwendung zu finden, welche, wie dort, der ursprünglichen Bestimmung unmittelbar entspräche: — eine Schwierigkeit, welche England mit uns theilt

in den Fällen von Holy Croß bei Winchester, der Chartreuse, Dulwich, St.-Alban's und so vielen anderen.

Sanssouci, Pfingstsonntag.

.... Uebersetzung und Zusammenziehung der Trilogie von Aeschylos, von Dr. Franz (auf meine Bitte) verfertigt: dem Wunsche des Königs gemäß, der das Ganze von Mendelssohn musikalisch componirt zu haben verlangte.

Drei Acte. 1. Der Mord. „Agamemnon". Ankunft der Feuerpost von Trojas Einnahme. Einzug — Mord von Agamemnon und Kassandra.

2. Die Rache. „Die Choephoren". Orestes, von Apollo aufgeregt, trifft Elektra am Grabe. Der Mord beschlossen — ausgeführt — von Aegisthos und Klytemnestra.

3. „Die Eumeniden". Die Sühne.

Nichts Wesentliches fehlt, und doch sind die 4000 Verse auf 2270 zurückgeführt, worunter 482 (in Musik zu setzende) Chorverse. Das Ganze würde — behandelt wie „Antigone", wobei 1280 Verse waren, einschließlich 280 Chorverse, und die 106 Minuten dauerte — 3 Stunden dauern.

Die Uebersetzung ist durchsichtig, an vielen Stellen zum ersten male verständlich. Nur in Deutschland ist es möglich, dergleichen in 14 Tagen zu machen.

Abends brachte ich sie Tieck, — er war sehr erfreut über die Arbeit, die er genau durchgehen wird. Sobald wir darüber einig sind, wird Tieck sie in Sanssouci lesen: dann bringe ich oder sende ich sie dem theuren Künstler, der die Schöpfung dabei zu thun hat — während wir handlangern.

So wie das Stück jetzt ist, läßt es sich ebenso gut setzen wie die „Antigone". Mendelssohn wird uns nicht im Stiche lassen. Er hat mir das eigentlich schon in einem herrlichen Briefe zugesagt, den er geschrieben.

Da der König die griechischen Tragödien niemals gelesen hatte, weder im Originale noch in einer deutschen Uebersetzung, so hatte er sich blos durch den Unterricht seines Lehrers Ancillon eine Idee von ihnen gebildet, und war daher entzückt, wie über eine neue und glänzende Entdeckung, als Tieck an einem seiner Vorleseabende im Palaste die „Antigone" von Sophokles in der Uebersetzung von Böckh zum Gegenstande wählte. Dem Entzücken, welches der König empfand, glaubte er in keiner königlicheren Weise Luft machen zu können als dadurch, daß er den Wunsch ausdrückte, die Tragödie vollständig aufgeführt zu sehen. Der Erfolg dieser Aufführung im berliner Theater mit den glänzenden Compositionen Mendelssohn's war ein beträcht-

licher, doch aber nicht so groß, um die Opposition eines kritischen und widerspruchslustigen Publikums zum Schweigen zu bringen, welches, statt zu erkennen, daß die Darstellung zum Zweck habe, des Königs künstlerischen Geschmack zu befriedigen, die Absicht vermuthete, den allgemeinen Geschmack von oben her zu regeln und zu schulen. In späterer Zeit wurde der „Oedipus auf Kolonos" (mit Chören von Taubert) mit gutem Erfolge gegeben, und auf Verlangen des Königs wurden unter Bunsen's Leitung die großen Werke von Aeschylos („Agamemnon", „Choephoren" und „Eumeniden") von Professor Franz in ein Stück unter dem Namen „Oresteia" zusammengezogen. Man hoffte dabei, daß Mendelssohn die Anordnung und musikalische Composition der Chöre würde übernommen haben; aber nach vieler Ueberlegung sah er sich, aus Gründen, welche in dem zweiten Bande seines Briefwechsels mitgetheilt sind, genöthigt, den königlichen Wunsch unerfüllt zu lassen.

Der folgende Brief Bunsen's an seine Frau meldet die unerwartete Ankunft des **Kaisers von Rußland** in Berlin:

Schloß Sanssouci, Pfingstsonntag 12 Uhr.

... Hier ist Alles, wie in Berlin, in der größten Aufregung. Der Courier, der die Ankunft meldete, kam 2 Minuten vor dem Kaiser an. Der Kaiser selbst hat die 250 Meilen in 106 Stunden gemacht (einschließlich 4 Stunden, die er vor Berlin wartete, um nicht Frau von Meyendorf im Schlafe zu stören), traf um 8 Uhr ein, wusch sich, fuhr zur Kirche, welche zu Pfingsten festlich mit Blumen und Maien ausgeschmückt war. Die Gemeinde lag auf den Knien in der Mitte der Messe; der Kaiser gab den Umstehenden ein Zeichen, stille zu bleiben, kniete dicht bei der Thür nieder, und blieb so (in Uniform) eine halbe Stunde. Dann erst, nach dem Hochamt, ehe das Tedeum angestimmt wurde, ging er zu seinem Sitze. Von da zur Eisenbahn und so weiter. Morgen geht er über Holland nach England, wo er acht bis zehn Tage bleibt. Da wirst Du ihn also sehen. Eine große Erscheinung! Die Reise hierher und nach London kann weltgeschichtlich bedeutend werden. Alles liegt in Gottes Hand, und heute ist Pfingsten, das Fest des größten Wunders!

4 Uhr. — Ich bin dem Kaiser vom Könige vorgestellt. Er sagte, „er habe gedacht, mich in London zu finden". Der König dachte einen Augenblick daran, mich sogleich über Ostende nach London zu schicken — ging aber nach zwei Minuten wieder davon ab.

Jeder Zoll an ihm ein Kaiser! Welch ein Muth, mitten unter 500 Polen zu gehen, die ihm den Tod geschworen! Der König begleitet ihn

nach Berlin, das er morgen früh verläßt, um nach London, 36 Stunden ehe dieser Brief Deine Hände erreicht, anzukommen.

Das wäre eine schöne Geschichte gewesen, wenn ich den Brief selbst gebracht hätte! Meglio cosi — anzi, molto meglio.

Ueber den an den Besuch in Berlin sich anschließenden weiteren Besuch des Kaisers Nikolaus in London enthält ein Brief an Bunsen, aus Carlton Terrace, 7. Juni, die folgende Mittheilung:

Gestern kaum hier angekommen (von Oakhill), erhielt ich zwei Einladungen, mit dem Kaiser zusammenzutreffen — die eine von der Königin für heute Abend, die andere vom Herzog von Devonshire für morgen Abend nach Chiswick. Ich werde also zweimal im Stande sein, den Gegenstand der allgemeinen Neugierde zu sehen. Wo er bisjetzt erkannt worden, ist er überall mit Beifallrufen begrüßt worden. John Bull gefällt ein gutaussehender Mann, — es ist dies eine nationale Schwäche; außerdem schmeichelt es ihm, daß seiner Königin und ihm selber ein solcher Besuch gemacht und solche Aufmerksamkeit erwiesen werde. Der Kaiser erschreckte Brunnow und seine Begleiter dadurch, daß er sich allein in das dichteste Volksgewühl bei den Ascot Races stürzte; sie folgten ihm und erreichten ihn nur mit Mühe, während er sich in seiner Uniform durch die Volksmenge drängte. Er lachte über ihre Unruhe. „Qu'avez-vous donc? Ces gens-là ne me feront rien.“ Aber Jedermann denkt mit Sorge an die Polen.

Bunsen's (deutschen) Mittheilungen an seine Frau entnehmen wir wieder die folgenden Auszüge:

Sanssouci, Pfingstmontag 12 Uhr.

Der König ist in Berlin zur Kirche gegangen, und so habe ich noch Freiheit, die ich benutzen will, Dir, Geliebte, einige Gedanken zuzusenden.

Ich kann mich noch immer nicht genug wundern über des Kaisers Entschluß. Was will er? Erstlich, König Ludwig Philipp ärgern.

Zweitens, König Friedrich Wilhelm IV. nachahmen in der fürstlichen Galanterie gegen die Königin der Inseln.

Drittens, Königin Victoria und Peel und Wellington freundlich stimmen und von Frankreich abziehen.

Dies Letzte ist der einzige vernünftige Zweck, also der politische Gedanke des Cabinets in St.-Petersburg, und der Grund von Brunnow's Politik.

Stimmen — wofür? — Wofür anders als für nah-künftige Plane, wobei er nicht England und Frankreich auf gleicher Linie sehen will. Nun kann er sehr wohl die (schon herrschende) Ueberzeugung der Regierung ver-

stärken, daß er nie die Hand zu einem Bunde mit Frankreich bieten werde, nach welchem alle übrigen russischen Politiker verlangen, um die Türkei zu theilen, ohne England oder Deutschland zu fragen.

Aber weiter? Da ist die Welt mit Bretern zugenagelt. England gibt keine eventuellen Zusagen, und nimmt keine eventuellen Verpflichtungen auf sich; einer vorschauenden, das Heft ergreifenden Politik hinsichtlich der Türkei ist keiner seiner jetzigen Staatsmänner fähig; aber wäre es auch einer, so müßte es für eine Handlung des Augenblicks sein, nicht der Zukunft.

Also am Ende ist es doch eine Laune des Selbstherrschers, die den Ausschlag gegeben oder ihn bestimmt hat, jenen Gedanken aufzufassen. Aber ein Muthiger, wahrlich, ist er! Keine Polizei kann ihn in London vor den Dolchen und Pistolen der Polen oder irgendeines Verrückten schützen. Und wie viele seiner bittersten Feinde sind nicht dort, in Verzweiflung, Rache schnaubend, das Leben für nichts achtend! Er hat den festen Glauben, daß Gott ihn schützt. Aber worauf gründet sich dieser Glaube?

Es ist kein vertrautes Wort hier gesprochen zwischen König und Kaiser, dafür kann ich stehen; auch wäre es kaum möglich. Endlich ist das Verhältniß nicht vertraulich. Wäre es, so würde ich jetzt auf dem Wege nach London sein; der Kaiser legte es mir eigentlich sehr nahe. „J'avais cru vous trouver à Londres. Quand y serez vous de retour?" — „J'attend les ordres du Roi, Sire." „Je peux donc me charger de vos commissions pour Londres?" — Verbeugung meinerseits. Ende vom Gespräch. Der König kam heran, der Kaiser ging weiter. Humboldt bemerkte scherzhaft, eigentlich sollte ich dem Kaiser nachreisen und mit ihm zurückkehren. „Ja wahrhaftig", sagte der König. — „Aber er könnte doch nicht zu rechter Zeit ankommen", sagte Humboldt. — „Allenfalls", sagte ich, „über Hamburg." „Eher noch", erwiderte der König, „über Ostende." Ich schwieg, denn ich wußte, es war dem König nicht im geringsten Ernst, und ich sah selbst keinen Nutzen von dieser Reise hin und her; vielmehr würde sie das größte Aufsehen erregt und den Anschein gegeben haben, als sei ein großer politischer Plan zwischen beiden Höfen verabredet, in welchen ich helfen sollte England hineinzuziehen. Dies ist aber nicht der Fall, und der Kaiser hat es auch gar nicht darauf angelegt. Es versteht sich, daß ich auf den geringsten Wink des Königs sogleich gegangen wäre; allein der König wünschte es im Herzen so wenig als ich. Ideen und Phantasie hat der Kaiser nicht, aber eine innere Würde ist in ihm.

Die hiesigen Verhältnisse machen mir es nun klar, daß jetzt nichts geschehen kann und wird, wovon etwas Ordentliches zu erwarten wäre. Allein die Stimmung im Lande wird sich bessern, schon deswegen, weil sie nicht schlimmer werden kann. Solange Zweck und Mittel getrennt bleiben, ist nichts zu thun als zu beten, und zu hoffen, und zu glauben. — —

Vorgestern war ich bei Thile. Er erklärte mir, er wolle die durch des Königs sechstägige Abwesenheit ihm gegönnte Muße brauchen, den Gegenstand meiner ihm zugeschickten Denkschriften zu studiren. Man hat so viel mit den laufenden Geschäften zu thun, daß Niemand Zeit hat, an die größten Angelegenheiten, namentlich an die große Lebensfrage zu denken, geschweige zu arbeiten. Stelle Dir vor (die Thatsache ist bezeichnend), während der vierzehn Tage, die der General meine beiden Denkschriften im Hause hat, ist keine Zeit gewesen, sie abschreiben zu lassen; die Leute sind so mit dem Alltäglichen beschäftigt, daß für Außerordentliches nicht einmal sie Zeit haben.

Da ich weiß, daß ich untergehen würde in wenigen Jahren, bliebe ich hier, so komme ich mir bisweilen vor wie eine Mücke, die, gebrannt, immer wieder ans Feuer fliegt. Ich thue nun einmal das, wozu es mich im Innern treibt, ohne an die Folgen für mich zu denken; allein wenn ich recht vorschaue, ist jene Gefahr gar nicht da. Man wird nichts thun, das ist mir das Wahrscheinlichste. Thut man etwas, so wird man manche meiner Ideen benutzen im Gefühl der höheren Weisheit, in Beurtheilung und (ich glaube gern) Verbesserung von dem, woran Niemand hier dachte oder zu denken wagte. Das gerade ist aber, was ich als die gnädige Schickung ansehen muß für mich persönlich; auch ist es weise, denn ich passe entweder überhaupt nicht zur Ausführung von Geschäften, oder ich passe nicht zu jenen Männern. Ich begreife nicht einmal, wie man auf eine solche Weise Geschäfte macht, nämlich die großen und nothwendigen. Es kommt mir vor, als gingen sie ruhig den Fluß herunter zu den Wasserfällen. Das gewöhnliche Leben des Hofes und der Minister leidet keinen Tag Unterbrechung, als lebten wir in der gewöhnlichsten Zeit, und doch sagt Jedermann, wir lebten in einer Krise! Non ci capisco niente. Oft jagt mich das Gespenst der Geschichte des Hofes und des Ministeriums in Paris 1788 und 1789. Aber ich sage mir dann wieder: Preußen ist nicht Frankreich, und vor Allem Friedrich Wilhelm IV. ist nicht Ludwig XVI. Ich habe im Leben gezeigt, daß ich nicht nervös bin: ich kann schlafen im Sturm und schweigen im Feuer; allein säße ich am Steuerruder, ich hätte keine ruhige Stunde, bis eine Entscheidung gefaßt wäre, und ich daraufhin ans Werk gehen könnte. Denn ein Zögern zwischen Entschluß und Handeln ist mir verhaßt wie zwischen Verlobung und Hochzeit.

Pfingstdienstag, morgens 5½ Uhr. — In einer Stunde fahre ich mit dem König nach Berlin.

Während des Mahles, da der Kaiser gegenwärtig war, saß ich, wie gewöhnlich, dem Könige gegenüber, und der König unterhielt sich mit mir mehr noch als gewöhnlich. Er begann damit, Beethoven's Ouverture zu Shakespeare's „Coriolan" zu erklären, die er gerade spielen ließ vor den Fenstern des Saales. „Man hört darin die ganze Geschichte: Coriolan's

Entschluß, nach Rom zu ziehen — sein Einzug — die Mutter" u. s. w. Dies führte auf die „Eumeniden". Ich erzählte, daß ich die drei Stücke von Aeschylos habe von Franz neu übersetzen lassen, mit Weglassung des Unnöthigen, als ein Stück in drei Acten. Der Kaiser fragte, was das Ding sei? Der König erzählte ihm kurz und launig den Inhalt der „Eumeniden", so schließend: „Das Ende ist dies: die Furien erhalten den Titel «Excellenz» und freie Wohnung außer der Stadt, und ziehen sich unter diesen Bedingungen vergnügt zurück." — Laß Dir Alles, was darin steckt, von Thile erzählen.*) — Der Kaiser war so klug als vorher, und mochte sich wol denken, der Herr Schwager sei doch ein seltsames Wesen. Die Uebrigen saßen daneben in unbewußter Verwunderung**); natürlich mit Ausnahme des klugen Meyendorf.

Dreifaltigkeitssonntag. — Der König hat mir seinen „Wunsch" ausgedrückt, ich möge hier bleiben, bis Mendelssohn zurückkomme (18. August), damit ich ihn dahin bringe, die Idee des Königs hinsichtlich des Domchors auszuführen. Der König hat ihn zum Generaldirector der geistlichen Musik in der Monarchie ernannt, und will im Dom guten, echten Chorgesang hören, das heißt gregorianischen, mit Compositionen im Kirchenstile, alten und neuen. Mendelssohn weiß das Ding nicht anzufangen, und kann mit dem Personal auch nicht fertig werden. „Er soll sich nicht", sagt der König, „durch das berliner Geschwätz von katholisiren irremachen lassen, was man verachten muß."

Mittels eines Briefes vom 6. Juni forderte Bunsen seine Frau auf, nach Berlin zu kommen, um für eine kranke Tochter ärztlichen Rath einzuholen:

... Meine Geliebte! Komm! — ich bin überzeugt, es ist recht, es zu thun! Gott zeigt uns den Weg. Zeit, Jahreszeit, Gelegenheit, Alles ist günstig. Also in Gottes Namen, komm! — Ich gehe Montag oder Mittwoch, 17. oder 19., von hier nach Hamburg, um jedenfalls vor Dir anzukommen.

Heute habe ich mit Dr. Filitz eine Uebereinkunft geschlossen: er übernimmt die Bearbeitung des Choralbuchs nach meinen Angaben, unter der Leitung von Winterfeld und Mendelssohn. Dieses Buch und das Gesangbuch erscheinen gleichzeitig. — Ich bin mit dem Plane beschäftigt zur Bildung eines Conservatoriums für die geistliche Musik, wozu der König mir ganz freie Hand gibt. Unterdessen höre ich wöchentlich einmal oder zweimal

*) Einige Unzufriedene waren vor wenigen Tagen Excellenz geworden.

**) Unbewußt nämlich der Analogie zwischen gewissen Vorfällen in der Geschichte der kaiserlichen Familie und in der Agamemnon's.

Anmerkung der Verfasserin.

acht Sänger Psalmen und Melodien vorsingen, und Freitag Abend bei Winterfeld alle die Compositionen, die er in seinem Buche gegeben hat. — Stelle Dir vor, wir haben mehr als zwanzig große Tonsetzer in Palestrina's Art, alle Evangelische, größtentheils Preußen: sämmtlich bisher in Vergessenheit begraben: — es sind die alten deutschen Choräle da, vier-, fünf-, sechsstimmig zu singen, ganz im Stile der „Inni" von Palestrina!

Aber mir erfüllen das Herz andere Reformationsgedanken: die Kirche Christi von den Flecken zu befreien, welche Unglaube und Wahnglaube, Despotismus und Anarchie, und die Habsucht des Adels ihr geschlagen. Bald werde ich Jakobiner heißen, wie früher Jesuit. Never mind! Mit Gott komme ich doch zum Ziele. Nächste Woche gehe ich zum König, diese Woche bitte ich ihn mich freizulassen. Morgen ist des seligen Königs Todestag: die königliche Familie feiert ihn im Mausoleum von Charlottenburg.

Eine Woche später meldet ein (englisch geschriebener) Brief Bunsen's eigene baldige Rückkehr nach London:

Berlin, Donnerstag Morgen, 13. Juni 1844.

Ich habe Dir zu erzählen, daß ich bald nach Mitte Juli in London sein muß. Die Berathungen über die Handelsfrage sind zu bedeutsam geworden, um es zu gestatten, daß ich noch länger aufgehalten werde. Bülow hat auf meine Veranlassung, in vollkommener Uebereinstimmung mit meinen eigenen Erklärungen und Ueberzeugungen, an den König geschrieben, er möge mich nicht länger als durchaus nöthig zurückhalten. Ich hätte gestern in Sanssouci sein sollen; aber der Telegraph meldete für heute des fliegenden Kaisers Ankunft hierselbst an, und so werde ich mit dem Könige hier speisen und mit ihm nach Sanssouci gehen, wenn der nordische Wind vorübergeweht ist.

Der König hat meine beiden Denkschriften, und ich habe ihm mein „letztes Wort" angekündigt, welches den Schlüssel enthält, und welches ich Niemand sonst gezeigt habe. Ich arbeite jetzt nicht viel; ich denke blos, was mir keine Anstrengung kostet; ich esse und trinke (homöopathisch), welches mir auch keine bringt; und ich schlafe, was mir sehr gut thut. Außerdem schlendere ich müßig umher und genieße die Gesellschaft, zuerst des Königs, dann der Freunde, jeden Tag von 5—11 Uhr. Was für interessante Briefe von Lepsius und Abeken! Es ist mit der äthiopischen Hypothese (daß nämlich die ägyptische Civilisation aus Meroë gekommen), wie ich im Jahre 1841 in meinen Instructionen für Lepsius sagte — es ist Alles leerer Schein, Humbug und Unsinn. Keine äthiopischen Monumente vor den Ptolomäern! Möglicherweise der Name der Königin Candace....

Die folgenden Briefe Bunsen's beziehen sich theilweise auf die bevorstehende und erfolgte Ankunft seiner Frau in Berlin:

Schloß Sanssouci, Mittwoch früh, 26. Juni.

Ich bleibe hier, auf jeden Fall heute, und ohne Zweifel auch morgen, da ich übermorgen (Freitag) Vortrag habe, — den Vortrag.

Heute ist des Prinzen Wilhelm Geburtstag, und die königliche Familie geht nach der Pfaueninsel, wo Tieck die Trilogie der „Oresteia" (Agamemnon, Choephoren, Eumeniden) nach Franz' Uebersetzung vorlesen soll, wie ich dem König vorgeschlagen: ich nehme alsdann die Uebersetzung an Mendelssohn mit zum Componiren.

Das Herz ist mir sehr schwer, doch weniger als vorigen Sonntag. Gott allein kann hier das Rechte treffen und gedeihen lassen! Dem Könige ist es heiliger Ernst.

Der Hof ist sehr neugierig, die schöne Engländerin zu sehen, von welcher Humboldt erzählt hat.

Schloß Sanssouci, Sonnabend 8 Uhr, 29. Juni. Du wirst den Befehl erhalten, morgen der Königin aufzuwarten; es ist morgen das große Fest, wobei einige Soldaten und Unteroffiziere des ganzen Heeres bei dem Könige speisen, um 1 Uhr, etwa 400. Sie speisen in den Hallen vor dem Neuen Palais, und später (um 2 Uhr) wird in diesen Gemächern selbst gespeist. Um 4 Uhr ist Alles zu Ende. Dem Gottesdienste wohnt der König mit den Truppen in offener Luft bei, um 11 Uhr.

Sanssouci, Sonnabend früh 7 Uhr, 6. Juli 1844. Ich bin noch hier: wie lange? vielleicht bis morgen Abend. Man weiß nichts hier im voraus.

Der König hat zu Graf Redern gesagt, ich müsse jetzt wegen des Parlaments zurückgehen, käme aber wieder, Dich abzuholen. Humboldt behauptet, der König habe Dir dasselbe gesagt, wovon ich nichts weiß. Ich meinestheils bin keineswegs gesonnen, hierher zurückzukehren, ich sehe keinen Grund dafür, alle Gründe dagegen. Wenn jedoch der König es befiehlt, so komme ich. Wird er es befehlen? Das hängt von den Ereignissen ab. Ich glaube nicht sobald. Doch alles Dieses bekümmert mich nicht: ich habe meinen Würfel geworfen, er falle, wie er wolle; ich habe meine Bahn gewählt, ich werde auf ihr laufen, solange Gott mir Kräfte gibt. . . .

10. Juli, Donnerstag ½12 Uhr. Ich sitze tief in der Arbeit und, trotz des Namens dieses Schlosses, in Sorgen. Never mind!

Höchst erfreulich und wichtig für Bunsen war die günstige Veränderung in den Gefühlen Seiner königlichen Hoheit des Prinzen von Preußen (des jetzigen Königs Wilhelm) gegen ihn. Derselbe schien

damals zu einer Reise nach St.-Petersburg entschlossen — aber der nächste Brief Bunsen's meldete, daß er sich entschieden habe, England zu besuchen, wobei er Bunsen als seinen Führer annahm, und die günstige Meinung, die sich auf diesen persönlichen Verkehr im Juli 1844 gründete, hat Seine königliche Hoheit, solange Bunsen lebte, in unzähligen Beweisen von Vertrauen und Güte, und auch nach seinem Tode in einer über alle Beschreibung rührenden Weise an den Tag gelegt.

Die ärztlichen Berathungen, zu deren Zweck Bunsen seine Frau gebeten hatte, ihre kranke Tochter nach Berlin zu bringen, hatten die Empfehlung der Kaltwasserheilanstalt Marienberg bei Boppard zur Folge. So reisten denn Bunsen und seine Frau in verschiedenen Richtungen von Berlin ab — er, um in London am Platze zu sein für die Ankunft des Prinzen, und sie in eine zeitweise Verbannung, welche sie verhinderte anwesend zu sein, um Se. königl. Hoheit in der preußischen Gesandtschaft in London zu empfangen.

Die folgenden Briefe Bunsen's sind bereits aus London geschrieben:

Carlton Terrace, 24. Juli 1844, Mittwoch.

(An seine Frau.). . . . Du weißt, welche glückliche Ueberfahrt wir hatten. Du weißt ferner, daß der Prinz aller Wahrscheinlichkeit nach heute kommt — sowie er die glückliche Niederkunft der Königin erfährt. Dieses habe ich vorgeschlagen. Es wird also hier Alles für seinen Empfang vorbereitet. Und ich glaube, es ist eine Fügung, und also gut. Wie seltsam wenigstens ist es, daß der Prinz gerade jetzt in das von mir bewohnte Haus kommt, der noch vor drei Wochen gesagt hatte, aus dem Lande gehen zu wollen, wenn gewisse Dinge geschähen, von denen er voraussetzte, daß ich sie dem Könige gerathen! Und dies ohne mein Zuthun!

Ich habe hier die Stimmung über Preußen sehr verändert gefunden: man bildet sich ein, Preußen und England ständen nicht mehr gut zusammen; ich gehe deshalb morgen zu dem großen „Agricultural Dinner" in Southampton, um dort einen kleinen „Speech" zu meinen Freunden, den „Farmers of England" zu machen.

Sonnabend Abend ging ich nach Oakhill, und fand die Kinder über alle Beschreibung lieblich und selig. O! welch ein Segen, solche liebe, gute Kinder! wetteifernd miteinander in Liebe und in Eifer zu allem Guten. Alle blühend und frisch dabei an Leib wie an der Seele! Frances und Mary vertheilen sich in die Regierung des Hauses aufs schwesterlichste.

Welch ein Glück, wenn es für uns gut ist, dort einige Jahre der Ruhe und des Glückes zu verleben! Ist es uns gut, so wird es uns auch werden, wenn wir darum bitten.

London, Carlton Terrace, 22. Juli 1844.

(An J. Schnorr von Carolsfeld.) Mein geliebter Herzensfreund! Der edle und gebildete, kunstliebende Marquis of Northampton (lange in Rom als Lord Compton zu unserer Zeit) reist zu seinem Vergnügen über München nach Venedig. Er sah München vor vier Jahren. Ich wünsche, daß Du ihm das zeigst, was seitdem daraus geworden; er freut sich auf Deine Bekanntschaft. Er wünscht auch die Vasen zu sehen — selbst Besitzer von sehr schönen. . . .

Du wirst wissen, daß ich vier Monate in Berlin war. Es war eine schwere Zeit, der Wichtigkeit der Gegenstände halber, für die ich hin berufen war; sonst, in jeder Hinsicht, eine glückliche. Ich habe viel gelernt, und manches Gute, glaube ich, auch dort gefördert. Alles Uebrige liegt in Gottes Hand. Er allein kennt Zeit und Weise. — Fanny brachte Emilie dorthin, um Schönlein und Dieffenbach zu sprechen; sie haben sie nach Boppard in die Wasserheilanstalt geschickt, für zwei Monate. Meine Kinder leben auf einem Landsitze, zwei deutsche Meilen von der Stadt, in einem wahren Paradiese. Dort verlebe ich Sonnabend und Sonntag, den Rest der Woche gewöhnlich hier, in Amtsgeschäften und Arbeiten an dem Werke über Aegypten. In Oakhill (dem Landhause) lege ich jetzt die Hand an das „Allgemeine evangelische Gesang- und Gebetbuch" — dessen Druck am 15. August im Rauhen Hause in Hamburg beginnt, in 10000 Exemplaren. Vor Ostern soll es fertig und ein Dutzend Exemplare in Deinen Händen sein. Es ist mein eigentliches Leib- und Lebensbuch, und hat sich in den letzten Jahren sehr zu einer volksmäßigen, deutschen Gestalt nach Form und Inhalt herausgearbeitet. Ein „Chor- und Choralbuch", unter Winterfeld's Leitung gearbeitet, erscheint gleichzeitig. Hier wirst Du die echten, alten Choralharmonien finden, mit gleichlangen Noten für den einstimmigen Gesang der Gemeinde, rhythmisch dagegen für den Chorgesang; für beide Arbeiten habe ich mir jede Begünstigung oder Einmischung der Regierung verbeten, da ich will, daß das Werk rein als Privatarbeit vor die Gemeinde treten soll. Das Gesangbuch enthält 62 Psalmen und 450 Lieder: das Gebetbuch die Kirchengebete (liturgischer Bestandtheil) und die Hausgebete (Auszug aus denen des Versuchs von 1832).

Manches Andere, menschlich noch Wichtigere, ist auch in Berlin verhandelt worden, paßt jedoch nicht zum Schreiben. — Ueber Eins jedoch muß ich Dir einige Worte mittheilen: den Dom und das Campo-Santo. Zuerst wird nur dieses gebaut; ehe der Dom niedergerissen wird, muß die Petrikirche aufgebaut sein, was drei Jahre erfordert. Cornelius' Zeichnungen für das Campo-Santo sind wol das Schönste, was er gemacht. Er wird die Cartons machen, schwerlich etwas malen. . . .

Es ist ein schweres Verhängniß für uns Alle, daß dergleichen Ver-

blendungen jetzt noch bei uns möglich sind, nachdem der Geist der Kirche, welcher da ist der Geist Christi und des Evangeliums des Sohnes Gottes, bei uns erwacht ist, und seitdem der Geist Gottes, als des Gottes der Freiheit und der Liebe im Glauben, sich tausendfach, trotz Tyrannei und Unglauben, im Vaterlande geregt und bewährt hat. Es ist ein gemeinsames Unglück, das wir gemeinsam tragen müssen, es widerfährt uns um unserer Sünden willen, aber ebenso gewiß zu unserem Besten. Ich kann die Hoffnung nicht aufgeben, daß die Zeit die Nichtigkeit alles anderen Grundes der Seligkeit, als Christum und den Glauben an ihn, praktisch Jedem deutlich machen muß, der je denselben gekannt. Ist Gott wahr, und sein Wort, so führt kein anderer Weg zur Ruhe des Gemüthes, und so gibt keine andere Lehre Kraft, den Teufel und die Welt, in uns und außer uns, zu bekämpfen. Die Römischen mögen immerhin sich mit den Federn schmücken, die sie unserer Kirche, der wahrhaften Deutschen, ausgerissen; ihre Zöglinge finden doch keinen Ersatz für das, was sie weggeworfen, und finden beim Erwachen den alten Menschen übermüthig wie vorher. . . .

. . . . Es offenbart sich jetzt in München, mehr noch als 1837, der Kampf, den ich Dir in einer prophetischen Stunde weissagte, als ich Dir, vor langen Jahren, über die Frage schrieb: ob es Dir gerathen sei, Baiern zu Deinem Vaterlande zu machen oder nicht. Ich weiß die Worte noch fast auswendig; denn als ich sie schrieb, starrten sie mich an als eine unwillkürliche Weissagung der Zukunft des Vaterlandes. *) —

Die Beilage ist ein Auszug aus dem Briefwechsel zwischen Gladstone (dem jetzigen Handelsminister) und mir. In wenigen Jahren, will's Gott, werde ich mich ausführlicher öffentlich aussprechen.

---

*) Die hier angedeutete Stelle, am Schluß eines Briefes „am zweiten Weihnachtsfest 1825" datirt, — ist folgende: „. . . Umstände für den Ungläubigen, die den Frommen Schickungen sind, entscheiden von der Geburt an über die Sphäre unseres irdischen Seins und Wirkens: ihnen sich widersetzen, um Traumbildern nachzugehen, ist thöricht und gottlos. Aber wir nehmen sie mit desto freudigerem Herzen an, je mehr wir in dem uns göttlich umgeworfenen Kreise das Feld und die Stätte erkennen, in der unsere Wünsche, Sitten und Gewohnheiten wohnen. Eine dunkle Zukunft hängt über unserem deutschen geliebten Vaterlande: ein großer Kampf der Geister bereitet sich in unserer wunderbar bewegten Zeit: wer wollte wissen, wann und wie er sich entscheide! Aber ich für mein Theil gebe, will's Gott, nur mit dem Leben die Hoffnung auf, daß wir eine bessere Zukunft sich entwickeln sehen werden, die von der Wiederherstellung unseres kirchlichen Lebens ausgeht; und unbekümmert, ob ich spurlos oder thätig meine Lebensbahn durchschreite, sehe ich gern die befreundeten Geister, die schaffen und die Flucht der Erscheinung bannen können, in der nächsten Heimat bleiben. Wer weiß, ob Du eben deswegen nicht in München an Deinem Platz bist? Nur Gott — aber ich will nur sagen, er hat uns das noch nicht angezeigt. Theures Herz! das Ende des Blattes erinnert mich, daß ich schreibe wie an einen abwesenden Freund. Antworte Du mündlich."

London 7. August 1844.

(An seine Frau.) . . . Ich komme soeben von Windsor zurück, wo ich Alles vorbereitet habe auf des Prinzen würdigen und freundlichen Empfang.

Prinz Albert ist natürlich sehr glücklich über die Geburt eines zweiten Sohnes. Die Königin ist wohler als je.

Morgen werde ich den König zu bewegen suchen, den ältesten Obelisken der Welt (von Sesortosen, unter dem Joseph Vezier war), vom Fayum, sich schenken zu lassen. . . .

Daß ich die Tapeten von Rafael für 3600 Pf. St. gekauft, salva ratificatione regis, weißt Du durch Ernst. Sie sind das an Heinrich VIII. geschenkte Exemplar Leo's X., und viel besser erhalten als die römischen; „Paulus vor Sergius" ist ganz.

Badminton (Landsitz des Herzogs von Beaufort), Freitag 30. August 1844.

(An dieselbe.) Endlich, am zwölften Tag der Reise, ein Ruhetag in diesem königlichen Landsitze! — Wir haben Edinburgh gesehen, und Glasgow (am 20. August, dem Tage, wo Knox die Kirche gründete), die Seen und Liverpool — vorher Portsmouth und Oxford; die herrlichen Sitze von Chatsworth (mehr als königlich!), Stowe, Warwick Castle (wo ich Deiner gedacht, eben wie in Edinburgh), Lowther, Belvoir. Morgen geht's zur Königin, am 4. nach London; der Prinz schifft sich Sonnabend den 7. abends ein.

Die Reise war eine Erholung, und ein großes Ereigniß. Der Prinz von Preußen hat England lieb gewonnen; er bewundert seine Größe, und begreift, daß sie die Folge seiner politischen und religiösen Institutionen ist. Mit mir ist das alte Verhältniß von 1822 wieder eingetreten: er hat das Eis gebrochen, und alle wichtigen Fragen zu besprechen begonnen, auch die Frage der Fragen. Er hat mich ruhig gehört, theilnehmend, oft zustimmend. Gott sei die Ehre! — Ich fahre immer allein mit ihm und Meynell, der nicht Deutsch versteht, und uns sprechen läßt.

Vom König habe ich heute einen herrlichen Brief erhalten. Hier ist er:

„Erdmannsdorf, 20. August 1844. Theuerster Bunsen! Ich habe Ihre vier Packete mit den vielen prächtigen Briefen erhalten, und Alles mit dem größten Interesse diese Nacht bis nach 1 Uhr gelesen.

„Ueber das Attentat reden Sie wie ein Freund und ein Christ; das lohne Ihnen Gott. Er wendet, so scheint es, was menschlicher Fluch erdacht, zu wahrem himmlischen Segen. Also sei es!

„Die Rettung würde ich für ein Wunder halten, würdig, denen der Heiligen Schrift an die Seite gestellt zu werden, wäre ich nicht der Gegenstand derselben.

„Die Kugel, auf kaum 1 Fuß weit losgeschossen, zerriß alle Kleidungsstücke. Ich aber habe auch nicht das Allerleiseste gefühlt, und die Kugel ist machtlos von dem Brustbein in den Wagen gerollt!!! Verstummen und anbeten: das ist meine Losung.

„Der Obelisk wird wol verloren sein....

„Die Arazzi seien mein! Ich gebe die Summe aus meiner Tasche, und obendrein die 20 Guineen für meines Großohms Cameo. Schließen Sie gleich Alles ab. Gott mit Ihnen! F. W.

„Tausend Liebes und Herzliches an Wilhelm! Sprechen Sie doch recht viel mit ihm — Politik, Kirche, Kunst, Jerusalem insonderheit. Ich habe ihn gebeten, auch seinerseits sich recht mit Ihnen auszusprechen. Es ist so gut und nothwendig.“

Ein Brief an Bunsen von den Ufern des Rheins vom 20. August 1844 beginnt mit der Beschreibung eines Witterungszustandes, der in starkem Gegensatz stand zu dem wiederholt gegebenen Bericht über den klaren Himmel und den hellen Sonnenschein, welcher die Reise Sr. königl. Hoheit des Prinzen von Preußen begünstigte:

Seit dem 10. dieses Monats hat es hier kaum aufgehört in Strömen zu regnen, und der Rhein ist in solchem Maße gestiegen, daß Besorgniß entstanden ist vor Ueberschwemmung der niedrigeren Lagen; zu gleicher Zeit ist es so kalt wie im November. Trotz dieses schrecklichen Wetters aber hat sich heute Morgen um 4 Uhr ein Trupp von 400 Pilgern zu Fuß von Boppard aufgemacht, um dem Feste in Trier bei Gelegenheit der Ausstellung des heiligen Rockes beizuwohnen. Diese Reliquie wird der Regel nach nur einmal im Jahrhundert gezeigt. Aber der Papst hat Erlaubniß gegeben, daß sie am 23. August und wiederum am 8. December ausgestellt werde; und schon seit einiger Zeit werden Tractätchen über dieselbe im ganzen Lande vertheilt.... Eine Hausirerin, welche schöne Spitzen zum Verkaufe ausbietet, erzählte, daß sie meistens von Bauerweibern gekauft seien, welche mit dem Erlös die Kosten ihrer Wallfahrt zum heiligen Rock bestreiten! Diese Spitzen werden als nothwendige Zierath der Hochzeitsmützen betrachtet, die lebenslänglich an den Festtagen getragen werden und bestimmt sind, von einer Generation zur anderen vererbt zu werden. Der Anblick, wie sich die Procession in Bewegung setzte, ihre Priester an der Spitze und während des Marsches geistliche Lieder singend, war nicht ohne Feierlichkeit, da die Leute andächtig aussahen; um so elender aber sah es aus, als sie zurückkamen mit nassen und schmuzigen Kleidern und ermatteten Zügen, die nicht blos Ermüdung, sondern auch Unzufriedenheit ausdrückten. Alle ernster gesinnten Katholiken wünschen die Unterdrückung solches haufenweisen Zusammenreisens unter dem Vorwande der Andacht; der verstorbene

Erzbischof Spiegel pflegte seine Geistlichkeit durch Verweise und Ermahnungen davon abzuhalten, da mehr Böses, als man sagen darf, daraus entsteht.

Ueber die Reise Bunsen's mit dem Prinzen von Preußen handeln noch die beiden nachfolgenden Briefe an seine Frau:

London, Donnerstag Morgen, 5. September 1844.

... Heute nahm ich die Tapeten von Rafael in Empfang, und sende sie nach Berlin, vor den Stürmen hoffentlich.

Auf der Reise mit dem Prinzen habe ich einige schöne menschliche Erscheinungen gesehen; außer dem Herzog von Wellington, Peel und Aberdeen, mit welchen ich sehr vertraut und viel gelebt und gesprochen — Lady Adeliza Manners, die Tochter des Herzogs von Rutland (welche Tholuck's Predigten eben übersetzt hat), die ich in ihrem Schlosse Belvoir sah, und Lady Westmoreland, die ich erst jetzt kennen gelernt, und die wirklich eine ausgezeichnete und gemüthliche Frau ist.

Ich habe mir ein halb Jahr Reisen gespart durch diesen Durchflug: ich habe Vieles gesehen, was ich längst hätte sehen sollen. — Einen Freund auch habe ich mir erworben — Herrn von Stockmar. Er geht Sonntag mit mir nach Oakhill.

Montag 9. September. ... Der Prinz ist abgereist und das Ende ist so glücklich gewesen wie der Anfang und die Mitte. Der Prinz hat mich mit Freundlichkeit überhäuft, und da er wahr ist, so ist das sehr erfreulich. ... Er hat sich die wichtigen Papiere nicht allein von mir vorlegen lassen, sondern sie discutirt und sich in der Hauptsache einverstanden mit denselben erklärt.

Dieser gedrängten Mittheilung über die wichtige und glückliche Reise des Prinzen von Preußen nach und durch England hätten noch zahlreiche Zusätze hinzugefügt werden können aus Erzählungen Bunsen's über Unterhaltungen mit den ausgezeichneten Männern, welche er dem Prinzen vorstellte, wobei er sich immer bestrebte, das Gespräch auf Gegenstände zu lenken, über die sie ein sachgemäßes Urtheil zu fällen im Stande waren, welches er dem Prinzen dann in deutscher Sprache mittheilte. Der Herzog von Wellington gab bereitwillig Antwort auf Fragen über militärische Angelegenheiten, und seine Antworten würden (wie dies immer mit seinen Aeußerungen der Fall war) sämmtlich der Erwähnung werth sein; aber nur die folgende mag angeführt werden: „Ich kenne nichts Wichtigeres, als sorgfältig auf die Verpflegung des Soldaten zu achten: sorgt dafür, daß er gut bekleidet, beherbergt und genährt werde. Wie sollte er fechten, der

arme Bursche! wenn er, abgesehen davon, daß er sein Leben aussetzt, noch mit unnöthigen Mühseligkeiten zu kämpfen hat? Auch darf er nicht, wenn es irgend verhindert werden kann, von Kugeln getroffen werden, bevor er ordentlich im Gefecht ist. Man sollte auf die jungen Officiere ein scharfes Auge haben und gegen die Soldaten nachsichtig sein."

Dem Herbste desselben Jahres gehören mehrere Briefe an Archidiakonus Julius Hare an, von denen der erste deutsch geschrieben ist, während die beiden folgenden aus dem Englischen übersetzt sind:

Board of Trade (London), 11. September 1844.

Mein geliebter Freund! Ich beantworte Ihren unschätzbaren Brief erst am dritten Tag, und vom Board of Trade! Das zeigt Ihnen, daß ich ebenso viel Abhaltung habe als Wunsch, Ihnen zu schreiben. Also Gottes reichsten Segen zu dem wichtigen und großen Schritt! den rufe ich herab mit rechtem zuversichtlichen Glauben, daß er Ihnen werden wird. Es ist mir, als würde mir selbst spät ein langentbehrtes Gut geschenkt, wenn ich bedenke, daß Ihnen das Glück gewährt werden soll, welches ich Ihnen so oft gewünscht. Ich bin überzeugt, daß der Zug Ihres Herzens Sie richtig geleitet, ich habe von Anfang an mich zu der seltenen Erscheinung hingezogen gefühlt, welche Ihr Herz gewonnen, wie Sie das ihrige. Segnend gesegnet zu werden ist das höchste Siegel irdischen Glückes und des Himmels Bürgschaft, und das wird Euch beiden lieben Seelen gewiß in so vollem Maße zutheil, als ich es Euch wünsche.

Zum 12. November oder an irgendeinem anderen Tage will ich nach Reading kommen, und zwar hoffentlich nicht mit meiner Tochter allein, sondern auch mit ihrer Mutter, die bis dahin wol zurückgekommen sein wird.

Ich habe vier geräusch- und mühevolle Wochen erlebt, aber gottlob! nicht umsonst. Das Zusammensein mit dem Thronerben Preußens, einem Fürsten, den ich früh gekannt und geliebt, und den spätere Ereignisse mir entfernt hatten, ist die Veranlassung zu manchen wichtigen Gesprächen geworden, deren Ergebniß mir höchst erfreulich ist. . . . .

Carlton Terrace, 5. November 1844 (Jahrestag der Pulververschwörung).

Es ist ein gar großes Glück, das Vorrecht zu haben, Sie zu dem Orte zu begleiten, wo ein so gesegnetes Band für das Leben geknüpft werden soll. Ich werde Sie mit Fanny vor dem Zweiuhrzuge an dem Bahnhof treffen. Ihre Anordnung scheint mir vortrefflich zu sein, und ich hoffe, mit Segen an der heiligen Communion an diesem Tage zugleich mit Ihnen und den Ihrigen theilzunehmen. Ich halte es für wahrhaft

weise, nicht blos sie nicht vorzuschreiben (was ich für sehr verkehrt halten würde), sondern auch nicht darauf zu drängen — denn sie muß sonst, wie es in der Art der menschlichen Natur liegt, bald (wie es in allen römisch-katholischen Ländern der Fall ist) zu einer reinen Formalität gleich der des Messehörens herabsinken. Ich würde es deshalb für unrecht halten, hier weiter zu gehen, als Ihre Kirche gethan hat, wenn sie das jungverheirathete Paar ermahnt, bald der heiligen Communion beizuwohnen; dies ist, wie ich voraussetze, von einer demnächstigen Gelegenheit mit der Gemeinde, zu welcher dasselbe gehört, zu verstehen; coram ecclesia im eigentlichen Sinne. Und dies halte ich um so mehr für die richtige Ansicht von der Sache, als die ursprüngliche Eheschließung coram ecclesia nichts Anderes bedeutete. Aber dies braucht einzelne Individuen nicht zu verhindern, das Sacrament mit ihren nächsten und theuersten Freunden zu empfangen, wenn sie es als richtig empfinden, so zu handeln. Dasselbe gilt von dem sonntäglichen Abendmahl, das ich als allgemeine Regel verwerfen würde, da die Kirchengeschichte zeigt, was die Folgen davon sind, wenn man duldet, daß es eine Gewohnheit oder Regel wird. Aber wer wird es bezweifeln, daß viele Personen darin einen Trost und einen Segen finden? Und die entgegengesetzte Sitte in der römisch-katholischen Kirche, wo die Volksgewohnheit (in Rom und Italien) nur die eine österliche Communion kennt, ist, wie Calvin so richtig sagt, „eine Erfindung des Satans"....

Der Artikel in der „Times" über Arnold war sehr heimtückisch und hinterlistig. Da sie sein Buch nicht ignoriren dürfen und nicht wagen, ihn unter die Füße zu treten, so folgen die Tractarianer der Methode ihrer Brüder, der Jesuiten, — sie loben den Pädagogen, erklären ihn für den größten, der jemals gelebt, aber natürlich hat gerade deshalb Niemand sich so schwach in der Controverse erwiesen. „Ein prächtiger Bursche war er in der That," wie Moseley sagt, in der hinterlistigen Kritik in dem „Christian Remembrancer". „Luther war ein großer Volksschriftsteller", sagt König Ludwig von Baiern, „aber kein Theolog."

Niebuhr's „Vorlesungen" — was für ein Schatz! — Wir lesen sie jeden Abend. Und wie bewunderungswürdig sind sie von Dr. Schmitz wiedergegeben. Der Charakter Cicero's ist wie die Beschreibung eines Freundes gegeben, mit welchem man sein Leben verbracht hat.

Oakhill, 27. November 1844.

(An denselben.) Ich habe von hochgeachteter Seite eine sehr warme Empfehlung eines jungen zweiundzwanzigjährigen Mannes erhalten, von dem Schelling viel hält. Er hat sich durch eine neue Uebersetzung der „Hitopadesa" aus dem Sanskrit bekannt gemacht, ist ein Gelehrter von vielseitigem Wissen und überhaupt ein ausgezeichneter Mensch. Er wünscht einige Jahre in England zu leben. Er ist der Sohn des berühmten Dichters der

Griechenlieder, Wilhelm Müller, von edlem sittlichen Charakter und, soviel ich weiß, von ernsten Ueberzeugungen.*)

*) Es ist dies die erste Meldung von einem wichtigen Ereigniß im Leben Bunsen's: der Bekanntschaft (welche sofort warme Freundschaft wurde) mit dem jetzigen berühmten oxforder Professor Max Müller; und seine Ankunft wird als der Aufgang eines wohlthätigen Gestirnes am Horizont begrüßt. Die geistige Verwandtschaft Beider, die Sympathie ihres Herzens, die Einheit in ihren höchsten Bestrebungen, die Gleichartigkeit ihrer Grundsätze, die gemeinschaftliche Verfolgung ihrer Lieblingsziele, welche Bunsen zu seinem jungen Freunde hinzogen, machten diese Verbindung zu einer der glücklichsten seines Lebens. Bunsen ist überhaupt immer jüngeren Männern herzlich entgegengekommen, welche seinen Einfluß suchten und willens waren, das anzunehmen, was zu geben er immer bereit war; und Diejenigen, welche seiner ermuthigenden Annäherung in dem Bewußtsein engen geistigen Bundes entgegenkamen, dürfen sich darüber freuen, einen hellen Lichtstrahl über seine letzte Lebenszeit ausgegossen zu haben.

Anmerkung der Verfasserin.

Das Verhältniß Bunsen's zu Max Müller persönlich hat dieser in dem schönen Vorwort seiner „Beiträge zur vergleichenden Religionswissenschaft" („Chips from a German Workshop") treffend geschildert. Die Essays tragen die Widmung „Zum Andenken an meinen Freund und Wohlthäter Bunsen" und das Motto: „Et quanto diutius abes, magis cupio tanto et magis desidero". Dem Vorwort selbst entnehmen wir die folgende Stelle:

„Mehr als zwanzig Jahre sind verflossen, seitdem mein verehrter Freund Bunsen mich eines Tages in sein Bibliothekzimmer in Carlton House Terrace rief und mir mit strahlenden Augen verkündigte, daß die Ausgabe des «Rigveda» gesichert sei. Er hatte den verschiedenen Directoren der Ostindischen Compagnie persönlich seinen Besuch abgestattet, und ihnen die Wichtigkeit dieses Unternehmens klar zu machen gesucht. Seine Bemühungen waren endlich erfolgreich gewesen, die Fonds zum Drucke meiner Ausgabe des Textes und Commentars der «Heiligen Lieder der Brahmanen» waren bewilligt, und Bunsen war der Erste, der mir den glücklichen Ausgang seiner dem Dienste der Wissenschaft geweihten Diplomatie verkündete. «Sie haben jetzt eine schöne Lebensaufgabe gefunden», sagte er, «und es wird eine jahrelange Arbeit sein, diesen mächtigen Block zu behauen und zu glätten. Aber vergessen Sie nicht», fügte er hinzu, «daß wir von Zeit zu Zeit einige Späne aus Ihrer Werkstatt haben müssen.»

Ich habe diese Worte meines nun verstorbenen Freundes nie vergessen, und habe auf seinen Rath fast jedes Jahr einige Aufsätze über Gegenstände herausgegeben, die mich besonders interessirten, während ich zu gleicher Zeit, soweit es meine später übernommenen akademischen Verpflichtungen als Professor der neueren Literatur in Oxford erlaubten, die Herausgabe des «Rigveda» und anderer darauf bezüglichen Sanskrittexte ohne Unterbrechung fortzusetzen suchte. — Mein Hauptzweck bei der Abfassung dieser längeren oder kürzeren Aufsätze war, auch bei den verwickeltsten Gegenständen stets nur die wahrhaft bedeutsamen Punkte hervorzuheben, Punkte, welche ein Anrecht auf die Theilnahme aller Gelehrten und Gebildeten besaßen, und nie bei einem dunkeln Schlupfwinkel vorüberzugehen, ohne zu versuchen, ob sich die unsauberen Spinngewebe der sogenannten Gelehrsamkeit nicht wegfegen ließen, damit das klare Licht des einfachen, wahren Wissens Eingang in diese Höhlen finde. Auch hierbei bin ich Bunsen's Rath und Zuspruch viel

Mein theurer Freund, was für ein Aufruhr ist dies in Ihrer Kirche! Und bisjetzt fängt der Sturm erst an zu pfeifen; aber die Götzen der Tractarianer müssen nach allen vier Winden fortgeweht werden. Wäre nur Ihre Predigt über „Unität und Uniformität" schon veröffentlicht! Ich habe Ihnen oft gesagt, ich sei gewiß, daß eine antitractarianische Gärung in dem Kern der Nation existire, welche demnächst losbrechen müsse. Die Tractarianer wünschen der Kirche (d. h. dem christlichen Volk und seinen Geistlichen) Formulare und Rechte aufzuerlegen, nicht weil sie gegen dieselben wohl gesinnt sind, sondern trotzdem, daß sie sie nicht lieben. Warum? — um die Autorität der Kirche (d. h. des Klerus) zu erproben, und um jene erdichtete Heiligkeit zu bewerkstelligen, welche sie in der Blindheit ihres Herzens der Rechtfertigung durch den Glauben entgegensetzen. Es ist ganz natürlich, daß unter solchen Umständen Formen verworfen werden als Formen, mit den Kirchenordnungen (aus welchen man Alles machen kann) und ohne dieselben. Aber dies ist erst ein ganz vorläufiger Schritt: die tiefgewurzelten Kräfte in der Opposition müssen ihrerseits zu Tage kommen, und dann wird das Volk sehen, daß es keine Macht gibt außer in Christo, dem lebendigen Sohne Gottes, und in dem Glauben, welcher die göttliche Gnade ergreift, — in welcher wir leben als in unserer Atmosphäre, mit dem furchtbaren freien Willen, durch den wir im Stande sind, den Tod eher zu wählen als das Leben, dadurch, daß wir uns sträuben, jene Luft einzuathmen. Arnold's Worte werden jedes Jahr prophetischer werden.

30. December 1844.

(An denselben.) . . . Es ist genau so, wie Sie sagen — die Kirche steht in Flammen, und Niemand sieht, daß ihre eigenen Mitglieder, da sie ihrem Götzen „Gleichförmigkeit" opferten, das Feuer selbst angelegt haben. Ich fand diesen Popanz auf meinem Wege, als ich wegen Jerusalems verhandelte; er starrt uns jetzt überall ins Gesicht, indem er sich selbst hochmüthig als die „Einheit" ausschreit.

X. scheint mir dazu bestimmt, Fehler zu machen, — beständig einen bedeutenderen Streit zu erregen, wenn er sich aus einem früheren zurückzieht. Als er die Chorhemden aufzugeben auf dem Punkte stand, rief er

---

schuldig, und als ich im vorigen Jahre in Cornwall war, und an den Schachten große Haufen von Kupfererz unbenutzt liegen sah, die Niemand kaufen und Niemand schmelzen wollte, während die arbeitslosen Armen uns um unsere Kupfermünze baten, um sich Brot kaufen zu können, da kamen mir unwillkürlich Bunsen's Worte ins Gedächtniß, die er oft im Gespräch an seine jungen Freunde richtete: «Euere Arbeit ist nicht fertig, wenn ihr das Erz aus der Grube geholt: ihr müßt es sieben, schmelzen, läutern und schlagen, ehe es wirklichen Werth erlangen und dem menschlichen Geiste geistige Nahrung verschaffen kann.»"

das Gespenst der Autorität an; und jetzt, wo er in Bezug auf das Opfergebet (Offertorium) nachgibt, beschwört er alle gebundenen Dämonen doctrinellen Gezänkes herauf.

Ich danke Ihnen für die Andeutung, ich solle von unserer deutschen Philosophie etwas sagen. Ich hatte in der That große Lust, über den Text zu reden „es könne keine Ketzerei sein, den Beweis zu versuchen, daß Dasjenige, was uns als eine geschichtliche Thatsache überliefert ist, auch unabhängig davon in seiner Idee wahr sei". Und dies scheint mir die durchgängige Auffassung zu sein bei Allem, was seit Kant über den Gegenstand gesagt worden ist. Was Hegel angeht, so gestehe ich, daß ich jedes Jahr höher von seiner Fähigkeit denke, die Wirklichkeit zu umfassen, obgleich die Methode mir unschmackhaft bleibt.

Aus dem Schluß des Jahres 1844 sind endlich noch ein (englisch geschriebener) Brief Bunsen's an seine (damals in Oakhill befindliche) Frau sowie zwei sonstige Briefe den übrigen Mittheilungen über dieses für ihn so ereignißvolle Jahr beizufügen:

Carlton Terrace, Dienstag, November 1844.

(An seine Frau.) Ich hatte eine prächtige Tischgesellschaft bei Peels — Sir H. Pottinger, Sir R. Sale (der morgen England verläßt, um nach Indien zu gehen), Everett (untröstlich über die Wahl Polk's zum Präsidenten, des Vertreters der Sklaverei und der Nichtzahlungstheorie, dem man sogar in Amerika Ultra-Radicalismus, also wol von erster Qualität, zuschreibt), Dodd, Stanley, Graham, Gladstone, Lord Lonsdale.... Peel ladet mich ein, während des Winters nach Drayton zu gehen.

London, 4. December 1844.

(An Schnorr von Carolsfeld.) Ich erkenne wol ein Schwanken der Ansicht über manches Geschichtliche, solange aber die beiden Hauptpunkte, — die eigene Verantwortlichkeit gegen Gott, gestützt auf das unmittelbare Verhältniß der Seele zu Ihm, und der Glaube an die Heilige Schrift festgehalten wird, so führt ein ernster, christlicher Lebenswandel den Christen jedes Lebensjahr mehr und mehr dem Evangelium zu, wenn er es einmal gekannt.

London, 11. December 1844.

(An einen Sohn.)... In meinem erklärenden Buche gebe ich kurz die Gründe meiner hiernach gemachten Anordnung. Ihr Hauptverdienst wird sein (wenn sie gelingt), der deutschen Gemeinde (wenigstens den Nichtgeistlichen) deutlich zu machen, daß die Ansicht der historischen Schule den Glauben gar nicht beeinträchtigt, vielmehr zu verstärken und zu erheben

geeignet ist. . . . Man wird der Weissagung, als etwas von Errathen und Erklügeln gleich specifisch Verschiedenen, durchaus nicht los; umgekehrt, sie wird erst durch die Nachweisung, daß jeder Weissagung eine geschichtliche Thatsache zu Grunde liegt, erwiesen.

Sie ist wesentlich nicht das Vorhersagen eines äußeren Ereignisses als solchen, also nach Zeit und Namen, sondern vielmehr das Erkennen des Göttlichen, Ewigen, in dem allen Augen vorliegenden Thatsächlichen der Gegenwart. Es gibt keine wirkliche Weissagung der Zukunft, mit Haut und Haaren (Personennamen und Jahresbestimmung): Warum? — das wäre ja gerade das Aeußerliche, und zugleich ein Eingreifen in Gottes und der Menschen Freiheit.

Ebenso gehen nicht alle Weissagungen in Erfüllung; der Menschen Gebete oder Sünden müssen ja ihre Kraft behalten, beide werden immer, oft ausdrücklich, vorausgesetzt.

Wer so an die Propheten glaubt, glaubt an sie im Wesentlichen wie die Apostel, auch wie die Kirchenväter, Augustinus und Luther an der Spitze; nur die Formel ist eine andere, und eine höhere an sich: — die jedoch den Menschen ebenso wenig selig macht als irgendeine andere. Es ist eben nur eine andere Sprache. — Ich kenne nichts gleich Herrliches wie die Reihe der Propheten in diesem Sinn. In allem Glück und Unglück, bei allen menschlichen und volksthümlichen Beschränkungen und Befangenheiten, immer nur das Reich Gottes, d. h. des Wahren, Guten, Rechten im Auge zu behalten, und danach Alles zu deuten, — ist ohne Beispiel in der Geschichte, und ohne Beistand göttlicher Gnade nicht zu begreifen.

Nicht minder gehört das (dem ersten Bande von „Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte" vorgedruckte) Gedicht Bunsen's auf Niebuhr in das Jahr 1844:

An Niebuhr.

Großes hast du zerstört und Größeres wieder gebauet,
Tief in der Urwelt Nacht leuchtet das römische Licht:
Volk und Gegenwart treu, durchlebtest du liebend vergang'ne
Größe der Menschheit im Geist, fühlend ihr Wohl und ihr Weh:
Wahrheit glaubend und ahnend, gewiß des verborgenen Schatzes,
Warfst du der Forschung Loth tief in die Klüfte der Zeit.
Roma liebend und Hellas, empfandest du Asias Zauber,
Lauschend mit kindlichem Sinn ältester Weisen Gesang.
Auch Aegyptens Gestirn begrüßtest du, freudig es ehrend,
Als es zu scheinen begann ob Pyramidengefild.
Dorthin bahnend den Weg, erwähl' ich dich, Vater, als Leitstern:
Leuchte im Dunkel du vor, stärke des Suchenden Blick.

Da diese politisch stagnirende Periode für Bunsen, der die Nothwendigkeit alsbaldiger Reformen erkannte, eine politisch höchst thätige war, so sind hier über seine Hauptarbeiten in dieser Zeit noch einige Mittheilungen anzuschließen. Wir überblicken daher der Reihe nach seine Bestrebungen für das Inslebentreten der preußischen Verfassung, seine Stellung zu dem Project des Schwanenordens und seine Beschäftigung mit den englischen Zuständen.

In Beziehung auf Bunsen's Thätigkeit in der Verfassungsfrage ist zunächst folgender Bericht aus seinem Tagebuch über seine Unterredung mit dem Könige am 2. April 1844 von Interesse:

Nachdem ich dem Könige den Zustand der Stimmung in den Rheinprovinzen dargestellt, besonders in Beziehung auf die Verfassungsfrage, und dargelegt, wie es daselbst nur zwei Meinungen gebe, die für Reichsstände und die für französische Constitution, auch wie ohne Reichsstände und Provinzialstände eine Regierung denkbar sei, aber nicht viel länger mit Provinzialständen allein, äußerte sich der König in tiefem Ernste und „sein Herz ausschüttend", erstaunt, daß er mit mir diesen Gegenstand noch nie besprochen, folgendermaßen.

Der hochselige König hatte, nach Fürst Wittgenstein's Versicherung, von diesem eine Art Vermächtniß für den Kronprinzen aufsetzen lassen, welches dieser ihm, jedoch nicht vollzogen vom Könige, vorlegte. Der Inhalt ist im Wesentlichen dieser:

Die ständische Verfassung sei so weit ausgebildet, als es wahre Staatsweisheit für Preußen möglich finden könne. Sollte der König in den Fall kommen, der durch das Gesetz über künftige Anleihen vom Jahre 1820 vorgesehen, so wolle er sagen, in welcher Weise er demselben genügt haben werde. Aus jeder Provinz würden 4 Standesglieder, also zusammen 32 aus den Provinzialständen gewählte Männer zu berufen sein. Diesen würde man das Budget und den Plan zur Anleihe vorgelegt haben.

Dieses Papier konnte der König weder als bindend ansehen, noch gänzlich beiseitelegen. Es war als Ausdruck des Wunsches und Rathes des verehrten Vaters anzusehen und den Brüdern mitzutheilen. Dies geschah.

Bei der Huldigung waren die Stände vereinigt. Des Königs Idee war, sie dort zu behalten und zu ihnen in der Versammlung offen zu reden. Der Vater habe jenes vorgeschlagen, man wolle in Vertrauen zu den gesammten Ständen reden, und ihre Zustimmung dazu verlangen, daß um des Wohles des Reiches willen von der regelmäßigen Berufung der Reichsstände abgesehen werden müsse.

Diese Idee fand aber im Ministerium und — — — den größten

Widerstand; jetzt bereut man es allgemein, die schöne Gelegenheit versäumt zu haben. Viele rathen jetzt zu gleichsam reichsständischen Ausschüssen. Allein hier stellen sich manche Gefahren heraus. Die Ausschüsse würden nothwendig streben, regelmäßige Reichsstände zu werden: die Stimmung der Provinzialstände würde durch das Einwirken auf die Ausschüsse auch nicht nachhaltig verbessert werden; eigentlich könnten sie auch nur als Abgeordnete ihrer Provinzial=Ständeversammlung handeln.

Des Königs Plan sei nun ein ganz anderer. Er denke, vielleicht schon am 1. Mai 1845 sämmtliche Provinzialstände zu einer allgemeinen Versammlung nach Brandenburg zu berufen. Da solle ihnen Folgendes eröffnet werden:

Die Gesammtheit der Provinzialstände solle bei großen Erlebnissen der Monarchie berufen werden. Solche seien z. B. Erhöhungen der Abgaben, also desjenigen Theiles der Staatseinkünfte, welche aus den Taschen der Unterthanen fließen. *)

Sollte die Hälfte oder die Mehrheit der Provinzialstände Beschwerden über die eine oder die andere Auflage, z. B. die Mahl= und Schlachtsteuer, machen, so würden ebenfalls alle vereinigt werden, und der Beschluß der Mehrheit auf den Vorschlag der Regierung würde entscheiden, ob es beim Alten zu verbleiben habe, oder ob eine Veränderung im Abgabgabesystem vorzunehmen sei. (Antwort auf eine Frage von mir).

Nur in diesen Fällen aber sollten die Allgemeinen Stände berufen werden: für alle übrigen sollten die ständischen Ausschüsse wirken. Ihnen sollte das Budget zur Einsicht und Prüfung vorgelegt werden; sie sollten nicht blos berathende, sondern entscheidende Stimmen haben bei allen die Person und das Eigenthum betreffenden Gesetzen. Mit ihrer Zustimmung sollten Staatsanleihen gemacht werden. Der König sei z. B. jetzt bereit, ein Anleihen von 120 Millionen zu machen für die Eisenbahnen; aber er wolle nicht um Bewilligung bitten; schlügen sie es vor und beschlössen sie es, so wollte er es annehmen und ausführen.

Das bestehende Budget solle als normal angesehen werden.

Das allgemeine Petitionsrecht stehe den Ausschüssen zu.

Bei einem solchen Organismus würden die Allgemeinen Stände selbst darauf sehen, daß die Ausschüsse nicht ihre Stelle einnähmen.

---

*) Die so versammelten Reichsstände, im wahren Sinne des Wortes, würden zusammen berathen. Vor dem Abstimmen würden die Herren abtreten, um besonders zu berathen und zu stimmen, nachdem sie vorher nur sich Aufklärung haben von den Mitständen geben lassen. Die übrigen sollen stimmen nach Ständen, jeder der drei Stände unter seinem Marschall. Die Mehrheit in jedem Stande entscheidet über die Stimme. Bei Stimmengleichheit (zwei zu zwei) entscheidet der König; die Mehrheit (drei zu eins) ist entscheidend. (Zusätze nach den Eröffnungen von Osterdienstag, 9. April.)

Das preußische Volk trete aber so in die Reihe der freien Völker ein, und das verdiene es. Es werde das in ihm gesetzte Vertrauen würdig gebrauchen: es stehe politisch so hoch über allen Völkern des Festlandes, als das englische Volk über ihm stehe. Dies stehe dem Könige fest, nicht aber noch der Zeitpunkt, wobei die Lage Europas und die Weltverhältnisse zu berücksichtigen sein würden.

Auf Veranlassung dieser Unterredung arbeitete nun Bunsen nach vorhergegangener Orientirung über die in den verschiedenen in Betracht kommenden Kreisen herrschenden Ansichten noch im April 1844 eine Reihe von sieben Denkschriften aus, unter dem Titel: „Vorläufige Gedanken über die vier ständischen Vorfragen und die drei Formfragen." Wir entnehmen der Einleitung und der Inhaltsübersicht derselben die folgende Stelle:

Eine Erweiterung der ständischen Verfassung, welche fähig wäre, die centrifugalen Richtungen in den Provinzialständen dauernd zu bewältigen und die allgemeinen Erwartungen zu befriedigen, ohne daß man sich den Gefahren des modernen Repräsentativsystemes aussetzte, dürfte wol anerkanntermaßen nicht weniger als 3 Punkte in sich schließen:

das Steuerbewilligungsrecht,

die berathende Stimme bei allen Gesetzen, welche Personen und Eigenthum betreffen,

allgemeines Beschwerde- (Petitions-) Recht ....

.... Das mit 1789 beginnende Repräsentativsystem ist allerdings die fast unausbleibliche Folge von Zuständen der romanischen Völker, welche den germanischen Staaten, insbesondere den evangelischen, fremd sind. Durch die Franzosen ist es die abstracte Form geworden, wodurch ein Volk sich zu schützen sucht gegen den Absolutismus des Herrscherhauses, den Druck des alten Adels und die Priesterherrschaft, vermittels eines fortgesetzten feindlichen Zustandes. Diese Form ist theoretisch also die unbedingte Vermeidung des organischen, naturwüchsigen Zusammenwirkens des Fürsten mit seinen aus Edeln und Freien bestehenden Unterthanen. Aber der Zustand der Gesellschaft ist allenthalben ein solcher, daß diese abstracte Form als das unabwendbare Gespenst hinter jeder germanischen Regierung steht, welche die geschichtlich-ständische Verfassung und Verwaltung nicht zur rechten Zeit, d. h. ehe sie dazu gedrängt wird, redlich und ohne Rückhalt herzustellen Muth und Geschick hat. Dies wird in Deutschland nicht allein fast ganz allgemein gedacht — wenngleich in vielen Zerrbildern, wie Leidenschaft und Mangel an Nachdenken sie nothwendig hervorbringen — sondern auch von Staats wegen mit Ausnahme Oesterreichs auf allen Lehrstühlen gelehrt, welche nicht in den Händen von flachen Anbetern des Repräsenta-

tivsystems sich befinden oder leeren Bänken predigen. Diese Thatsache ist von unberechenbarer Wichtigkeit. . . .

. . . . Die vier Vorfragen, die zuerst erledigt werden müssen, sind:

1. die Feststellung des Fürstengutes,

2. die unbedingte und dauernde Ausschließung aller kirchlichen aus den ständischen Befugnissen, sogar deren Beschwerderechte,

3. die Einrichtung des bestehenden Adels zu einer nationalen und wahrhaft aristokratischen Institution,

4. eine der Regierung ihren Beamten gegenüber freie Hand gebende Dienstpragmatik.

Die drei Formfragen sind:

die Stellung des Herrenstandes zu den Ausschüssen,

das Verhältniß der Wahlen zu den Provinzialständen,

die für den erweiterten Wirkungskreis zu bildende Geschäftsordnung.

Diese Punkte sollen hier aufs kürzeste, blos zur vorläufigen Feststellung von leitenden Grundsätzen bei der Berathung, behandelt werden.

Denn der gegenwärtige Augenblick scheint uns ein besonders günstiger zu sein zur Berathung dieser Fragen der Zeit. Die letzten Landtagsabschiede haben es der Regierung leicht gemacht, die Entwickelung der ständischen Verfassung in ihre eigenen Hände zu nehmen. Was jetzt gegeben wird, erscheint als frei, es wird mit Dank angenommen, weil man sich wenig oder nichts verspricht. Indem man jetzt die ganze Frage löst, schützt man sich vor der unvermeidlichen Gefahr allmählichen Uebergreifens, ebenso wie vor dauernder, im Volk sich festsetzender Unzufriedenheit und innerem Abfalle. Bei einer Gesammtmaßregel kann man das, was vielleicht den Meisten nicht gefällt, durch die große Thatsache königlicher Feststellung des politischen Rechtszustandes, und durch Anderes, allgemein Beliebtes ohne Mühe durchsetzen und in die Grundlage der Verfassung noch aufnehmen. Dasselbe gilt, mehr oder weniger, von jedem Stande. Kein Stand wird mit Allem ganz, aber Alle werden mit dem Ganzen zufrieden sein oder sich wenigstens bald zufrieden geben.

Uebersicht der Hauptpunkte der Denkschriften über die Vorfragen und die Formfragen.

A. Das Fürstengut.

Bei Einberufung von Reichsständen allein kann die Ausscheidung des Kronfideicommißgutes so geschehen, daß das Vermögen des Königshauses bedeutend steigt, und dies kraft der Verordnung von 1820.

B. Die kirchlichen Angelegenheiten und die Stände.

I. Die Stände werden gänzlich von den kirchlichen Angelegenheiten ausgeschlossen.

II. Der evangelische Theil der Nation findet eine kirchliche Vertretung durch Behörden, mit welchen die Regierung die kirchlichen Angelegenheiten verhandelt, wie sie die der katholischen Kirche mit den Landesbischöfen und Kapiteln verhandelt. So fällt aller Vorwand für die Stände weg, sich, auch nur durch Beschwerden, in kirchliche Angelegenheiten zu mischen.

III. Die Regierung erhält für die allgemeinen Bedürfnisse der evangelischen Kirche eine ewige Rente von 450000 Thlr., als Aequivalent für die der katholischen Kirche zugesicherten und jetzt zu gewährenden 300000 Thlr. für die entsprechenden Bedürfnisse. Bei dieser Gelegenheit kann die Angelegenheit der Stifter, der hergestellten wie der eingezogenen, aufs günstigste erledigt werden, was ebenso wenig wie das Vorhergehende nachher möglich ist. Es können Seminarien dotirt, Candidaten zur Diakonie gebildet, Superintendenten bezahlt, die Ausgezeichneten und Ausgedienten belohnt werden, ohne den Staatsschatz und das Budget zu belästigen.

C. Die Bildung einer nationalen, besitzenden Ritterschaft.

I. Der ganzen Nation, soweit sie adelige Bildung und Stellung hat, wird das Gefühl der Ritterbürtigkeit, d. h. des persönlichen Adels, gegeben.

II. Solche Ritterbürtige treten sogleich in die Ritterschaft ein durch Erwerb eines Rittergutes oder eines Complexes von Landbesitz, welcher ein Rittergut bildet, wenn sie das Gut bis aufs dritte Glied vinculiren. Sie können alsdann bei dem Könige um den Erbadel mit Beilegung des Namens des Gutes einkommen.

III. Der Briefadel hört auf, und Speculanten und unzulässige Mitglieder werden von der Ritterschaft ausgeschlossen durch die Einführung der englischen Institution der fideicommissarischen Substitutionen bis aufs dritte Geschlecht.

IV. So gewinnt der alte Adel, und die ganze Institution wird in der Nation belebt.

D. Der Herrenstand.

I. Der eigentliche, ebenbürtige Herrenstand erhält den ihm gebührenden Vorzug, und bildet, mit den königlichen Prinzen, den Kern des Herrenhauses.

II. Das Herrenhaus hat zur sachlichen Grundlage den herrschaftlichen Besitz oder die höchsten militärischen Ehren, zur persönlichen Grundlage alle 10000 adeligen Familien.

III. Die Heirathen der Ebenbürtigen mit der Ritterschaft, und die Heirathen der Ritterschaft mit den Ritterbürtigen werden als gleiche Heirathen angesehen, und durch die Hoffähigkeit der Frauen anerkannt.

E. Dienstpragmatik.

Ungeeignete oder unbrauchbare Beamte können ohne Verfahren versetzt oder in Ruhestand gesetzt werden.

F. Wahlen.

I. Die Landtage werden erst fähig gemacht zu reichsständischen Wahlen, als Wahlkörper, indem sie das Recht erhalten, auch jenseit ihres eigenen Körpers zu wählen.

II. So nur können geeignete Reichsstände ohne Volkswahlen gebildet werden.

III. Die Wahlen der Zwölf aus dem Landtage fallen gleich auf alle drei Stände, so jedoch, daß es den Landleuten freisteht, auch aus dem Ritterstande zu wählen; die der Sechs aus der Provinz theilen sich zwischen Ritterschaft und Stadt.

IV. Die Ritterschaft behält die ungefähre Hälfte der Stimmen.

V. Die Reichsstädte senden ihre Bürgermeister.

VI. Die Universitäten vertreten das geistige Element, ohne daß Professoren gewählt werden müssen.

G. Geschäftsordnung.

Die englische Parlaments-Geschäftsordnung muß fast durchgängig, als conservativer und monarchischer, der continentalen vorgezogen werden.

H. Stellung der Regierung.

I. Der ganze Kern des Staatsrathes bildet den Kern der Reichsstände, welche also eigentlich eine Erweiterung des Staatsrathes sind.

II. Außer den acht commandirenden Generalen sitzen in den Ständen auch die übrigen Generale der Infanterie, ebenso die Oberpräsidenten, alle Minister, die bedeutendsten übrigen Räthe. Dadurch wird die Stellung der Regierung eine noch viel stärkere als im Staatsrathe. Endlich geben die Präsidenten der obersten Gerichte der Versammlung, neben den Ministern, die gehörige Rechts- und Verfahrenskenntniß zur Leitung der Berathungen.

III. Der ganze oberste Geschäftsgang im Cabinet und in den Ministerien wird ungemein vereinfacht und erleichtert. Der größte Theil der Petitionen fällt weg, der Staatsrath wird durch einen viel besseren Organismus ersetzt, und ein kräftiges und vereintes Staatsministerium möglich.

IV. Alles Dieses ist bei Ausschüssen und ohne Reichsstände nicht möglich.

V. Der öffentliche Credit wird gehoben, und das Ansehen der Regierung steigt mit der Kraft der Nation und dem Gefühl ihrer Einheit im Reiche. Dadurch wird Deutschland gerettet.

Gleichzeitig mit diesen Denkschriften entstand eine über die Stellung des Adels, mit Bezug auf die Verordnung über denselben

vom 15. October 1840. Da die hier behandelte Frage verhältnißmäßig wenig bearbeitet und heute noch ebenso wenig erledigt ist wie im Jahre 1844, so mag wenigstens der Hauptgedanke aus dieser Denkschrift hier Platz finden.

Nachdem dargethan ist, daß die Verordnung über den Adel vom 15. October 1840 so wenig wie die frühere von Königsberg Anklang gefunden, und daß diese Unbeliebtheit besonders drei Ursachen habe: die Verfallbarkeit des Adels, den Unterschied von altem und neuem Adel und die kastenartige Abschließung der Adeligen, fährt Bunsen fort:

Es ist leicht abzusehen, daß, wenn der jetzige Stand der Dinge fortdauert, in nicht gar langer Zeit die große Mehrheit der Rittergüter in mehreren Provinzen sich in den Händen von Nichtadeligen befinden wird. Diese werden also verfassungsmäßig die Mehrheit bilden in den landschaftlichen Ritterständen, und bei jeder Gelegenheit einen antiaristokratischen Geist zeigen, also an die Spitze einer gesammten antiaristokratischen Bewegung der Landstände treten. Der Erwerbstand wird jedes Jahr gebildeter und anstrebender, ja, im Ganzen kann man sagen, nur er wird stetig nachhaltig wohlhabender, nur er kann große Vermögen bilden und erhalten. Diese Thatsache beherrscht die ganze Zukunft Europas, weil sie den Mittelpunkt der Geld- und Besitzesmacht in die gebildeten und erwerbenden Klassen wirft, und weil diese Macht, auf den Erwerb des Grundes und Bodens gerichtet, in der preußischen Monarchie verfassungsmäßig die erste Standschaft bildet nach dem Herrenstande. Die Aristokratie Englands wäre, trotz ihres geschichtlichen Einflusses und ihres kolossalen Grundbesitzes, längst der hereinbrechenden Flut der Geldmacht erlegen, wenn die nationale Adelsverfassung nicht gerade diese Geldmacht und die hiermit verbundene Bildung umgekehrt zur Hülfsquelle des Adels gemacht hätte. Jene Verfassung allein hat die Sitte gebildet, wonach alle in den Städten durch Erwerb gebildeten Vermögen die unwiderstehliche Richtung erhalten haben, auf das Land und in den Gutsbesitzerstand überzugehen. Der reiche Kaufmann und Fabrikherr wird Landedelmann (country gentleman). Die reiche und wohlerzogene Erbin desselben heirathet einen solchen, vielleicht sogar den Sohn eines Peers. Der neue Gutsbesitzer bekommt durch diesen Besitzstand keinen Titel, weil seit mehr als 200 Jahren sich, in steigendem Verhältniß, eine große Anzahl gebildeter Familien ohne Titel auf dem Lande angekauft, und so allmählich den alten betitelten oder unbetitelten Ritterfamilien angeschlossen, mit ihnen in den Peersfamilien sich verheirathet, sich ihnen assimilirt hat, und mit ihnen Provinzialverwaltung und Polizei leitet. So hat der ganze Stand der Rittergutsbesitzer einen aristokratischen Charakter angenommen, und ist insbesondere auf die Idee eines beschränkten Fideicommisses — des einzig möglichen in England seit Hein-

rich VIII. — eingegangen. Die unbetitelte gentry bildet seitdem, als letztes Glied dieses ungetheilten Ganzen, eine Pflanzschule für die baronets, sowie diese wiederum, im Laufe der Geschichte, Pflanzschulen für die Pairie werden, und dieselbe vor dem Absterben wie vor der Verarmung bewahren. Gesellschaftlich rechnet man zu der nobility, welche der gentry gegenübersteht, die Söhne und überhaupt die jungen Zweige der Pairie. Allein da gesetzlich die nobility nichts bedeutet als die Pairie, d. h. die Reichs-Herrenstandschaft, und da selbst der älteste Sohn eines Herzogs ein gentleman commoner ist, so steht die nobility so wenig der gentry als eine geschlossene Kaste gegenüber, als die gentry der übrigen Nation. Am allerirrthümlichsten aber ist die Auffassung, als wenn die baronets oder gar ihre Söhne zur nobility gerechnet würden. Sie bilden, wie einst die deutsche Ritterschaft, die Blüte der Freien, dem Herrenstande gegenüber.

Fragt man sich nun aber, was die Grundbedingung sei der Stellung der baronets zu der unbetitelten gentry, sowie die der nobility zu beiden, so findet man sie darin, daß ein liberum connubium besteht, das heißt, daß es keine Misheirath des Standes willen gibt. Eine Heirath, welche Sitte und Sittlichkeit verletzt, wird durch Zurückweisung der Frau von Hof und Gesellschaft bestraft. Das Haus der stolzen Percy verdankt die Erhaltung seines Glanzes einer bürgerlichen Heirath, und fast alle anderen großen Häuser des Reiches ihr Bestehen (z. B. auch die des Lords Westmoreland), physisch und politisch, ihrer Verbindung mit Familien des hohen Erwerbstandes. Streift man von dieser Erscheinung dasjenige ab, was England im Gegensatz des festen Landes, und besonders Preußens, schon vermöge der gänzlich verschiedenen Geschichte des eigentlichen Herrenstandes, eigenthümlich ist, so bleibt immer als allgemeine Thatsache Folgendes übrig. Dort ist der Grundbesitz, mit oder ohne Titel, Ziel alles Bestrebens des gebildeten Erwerbstandes wie der Bediensteten, und der auf solchen Grundbesitz durch Gesetz oder Sitte gegründete ritterschaftliche Stand, den wir, im Gegensatze des Herrenstandes, niederen Adel nennen, ist der Gegenstand des Stolzes und der Liebe der Nation und nicht ihres Neides und Hasses.

Die Frage ist nun: ob es nicht möglich sein sollte, dem wirklichen Zustande der gebildeten Gesellschaft durch eine wohlerwogene und im rechten Augenblick erlassene Adelsordnung eine entsprechende aristokratische Gestaltung zu geben, welche die Monarchie und den Adel verstärkte, und dabei dem Geiste des gebildeten Bürgerstandes, welcher der Geist der Zeit und der Nation ist, genügte? Wir glauben, daß es möglich sei, und wir glauben ebenfalls, daß der Augenblick nicht fern sein dürfte, welcher allein dazu geeignet ist, eine solche monarchisch-aristokratische Institution dergestalt in die demokratische Richtung der Zeit zu werfen, daß sie von ihr getragen wird.

Aus den Vorschlägen im Einzelnen schließen wir die folgende Ausführung an:

Die Befähigung für eine politische adelige Wirksamkeit, welche als eine erbliche anerkannt sein soll, muß nothwendig sich bereits bewährt haben. Und zwar kann diese Bewährung nicht allein in überstandenen Prüfungen liegen, welche an der Schwelle einer adeligen Laufbahn stehen, sondern in einer persönlichen Anerkennung adeliger Dienste, welche bereits infolge des Betretens der Laufbahn geleistet worden sind. Nun gibt es jetzt fünf Wege, auf welchen ein gebildeter Mann adeliche Befähigung erlangt, und zwar, dem Geiste nach, zum Theil buchstäblich nach der Auffassung des germanischen Mittelalters:

1) im Heere,

2) im Staatsdienste,

3) in der Stadtverwaltung, in den Städten ersten und zweiten Ranges,

4) in der Kirche,

5) in der Wissenschaft.

Im Heere beginnt der adelige Dienst mit dem Lieutenantsrange; die Anerkennung bewährter adelicher Befähigung liegt also im Range des Hauptmannes. Im Staate beginnt der selbständige Dienst mit dem Assessor, also die Gewähr der Tüchtigkeit mit der Stellung eines Rathes in einem Gerichts- oder Verwaltungscollegium, oder in einer entsprechenden Dienstleistung in den Ministerien. In den Städten ersten und zweiten Ranges beginnt der freie Dienst mit den Stadtrathstellen, und die Gewähr gibt also die Bürgermeisterwürde. In der Kirche ist das Predigeramt die adelige Beschäftigung, die Würde eines Superintendenten oder Consistorialrathes also die ausgesprochene Gewähr ritterschaftlicher Befähigung. In der Wissenschaft endlich ist die außerordentliche Professur und das Oberlehreramt die befähigende Beschäftigung, und die Stelle eines ordentlichen Professors oder eines Directors die Gewähr. Alle jene Würden hängen mehr oder weniger von der Krone ab, und so wird der Einfluß der Krone durch eine solche Bestimmung mehr oder weniger bedeutend vermehrt. Schon aus diesem Grunde muß endlich auch diejenige persönliche Anerkennung hier berücksichtigt werden, welche die allgemeine persönliche Auszeichnung bildet, nämlich die Ertheilung eines Ritterordens.

Vor seiner Abreise von Berlin schrieb Bunsen endlich noch am 18. Juni 1844 „Schlußbetrachtungen über die ständische Frage“, welche zu dem folgenden Resultat kommen:

1. daß die Bildung einer allgemeinen ständischen Versammlung als der definitiven Form der in Aussicht gestellten ständischen Institution unverzüglich beschlossen werden sollte;

2. daß eine solche Versammlung am besten nächstes Jahr statt der Provinziallandtage, nicht nach denselben, ins Leben treten würde;

3. daß jene vorläufigen organischen Bestimmungen, in einzelnen grundgesetzlichen Verordnungen, unmittelbar vorher ins Licht treten sollten, damit das ständische Leben bei seiner definitiven Erscheinung sich seine Bahn vorgezeichnet finde.

Aus der weiteren Entwickelung in dieser Denkschrift heben wir die folgende Stelle hervor:

Was wir also gefunden, sind deutsche Reichsstände, geschichtliche, wirkliche; nicht eine allmählich sich gestaltende, in provisorischen Entwickelungen und Formen fortschreitende Versammlung von Ausschüssen, sondern Reichsstände, aus den Provinzialständen naturgemäß hervorgehend; nicht eine gemachte Verfassung, sondern die gereifte Frucht der bisherigen Entwickelungsstufe derselben . . .; nicht eine stroherne Nothhütte für König wie für Volk, dem Feuer der Gegenwart und dem Winde der Zukunft preisgegeben, sondern ein stattliches Haus, wohlgegründet und versichert gegen die Stürme der Zeit, in welchem der bildende Volksgeist Preußens freudig schaffend sich eine Wohnung bilden würde, die er gegen jeden Feind der Regierung mit Gut und Blut als sein eigenstes Leben vertheidigte.

Preußen, als Reich, ist bisjetzt nur dynastisch und militärisch geboren. Das Kreisen der politischen Geburt begann, nach ununterbrochenen Geburtswehen, nicht ohne Einfluß des engen und reactionären Geistes von 1820, mit der Enteinigung. Dagegen ist an sich nichts einzuwenden, denn jede große Schöpfung beginnt mit dem Gegentheile von dem, was da bleibend sein soll. Allein die Verneinung des Reiches wollte sich als eine Bejahung, die Vorbereitung als die Vollendung ansehen; die Folge ist nicht allein ein immer bedenklichere Formen annehmender Geist des Widerstandes, sondern ein Gefühl der Auflösung geworden. Die Jahre von 1820 bis 1840 werden in der Geschichte trübe erscheinen, manche Gestalten darin schwarz; 1840 war ein Jubiläums-Lichtpunkt, nicht allein für Preußen, sondern für ganz Deutschland. Vierzig Millionen fühlten, daß die Deutschen das erste und größte Volk der Erde sind, wenn sie als Brüder dastehen. Alle schauten auf Friedrich Wilhelm IV. Die Worte von Köln 1841 tönten durch ganz Europa wider. Aber 1842 fühlte man, daß Preußen viel weniger eine Einheit als 1817 sei, also viel weniger einen Mittelpunkt für Deutschland, einen Anlehnungspunkt, nicht für die Fürsten, sondern auch für die Völker bilde, die in ihm nicht mehr das Schreckbild ihrer Verfassungen, sondern den Hort ihrer gesetzlichen Freiheit sehen möchten. Alles Dies ist geschichtlich: aber es bedarf nur eines festen Schrittes vorwärts auf dem begonnenen Wege, damit es nur der Geschichte angehöre, und dann als Glied einer großen Entwickelung verständlich und würdig erscheine. Wird einmal

das preußische Reich mit wahren Reichsständen geboren, dann wird die achtfaltige Theilung der Keim zu achtfaltiger Macht. Dann werden die Preußen eine europäische Nation, höherer Ordnung, als es, in niederer Stufe, im Kreise des deutschen Lebens, die Sachsen und Würtemberger sind; ein neues deutsches Reich, umringt von unabhängigen Stammfürsten und freien Städten, und frei von den Fesseln des Vaticans, welcher zwei weltgeschichtliche Völker, die alten und die neuen Herren der Welt, in mönchische Fesseln zu schlagen begann, als der Papst dem Sohne Pipin's die Kaiserkrone aufs Haupt setzte, dem neuen Geschlechte ein Diadem, das ihm nicht gehörte. Dann wird Preußen nicht mehr den deutschen Geist wider sich haben, sondern von ihm getragen werden, in dankbarem Gefühle, daß der Hort gefunden ist gegen Fremdherrschaft wie gegen kleinliche Quälerei und geistigen Druck. Preußen wird das Bewußtsein des deutschen Geistes werden: die Seele eines freien und in der Freiheit gesetzlichen, und in der Gesetzlichkeit mächtigen Staatskörpers, dessen monarchisch-republikanischer Organismus alle übrigen Organisationen Europas ebenso sehr überdauern wird, als es sie überragt; ein kölner Dom, welchem gegenüber die Westminsterabtei und St.-Denis provinziale Farbe tragen, das Orion-gestirn unter den Sternen der Christenheit.

Endlich darf hier Bunsen's eigenes Urtheil über seine damaligen Vorschläge nicht fehlen*), wie er es in einem Briefe an den Minister von Bodelschwingh vom 30. October 1844 ausspricht:

Ich muß vor Allem . . . wiederholen, daß ich die Arbeiten nur infolge der Aufforderung Sr. Maj. unternommen und nie die Anmaßung gehabt habe, darin mehr zu geben als einen Beitrag zur Erörterung der Lebens-frage der Zeit, ein Element der Berathung. Nur das möchte ich mir noch erlauben hinzuzufügen, daß das Ganze in seinen wesentlichen Bestandtheilen aus Einem Geiste ist, und ein Theil erst durch den anderen seine ganze Wahrheit und seine Begründung erhalten kann, weil diese Theile in meinem Geiste untereinander aufs engste zusammenhängen und sich gegenseitig bedingen. Ein einzeln herausgerissenes Stück würde also nach meiner Ueberzeugung kaum brauchbar sein. Endlich aber ist das Ganze auf die unmittelbare Gegenwart berechnet, und wenn ich mich mit tiefster Ueberzeugung noch jetzt zu dem bekenne, was ich vorigen April und Mai in dieser Beziehung vorzutragen mir erlaubt, so muß ich dabei zugleich gewissenhaft erklären, daß, was darin jetzt vielleicht praktisch anwendbar und möglich ist, es viel-

*) Außer den Denkschriften selbst ist auch ein Vortrag Bunsen's vom 30. Juli „Ueber die Bildung von Reichsständen" von Interesse; doch kam die Frage selbst dadurch zu keiner Erledigung.

leicht nach einigen Jahren nicht mehr sein dürfte. Zu liberal ist mein Vorschlag ganz gewiß nicht.

Auch von London aus aber fuhr Bunsen noch fort, der Verfassungsfrage seine lebhafteste Theilnahme und Mitwirkung zu widmen. Als ein „Nachtrag zu der Denkschrift vom Juni 1844" findet sich vom Januar 1845 eine ausführliche Abhandlung über „die Zusammensetzung des ständischen Hauses der Abgeordneten". Von den drei Theilen, aus denen sie besteht, sei der erste hier mitgetheilt, über die „Bedenken gegen den Vorschlag der königlichen Ernennung von achtundvierzig Abgeordneten und der acht Oberpräsidenten als Mitgliedern des Hauses von Amts wegen"*):

Dieser Vorschlag gründete sich auf das Gefühl der Nothwendigkeit, dem betrübten System der Bestechungen zu entgehen, ohne einen wohlthätigen und unentbehrlichen Einfluß der Krone auf die Zusammensetzung eines solchen Hauses unmöglich oder sehr unsicher zu machen. Hiernach wurden von 222 Mitgliedern 56 der königlichen Ernennung überlassen, einschließlich der Oberpräsidenten, welche von Amts wegen unter den Abgeordneten sitzen sollten.

Dieser Ausweg bietet allerdings nicht unerhebliche Bedenken dar, wenn man die Maßregel in ihrem Gewichte für das Ganze betrachtet, und den Eindruck berücksichtigt, welchen sie zu machen geeignet ist.

Gewiß ist das System der Bestechungen ein höchst betrübtes, und man muß deshalb vermeiden, ein Uebel hervorzurufen, welches solche Heilmittel erfordert. Aber es bleibt doch auch auf der anderen Seite ebenso gewiß und bedeutend, daß das Haus der drei Stände eine Wahrheit und der wirkliche Ausdruck der Stimmung der in ihnen dargestellten großen Masse der besitzenden und gebildeten Nation sein soll. Es heißt das Haus der Abgeordneten, und ein Viertel von ihm sind nicht Abgeordnete, sondern Kronernennungen, ohne Zweifel großentheils Kronbeamte. Schon aber steht dem Hause der Abgeordneten ein dem Einflusse des Volkswillens unzugängliches, von der Regierung abhängiges Haus der Reichsherren gegenüber. Durch dieses kann die Regierung jeder ungestümen Bewegung einen Zügel anlegen. Um so eher (wird man sagen) kann und muß das Haus der Abgeordneten wirklich aus Abgeordneten bestehen. Es soll den König in Stand setzen, die freie Meinung des gesammten Landes, mit Ausnahme jener Reichsherren, kennen zu lernen, die er sonst nur durch die Beamten erfährt. Ein Viertel wird aber nicht dafür gelten, die Freiheit zu haben,

---

*) Der zweite Abschnitt bringt den „Vorschlag eines aristokratischen und doch volksthümlichen Wahlgesetzes für die unmittelbar Abgeordneten", der dritte eine „politische Prüfung des Ergebnisses".

jene Meinung auszusprechen. Seine Mehrheit soll endlich einen entscheidenden Einfluß ausüben auf das ganze Land; aber die Ernennung des vierten Theiles der Mitglieder muß diesem Einflusse auf die Nation bedeutend schaden.

Man wird sagen, die Mehrheit sei eine künstliche, und die ganze Verfassung nur ein Trug, bestimmt, die Meinung des Volkes zu verhüllen und zu verfälschen. Und in der That, es würde dem gesunden Theile des Volkes und dem billigen Theile der europäischen Richter der Zweifel erwachsen, ob eine in solchem Hause gewonnene Mehrheit überhaupt die Zustimmung des Volkes zu den Maßregeln der Regierung ausdrücken könne. Denn unleugbar läßt sich bei einem Hause von 222 Mitgliedern durch 56 ernannte Stimmen eine bedeutende, ausgesprochene Mehrheit der Abgeordneten gar leicht in eine scheinbare Minderheit verwandeln. Gesetzt, daß von den 166 Mitgliedern, welche ins Haus gesendet werden, nach erfolgter Berathung und Erörterung zwei Drittel den Ansichten des Ministeriums entgegen sind — und das ist ein sehr möglicher Fall, selbst bei dem größten persönlichen Einflusse des Fürsten, und der größten Anhänglichkeit der Unterthanen an dessen Person, — so muß ein solches Verhältniß offenbar als eine entschiedene Misbilligung der vorgeschlagenen Maßregel gelten. Der Stimmen sind alsdann 56 für das Ministerium, 110 gegen. Jene Minderheit wird aber durch die von der Regierung in die Wagschale geworfenen 56 Ernannten zur Mehrheit. Es erscheinen dann 112 für dasselbe und 110 gegen. Das Ministerium erhält die gesetzliche Zustimmung zu seinen Vorschlägen, gerade wie das holländische in dem ehemaligen Königreiche von Holland und Belgien. Das belgische Land stimmte bei dem bekannten Verhältnisse von 54 gegen 50 scheinbar der Regierung bei, obwol in Wahrheit alle belgischen Abgeordneten regelmäßig bis auf 2 Stimmen entschieden die Abneigung des Landes gegen die Verwaltungs- und Finanzmaßregeln der holländischen Regierung unzweideutig ausgesprochen.

Die Unwahrheit eines solchen Scheines empörte allmählich die Gemüther, und machte eine Revolution möglich, ja für die Länge unvermeidlich. Denn alle Revolutionen sind als unvermeidlich anzusehen bei dauerndem Gefühle einer unleugbaren Unwahrheit und Unredlichkeit der gesetzlichen Form, gegen welche der Rechtszustand durchaus keine Abhülfe gewährt.

Aber es erwachsen der Regierung auch noch unmittelbare große Schwierigkeiten aus jener Art der Ausübung des Kroneinflusses.

So sehr auch die Minister die Ansicht des Königs ausdrücken mögen, so ist doch unmöglich anzunehmen, daß die zeitigen Minister immer der Krone die richtigen Maßregeln vorschlagen, und die Gedanken ihres Herrn immer richtig auffassen, oder daß sie selbst nie Misgriffe machen. Der-

gleichen Misgriffe und Fehler bewegen alsdann oft die Krone, sich für eine berichtigte Ansicht entsprechende Organe zu wählen, statt der verbrauchten, oder jetzt wenigstens nicht passenden. Infolge dessen werden Maßregeln fallen gelassen und andere auf die Bahn gebracht. Dies kann natürlich auch insbesondere während der sechsjährigen Sitzung der Reichsstände vorfallen. In welche Verlegenheit geräth alsdann die Regierung, und in welche Lage gerathen alsdann jene 56 Mitglieder? Sollen sie alle abtreten, wie der geringe Theil derselben, welchen die Minister bilden? oder sollen die Bleibenden nun für entgegengesetzte Maßregeln stimmen, und sich mit einer Behandlung von Staatsangelegenheiten einverstanden erklären, die sie eben erst bekämpft haben? An sich ist bei dergleichen Ernennungen möglich, daß jene 56 Ernannten der Krone anfänglich von dem Hause und dem Volke als wirkliche Mitglieder angesehen werden, welche nach ihrem Gewissen stimmen: obwol diese Möglichkeit immer selbst bei deutschem Vertrauen eine zweifelhafte heißen muß. Jedenfalls aber verschwindet eine solche Annahme, sobald dieselben Männer hintereinander für Entgegengesetztes stimmen. Diener der Krone mögen, unbeschadet ihres Charakters, die Organe für verschiedene Ansichten ihres Herrn sein können. Allein jene Ernannten sollen Mitglieder eines Hauses sein, welches der Fürst beruft, um den freien Rath der Besten seines Volkes zu erfahren. Es ist aber nicht viel besser, wenn man annimmt, alle jene 56 treten ab, und die Krone ernennt für die erledigten Plätze neue. Dies setzt oft eine gewaltsame Veränderung des höheren und höchsten Beamtenstandes in der ganzen Monarchie voraus, also französische Zustände der äußersten Art. Einer der größten Vortheile einer ständischen Verfassung ist, daß die verschiedenen Ansichten, die in der Nation über eine öffentliche Angelegenheit bestehen, bei der Berathung zur Sprache kommen, und zwar durch die bedeutendsten und achtbarsten Vertreter derselben. Mehrere derselben können sich nun gerade in jenen 56 Männern finden: aber diese sind verbraucht und treten ab, gerade im Augenblicke, wo sie der Krone am nützlichsten sein könnten. Anders in England. Ein Haus, worin Peel nicht säße, wenn Lord John Russell Minister ist, oder dieser, wenn Peel an der Spitze des Ministeriums steht, würde bei der einen Hälfte des Volkes gar keine Bedeutung haben, und die Anderen würden die Durchsetzung einer Maßregel nicht für halb so bedeutend halten, als wenn der bedeutendste Mann für die entgegengesetzte Ansicht gehört worden wäre. Wie es in England ist, legt sich der Sturm, sobald der Kampf vorüber ist: unter jenen Bedingungen aber bereitet sich im Stillen oder offen ein noch größerer vor: denn kein Feuer ist so gefährlich als das, welches unter der Asche fortbrennt; das nächstliegende Beispiel gibt die vaterländische Geschichte von 1820 bis 1840.

Dies sind zwei wichtige Bedenken gegen jene Form. Außerdem aber hat auch noch insbesondere der Vorschlag, wonach die acht Oberpräsidenten

von Amts wegen im Hause sitzen sollen, etwas gegen sich. Sie können ja gerade die Männer sein, welche am meisten wirken, wenn sie auf ihrem Posten bleiben, und dort den Einfluß der Regierung ausüben, der in ihre Hände gelegt ist. Umgekehrt können sie für eine Ständeversammlung nicht passen. Es kann also räthlich scheinen, daß man sie an Ort und Stelle lasse; sie werden alsdann beliebt und einflußreich bleiben, statt daß sie sich in dem Hause verdächtig oder verhaßt machen, und nachher an Ort und Stelle unbrauchbar würden. Bei jenem Verfahren aber können oft die tüchtigsten Candidaten für ein neues Ministerium in einer falschen Stellung für immer verbraucht werden. Was sollen sie thun? Sollen sie schweigen, wenn sie die Fehler des ihnen vorgesetzten Ministers erkennen? oder sollen sie gar für das stimmen, was sie diesem ernstlich abgerathen, oder abrathen sollten? Also wieder falsche Lagen für sie, als Beamte und als Mitglieder des Hauses, und unnöthige Schwierigkeiten für die Regierung!

Es scheint aus diesen Betrachtungen zu folgen, daß es höchst wünschenswerth sein dürfte, wenn ein anderer Ausweg als jener sich finden ließe, um der Krone eine kräftige und gewichtige Beistimmung des Landes für alle verständigen Maßregeln zu sichern und dabei dem demokratischen Element auch in dem Hause der Abgeordneten eine feste Widerstandskraft entgegenzusetzen.

— Aus den zahlreichen Documenten über Bunsen's Betheiligung an den Berathungen über den Schwanenorden entnehmen wir seinem Tagebuch die folgende Aufzeichnung*):

A. Grundideen des Königs, aus dessen mündlichen Mittheilungen entnommen, verglichen mit der Stiftungsurkunde.

1. Bedürfniß der Vereinigung der vereinzelten Bestrebungen in der evangelischen Kirche, den Werken der Liebe zu leben.

2. Wunsch, hierin einen Versöhnungs- und Vereinigungspunkt zu finden zwischen den Evangelischen und Katholischen.

3. Der Orden soll beginnen mit dem, was praktisch vorliegt, so jedoch, daß er die Keime der Entwickelung in sich trägt.

*) Wie eingehend diese Frage damals erwogen und bearbeitet wurde, zeigen unter anderem mehrfache Mittheilungen Thile's an Bunsen, die verschiedenen Entwürfe der Statuten u. s. w. Bereits im Jahre 1842 war eine die Sache einleitende Schrift vom Freiherrn von Stillfried-Rattonitz erschienen: „Stammbuch der löblichen Ritter-Gesellschaft Unserer lieben Frau auf dem Berge bei Alt-Brandenburg oder Denkmale des Schwanen-Ordens.“ Von Bunsen selbst sind außer den hier gegebenen Mittheilungen noch zwei besondere Aufsätze erhalten über „die Katholiken im Schwanenorden“ und über „die neue Stellung der Stifter“; außerdem sein ausführlicher Vortrag in der Commission, der hier wegbleiben konnte, als im Inhalt mit den oben unter C mitgetheilten „Unmaßgeblichen Gedanken“ übereinstimmend.

4. Die zunächst ins Auge zu fassenden Punkte sind:
a. Besuchen der Gefangenen,
b. Krankenpflege,
c. Magdalenen-Anstalten.

5. Der König wünscht hierfür jetzt drei verschiedene Kreise der Pflege zu unterscheiden, und jeden nach seiner Art zu gestalten und wirksam zu machen. Bei den Gefängnissen würde sich dieser folgendermaßen gestalten:

a. Kreis der amtlichen Pfleger: Vorsteher, Aufseher, Kaplan,

b. Kreis der geistlichen Gehülfen (Diakonen),

c. Kreis der frei Besuchenden, d. h. solcher, die, ohne ihren Lebensberuf aufzugeben, doch sich verpflichten, in einer gewissen Reihenfolge Liebesdienste zu leisten.

Aehnlich bei den reuigen Gefallenen.

Hinsichtlich der Krankenpflege denkt sich der König:

a. dienende Schwestern, wie die Diakonissinnen von Kaiserswerth. Für sie soll das Mutterhaus in Berlin die Pflanzschule werden, nicht allein zur Bildung von einfachen Schwestern, sondern auch der künftigen Oberen, welche im Stande sein würden, Zweiganstalten zu gründen;

b. sich heranbildende Jüngerinnen, während der Probezeit;

c. freie Pflegerinnen, für bestimmte Zeiten, der Reihe nach.

Hier also ist schon der erste Kreis, der amtliche, vorzugsweise ein Werk freier Liebe.

6. Was den von O. von Gerlach gemachten Vorschlag betrifft, die Kleinkinderschulen in den Kreis der Werke dienender Liebe hineinzuziehen, welche der Orden oder die Gesellschaft umschließen soll, so findet der König hier zum Theile eine andere Natur der zu leistenden Dienste als die, welche den Grundgedanken der Brüderschaft des Schwanenordens berührt.

7. Die Idee des Königs ist ferner, die Stifter in der Monarchie neu zu beleben, zu erweitern und in eine gewisse Verbindung mit dem Orden zu bringen. Der König unterscheidet hier drei Klassen:

a. ständische Stifter, wie das Heilige Grab, Trebnitz, Geseke und andere. Diese sollen bleiben, wie sie sind, so jedoch, daß ihnen ein Weg eröffnet werde, aus dem Nichtsthun und der gänzlichen Bedeutungslosigkeit ihres jetzigen Daseins zu der Grundidee der Stiftung nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche und den Bedürfnissen der Gegenwart zurückzukehren. Zu dem Zweck soll einestheils bei der Besetzung der Stellen darauf Rücksicht genommen werden, daß sich solche Ideen in den Stiftern selbst einheimisch machen; anderntheils soll den Stiftern die Möglichkeit gegeben werden, aus den Ueberschüssen der Verwaltung (die nicht mehr dem Finanzminister überantwortet werden) eine Anstalt, z. B. der Erziehung, der Krankenpflege u. dergl. zu gründen, in welcher die Stiftsdamen thätig sein könnten. Für das Heilige Grab betragen diese Ueberschüsse etwa 1500 Thlr.

jährlich, für die übrigen viel weniger. Also hier wird die Stiftung dem Stifte untergeordnet;

b. nicht ständische Stifter. Hier soll die Stiftung das Erste sein, und die Stiftsdamen sollen für den ausgesprochenen Zweck dieser Stiftung eintreten. Dergleichen denkt Se. Maj. zwei in Westfalen zu errichten, ein evangelisches und ein katholisches;

c. Stiftshäuser für Damen, welche nicht an bestimmte Orte gebunden sind.

8. Wenn jene Stifter sich selbständig ausbildeten, eine Regel ins Leben riefen, und so aus dem Stifte eine Stiftung machten, so würden diese als selbständig anzuerkennen und vom Schwanenorden gänzlich loszutrennen sein.

9. So überhaupt mit allen Anstalten, welche in jener Gesellschaft ihren Vereinigungspunkt finden sollen.

10. Der Orden oder die Gesellschaft soll auch den Katholiken offen stehen, obwol man sich nicht verhehlt, daß die römische Hierarchie Alles aufbieten werde, damit keiner ihres Bekenntnisses eintrete.

B. Mittheilungen des Herrn Staatsministers von Thile.

Die Grundzüge der vorläufig vorgeschlagenen Organisation sind folgende:

I. der König und die Königin bekleiden das Großmeisterthum; alle königlichen Prinzen und Prinzessinnen sind unter ihnen Mitglieder des Hohen Kapitels des Ordens.

II. Die eigentliche Verwaltung und Geschäftsführung liegt im Ordensrath. Dieser hat einen Präsidenten oder Vorsitzenden. Derselbe wird von den Provinzialkapiteln in einer Liste von drei Candidaten dem Großmeister vorgeschlagen werden, welcher ihn ernennt. Nur Männer sind Mitglieder dieses Ordensrathes.

III. In jeder der acht Provinzen besteht ein Kapitel, aus Männern und Frauen zusammengesetzt.

IV. Ein Hohes Kapitel wird dreimal gehalten: An Mariä-Verkündigung — Christabend — Epiphanias.

V. Die Insignien bestehen in einer Ordenskette, an welcher das Kleinod hängt (Marienbild?). Die Kette ist golden für das Hohe Kapitel, silbern für Rath und Provinzialkapitel.

C. Vorläufige unmaßgebliche Gedanken über den Entwurf.

1. Der Entwurf zeigt ein großes Gerüst, einen beschränkten Zweck und Weniges zum Ausfüllen des Rahmens in geschäftlicher Hinsicht.

2. In Berlin zeigt sich für das Kapitel eine bedeutende Beschäftigung, zu Anfang wenigstens, wenn die Idee des Mutterhauses der Barmherzigen

Schwestern ausgeführt wird. In den Provinzen werden die Kapitel in Verlegenheit gerathen, was sie thun sollen.

3. Wie sinnreich man auch Beschäftigung für die Kapitel erfinden möge, immer ist zu befürchten, daß der Gegenstand der Ordensthätigkeit weder dem der mittelalterlichen Ordensstiftungen würde gleichkommen können, noch in die gegebene Wirklichkeit, und in die Organe des geistlichen Lebens unmittelbar eingreifen; um mit dem Orden der Barmherzigen Schwestern z. B. und den andern Stiftungen von St.-Francois de Paul sich zu messen, fehlt die Macht der Disciplin und der Gelübde, sowie das katholische, d. h. universelle, von allen Theilen der Erde neue Lebenskraft und auch Mittel des Bestehens findende Element. Eine weitere Hinderung aber und eine noch größere erwächst dem Orden dadurch, daß die größere Hälfte der Evangelischen, aus Furcht vor dem Romanismus, oder unter dem Vorwande derselben, sich von vornherein vom Orden abwenden wird, erwartend, daß er in seiner Nichtigkeit zusammenbrechen werde. Katholiken werden vorerst gar keine beitreten: treten aber Männer wie Radowitz und Stillfried bei, so genügt dies, um die Zahl jener Ungünstigen oder Zuschauenden unter den Evangelischen noch unendlich zu vermehren. Aber auch unter den Frommen und Unbefangenen der evangelischen Kirche werden sich Viele durch die den Deutschen besonders eigenthümliche Scheu zurückgehalten fühlen, in öffentlichen Dingen aufzutreten; Andere aus innerer Furcht vor Verweltlichung und Entweihung des Heiligen durch Formen, die nicht ganz der Wahrheit entsprechen und deshalb phantastisch erscheinen.

4. Aber es ist nicht weniger gewiß, daß überhaupt der Eindruck dieser sein werde: die Idee sei schön, poetisch, erhebend, aber sie berühre die Wirklichkeit nicht und sei deshalb nicht zeitgemäß.

5. Wir fassen den Gegenstand in seinen vier erwähnten Zweigen: Krankenpflege — Gefangene — Reuige — Kleinkinderschule.

A.

6. Hinsichtlich der Krankenpflege spricht der Entwurf es geradezu aus, daß der Orden die gemeindliche Sorge für die Kinder nicht berühren solle. Und doch ist die Idee des Königs, hinsichtlich der Gefangenen, ausgesprochen die, daß die eigentlichen amtlichen Pfleger derselben den ersten der drei Kreise bilden sollen, welche der Orden in dieser Richtung umfassen will. Warum also dort gerade die regelmäßigen, amtlichen Vorsteher und Verwalter ausschließen?

7. Bei der Sorge für die Reuigen und die kleinen Kinder thut sich zuvörderst das Willkürliche des Ausschließens anderer Zweige der christlichen Liebessorge auf. Warum für die Reuigen sorgen und nicht für die Armen? Warum für die kleinen Kinder, und nicht für die Knaben und Mädchen der Volksschulen, — ja selbst vielleicht der Gymnasien?

8. Der Einwand ist: es sollen die Werke freier Liebe nur ergänzend

eingreifen in das, was gesetzlich geschieht. Aber das ist eben unpraktisch, zeitwidrig und zugleich unevangelisch. Alles, was auf dem geistlichen Gebiete (und dazu gehört auch die allgemeine, niedere und höhere Erziehung so gut wie die Armenpflege) gesetzlich und amtlich geschieht, soll in der christlichen Gesellschaft, im Staat des Evangeliums, eben zu seiner Wirksamkeit erheben: es soll das Amt der Liebe erfüllen, was das Amt des Gesetzes nicht erfüllen kann, das Religiöse steht in seiner freien, evangelischen Entwickelung eben nicht außer und neben dem Wirklichen, dem Gesetzlichen, sondern es durchdringt dasselbe. Jene Ansicht ist noch ein Rest des alten Sauerteiges von den guten Werken. Die guten Werke sind aber die häusliche, gemeindliche, staatliche Gesellschaft selbst, der christliche Staat. Um dies deutlich zu machen, wollen wir mit der Erziehung anfangen.

9. Die Erziehung des evangelischen Volkes wird in Preußen verwaltet durch etwa 17000 Schulmeister und etwa 1000 höhere Lehrer. Die Zahl der Kleinkinderanstalten in der Monarchie ist hiergegen ein unbedeutender Bruch. Daß der Staat viele derselben nicht bezahlt, ändert an der Natur des geleisteten Dienstes nichts. Wenn er für morgen alle Vorsteherinnen derselben besoldete, würden ihre Dienste dadurch wesentlich nicht verändert, denn leben müssen sie alle, und wenige haben hinreichende Mittel. Es wird von ihnen vorausgesetzt, daß sie mit Treue, mit Aufopferung, also mit Liebe arbeiten, sie müssen dies vor allem selbst von sich fordern, um sich zu achten und um Kraft für das schwere Amt zu gewinnen und zu erhalten. Die Lehrer an den Volksschulen nun sind in dem Falle, daß sie in Staatsanstalten gebildet und aus der Staatskasse bezahlt werden. Ist ihre Laufbahn deshalb weniger eine Bahn der schwersten Entbehrungen und der Aufopferung? ihr Amt weniger eins, welches Liebe zu dem jungen Geschlecht erfordert und voraussetzt? Wende man nun die Grundidee des Schwanenordens auf sie an. Er soll dienende Liebe pflegen und zwar in den Kreisen der amtlichen wie der freien Liebe. Wie also dürfte die erziehende Liebe fehlen? wie in dieser das ungeheuere Nationalorgan der Erziehung? Die in dieser großen und noch lange nicht genug in ihrer Bedeutung erkannten Weise gespendete Liebe kann nicht bezahlt, nicht menschlicherweise belohnt werden. Aber sie kann an ihren Früchten erkannt und durch Aufnahme in den Bund der Höchsten und Edelsten geehrt, gestärkt, getröstet werden. Oberlin, der Apostel des Jahrhunderts, der Gesegnete unter den Arbeitern des Herrn, that Alles in seinem Amte als sein Amt: würde ein Schwanenorden ihn haben ausschließen, würde er, ohne Oberlin zu seinen Mitgliedern zu zählen, nur bestehen können? Neben ihm würde Falk stehen, der frei sich den Beruf gab, in welchem er so viele Verlorene um sich gesammelt und gebessert hat. Neben Beiden endlich die Zierde Berlins, Kopp, mit seiner Anstalt für verbrecherische Kinder, also gemischter Natur, und die edle Amalie Sieveking.

10. Die wahre Basis dieses einen Zweiges unter den Gegenständen, welche die Stiftungsurkunde berührt, wird hiernach folgende sein:

Amtlicher Kreis der Erziehungspflege.

	evangel.	kathol.	Sa.
Geistliche und Candidaten	6000,	4000,	10000.
Volksschullehrer und besoldete Vorsteherinnen .	17000,	8000,	25000.
Höhere Lehrer	1000,	500,	1500.
			36500.

Frei Wirkende.

Laien-Aelteste	—	—	—
Freie Vorsteherinnen von Schulen und Bewahr-anstalten	?	?	?
Höhere Leiterinnen von Volksschulen	?	?	?
Mitglieder der Brüdergemeinde in diesen Zweigen	100,	—	100.

Gehen jene 36500 Menschen, die ihr Leben dem Berufe mehr oder weniger ausschließlich und für immer geweiht, nicht auf dem Pfade der thätigen und aufopfernden Liebe, so wird jene außerhalb der Brüdergemeinde kaum sichtbar zu machende Schar weder mit Schwanenorden noch ohne Schwanenorden je etwas Großes leisten können. Diese Möglichkeit, Großes zu leisten, muß aber da sein, sonst wird die königliche Urkunde und die Wirklichkeit in schreiendem Widerspruche stehen.

B.

11. Die Krankenpflege hat in ihrem Kreise auch die doppelte Basis der amtlichen und der freien Wirksamkeit. Aber hier ist das Element der freien, dienenden Liebe verhältnißmäßig in einer viel bedeutenderen Ausbildung begriffen. Denn nicht allein wirken schon über 60 Pflegerinnen der Fliedner'schen Anstalt, sondern auch etwa 20 des Elisabethstiftes, katholische Barmherzige Schwestern aber mehrere hundert. Ferner beginnt die dritte Sphäre, die der besuchenden Pflegerinnen, sich mächtig auszudehnen und verspricht vorzugsweise einen erfreulichen Erfolg. Die Stiftung eines Mutterhauses würde dem evangelischen Theile Selbstbewußtsein und die Möglichkeit geben, sich etwas Festes, über die Persönlichkeiten Hinausliegendes, zu bilden, also Regeln, Ordnungen, deren Mangel das Bestehende mit schnellem Untergange bedroht. Dabei dürfte bemerkt werden, daß die Ablösung der Barmherzigen Schwestern vom Mutterhause in Nancy in jeder Beziehung wünschenswerth sein dürfte. Ein Vorgang, den Oberen gegenüber, besteht (glaube ich) durch das münchener Mutterhaus.

Aber es würde doch auch hier ein Fehler sein, das Feld der eigentlichen amtlichen Wirksamkeit aus der Wirksamkeit des Ordens wegzulassen.

Es muß auch hier das Princip festgehalten werden, daß in der evangelischen Kirche nichts Bestand haben kann, was nicht in der organischen Thätigkeit der christlichen Gemeinde und in der wirklichen Verwaltung ihrer

Angelegenheiten seinen Grund und Boden findet. Da, aber auch nur da, ist die Kraft der evangelischen Christenheit: auf jedem anderen Gebiete steht sie im Nachtheile gegen die Institutionen der allgemeinen, geschäftlichen, strengen Disciplin der römischen Kirche. Der Dom der geistigen wie der sichtbaren Kirche wölbt sich über einer Gemeinde und nicht über einem Kapitel.

Die amtliche Wirksamkeit bei der Krankenpflege zerfällt in folgende Theile:

a) die Hospital-Geistlichen (mit ihren Hülfscandidaten),
b) die Hospital-Aerzte,
c) die Vorsteher und Aufseher.

Auch in diesen Aemtern kann sich große Hingebung und Aufopferung zeigen und bewähren. Und gewiß thut sie es auch schon jetzt.

C.

12. Bei der Gefangenenpflege bietet die Einführung der Besserungsanstalten die erwünschteste Gelegenheit zur Ausbildung der Bestrebungen, welche der Schwanenorden zu vereinigen und zu kräftigen die Absicht hat. Hier ist die Sphäre der freien Besuchenden besonders wichtig, allein wenn sie sich nicht an die amtliche Wirksamkeit anlehnt, wird sie sich nie kräftig entwickeln können. Posener's Bestrebungen und die ihm gleichgesinnten Directoren in Jauer und anderwärts berechtigen zu den schönsten Hoffnungen.

D.

13. Für die Magdalenenhäuser bildet der berliner Verein ein höchst ermuthigendes Beispiel. Es ist wünschenswerth, daß man hier ganz mit den Thätigkeiten des zweiten und dritten Kreises ausreiche, so z. B., daß eine der Fliedner'schen Pflegerinnen (welche für alle Zweige der Liebespflege sehr weise vorgebildet werden) an der Spitze des Hauses stehe, mit einer Vorsteherin aus der Klasse der freien Besuchenden, die wieder unterstützt werde von den Damen derselben Klasse, für Besuche des Hauses der Reihe nach.

Es fragt sich nun, wie diese Ansicht angewandt werden kann auf den Schwanenorden. Offenbar nicht so, daß man dem Beamten für das, was er als solcher thut, die Anerkennung jener Brüderschaft ertheile. Es wäre dann nur ein sehr bedenkliches Surrogat für den Rothen Adlerorden.

Aber so, daß man sich auf die Beamten stütze, ihnen das Vertrauen ausspreche, sie werden die Kenntniß und Erfahrung, welche ihnen ihr Amt gibt, benutzen, um dem sich zeigenden Bedürfnisse freier Liebesthätigkeit entgegenzukommen, selbst Hand anlegend, oder die Hand bietend, beim Bilden oder beim Wirken solcher Vereine.

Man wird dadurch einen geheimen Widerstand bei Vielen in Theilnahme verwandeln, bei Allen beschwichtigen. Das kleine Rad der Vereine wird nicht gegen das große Triebrad der nationalen Institution anzukämpfen haben.

14. Damit wären die vier Zweige beleuchtet, von welchen bisher die Rede gewesen. Allein ist es räthlich, aus dem Entwurfe andere Zweige auszulassen, namentlich die Armenpflege, die umfassendste aller? diejenige, bei welcher der größte Streit zwischen rechtlicher und Liebessorge besteht? diejenige, welche das Uebel der Verarmung berührt, die drohendste Erscheinung der Zeit für Zukunft und Gegenwart? Wer hier die Scheidung machen will zwischen amtlicher und freier Thätigkeit, wird doch zugeben, daß auch hier Vieles von der freien Liebe geschehen ist und geschieht, was Anerkennung, Stärkung, Einigung zum Ganzen und zum Selbstbewußtsein der Zeit erheischt. Allein nirgends finden wir diese Scheidung unräthlicher und für das Ansehen des Schwanenordens gefährlicher. Denn nirgends wird dadurch das Werk der Liebe mehr erschwert und mehr verkümmert, nirgends ein größeres Uebel unberührt, eine dringendere Reform unangetastet gelassen. Nirgends bedarf es größerer Umsicht und höherer Kraft, um durchzudringen.

15. Aber überhaupt nur durch Allgemeinheit für Alles, was jetzt oder künftig sich bildet, wird die Idee ausführbar sein. In der jüngsten Zeit hat sich in Berlin ein Handwerkerverein gebildet, ein Verein, welcher eine nicht geringere Wunde der Zeit berührt als den Pauperismus. Das Böse hat sich nirgends mehr organisirt zur Zerstörung und zur Seelenverderbung, nirgends liegen bösere Keime künftiger Revolution im Boden der Gegenwart als im Handwerkerkreise. Eine Centralorganisation bearbeitet von Paris und der Schweiz aus namentlich auch die deutschen Handwerker. Den Genossen dieser Klasse Muth zu geben, sich zu versammeln, zu verbinden, unter eigenen Vorstehern sich zu gestalten, nützliche Schriften zu lesen und sich vorlesen zu lassen, Vorträge zu hören über das, was ihren Stand in der Gegenwart berührt u. dgl., ist von der höchsten Wichtigkeit. Die Zeit treibt unwiderstehlich — und für den Denker aus tiefliegenden Gründen, aber ungewiß, ob zur Zerstörung oder neuen Belebung der jetzigen Staaten, Kirchen und Körperschaften — zu Vereinen oder, wie man heutzutage sagt, zu Associationen. Das böse Princip läßt sich nicht durch Niederdrücken tödten und ersticken; das gute will frei sein, oder es steht ab vom Werke. Man muß so wenig die Handwerkervereine verhindern, sich zu bilden, als die Gelehrten-, Schulmänner-, Advocaten-, Künstlervereine und die allmächtig gewordenen geselligen Vereine, Casinos oder Clubs oder wie sie heißen mögen; auch wird man ihnen nicht mit Festmahlen und Höflichkeiten den Mund stopfen. Man lasse nur das Gute gewähren. Auf ähnliche Weise wie die Handwerkervereine Badens würden sich viele andere Vereine zu bilden versuchen. Diese nun, wie jene, bedürfen zweierlei: einmal, daß man sie ganz und gar in ihrer Gestaltung sich selbst überlasse, mit strengster Entsagung; anderentheils, daß man das, was sich frei gebildet, und was frei besteht,

durch Vereinigung der ähnlichen Bestrebungen auf demselben Felde und mit verwandten Zweigen durch Besprechung in gemischter Versammlung, wie der Ordensrath und die Kapitel sein würden, zum klareren Bewußtsein bringe, stärke und fördere, und was sich Denkwürdiges ergibt, in den jährlichen öffentlichen Berichten niederlege; denn solchen Veröffentlichungen wird man sich doch wol nicht entziehen wollen? Wollte man es, so wäre dies allein hinreichend zum Ertödten.

16. Es wird also gefordert:

a) Daß man Amtliches, Staatliches nicht scheide von freier Thätigkeit;

b) daß man von dieser nichts aufnehme, als was sich wirklich schon frei gebildet;

c) daß man allen verwandten Bestrebungen die Thore der Kapitel und des Ordensrathes öffne;

d) daß man das Mittelalterliche ganz in den Hintergrund treten lasse.

17. Für die innere Organisation wird ferner aus dem Vorhergehenden folgen, daß man Kapitel und Ordensrath zuerst aus erfahrenen, thätig wohlwollenden, einsichtsvollen Männern (und jene auch aus Frauen) bilde; dann, daß man diesen überlasse, in ihrer Sphäre zu beobachten, und aufzunehmen oder zur Aufnahme vorzuschlagen, was sich in amtlicher oder freier Thätigkeit durch vieljährige und gesegnete Thätigkeit als echt bewährt hat.

Zusammenfassung.

I. Der Entwurf leidet an einzelnen Anstößen:

1. Selbst der Schatten einer Marienbrüderschaft muß verschwinden.

2. Die Tage der Hohen Kapitel dürfen keine Marientage sein. Geeignet erscheint, außer dem Christabende, nur noch Gründonnerstag (Tag der Fußwaschung); Epiphanien liegt wol zu nahe bei Weihnachten.

3. Die katholischen und evangelischen Mitglieder der Kapitel können nicht (oder wenigstens nicht regelmäßig) verbunden sein, schon der Stellung der katholischen Bischöfe wegen, die man doch ebenso wenig als die Superintendenten und evangelischen Pfarrer ausschließen darf.

II. Die Grundidee, den Verein auf Werke der freien Liebe zu beschränken, welche außerhalb der großen Nationalinstitutionen liegen (Schulen, Hospitäler, Verwaltungen), ist nicht haltbar, selbst wenn alle jene Anstöße beseitigt werden.

1. Das Gerüst wird unverhältnißmäßig größer sein als die Thätigkeit und die Wirksamkeit.

2. Die verwandten amtlichen Thätigkeiten werden sich dem Orden entgegensetzen.

3. Er wird weder Katholiken noch Evangelischen genügen.

4. Die ganze Richtung der Zeit wird ihn über den Haufen werfen, und er wird spurlos in der Geschichte verschwinden.

III. Die einzige Möglichkeit des Gelingens, d. h. der würdigen Verwirklichung dessen, was in der Stiftungsurkunde ausgesprochen ist, scheint die unbedingte Verlassung des mittelalterlichen Standpunktes, und das volle, bewußte, ausgesprochene Anschließen an Bedürfniß und Form der Gegenwart zu sein.

Entweder so oder gar nicht ist das letzte Wort.

— Unter den Berichten Bunsen's über englische Verhältnisse nimmt eine Denkschrift vom 13. Juli 1843 „über die Verwickelung in den inneren Zuständen Großbritanniens" besondere Beachtung in Anspruch, zumal bei Vergleichung des über die irische Frage Gesagten mit dem 1869 im Parlament eingebrachten Gladstone'schen Vorschlag der Aufhebung der irischen Staatskirche. Wir entnehmen ihr daher die folgenden Auszüge:

Als im Jahre 1830 der Reformsturm das Reich erschütterte, war die Frage nach der Art der Beschwichtigung durch die Wahl des Ministeriums aus einer der beiden Staatsparteien ausgesprochen. Die eine verweigerte, die andere rieth an, was gefordert wurde. Jetzt aber wird nichts gefordert, als daß die Regierung das unbekannte Heilmittel für den Schaden finde, der sich allenthalben kundgibt; denn dieser Schade ist in den unsichtbaren Grundfesten des gemeinsamen Lebens, und zeigt sich wie böse Säfte in allen Theilen des Reiches und bei allen Gelegenheiten. Sieht man sich nun nach den Staatsmännern um, die an der Spitze einer jener beiden Parteien stehen, so muß man sagen, daß Lord John Russell zu den Grundfragen sich ebenso verneinend oder rathlos verhält, wie Sir Robert Peel, abgesehen davon, daß er jetzt ein unmöglicher Minister ist; auch ist klar auf der anderen Seite, daß Peel das Heillose einiger Zustände ebenso tief fühlt als Russell. Keiner von Beiden will z. B. die irländische Kirche aufheben, noch weniger das Eigenthumsrecht durch eine Art von agrarischem Gesetz gefährdet, am wenigsten die Union aufgehoben wissen; keiner wagt in einer Vereinbarung mit Rom und in Besoldung der Geistlichkeit die Panacee zu finden, die man sucht, und doch sehen Beide, daß es nicht so bleiben kann, wie es ist. Beide hassen den Puseyismus, und keiner von Beiden beherrscht ihn; die englische Kirche möchten Beide beleben, aber keiner will ihr die Convocation wiedergeben, die sie laut verlangt; die schottischen Seceders halten Beide für Schwärmer, die Gesetzwidriges verlangen, aber Niemand weiß sie zu beschwichtigen oder mit Erfolg zu bekämpfen. Den Chartismus verabscheuen Beide, eben wie sie die Noth der Fabrikarbeiter bejammern, aber was dagegen zu thun sei, wissen sie nicht. Versuchen sie es, so finden sie bei Feinden und bei Freunden Widerstand, der sie zurückschreckt. Russell schreit gegen die Korngesetze, aber verwahrt sich auch gegen die Ligue, welche ebenso wenig seinen festen Zoll haben will als Peel's abgestuften. Die Buckinghamiten hassen Peel wegen des

Tarifs, und das Junge England verspottet ihn als einen protestantischen Philister. Die alten Hochtories erklären ihn für einen Abtrünnigen, obwol sie nur die Wahl zwischen ihm und Lord John Russell haben, und die Fabrikarbeiter finden, daß er nichts vom freien Handel verstehe. Die Frommen tadeln ihn, daß er dem Opiumhandel nicht steuere: Alle endlich, weil er nichts Großes in dieser Sitzung gethan. Was aber seine Amtsgenossen im Inneren und Aeußeren betrifft, so schelten die Politiker sie alte Weiber.

Geht man aus den parlamentarischen Schranken heraus, so findet man, daß in der Nation selbst eine ernste Stille herrscht über das, was da kommen wird, und was man thun soll. Keine dumpfe der Theilnahmlosigkeit oder der Verzweiflung, aber doch ein seltsames Gefühl von Rathlosigkeit im Angesicht erschütternder Zeiten. Man mistraut sich selbst und Anderen — ganz gegen den englischen Charakter — weil man an sich und Anderen, an eigener und fremder Weisheit irre wird. . . . John Bull wird irre an seinem eigenen common sense, dem Instinct seines Lebens. Tausende schreiben und prophezeien von dem bevorstehenden Ende der Welt.

Es darf als Zeichen der Zeit vom Staatsmanne nicht unbeachtet bleiben, daß nicht allein mehr als je vorher die letzten Zeiten angekündigt werden, und das nahe Ende der Welt in vielen Predigten und Büchern vorhergesagt wird, sondern daß sehr Viele, namentlich in den gebildeten Ständen, und zwar von verschiedenen Parteien, daran glauben. Es gibt kein Ereigniß der letzten Jahre, welches nicht mit schwärmerischem Scharfsinne ausgebeutet wird für irgendeine Stelle Daniel's oder der Offenbarung, und dies sogar im Schooße der englischen Landeskirche, welche sich doch im Allgemeinen bisher dem apokalyptischen Treiben der schwärmenden Sekten entgegengesetzt hat.

Solche Verirrungen des Verstandes sind allerdings nur wichtig als Zeichen der Zeit. Aus allem Angedeuteten aber geht hervor, daß in den Grundfesten des gemeinschaftlichen Lebens sich ein Zweifeln und Schwanken kundgibt, welches dem englischen Wesen seit anderthalb Jahrhunderten ganz fremd ist. . . . . *)

Unterdessen begegnet der große praktische Staatsmann, welcher an der Spitze des Ministeriums steht, jenen Propheten und diesen Jüngern und der Opposition und den Tausenden, die gleiche Rede führen, mit der Frage: Was und wie? und Graham und Stanley rufen es ihm nach. Jener will allgemeine Volkserziehung, dieser allgemeine Colonisation; aber

*) Die Denkschrift wendet sich hier zu einer eingehenden Charakteristik der drei gleichzeitig erschienenen zeitgeschichtlichen Schriften: „Past and Present" von Thomas Carlyle; „The perils of the nation" von einem Vertreter der evangelical party; „Principia, a Series of Essays on the principle of evil in religion, philosophy and politics" von puseyitischer Färbung.

Beide sagen, daß sie nicht wissen, wie das Eine und das Andere praktisch zu bewerkstelligen sei. Und damit wäre die Sache für England in gewöhnlichen Zeiten praktisch abgethan. Aber jetzt richtet die öffentliche Meinung dieselbe Frage an Peel und überhaupt an die Regierung, und fordert Rath und That. Der fast schmähende Artikel der „Times" am 3. d. M. gibt das Maß dieser Stimmung. Peel's Zauber ist gebrochen; seine Amtsgenossen besaßen nie einen Anspruch darauf, obwol alle, außer dem bei weitem ausgezeichnetsten Lyndhurst, persönlich hohe Achtung genießen. In der Sitzung vom 7. d. M. erlaubte sich fast jeder Freund Peel's bei der Vertheidigung desselben gegen den Antrag auf Untersuchung der irischen Zustände einen tadelnden oder zweifelnden Seitenblick. Während der ultrawhiggistische Vertreter von Marylebone die 13000 Wähler dieses ungeheueren Stadtviertels zur Volksversammlung beruft über die irischen Zustände, spricht das ultratoristische Mitglied für Westminster sich fast noch stärker gegen Peel's Unthätigkeit aus, und fordert fast so viel für Irland als die Radicalen („Times" vom 10. d. M.). Alles Dies sind seltsame Zeichen einer an sich selbst irre werdenden Zeit.

Um das Gewicht der Stellung Peel's ganz würdigen, und die Schwüle des Augenblicks ganz fühlen zu können, wird es nothwendig sein, zu versuchen, die Gründe der jetzigen Bewegung in der Nation auf ihren einfachsten parteilosesten Ausdruck zurückzuführen.

Der Chartismus Englands ist durch den Egoismus der Fabrikherren, die Schwankungen des gesammten Fabrikwesens, die gewissenlose Vernachlässigung der Erziehung und die Hoffnungslosigkeit des Arbeiterlebens bei einer unnatürlichen, schwächenden und verdumpfenden Beschäftigung hervorgerufen. Er schlummert nur, das vorige Jahr hat seine innere Organisation nicht zerstört; die Führer erwarten den günstigen Augenblick, loszubrechen. Zuverlässige Beobachter versichern auch, daß dies schon jetzt unverhohlen in den Fabrikstädten gesagt wird. Die Menschen wissen nicht, was sie wollen, aber sie wollen eine Veränderung; verlieren können sie nur eine Arbeit, die sie arm läßt und Andere reich macht. Die Landarbeiter, auch sie fast alle ohne Eigenthum wie die Fabrikarbeiter, also bloße Tagelöhner, werden zum Hasse der Reichen und fast zur Verzweiflung gebracht durch das neue Armengesetz, welches sie, wenn Arbeit fehlt, wie die Verbrecher in die mit großen Kosten errichteten Armenhäuser einsperrt, Vater und Mutter von den Kindern und die Ehegatten voneinander trennend. Nur die im Volke eingewurzelte Religiosität und Achtung vor den höheren Ständen, dabei die Mildthätigkeit und Großmüthigkeit der Gutsherrnfamilien in den meisten Gegenden, hielten sie bisher trotz aller Versuchungen zurück, mit den Chartisten gemeinschaftliche Sache zu machen. In Wales aber ist der Aufruhr unter ihnen schon ausgebrochen.

Die Landbesitzer und Fabrikherren klagen sich gegenseitig an wegen

egoistischer Gesinnung, aber Beide zusammen theilen den Reichthum des Landes. In beiden Klassen wird Ueppigkeit und Prachtsucht — die sichersten Zeichen einer sinkenden Zeit — immer herrschender. Alles geht ehrbar und sittsam zu, aber das ist fast das Schlimmste, möchte man sagen; denn so merken die Menschen nicht, wie ihnen, im geselligen Leben wie in der Politik, die höheren Gedanken schwinden, während alles Streben sich immer offener und rücksichtsloser auf Reichthum und Besitz richtet, als Mittel des Genusses der Bequemlichkeit und Pracht der noch Höheren und Reicheren, und dadurch als Bedingung der Glückseligkeit. Wie zu allen Zeiten, so geht bei dieser Pracht nicht allein aller edle Sinn für Kunst und aller wahre Geschmack zu Grunde, sondern das Geistige überhaupt verschwindet im Wohlleben, wie die Form im Fette. Ja, schon beginnt die alte Rechtlichkeit im Gewerbe und die Milde im Leben angegriffen zu werden von dem allverschlingenden Götzen. Nur die häusliche Sitte im Landleben, verbunden mit männlicher Beschäftigung und örtlicher Thätigkeit, endlich das durch wahre Vaterlandsliebe veredelte Streben nach Parlaments- und Staatsehren wirken noch stärkend und reinigend.

Wie sollten sich diese geistigen Schäden nicht in den kirchlichen Zuständen zeigen! In ihnen sind jetzt die allgemeinsten Wirren, und sie werden auch hier immermehr die Exponenten der Gegenwart. Bisher war besonders der Mangel einer lebendigen Fortbildung der Kirchenverfassung und der Untergang aller theologischen Wissenschaft bemerklich; aber jetzt tritt das Mangelhafte, Ideen- und Rathlose im kirchlichen Leben ins Volksbewußtsein. Zuerst in England. Pusey und Newman haben versucht, die Hochkirchlichen und die vornehme Jugend zu einer idealisirten oder anglicanisirten Päpstelei zu führen. Die Predigt Pusey's über das Abendmahl, welche, obwol versteckt, doch unverkennbar die Hostie, „den vom Priester gegenwärtig gemachten Leib des Herrn", als immanente Gottheit darstellte, und die Verurtheilung dieser Predigt ohne Angabe der Gründe greift in die Tiefen der Wissenschaft nicht allein, sondern auch des Lebens ein. Ueberhaupt ist seit den letzten Monaten das Mistrauen des Volkes gegen die puseyitischen Grundsätze sehr laut geworden. Wird aber der Engländer einmal mistrauisch, so ist er schwer zu beschwichtigen; dies zeigt sich in dem Widerstande, welchen des Bischofs von London Ermahnungen finden, den Gottesdienst strenger nach der Liturgie abzuhalten, als bis jetzt geschehen. Die Sache verdient deshalb nähere Beleuchtung. Der Bischof dringt namentlich darauf, daß das Fürbittengebet nach der Predigt nicht ausgelassen werde, wenn keine Communion stattfindet. Um nun hierbei dem Uebelstande zu entgehen, daß der Pfarrer, welcher zur Predigt den schwarzen Mantel angethan, sich wieder umkleiden müsse, damit jenes Gebet vom Altar gesprochen werden könne, schlug der Bischof vor, das Gewand überhaupt nicht zu wechseln. Dies war allerdings eine Neuerung, und da

das surplice immer als ein hochkirchliches Zeichen gegolten, so wurden mehrere Gemeinden stutzig. Ganze große Gemeinden standen auf und verließen die Kirche, sowie der Geistliche die Kanzel im Altargewand betrat.....

Wenn ein verständiges und redliches Volk um Kleinigkeiten oder aus einem Misverständniß toll wird, so muß es irgendwo am Großen an etwas mangeln, worüber man sich nicht aussprechen kann, oder worüber man sich noch nicht klar geworden ist. So wenigstens sagt die Geschichte....*)

Auch in Schottland ist das Unverständige das Ernsthafte bei der Sache. Es gibt sich aber auch hier der Zusammenhang desselben mit einem tiefen Zuge der Zeit kund: der Gegenschwung der langen Unterdrückung des Geistlichen vom Weltlichen, oder, was gewissermaßen dasselbe ist, der Geringschätzung des Geistigen im gemeinsamen Leben seitens der Gewalt.

Karl I. sagt in einem Schreiben an einen presbyterianischen Geistlichen: „Die Zeit werde kommen, wo man einsehe, daß demokratischer Papismus der schlimmste sei.“ Man muß gestehen, daß diese Weissagung sich jetzt in Schottland zu erfüllen scheint. Das Ansinnen der jetzigen Führer in Schottland, denen jedoch die Nation sich nicht anschließen wird, ist wesentlich nichts Anderes als die Anmaßung des Erzbischofs von Köln im Jahre 1837: die Kirche soll gegen den Staat die Entscheidung haben, ob eine Sache geistlicher, also kirchlicher Competenz sei oder nicht, und die oberste Behörde (Gemeinde oder Papst) soll keine Gründe für ihre Entscheidung angeben dürfen, weil der Geist Gottes untrüglich ist, und die Gemeinde Gottes von Niemand gerichtet werden kann. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheinen die geistigen Bewegungen auf dem kirchlichen Gebiete in allen drei Theilen des Königreichs auf eine überraschende Weise als innerlich dieselben. Sie sind nämlich alle wesentlich papistisch oder hyperkirchlich: in Schottland demokratisch, in England aristokratisch-priesterlich, in Irland romanistisch.

Die Gesetzgebung ist gegen alle drei ohnmächtig, und die Staatsmänner scheinen gegen alle drei rathlos.

Bei Irland sind sie es am entschiedensten, wie oben angedeutet worden. Die Nemesis hat hier den Knoten fast unauflösbar verwirrt; Recht ist aus Unrecht geworden. Empörung hat Confiscation des größten Theils des Eigenthums hervorgerufen; der Besitz Rechtens bei der Kirche und bei Edelleuten beruht auf Gewalt und bringt das Volk zur Verzweiflung. Es genügt nicht mehr zu sagen: Der Zehnte wird nicht vom Privateigenthume

*) Es folgt hier eine weitere Schilderung der puseyitischen und antipuseyitischen Strömungen, und dann ein ausführlicher Bericht über die schottische Secession (die Bildung der Freien Kirche).

gezahlt, denn alles Eigenthum ist mit dieser Auflage geschenkt oder verkauft. Das innerliche Rechtsgefühl empört sich dagegen, daß eine für die Volkserbauung und Erziehung gestiftete Gabe sechs Siebenteln des Volkes nicht zugute kommen soll. Auch hier heißt es: „Höchstes Recht, höchstes Unrecht!" Es ist aber sehr schlimm, wenn ein Volk sich dergleichen sagt. Und welch ein Volk, bei aller Wildheit, Roheit und Leidenschaft! Die Geschichte wird es als einen bewunderungswürdigen Zug melden, daß ein einziger Mann, Pater Mathew, ein redlicher Priester, wenngleich er den Demagogen vorgearbeitet, eine Million Trunkenbolde vom Branntwein so entwöhnt hat, daß die meisten Branntweinschenken Bäckerläden geworden sind. Mit einer solchen geistigen Kraft — die sich nun schon Jahre lang bewährt — kann ein solches Volk, unterm Schutze einer fremden freien Verfassung, das Unglaubliche thun. Auf der anderen Seite, wer kann leugnen, daß die jetzige Bewegung England nichts vorschlägt, ja nichts von ihm annehmen will, weder für Volk noch für Geistlichkeit? daß sie alles Recht und Eigenthum angreift? daß sie verkennt, was von England seit der Union für England geschehen ist? O'Connell hat den Geist der Millionen aufgerufen; er wird ihn nicht beschwören können, wenn er auch will.

Wer kann es anders als durch Gewalt? Und was macht Gewalt besser?

So ist Großbritanniens Zustand, wenn man Phrasen und Parteiansichten beseitigt.

Was folgt daraus für die Politik? .... Was die fernere Zukunft betrifft, so muß man sich vor Allem hüten, zu glauben, die eben aufgedeckten Schäden würden sogleich ihre volle Wirksamkeit äußern. Es kann so gut 100 wie 10 Jahre dauern, ehe sie den Kern des Lebens angreifen. Allerdings mögen auch wol jetzt manchem englischen Staatsmanne die Homerischen Worte Hektor's vor den Geist treten, welche Scipio's Seele auf den Trümmern Karthago's ergriffen:

> Einst wird kommen der Tag, wo hinsinkt Ilions Feste,
> Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs.

Und einst wird gewiß dieser Tag für das jetzige Weltreich Englands anbrechen, und der Tag wird ein schwerer Tag für Europa sein. Allein ebenso gewiß wird vorher die schlummernde Kraft des Volkes und die verjüngende Macht christlicher Gesinnung stärker und glänzender als je hervorbrechen. Und das kann man ohne Anmaßung prophetischer Gabe behaupten, daß jene Schäden neben denen der romanischen Staaten verschwinden, ja wie Gesundheitspocken neben Pestbeulen erscheinen. Allerdings kleben viele Sünden des Volkes und Einzelner an dem Glanze des britischen Weltreichs; allein an welchem Menschlichen kleben sie nicht? und welches Weltreich hat je solche gesunde Grundfesten gehabt, und so viele Mäßigung und Milde

in der Stärke und Macht, so viele Männlichkeit neben üppigem Reichthum, so viele Sittlichkeit neben der Sünde bewahrt? welches Reich hegt auch jetzt, neben den Zeichen des Verfalles, größere Kraft der Verjüngung in redlicher Demuth und Gottesfurcht? Wenn also gleich der Stern Albions in diesem Augenblicke verdunkelt ist, so wird er doch nicht jetzt vom Himmel fallen, und wenn die Grundfesten des großen und künstlichen Gebäudes des britischen Reiches zittern, so werden sie doch diesmal so wenig zusammenbrechen als in der Französischen Revolution. Die Lebenskraft des Volkes ist so groß, wie die Hülfsquellen des Reiches unerschöpflich sind.

Fünfter Abschnitt.

Drei Jahre der Ruhe vor dem Sturme.

(1845—1847.)

„Die Kirche der Zukunft.“ — Besuch der Königin Victoria in Deutschland. — Feste in Köln, Brühl und Stolzenfels. — Bunsen's Besuch in Corbach. — Tod von Mrs. Fry. — Die Oregon-Verwickelung. — Die Brüder Gurney. — Die Ignatianischen Briefe. — Die Taylor'sche Professur. — Evangelische Allianz. — Die Krakauer Frage. — Besuch der Prinzessin von Preußen in England. — Cashiobury. — Windsor. — Trentham. — Die preußische Verfassungsfrage. — Felix Mendelssohn in London. — Sprachwissenschaftliche Studien. — Cambridge. — Besuch in Osborne House. Prinz Waldemar. Sonderbund. Neuenburg. Audienz bei der Königin. — Palmerston als Steuermann. — Woburn Abtei. — Althorp. — Lady Luise Stuart. — Die neapolitanische Revolution. — Mittheilungen über die preußische Verfassungsfrage, den Entwurf eines Bundes-Preßgesetzes, die politische Stellung Englands und Preußens, die deutsch-katholische Bewegung und den Irvingianismus.

Aus der ersten Hälfte des Jahres 1845, welche die Familie gemeinschaftlich in England verbrachte, lassen sich wiederum eine Reihe einzelner Briefe mittheilen.

Der zunächst folgende Brief Bunsen's war an einen seiner Söhne gerichtet, der damals einen Besuch in Corbach machte. Nachdem der Vater ihm Anweisungen gegeben für die Errichtung eines Grabsteines für seine Aeltern, fährt er fort:

London, 11. März 1845.

Sieh auf jeden Fall in Arolsen meinen Freund, den Landsyndikus Wolrad Schumacher; er ist der Geliebte meiner Jugend in den Schuljahren gewesen, und ich habe nie aufgehört, ihm mit aller Zärtlichkeit der ersten Jugendliebe anzuhangen. Besuche jedenfalls Fräulein Luise Cramer, mit der ich confirmirt bin: eine alte Jungfer! ein armes Kind, die in Elend lebt. Grüße Friederike Wigand, geborene Bunsen, meine Base und Gespielin,

nun Witwe und Großmutter. Besuche die Lehrer. Ich will zur Strube-Stiftung beitragen. Sage dem Schulcollegen Kuntze, daß ich meine opera senden würde für die Schulbibliothek. Begrüße das Strohdach, unter dem Dein Vater geboren ward und 17 Jahre verlebte, den Eisenberg, wo ich oft träumend saß; und bete in der Altstadtkirche für Dich und uns, und das arme, blinde Land. — Ewig Dein treuer Vater.

Aus derselben Zeit stammen Briefe an den hamburger Syndikus Sieveking und Herrn von Usedom*), worin Bunsen sich über sein bald darauf erschienenes Werk: „Die Kirche der Zukunft" ausspricht:

London, Donnerstag 10. April 1845.

(An Sieveking.) .... Den ersten Abschnitt der „Kirche der Zukunft" habe ich erst hinzugefügt, als ich das ganze Werk geschrieben. Ich fühlte das Bedürfniß, die Ideen, welche das Buch entwickeln soll, vorher in ihren tiefsten Wurzeln und in ihren feinsten praktischen Ausläufern kurz und zusammengedrängt darzustellen. Ich fühle wohl, daß ich mich damit in eine neue Gefahr gestürzt: allein ich konnte nicht anders. Am meisten fürchte ich mich davor, den böswilligen Theologen einen Vorwand gegeben zu haben, mich als Semipelagianer, oder Leugner „des Sohnes", verdammungswürdigen kryptokatholisch-theosophischen Ketzer und Schwärmer zu verdächtigen. Ich habe es jedoch geschrieben, weil ich mußte. Dann aber denke ich auch wieder: mancher deutsche Leser versteht mich so besser, da (wie Reck sagt) ein guter Deutscher ohne Philosophie seinen Suppenlöffel nicht zum Munde führen kann....

Die Geschichte des sogenannten „Leipziger Concils" zeigt mir, wie ganz recht Wichern hat, was die leitende Mehrheit der Berathenden betrifft. Es wird eine Kirche des Rationalismus. Aber doch auch eine gemeindliche, freie. Meinen Sie, die Leute glaubten vorher mehr? Alles hängt vom sittlichen Ernste ab, womit die Menschen die Sache angreifen. Es ist ein Versuch; wie es jetzt scheint, nur eine traurige Fehlgeburt; aber das Kind, das da geboren werden soll, ist doch das vor dem Drachen in die Wüste gerettete Kind der Offenbarung: es ist doch das Kind der Ewigkeit, welches in die Zeit sich senken will. Christus will doch Staat werden, wie er vor 18 Jahrhunderten Mensch geworden. — Daneben die denkwürdigen Verhandlungen am Rhein. „O daß Du wüßtest, zu dieser Deiner Zeit, was zu Deinem Frieden dient!" Der Herr und Gott seines Volkes und seiner Kirche wahre gnädig ab von uns, was nun folgt: denn sonst kommt das Ende, hier wie dort!

---

*) Der Brief an Letzteren ist erst in der deutschen Ausgabe h nzugefügt.

London, 18. April 1845.

(An Herrn von Usedom.) .... Ich kann sehr wohl Ihre Bedenken begreifen, es sind aber Bedenken in abstracto. Sie versprechen, daß sie Ihr Urtheil in concreto nicht beeinflussen sollen. Zweitens sind es Bedenken, welche meine Vergangenheit und Gegenwart nicht mehr berücksichtigen als den unbekannten Inhalt. Ganz abgesehen von des Königs und Eichhorn's Stellung, was ist die meinige in kirchlicher Hinsicht? die allerunglücklichste! Es ist die vom Goethe'schen Müllerknechte, an dem nichts zu verderben. Niemand weiß, was ich will: fast Alle misverstehen das, was sie davon wissen; die Meisten glauben, ich wolle etwas Phantastisches, oder ich wisse nicht, was ich wolle; die Einen, weil ich kein Theolog bin, die Anderen, weil ich kein Jurist bin, die Dritten, weil ich ihr Mysterium, die „Ressortverhältnisse" nicht kenne; Alle, weil ich ihnen nicht zünftig und zunftgerecht bin.

Ob ich nun recht habe oder nicht, das habe ich nicht zu richten; das aber weiß ich sehr wohl, daß Jene, die mich richten, nicht wissen, was ich will, und die Meisten viel weniger davon verstehen als ich; aus dem einfachen Grunde, daß sie kein Leben darangesetzt wie ich; und nicht die Hälfte von dem gelernt, was man wissen muß, um nur in die Vorhalle einzutreten.

Ich fühle aber ferner sehr gut, daß die sogenannten Praktiker und Politiker, die Vielweisen, noch nie ein Wort gesagt oder eine That gethan haben, welche bewiese, daß sie auch nur wüßten, wo Vetter Michel und seine Tante, die Gemeinde der Christenheit, der Schuh drückt! Das aber weiß ich. Rede ich Unpraktisches, so rede ich Unpraktisches vom Praktischen, welches sie von mir zu lernen haben, — es mag sein, um es viel besser anzuwenden, als ich es im Stande bin. Desto besser! — Ich verstehe zwei Mächte, die sie nicht verstehen: ich verstehe alle Stimmen der Synode, und ich verstehe den König; und ich glaube, ich lasse Beiden gleiches Recht widerfahren. Ja, von der Wahrheit und Wesenhaftigkeit der Grundidee meines ganzen kirchlichen Lebens und Strebens, auch in Beziehung auf die Verfassung, bin ich so vollkommen überzeugt, daß ich mein Leben dafür lassen würde, und daß ich meinen Namen gegen irgendeinen einsetzen will bei der Nachwelt, daß die Verfassung der Kirche der Zukunft im Wesentlichen keine andere sein werde, als die ich angedeutet, vielleicht begründet. Morgen, oder in tausend Jahren! — habe ich irgendwo gesagt. Ich rede nicht von einem Plane für die Verhältnisse, wie sie jetzt rechtlich und staatlich bestehen: ich kann diesen Verhältnissen durchaus kein praktisches Interesse abgewinnen, ich achte sie nicht und liebe sie nicht; ich bin auch nicht für sie gemacht — außer wenn man sie zerbrechen will.

Damit haben Sie auch die letzte Antwort auf Ihre Bedenken. Sie wissen, was ich 1840 im Anfang Juni oder Ende Mai geschrieben: ich

habe für die Verwaltung der Kirche entschieden keinen praktischen Beruf, — überhaupt keinen, außer was man einen prophetischen, oder poetischen, oder dämonischen nennen kann, wie man Lust hat. Mir das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten (ich meine natürlich nur der evangelischen) geben zu wollen, wäre nicht allein unmöglich (wegen der Verdächtigungen), sondern auch unverantwortlich: man müßte denn wollen, daß ich die alte Maschine in Stücke zerschlage, oder in die Luft sprenge. — Sollte aber irgendjemand ein Gelüste danach tragen, den wird dieses Buch, zu seinem, und zu meinem und zu des Vaterlandes Heile, gründlich davon heilen. Es ist mein Programm, das Programm für die Zukunft: aber Niemand kann erwarten, daß ich als ehrlicher Mann für die Gegenwart nach Grundsätzen handle, die ich als irrthümlich dargestellt. — Hinsichtlich Englands habe ich mich hinlänglich verwahrt: Niemand hier nimmt mir's übel — anzi! — ich habe es Vielen vorgelesen.

Denken Sie einmal über alles Dies nach, wenn Sie das Buch gelesen haben. Denn das erwarte ich von Ihrer Liebe zu mir, und von Ihrem Ernste für die Angelegenheit, daß Sie es lesen, auch wenn Sie es nicht vorlesen.

Sie werden am Ende vielleicht finden, daß der Dämon, wenn es einer ist, der mich geleitet, nicht so dumm ist, als er aussieht. — Nun bleibt aber die Frage: ist es gut für König und Gemeinde? — Für den König wichtiger als Alles, was ich etwa für ihn thun könnte. Ich stelle seine Ideen (denn zu der Hauptsache bekennt er sich) dar, wie es Niemand thun kann als Er: und Er könnte es nicht praktisch, dürfte Er es.

Ich stelle sie dar, wie sie auf keinen Fall verdächtigt werden können. Ich stelle sie dar, wie ich selbst es nicht thun könnte, hätte ich irgendein Amt im Staate — (und ich will gern hinzufügen) wie ich selbst es nicht thun könnte, hätte ich nicht die große Schule der drei letzten Jahre durchgemacht; endlich wie es zu thun ich bisher nie die Veranlassung gehabt, und wahrscheinlich nicht wieder haben werde.

Wenn ich dabei für Eichhorn die Maus sein kann, welche den gefangenen Löwen aus dem Netze befreit, so soll es mir lieb sein. Sarà difficile però. Aber die Gemeinde? Darüber fühle ich mich so stark wie irgendwo. Die Gemeinde weiß jetzt nur, was sie nicht will, aber sie weiß nicht, was sie will; und sie muß es doch wissen, wenn ihr geholfen werden soll. Auf diesem Wege nun bringe ich sie weiter: das leidet keinen Zweifel; denn mit den gewöhnlichen Phrasen wird man mich nicht los. . . .

Sie vergleichen meine Bemühungen von 1844 (zu denen meine Denkschrift vom Januar 1845 über ein Wahlgesetz *) nothwendig gehört) mit denen des attischen Räubers. Das mag hingehen für den Versuch, Fried-

---

*) Es ist dies die oben im Auszug mitgetheilte Denkschrift.

rich Wilhelm III. und Gregor XVI. zusammenzubringen, — obwol der sich dazu Hergebende nicht ich, sondern Spiegel war (wenn Sie von der Convention von 1834 reden); denn er stand, vermöge derselben, zwischen König und Papst, — ich wurde erst dazwischengebracht. Da, wo ich mich zwischenstellte, das war in der Denkschrift, worin ich die Grundsätze für die Möglichkeit eines friedlichen Verhältnisses aufstellte und entwickelte; und diese Aufstellung hielten Sie sonst wenigstens für keine naturwidrige. Auch hat sie noch Niemand umgestoßen, noch eine bessere Basis aufgefunden.....

Aus demselben Monat sind auch folgende (englisch geschriebene) Briefe von anderer Hand:

London, 6. April 1845.

... Seit Montag, dem letzten März, wo wir Oakhill verließen, nach einem Heer von ländlichen Geschäften, bin ich wieder völlig in londoner Geschäftigkeit eingetaucht. Gestern Abend waren einige Personen bei uns eingeladen, mit den Arnims zusammen, zur geselligen Unterhaltung, und um Ernst singen zu hören. Am Dienstag mußten wir uns der Pflicht unterziehen, die Dietrichsteins und andere Diplomaten zu Tische bei uns zu sehen. Am Mittwoch waren wir selbst zu Tische bei Dietrichsteins und erholten uns darauf bei St.-Aulaires. Am Donnerstag Abend waren wir bei Hebelers. Am Freitag hatten wir bei uns eine kleine Abendgesellschaft, und am Sonnabend die Großherzogin Stephanie zum Luncheon mit einer Gesellschaft von zusammen 20 Personen (Lady Palmerston u. A.). Nach dem Essen begleiteten wir die Großherzogin nach den Clubs — dem Reformclub und dem neuen Conservativen; vor dem Luncheon war sie in Westminsterabtei und den neuen Parlamentshäusern gewesen. Außer all den erwähnten geselligen Verpflichtungen hatte ich täglich mit den Arnims Merkwürdigkeiten anzusehen, und viel Vergnügen hat mir sowol ihre Gesellschaft als das Gesehene gewährt. Sie sind prächtige Leute, und wissen Alles zu genießen. Unsere Musik am Freitag Abend war herrlich; Hausmann spielte vortrefflich auf dem Violoncello; Frances begleitete ihn vom Blatt und wurde von Neukomm sehr gelobt; dann sang Mrs. Sartoris (Adelaide Kemble) wie inspirirt eine schottische Ballade — Poesie, Melodie, Ausdruck, Alles wundervoll.

Dienstag Morgen 22. April. Dieses Datum und sonst nichts wurde gestern geschrieben, und ich begreife nicht, wie heute viel mehr hinzukommen soll! Denn nachdem ich Billete geschrieben und Gäste zum Frühstück gehabt habe und nach Coventgarden gegangen bin, um Blumen zur Ausschmückung des Hauses zu kaufen, muß ich mich ausruhen, die Zimmer ordnen, den Speisetisch beaufsichtigen, mich anziehen, meine Gäste empfangen und bewirthen, und endlich am Abend um 10 bei der Herzogin

von Kent erscheinen. Am letzten Freitag aßen wir bei der Herzogin von Kent zu Mittag; sie hatte auch ein sehr schönes Concert am Abend: die Königin war ebenfalls zugegen. Wir versäumten einen musikalischen Abend bei Mrs. Sartoris durch die Einladung der Herzogin von Kent. Am Samstag Mittagessen bei Lord Palmerston. Gestern hatten wir den Herzog von Broglie und Lord Sandon zum Frühstück — eine höchst belebte Unterhaltung: der Herzog weiß viel von allen englischen Dingen und hat eine vorurtheilsfreie Auffassung. Er nimmt großen Antheil an den kirchlichen Parteiungen und wünscht Bunsen's Meinung darüber zu hören, versäumt nie, sich alle die neuen Bücher zu verschaffen und sie zu studiren, welche Bunsen über solche Gegenstände erwähnt — die älteren hat er bereits gelesen und erinnert sich ihrer gut.

Von Bunsen selbst sind wieder die folgenden Briefe, von denen der erste englisch geschrieben ist, die beiden anderen deutsch:

Carlton Terrace, 15. Mai 1845.

(An Mrs. Fry.) .... Ich kann Sie versichern, daß ich nie einen so ruhigen und wahrhaft befriedigenden Abend in London verbracht habe, als den letzten im Hause der Königin, mitten in der Aufregung der Saison. Ich halte dies für einen Umstand, für welchen man dankbar sein sollte, und bin dadurch sehr an manche Stunden erinnert worden, welche ich in Berlin und Sanssouci bei dem König und der Königin und der Prinzessin Wilhelm verbracht habe; und, füge ich dankbar hinzu, mit der Prinzessin von Preußen, der Mutter des zukünftigen Königs. Es ist ein schlagender, tröstlicher und lehrreicher Beweis, daß das, was die Welt heißt, die große Welt, nicht an sich nothwendig weltlich gesinnt ist, sondern nur infolge des weltlichen Sinnes, der als Auflehnung gegen den Geist sich so gut in die Hütte wie in den Palast einschleicht, und wogegen keine äußere Form Schutz bietet. Formen und Regeln mögen den Ausbruch des Bösen verhindern, jedoch nicht das Rechte wiederherstellen; sie können aber leicht den Geist dämpfen und die innere Wahrheitsstimme vergiften. ... Die Königin verwendet täglich mehrere Stunden auf die mühevolle Prüfung unzähliger an sie gerichteter Bittschriften neben so vielen anderen Pflichten, welche auf die ihr angehörige Zeit Ansprüche machen.

London, 30. Juni 1845.

(An Schnorr von Carolsfeld.) .... Hundertmal wünsche ich, Du möchtest bald einmal, wenn auch nur für eine Zeit lang, mit den Deinigen aus der jetzt so dumpfen Luft Münchens herauskommen, und sehen und fühlen, wie es in deutschen Herzen lebt, wo kein pfäffischer Druck eine Lügenatmosphäre um sich verbreitet! Was ich denke und fühle, wirst Du

nächsten Monat, will's Gott, in einem Büchlein lesen, welches ich Dir zusenden werde: „Die Kirche der Zukunft". Mein „Kirchen- und Hausbuch" erscheint erst Michaelis, zugleich mit einem Bande „Erläuterungen".

Oakhill, Montag früh 30. Juni 1845.

(An Kestner.) Mein theurer alter Herzensfreund. — Heute schließt das 28. Jahr der glücklichsten Ehe, und heute habe ich meines theuren Ernst geliebter Braut den ersten Töchterleinsbrief geschrieben, und stelle mich nun wieder an mein Schreibpult, um Dir dieses Familienereigniß anzuzeigen. Du hattest immer Ernst lieb, — und siehe! er ist's, der am ersten ein edles, schönes Mädchen heimführt. Von allen Mädchen hatte ich ihm immer jene Elisabeth gewünscht, die er vor 5 Jahren mit Vater und Tante in Berlin gesehen hatte, als Mrs. Fry Deutschland besuchte...

In den Briefen an Gladstone habe ich die Rechtmäßigkeit und Apostolicität der deutschen evangelischen Kirche vertheidigt. — Du wirst einen anderen Stil in diesem Werke finden, einen höheren und freieren, ich hoffe auch leichteren. Ich nehme mir vor zu schreiben, wie ich spreche, und übe Beides als eine Kunst, mit Liebe und Lust. Frances ist meine Schreiberin, der ich dictire; sie geht ganz in meine Ideen ein, und macht mir dadurch viel Freude. Im Vaterlande als Staatsmann am Ruder zu wirken, halte ich durchaus nicht für meinen Beruf; mir ist der Beruf gegeben, vom Mastkorbe her auszuschauen, und Land oder Sturm vorherzuverkündigen für den weisen, praktischen Mann am Steuerruder.... Mir ist es einerlei, ob die Nation bei meinen Lebzeiten oder nach meinem Tode erfährt, wie ich in Kirche und Staat ihr Wohl und Weh in treuem Herzen durch dieses Leben hindurchgetragen. Mit dem gegenwärtigen Geschlechte gebe ich es auf mich zu verständigen.

Hier bin ich auf meinem Flecke: ich suche Friede und Eintracht zu erhalten, und böses Blut wegzutreiben, wo ich kann. Dabei lerne ich hier täglich — durch das Leben. Darin ist der Brite groß: in Wissenschaft und Kunst sind wir ihm tausendfach überlegen. Die wahre Poesie und Philosophie Englands ist im Leben, nicht in dem Bewußtsein über dieses Leben. Ich war nie ein besserer Deutscher, als seitdem ich in England lebe. An Rom denke ich wie an einen anderen Planeten, mit aller Sehnsucht der Erinnerung, ohne den geringsten Wunsch, je wieder in seiner Sphäre zu athmen.

Im August 1845 wurde Bunsen vom Könige nach Stolzenfels entboten, wo Königin Victoria und Prinz Albert demselben ihren Gegenbesuch abstatteten. Ueber seine Reise und seinen Aufenthalt in Deutschland entnehmen wir den Briefen Bunsen's an seine Frau die nachfolgenden Mittheilungen:

Aachen, Montag 10. August 1845.

Ich muß mit der heutigen Post Dir melden, daß ich nach der herrlichsten Fahrt, und einem lieblichen Nachmittag und Abend bei den lieben Arnims, Sonnabend glücklich bei dem alten Freunde*) eintraf. Gestern, da ich keinen anderen Befehl vorfand, fuhr ich um ½ 3 nach Brühl, wo der König um 3 Uhr von Bonn ankommen sollte. Er kam aber wirklich erst um 4½ Uhr, um nach einem Stündchen Ruhe die Reise nach Aachen anzutreten. Ich eilte dem Könige nach der Eisenbahn entgegen, die gerade vor dem Schlosse hält, wie Du weißt. Der König rief mich zum Wagen, wie er mich erblickte, und sagte: „Nun, Bunsen, Sie haben doch meinen Brief erhalten?" — Auf meine verneinende Antwort sagte der König: „Wie schade!" — Kaum waren wir im Schlosse, so kam er auf mich zu, vor dem ganzen Hofe, umarmte mich, und sagte: „Mein Brief sollte Ihnen bei Ihrem Eintritt in Köln eine kleine Ueberraschung machen — ich hatte einen Brief auf den Bahnhof geschickt, worin ich Sie zuerst als Wirklicher Geheimer Rath begrüßte: man hat geglaubt, Sie kämen mit der Königin — und so begrüße ich Sie also hier." Indem er das sagte, küßte er mich zärtlich. Der Prinz von Preußen beglückwünschte mich darauf, und der ganze Hof bewarf mich mit „Excellenz".

Ich fuhr darauf mit dem König (die Königin bleibt natürlich im Schlosse) durch Köln nach Aachen. Wir fanden die Stadt herrlich erleuchtet, und die Straßen, durch welche der König zog, gedrängt voll wogenden Volkes, aus dem sich viele Hurrah! erhoben. Der König stieg bei Herrn von Wedell, dem Präsidenten, ab, und hielt großen Hof. Nach einer Stunde ging es zum Abendessen, welches mein Mittagsessen war, und mir gut schmeckte.

Nach der Tafel erschien ein Fackelzug mit Liedern, und die Lebehochs wurden sehr lebendig und allgemein. Heute um 10 Uhr fuhren W. und ich, und die beiden ersten Beamten der Provinz, General von Thile und Oberpräsident Eichmann, mit den dienstthuenden Herren (Graf Pourtalès, Graf Groeben, Schleinitz u. s. w.) zur Grenze. Die Königin wird gegen 2 Uhr in Aachen sein.

Der König geht unmittelbar nach der Abreise der Königin Victoria mit der Königin nach Ischl, wo die ganze Familie bereits wartet. Ich werde also auf jeden Fall in acht Tagen frei.

Der Prinz von Preußen grüßt Ernst mit den schönsten Glückwünschen — „seinen Römer", wie er ihn nennt. Der König wünscht Dir und ihm und mir herzlich Glück, und erzählte bei der Veranlassung (im Dampfwagen) in seiner lebendigen Weise das ganze schöne Verhältniß in der

*) Brandis, in Bonn.

Heirath: „Seht (sagte er), das nenne ich mir eine glückliche Heirath: Mrs. Fry zur Tante, und den braven, großmüthigen Samuel Gurney zum Schwiegervater. Nein, Bunsen, wie ich mich gefreut habe über Ihren Brief, das kann ich nicht sagen. Das erste freie Stündchen, das wir haben, schreiben wir einen Brief an Mutter Fry. Ich sage Ihnen meinen Gedanken deutsch, Sie geben mir ihn sogleich englisch wieder, und so schreibe ich ihr."

Noch ein Zug vom König. Ich stieg bei der Abfahrt nach Aachen natürlich in den Wagen des Gefolges; der König, welcher mit dem Prinzen, den Staatsministern und Herrn von Thile im mittleren abgeschlossenen Raume saß, rief mich herein, und sagte: „Der Bunsen füllt den ganzen Wagen mit englischer Wohlbehäbigkeit aus, die mir immer so wohlthut".

Ueber die geschmackvolle, sinnige, stilvolle Art der Einrichtung Brühls sage ich nichts, da ich dergleichen langweilig zu beschreiben finde. Prächtig ist eigentlich nur der Königin Victoria Gemach, und kostbar nur ihr Ankleidetisch, und an ihm das Kostbarste der Besatz der Decke, der aus den feinsten brabanter Spitzen besteht. „Nach Stolzenfels ist alles Das nicht anzusehen", sagte der König, „aber man sollte nicht vergleichen: dort ist Alles romantisch, hier Alles ein verdorbenes Antikes, das aber doch seinen eigenen Stil hat" — (wie die romanischen Sprachen, und die Literatur von Ludwig XIV., würde ich als sein „jüngerer Bruder Dummkopf" *) hinzugefügt haben).

Humboldt ist hier, tief gebeugt über Bülow's Fall, gerade im Augenblick eines Glanzpunktes, mit dem er hätte abschließen können: auch fürchtet er als Patriot des Nachfolgers politisches System. Canitz und Radowitz kommen morgen; ich bin überzeugt, der König will uns drei zusammen- oder aneinanderbringen; wir haben uns noch niemals zusammengefunden.

Ich soll im Dorfe Brühl wohnen, und habe mir Heinrich von Arnim zum Hausgenossen erbeten.

An Miß .... schreibe ich, wenn ich Zeit finde. Der Geist sagt mir, ihre einzige Rettung ist, daß sie alle theologischen Streitigkeiten und Redensarten vergesse, und ihren Glauben entzünde an der Liebe Gottes, welche im Neuen Bunde, besonders im Johannes, aus allen Stellen zu der suchenden Seele spricht, — nach welcher jede Seele sich sehnt, und von der sie angezogen wird wie das Eisen vom Magnet, die Erde von der Sonne. Der Glaube ist das ursprüngliche Leben der Seele, welches zum Bewußtsein kommt, wenn alles menschliche Machwerk und Gerüst weggeworfen wird. Ist es nicht also, Geliebte? Küsse die lieben Kinder alle. Gott lohne ihnen und Dir, daß ihr mir das Leben so leicht und lieb macht! Wie sollte ich ohne euch, und vor allem ohne Dich, mich durch

*) Chinesische Wendung, womit im Zwiegespräch der Redende sich bezeichnet.

diese Wogen des Lebens durchschlagen? Der Herr verleihe mir die Gnade, dies nicht zu misbrauchen, sondern mit Dank und verdoppelter Liebe zu gebrauchen.

Ich werde spätestens im October wieder bei Dir sein, und bei Dir bleiben. Ich kann nicht mit denjenigen den Kutscherdienst versehen, welche Hemmschuhe anlegen, weil sie glauben, der Wagen geht jäh hinunter, während ich Vorspann fordere, weil ich meine, es geht steil, aber sicher aufwärts.

Brühl, Mittwoch 13. August 1845.

Ich habe gerade einen Augenblick, Dir zu sagen, daß ich wohl bin. Wir genießen hier Herrliches. Das erste wirklich Große war der Zug durch Köln. Die Hauptstraße der Stadt, durch welche wir zogen, war mit Flaggen und Stangen und Tapeten aus den Fenstern schön geschmückt, und von unzähligem Volke durchwogt. Die Stadt hatte sie, wie zu einer Procession, aufs schönste fegen und kehren, und dann mit Kölnischem Wasser sprengen lassen. In Brühl fanden wir das Schloß inwendig festlich erleuchtet, den Garten ganz hell mit seinen italienischen Gängen und Springbrunnen und Statuen, den Hof mäßig erleuchtet. Aber bald nachher füllte er sich mit Hunderten von schön geschmückten Laternen, 485 Musiker und Tambours stellten sich symmetrisch auf, und es erklang: „God save the Queen!" Die Trommeln füllten mit ihren Wirbeln die Pausen aus. Ich hatte nie eine Vorstellung von dieser Aufführung, welche man den „großen Zapfenstreich" nennt. Hierauf folgten die herrlichsten Märsche (aus Mendelssohn's „Sommernachtstraum"), zuletzt ein Choral (das Gebet, womit täglich die preußischen Wachtposten schließen) mit lange nachhallenden Posaunen- und Hörnerklängen. Die Königin und selbst Aberdeen erklärten, nie etwas Aehnliches gehört zu haben.

Die Prosa des Lebens war durch mancherlei „scramble" gestört, womit ich Dich belustigen will, wenn ich wieder bei Dir bin.

Gestern ging's zur Feier der Enthüllung des Standbildes des großen Sohnes von Bonn, Beethoven. Dabei wurde gesprochen und gesungen, in freier Luft, auf dem schönen Platze bei dem Münster. Dann fuhr der König mit den beiden Königinnen und Prinz Albert in das Haus, wo Beethoven gewohnt und gelebt. Dann durch die schöne Allee von Poppelsdorf und zurück. Nun ging es zum Mahl, zum ersten, bei welchem die Königin Victoria erschien, da sie abends vorher weder Kammerfrauen noch Kleider hatte, bis 11 Uhr!

Da brachte der König folgenden Trinkspruch aus:

„Meine Herren, füllen Sie die Gläser bis zum Rande. Es gibt ein Wort, welches in britischen und deutschen Herzen hell erklingt. Vor 30 Jahren erscholl es von Engländern und Preußen auf den Höhen von

Waterloo, als die Frucht einer glorreichen, brüderlichen, mühsam errungenen Waffenthat, jetzt erschallt es im Herzen der deutschen Gauen, mitten unter den Segnungen des Friedens, dieser gesegneten Frucht jenes Kampfes. Dies Wort, es heißt Victoria. Meine Herren, leeren Sie Ihre Gläser bis auf den Grund, ich trinke auf das Wohl Ihrer Majestät, der Königin des vereinigten Reiches von Großbritannien und Irland (hierbei machte der König der Königin eine Verbeugung), und (auf deutsche Weise mit dem Prinzen Albert anstoßend) Ihres durchlauchtigsten Gemahls."

Die Königin verneigte sich bei dem ersten Worte, aber noch viel tiefer bei dem zweiten. Ihre Augen erglänzten von einer Thräne; und als der König sich niederließ zum Sitzen, neigte sie sich über ihn und küßte ihn auf die Wange. Dann setzte sie sich und strahlte vor Freude.

Um 6 Uhr brachen die Herrschaften auf; von 6—8 Uhr war ich mit Aberdeen bei dem König.

Um 8¼ Uhr ging's nach dem erleuchteten Köln. Wir langten um 8¾ Uhr auf dem Schiffe an. Nun fuhren wir herauf, etwa 5 Millien bis Rothenkirchen; viele Häuser, die Brücken und Gärten waren erleuchtet, der herrliche Strom erglänzte von den Lichtern der Schiffe. Einzelne Schüsse fielen, man fühlte, etwas ward vorbereitet. Als wir an den verabredeten Punkt kamen, wandte das Schiff, und nun begann auf der ganzen Linie ein unbeschreibliches Schauspiel: ein Feuerwerk von den Thürmen, den Mauern, den Gärten, den Bastionen. Bald waren wir im Feuermeer; die unteren Thürme verglommen in bengalischem Feuer, während die oberen sich entzündeten. Die Kirchen traten hervor, eine nach der anderen, — endlich stand der Dom vor uns, und war in wenigen Minuten (trotz des Regens) in bengalischem Feuer erleuchtet.

Es war Mitternacht, als wir zurückkamen. Der Prinz Albert und ich klommen auf die Schiffbrücke über den Dampfrädern, wo der Kapitän zu stehen pflegt, und sahen Alles aufs schönste: auch die Königin sah unterm Zelt Alles.

Heute geht es ins Beethoven-Concert zur Aula, nachmittags zum Dom. Gestern ward der Erzbischof vorgestellt. Morgen über den Drachenfels (falls es nicht regnet) nach Stolzenfels. Uebermorgen Mittag zieht die Königin nach Mainz. Der König geht Montag früh nach Ischl, — ich, nach allen Anzeichen, zurück nach London, nach einigen Tagen Verweilen bei den lieben Freunden in Bonn.

Schloß Stolzenfels, Freitag Nachmittag 15. August 1845.

Ich schicke diese Zeilen durch den englischen Courier, um Dich zu benachrichtigen, daß die Königin morgen Abschied zu nehmen beabsichtigt — der König bricht am Montag auf, und ich kehre nach London im Laufe der Woche zurück, wenigstens nach aller menschlichen Berechnung.

Fürst Metternich erzählte mir, „daß er sich drei Wochen lang fast ausschließlich mit meinen Arbeiten beschäftigt habe; das große Werk über Aegypten habe seine ganz besondere Aufmerksamkeit auf sich gezogen; dieses Buch und der «Kosmos» und einige ähnliche bedeutende Werke böten ihm Erquickung unter den Thorheiten des Tages". Ich sprach ihm die Hoffnung aus, daß es mir gelingen möge, die beiden noch übrigen Bände der Beachtung eines solchen Staatsmannes würdiger zu machen, und daß ich wünsche, mein Leben solchen auf die Alte Welt bezüglichen Untersuchungen widmen zu können.

Ich habe keine Neigung mehr zu schreiben — der Tag ist trübe und regnerisch, und 110 Personen sind in 47 Zimmern einquartiert, außerdem noch 40 Ehrengäste, wie ich, die ihr Quartier in Koblenz haben, und es nicht unternehmen wollten, dieses Obdach zu verlassen, um zwischen Diner (um 2 Uhr) und Abendconcert wegzugehen und zurückzukehren.

Schloß Stolzenfels, 16. August 1845. (Zimmer der Lady Canning, nach Abreise der Königin Victoria.) Ich nehme Besitz vom einzigen Bogen Papier, den die liebenswürdige Bewohnerin zurückgelassen, um Dir, im Verfolg meines Schreibens aus Koblenz, zu sagen, daß ich morgen meine Abschiedsaudienz bei dem König habe und Montag nach Bonn gehe.

Die Wolken ziehen schwer und düster auf. Soeben bringt der Telegraph die Nachricht von dem Aufstande in Leipzig, wobei 13 Menschen getödtet, viele verwundet sind — Prinz Johann mit Mühe entkommen. Ich war bei dem König, da die Nachricht gebracht wurde; er bejammerte, daß nicht gleichzeitig mit dem vielbesprochenen Ministerialbeschlusse und Erklärung der mit dem Schutzrechte der evangelischen Kirche in Sachsen betrauten Minister, ein Regierungsbeschluß bekannt gemacht wurde, welcher die vollkommenste Freiheit des religiösen Bekenntnisses, und die Bildung religiös-kirchlicher Gemeinschaften als verfassungsmäßiges Recht verkündigte. „Die Bewegung kann nur bekämpft und besiegt werden durch Freiheit, volle Freiheit." Goldene Worte, bei denen Gott den König erhalten wolle!

Die Königin gibt 500 Pfd. St. für den kölner Dombau, Prinz Albert 100 Pfd. St. für die evangelische Kirche in Bonn. — Graf Aberdeen hatte mir die Idee der Königin vertraut (sie wollte 1000 Pfd. St. geben, was Aberdeen zu viel fand), und noch ehe der König es erfuhr, stieß ich auf den Erzbischof Geissel, und theilte ihm die Nachricht als Geheimniß mit, wofür er mir sehr gerührt dankte. Der König hatte großes Bedenken wegen der Wirkung in England, und trug mir auf, sie dem Prinzen mitzutheilen. Dieser sagte: „Das geht uns nicht an, dazu ist der verantwortliche Minister da." Eine Kaltblütigkeit, die den König in Erstaunen setzte.

Der ergreifendste Augenblick der Reise war der Zug über den Rhein zwischen Ehrenbreitstein und Koblenz: 4000 Mann standen auf den Zinnen, und sowie das Königsschiff sich näherte, begannen die nächsten Batterien von Ehrenbreitstein und den kleineren Festungen das Feuern. Allmählich verbreitete sich dieses über die ganze Linie: Koblenz begann, die Festen Franz, Alexander und Konstantin; jedem Schusse von der Rechten antwortete einer vom linken Ufer, und beiden ein tausendfaches Echo in den Bergen; Jedermann war überwältigt. Es war, als wenn der Geist Germaniens sichtbar und hörbar hervortrat und sagte: „Hier stehe ich, und Niemand soll mich von hier vertreiben!" — Es wurden über 1000 Schüsse gefeuert, als Königsgruß. Der General von Thile hatte Alles aufs schönste eingerichtet. Lord Aberdeen, der den Rhein seit 1814 nicht gesehen hatte, war tief ergriffen. Bald erschien Stolzenfels und wir fuhren zur Burg hinauf. Am Abend waren die benachbarten Kirchthürme und Burgen (besonders die nassauische Marksburg) erleuchtet, und von Stolzenfels erdröhnten die schweren Kanonenschüsse zwischen den Raketen und dem Feuerregen, wie bei dem Castel Sant Angelo.

Der König und die Königin der Belgier sind heute noch hier. Die Königin hat durch ihre Anmuth und Lieblichkeit alle Herzen gewonnen. Der König Leopold gewinnt festeren Grund und Boden, zu meiner größten Freude.

Usedom hat den weisen Entschluß gefaßt, hierherzukommen. Radowitz war auch hier, wie fast alle Gesandte aus der Nähe.

Es regnet unaufhörlich. Der Roggen keimt auf den Feldern. Gott wolle helfen und trösten! Gott grüße Dich!

Bonn, Donnerstag früh 19. August 1845.

Der Mensch denkt's, Gott lenkt's! Sein Name sei gelobt, seine Schickungen verehrt im Staube!

Sonntag früh ging ich nach Stolzenfels zur Kirche. Der König dachte mich unmittelbar nachher zu sprechen: ich sollte dreierlei Aufträge empfangen, — um dann beurlaubt zu werden. Graf Stollberg, dessen Güte und Freundschaft ich nicht genug zu loben weiß, erspähte jeden Augenblick, damit ich den König sähe — umsonst; es fand sich keiner. Der Abend kam heran — das dauerte bis zum Thee, d. h. über 8 Uhr. Da ließ mir der König sagen, es sei durchaus unmöglich, ich solle also nach Sanssouci kommen, wo er am 28. eintreffen wolle, da werde er mich sehen. Er wiederholte dies persönlich gestern früh, als er abfuhr nach Frankfurt. An dem Morgen wollte er zugleich, ich sollte mitfahren bis Frankfurt, wovon nie die Rede gewesen war. Ich erklärte mich bereit, wenn er befehle, — sagte aber zugleich, ich sei nicht dazu vorbereitet,

sondern denke mich über Köln nach Berlin zu begeben, um ihn dort zu erwarten. Er stellte mir Alles frei, und ich blieb auf dem Damm, während er den Schritt ins Schiff that, das in demselben Augenblicke absegelte. Stollberg war ganz meiner Ansicht. Metternich und Radowitz waren auf dem Schiffe, jener bis Johannisberg, dieser bis Frankfurt. Der König war unbeschreiblich aufgeregt über die eingegangenen telegraphischen Berichte von Leipzig und einen anderen Bericht aus Posen, wo seine Befehle gegen das Herumziehen von Czerski nicht befolgt waren. Bei der Verschiedenheit der Geister und Ansichten hätte meine Anwesenheit nur noch mehr aufregen müssen. Der König schied mit den Worten: „Jedenfalls sehen wir uns noch einen Augenblick in Sanssouci." — (Der König reist am 6. September von Berlin weg zur Heerschau in Stettin.)

Du hast bei allem Diesem meine Gedanken gefühlt. Was geschehen, ist ohne Absicht geschehen, vom König, gegen meine Anstalten und Voraussicht. Und was geschehen, ist im Hellsehen vernommen worden. Was ist der Menschen Geschick? Was Vorsehung? Ist es denn wahr, daß der Mensch sein Geschick erfüllt, wie es ihm beschieden ist von der ewigen Macht? — Wo ist es, das die Hellen schauen? Es ist nicht ihres Meisters Wissen und Wollen, so wenig als das ihrige, so viel ist klar. Schauen sie (oder schaut es wenigstens diese Person) in Gott? *)

Ich gehe natürlich über Arolsen, Göttingen, Halle, Leipzig, Wittenberg nach Berlin. Nach Karlsruhe ginge ich gern, aber es fehlt die Zeit; ich müßte der theuren Großherzogin Stephanie (also auch dem Hofe in Karlsruhe) aufwarten, Radowitz sehen, und behalte so für Christiane und Rothe keine Zeit.

Ich werde sicher nicht lange bleiben. Des Königs Herz ist gegen mich wie eines Bruders, aber unsere Wege gehen auseinander. Der Würfel ist geworfen; er liest's auf meinem Gesicht, daß ich den Wurf bejammere. Auch Er erfüllt sein Geschick, und wir mit ihm. Ich komme zehn Jahre älter zurück, doch mit ungebrochenem Lebensmuth und Glauben, den Gott mir gegeben, den Er mir erhalten wolle! **)

Mein Herz sehnt sich nach der unsichtbaren Welt und ihrem ewigen Mittelpunkte, nach den Geheimnissen der Menschen und ihrer Geschichte, aber in demüthiger Ueberzeugung, daß kein Sterblicher sie erkennt anders

---

*) Unter Bunsen's Papieren aus dieser Zeit befindet sich unter anderem ein längerer Aufsatz über die Mittheilungen der Hellseherin, von welcher der obige Brief redet.

**) Die Ursachen der ungünstigen Entscheidung der Verfassungsfrage, worauf diese Aeußerung sich bezieht, werden im Anhang zu diesem Abschnitt näher erzählt werden.

als wie im Spiegel und Abbild. Latria, patria, atria*): Kirche, Staat, Ehe — darüber will ich zeugen, wenn Gott mir Leben und Kraft schenkt, wie bisher, und wie auch das Geschick sich wende, im Aufsehen zu Ihm den Lebenspfad zu Ende wandeln — an Deiner Seite, so bete ich, Geliebteste!

Die Nachricht von Deiner Krankheit hat mich erschreckt, obgleich nicht überrascht. Der Sturm hatte zu ungestüm in das zarte Saitenspiel Deines Herzens gegriffen. Gott sei gedankt, daß Du begannst, Dich zu erholen. Ruhe und Erholung unter den Kindern und Freunden und in der Natur, die Du so innig liebst und verstehst, ist Dir nothwendig. Mache Dir nur keine Sorgen! Du weißt, es ist thöricht und unrecht. „Sorgen hört dem Schöpfer zu!" (wie es heißt im Liede.) Das ist der höchste Sinn des Spruches Deines Volksweisen John Bull: „Never mind!"

Ich denke also Montag Nacht, den 5. September, womöglich nach Hamburg zu reisen, um Dienstag den 6. für Sieveking frei zu haben, und am 10. früh in London und Oakhill zu sein.

Corbach, 25. August 1845.

So hat denn Gott mir recht gnädig einen Ruhetag vergönnt, und recht unerhofft geschenkt in meiner Geburtsstätte, an meinem Geburtstage! — Ich kam mit der Schnellpost von Elberfeld Sonntag Morgen 2 Uhr in Arolsen an, ging von dort nach süßer Ruhe um 7 Uhr, begleitet von meinem geliebtesten Jugendfreunde Schumacher, nach Corbach. So zog ich gegen 9 Uhr mit meiner Schwester und ihrem Manne (die mir entgegengefahren waren) in die alte Vaterstadt ein. Nur über Sonntag hatte ich hier bleiben wollen; aber so, dachte ich, wäre es doch offenbar ein Fingerzeig, den Geburtstag zu ruhen in der Heimat. Gehört doch dem Menschen, nach dem Sterbenstag, am eigenthümlichsten sein Geburtstag!

Diesen Morgen war mein erster Gang zu den Gräbern der geliebten Aeltern; ich hatte gestern die Stätte mit meiner Schwester besucht, heute ging ich allein hin und schloß mich dort ein halb Stündchen ein, das ich hoffentlich nicht vergebens durchlebt habe. — Der Tag geht in Gesellschaft der Meinigen und Besuchen, und einer Wallfahrt nach dem Eisenberge hin, wo ich oft, allein oder mit Schumacher (zum ersten male aber mit dem seligen Vater) an einem Sonntag Morgen die Sonne aufgehen sah. . . Der Bürgermeister begrüßte mich gestern, und das Gymnasium sandte mir heute eine Deputation zur Beglückwünschung am Geburtstage. Der Redner war der Rector Weigel, den ich zu meinen Lehrern zähle.

---

*) Die Worte bilden das uralte Motto der Familie Port von Ilam in Staffordshire, zu welcher die Schwiegermutter Bunsen's gehörte.

Morgen fahre ich mit meiner Schwester nach Kassel, dann sogleich nach Göttingen, wo Lücke und Reck mich erwarten. Donnerstag nach Halle — Sonnabend den 30. früh in Berlin. Sowie ich die Audienz in Sanssouci gehabt, gehe ich davon.

Corbach, 25. August 1845.

(An einen Sohn.) Ich habe gestern und heute recht viel an Dich gedacht. Du hast mir Corbach so lebhaft wieder vor die Seele gerückt, und hier eine solche Liebe und Achtung zurückgelassen, daß mich Alles an Dich vorzugsweise erinnert hat. Ich habe Deine Schilderungen alle wahr und treffend gefunden, namentlich auch von Siebert und Kuntze; mit Beiden gehe ich heute zum Eisenberge.

Ich werde Lücke und Reck, Tholuck und Tippelskirch, und Großmann und Gottfried Hermann, hoffentlich auch Schmieder sehen: in Berlin besonders mich mit Böckh zu besprechen suchen; Alles im Fluge.

Braunschweig, Donnerstag 28. August 1845.

(An seine Frau.) Meine Geliebte! Eile nach Drurylane, siehe Kotzebue's „Menschenhaß und Reue", und wenn ich zurückkomme, siehe mit mir Bulwer's „Lady of Lyons", und weine eine ganze Springflut jugendlicher Thränen — denn jene Männer sind Heroen gegen die Dichterlinge, welche jetzt die Bühne beherrschen — auch in Deutschland. Gestern Abend, als ich Schleinitz (den hiesigen Staatsminister) verfehlte, ging ich ins Theater, um meinen theuren Vetter Michel wieder vereinigt zu sehen, da ich ihn doch außer Theater oder Kirche nirgends sehen kann, ich müßte mich sonst (wie nicht mehr geht) incognito (denn ich bin, wie ich zu meinem Erstaunen bemerke, allmählich im Lande bekannt geworden wie ein bunter Hund) bei den Singvereinen oder Lichtfreunden einfinden. — Gegeben wurde ein pariser Stück nach St.-Hilaire: es ist die Geschichte der Lady of Lyons, aber verdorben, und mit der Reizbrühe von religiöser Sentimentalität und Profanation des Heiligen à la Victor Hugo und C°. zubereitet. Statt Vetter Michel aber fand ich neben mir den Grafen . . . . . und so weiter. — Vetter Michel weinte seine Thränen oben im „Paradies" über die bewunderte Frau, deren Mann sich am Ende todtschießt, um sie glücklich zu machen. Ich sehe, die neueste Mode ist, einen Roman von drei Bänden in fünf Acten darzustellen; kurz das epische Drama in seiner tiefsten Erniedrigung. Das Theater ist sehr schön gebaut; die Schauspieler waren ganz gut. Also die „Lady of Lyons" mußt Du mit mir sehen.

Nun zum vorigen Montag Nachmittag. Du hast meinen Bericht bis zur Wallfahrt nach dem heiligen Eisenberge, dem Sinai meines Knabenalters. Wir gingen (Dr. Curtze und Duncker mit) durch die gesegnete hohe Ebene, in deren Mitte Corbach liegt, bei einer alten Burg (jetzt

Pachtgut) Nordenbach vorbei, und erklimmten den (etwa 500 Fuß über die Ebene sich erhebenden) Berg auf einem anmuthigen und bequemen Wege. Oben stehen die Trümmer der alten Burg der Grafen von Waldeck auf der obersten Spitze; etwas niedriger erhebt sich ein Rest eines herrlichen Haines der Germanen, ein zugespitzter Hügel mit Eichen bewachsen (das Uebrige ist Buchenwald), umgeben von Gräben, und vor sich eine breite künstliche Fläche, die jetzt, einmal im Jahre, der vornehmen Welt Corbachs zum Tanzboden dient, überschattet von den Bäumen, mit der Aussicht nach der Stadt und den Bergen; dieser Ort heißt der Fürstenstuhl, auch Königsstuhl, Niemand weiß weshalb. Da sah ich nun die Stätte meiner Heimat, wie ich sie nie gesehen — nicht mehr im Glanze der Morgenröthe und im Strahle der ersten Sonne, sondern im stillen Lichte des Nachmittags, der sich zum Abend neigt. Der Blick schweifte über Schloß Waldeck und eine Menge von Dörfern und Städtchen bis an die Höhen von Kassel, der unbekannten Größe meiner Kindheit. Mein ganzes Leben lag vor mir, zwischen Wallungen und Strebungen, von 1805 bis 1845, volle 40 Jahre (nicht mythische Zahl, wie patriarchalisches Lebensalter) zusammenhängender Erinnerungen. Ich konnte mich kaum losreißen, und stieg erst in der Abendsonne nieder in die mit goldener Saat und vollen Garben prangende Ebene.

Des Abends war mir eine Ueberraschung zugedacht. Auch im Waldeckschen haben sich Liedertafeln gebildet: Singvereine von Männern, in größerer Vereinigung der ganzen Liedertafelrunde: die Art, wie Vetter Michel seine getäuschten Hoffnungen singend aushaucht und Muth bewahrt, wenn auch nicht mehr Vertrauen, für die Zukunft. Gegen 8 Uhr vernahm ich ein summendes Geräusch um das Haus und merkte, daß etwas im Anzuge war; um 9 Uhr erschien die ganze Gesellschaft mit ihren Laternen und Notenbüchern, an der Spitze Herrn von Hadeln, einen Mann von 1813, der bei Ligny und Waterloo geblutet. Man sang nichts als vaterländische, d. h. deutsche Lieder; das „Deutsche Vaterland" zuletzt. Dann kam eine Deputation, und Herr von Hadeln hielt mir eine kurze und herzliche Rede, insbesondere die Hospitäler in Rom und London erwähnend. Ich antwortete ihm von Herzen und bat darauf die ganze Liedertafel heranzutreten. Da begrüßte ich dann viele ehrliche Gesichter, drückte ihnen die Hände und erinnerte sie an unser Landessprüchwort: „Gott verläßt keinen Waldecker nicht!" und an dessen Zusammenhang mit dem allgemeinen Sprüchwort: „Gott verläßt keinen Deutschen."

Mit Herrn von Hadeln sprach ich bis tief in der Nacht. Er ist von unbedeutendem Vermögen, wovon er über die Hälfte den Armen gibt; — er hat Kopf und Herz auf dem rechten Fleck und deshalb thun ihm beide weh. Dann ruhte ich einige Stunden und fuhr um 5 Uhr mit Schwester und Schwager nach Kassel, bei Wolrad Schumacher in Arolsen traulich

frühstückend. Allenthalben dieselbe Geschichte — dieselbe hochgeförderte Intelligenz, dieselbe Redlichkeit in den Meisten, Bitterkeit bei Vielen, Niedergeschlagenheit bei Allen. Vom Rhein bis zur Spree Eine Geschichte — Eine Rede! Die Beamten nicht die zufriedensten unter Allen! Doch das Alles mündlich.

Vor Magdeburg traf ich Humboldt, mit dem ich bis Köthen fuhr und vieles höchst Merkwürdige erfuhr. Er versteht und billigt ganz meinen Plan, sogleich wegzureisen.

(In Berlin vollendet.) Alle Freunde sind abgereist, außer Pertz, bei dem ich den Abend zubrachte, und Lachmann, den ich sehen werde, und dem treuen Röstell. Böckh besuche ich heute; ich vernehme von Röstell, daß er meinem Aegypten beistimmt.

Sowie der König ankommt (heute Abend oder morgen früh), werde ich gemeldet, „zur Beurlaubung". — Bis dahin werde ich die Seele bezähmen, — zum ersten male in meinem Leben in Berlin! — Aber ich weiß, was ich thue.

Das Wetter ist himmlisch; die Ernte im Ganzen hier gut; die Hitze italienisch. Nach Museum und Schloßplatz bin ich gestern und heute schon gewallfahrtet.

Montag 1. September. Der König ist erst heute früh in Sanssouci eingetroffen. Ich habe mich für morgen oder übermorgen angemeldet, da der König am Freitag nach Stettin geht, die Kaiserin zu empfangen.

Heute nehme ich vier Plätze auf dem Dampfschiff der Seehandlung zu Donnerstag früh 9 Uhr. Deo gratias! All right!

Ueber die letzten Monate des Jahres 1845, welche Bunsen wieder mit seiner Familie vereint in London zubrachte, geben mehrere (englisch geschriebene) Briefe von anderer Hand Bericht:

21. October 1845.

Wir betrauern den Verlust der theuren Mrs. Fry. Sie brach unmerklich zusammen, am Sonntag den 12. d. M., und starb in der Frühe des nächsten Morgens; man hörte nur einmal einige Gebetsworte von ihr; aber sonst gab sie kein Zeichen von Bewußtsein. Man glaubt, daß es die Wassersucht war, welche plötzlich das Gehirn ergriff und so mit einem Schlage ein Leben beendete, welches eine stetige Vorbereitung auf den Tod gewesen war. Das Bewußtsein eines unersetzlichen Verlustes mischt sich mit großer Dankbarkeit, daß ihr ein langwieriges Leiden und ein allmähliches Hinsiechen erspart geblieben ist, und daß mancherlei Freude ihr letztes halbes Jahr erhellte. Alles war vorbereitet worden für einen Besuch von

uns bei ihr in Ramsgate am 1. October; es wurde aber von Lord Aberdeen auf den 2. eine Ministerconferenz anberaumt, und so konnten wir nicht abkommen; und eine Reihe von Abhaltungen durch öffentliche Geschäfte haben seitdem Bunsen niemals die erforderliche freie Zeit von drei Tagen gelassen; so konnte es nicht geschehen, und wir bedauern es nun vergeblich. Sie hatte große Freude darüber, daß der König ihr im letzten Monate eigenhändig geschrieben.

Oakhill, Samstag 25. October 1845.

Die Krankheit Deines Vaters, infolge der Erkältung, die er sich in Windsor zugezogen, ist bereits ganz vorbei, und er befindet sich besser als vor dem Anfall, in voller Arbeitsthätigkeit, und freut sich der kritischen Verbesserung des Textes des Ignatius, welcher, wie sich beweisen läßt, systematisch für hierarchische Zwecke verfälscht worden ist. Ich setze voraus, daß Du schon früher von dem syrischen Manuscripte gehört hast, welches neuerdings für das Britische Museum von einem ägyptischen Kloster angekauft und von Dr. Cureton veröffentlicht wurde, mit dem ursprünglichen Text der Briefe des Ignatius — die schon lange im Verdachte standen, interpolirt zu sein, ohne daß es möglich war, dies zu beweisen. Dein Vater wird den verbesserten Text mit deutscher Uebersetzung herausgeben, begleitet von einem Commentar in einer Reihe von Briefen an Neander.

Northrepps (Norfolk), 14. November 1845.

Nach einer schönen Fahrt durch Enfield und Cheshunt erreichten wir die Eisenbahn in Broxbourne und fuhren nach Norwich und Earlham, wo wir die herzlichste Aufnahme bei Mr. Joseph John Gurney und seiner Frau fanden. Friede, Verstand, Thätigkeit in allem Guten und ein von feinem Geschmack gemäßigter Frohsinn — das ist Earlham. Gern würden wir länger geblieben sein; aber Dein Vater hatte nur einige Tage übrig, und wir hatten so viele liebe Freunde zu besuchen, daß wir weiter zu eilen verpflichtet waren. Das Bibellesen, womit der Tag in dem Hause von Mr. Gurney beginnt, kurz und ernst, von tiefen Auslegungen begleitet, wird, wie ich glaube, nicht leicht vergessen werden. Er begleitete uns zum Besuche von Norwich und zu Mr. Hudson Gurney in Keswick an dem ersten Tage, und brachte uns am folgenden Tage bis halbwegs hierher, indem er uns unterwegs Blickling zeigte, das einst dem Vater von Anna Boleyn gehörte und noch in gutem Zustande erhalten ist, da das Haus im siebzehnten Jahrhundert neu aufgebaut wurde. Nachdem wir die Gastfreundschaft der verwitweten Lady Buxton in Northrepps genossen und Viele von ihrer Familie beisammen gesehen hatten, wurden wir zu Mr. Daniel Gurney in Runston geführt, wo ich jetzt schreibe, nachdem wir auf der Hälfte des Wegs in Fakenham von Mr. und Mrs. Hammond freund=

lich begrüßt worden sind. Wir sind in dieser guten Grafschaft Norfolk mit einer solchen Fülle von Freundlichkeit und aufmerksamer Rücksicht auf alle möglichen Bedürfnisse und Wünsche empfangen und gepflegt worden, daß ich es nicht von fern beschreiben kann. Du kannst denken, daß wir für Anna Gurney Bewunderung empfanden! Der Sieg des Geistes über das Leiden war wahrlich ein vollständiger; denn die ganze Haltung zeigt auch keine Spur des Kampfes, sondern strahlt von Wohlwollen und Verstand. Ihr Sprachtalent ist erstaunlich und zeigt sich erst recht, wenn es von competenten Beurtheilern geprüft wird.

Am Montag den 17. hoffen wir nach Hause zurückzukehren, indem wir diesen freundlichen und reizenden Aufenthalt zeitig genug verlassen, um auf dem Wege zum Bahnhof den Münster von Ely zu besichtigen.

Die (gegen Ende des Jahres 1845 ihren Höhepunkt erreichende) Oregon-Frage erscheint jetzt wie eine Erzählung aus der Vorzeit, und die jetzigen Leser mögen nicht zu begreifen im Stande sein, wie mächtig sie damals alle das Wohl und Wehe der Völker mitempfindenden Gemüther aufregte. Reden, Schreiben und Aufsuchen eines Weges, der die Verwickelung der Ansprüche und Interessen in dieser Frage lösen könnte, beschäftigte Bunsen vielfach, bis durch die Weisheit und Mäßigung der Regierungen auf beiden Seiten des Oceans das Chaos der Ordnung weichen mußte, und die schöne und vielversprechende Colonie von Britisch Columbia der unerwartete Erfolg war. Die zwei verehrten Brüder Joseph und Samuel Gurney waren in Verbindung mit den Gliedern der Gesellschaft der Freunde in den Vereinigten Staaten eifrig thätig, ihren Einfluß im Interesse des Friedens zu verwenden; und als ein Schiedsgericht das einzige Mittel schien, den Krieg zu verhüten, ward eine Zeit lang der Plan gehegt (Lord Aberdeen war ihm nicht feindlich), dem angesehenen hamburger Syndikus Sieveking das Schiedsrichteramt zu übertragen, im Falle, daß sich gegen die Wahl eines gekrönten Hauptes Schwierigkeiten erheben sollten.

Auf Bunsen's Verhandlungen mit den Brüdern Gurney über die Oregon-Frage beziehen sich die beiden folgenden Briefe von ihm:

Oakhill, Montag 24. November 1845.

(An Joseph John Gurney.) Mein theurer Freund! Ich habe einen langen Brief in meinem Kopfe, vielleicht eine Reihenfolge von Briefen oder Unterhaltungen über die große Angelegenheit, welche Sie berührt haben. Unser praktisches Ziel erfordert für den Augenblick all unsere Aufmerksamkeit. Sie haben den halbofficiellen Artikel aus Washington gelesen, — Sie haben seine augenblickliche Wirkung gesehen. Die allgemeine Ueber-

zeugung ist, daß der Krieg unvermeidlich ist, und daß Polk's Ansprache an den Congreß in der That sich als das herausstellen wird, was das ganze Parlament im letzten Jahr für einen casus belli erklärte; und die ganze Nation ist eins mit der Regierung. Ich habe einige Zeit gebraucht, um die Empfindung von Ekel zu überwinden, das verletzte Gefühl der Gerechtigkeit und Ehrlichkeit. Das Princip des amerikanischen Volkes im Westen und der Regierung, die es sich gesetzt, ist nichts Anderes als das Napoleon's, nur auf einer unermeßlich ausgedehnten Basis, „le système d'arrondissement et des frontières naturelles". Kein Recht, keinerlei Schein von Verträgen: das „natürliche Recht", für sich den ganzen Continent Amerikas zu nehmen — ja freilich und die Inseln dazu; denn nach diesem „natürlichen Recht" (d. h. dem erdichteten Recht eines Staates vor der Civilisation, oder dem Recht, wo es noch keinen Besitz gibt) folgen die Inseln dem Continent. Es ist genau dieselbe Sache wie die Repudiation; die Freiheit thut öffentlich, was der Despotismus von Zeit zu Zeit heimlich versucht. Kann ein freies christliches Volk so den heiligen Namen der Freiheit und den noch heiligeren Namen des Christenthums lästern? Ich spreche mit Bedacht, denn sie haben keinerlei Recht, worauf sie ihre Ansprüche begründen könnten, noch auch nur eine Entschuldigung für ihre Hartnäckigkeit, nachdem die englische Regierung ihnen vorgeschlagen hat, den schiedsrichterlichen Spruch irgendeiner unabhängigen Macht — die sie selber wählen könnten — anzurufen.

Aber als praktische Leute dürfen wir nicht Gefühlen nachgeben. Ich hoffe am Donnerstag Lord Aberdeen und Mr. M'Lane (den amerikanischen Gesandten) zu sehen, den Letzteren zum ersten male. Aber ich fürchte, daß hier wenig zu machen ist. Menschlich gesprochen ruht meine Hoffnung jenseit des Oceans auf der gesunden Vernunft und dem christlichen Gefühle der Neuengland-Staaten. Meine Meinung ist daher die, daß das Hauptfeld Ihrer Thätigkeit dort und nicht hier liegt; aber Sie müssen rasch handeln. Meine Dienste stehen zu Ihrer Verfügung, aber ich fürchte, daß es hier zu spät ist, um den Plan zu betreiben, welchen ich Ihnen vorgelegt habe.

Was ich Ihnen vorschlage, ist, meinen Gedanken anzunehmen, wenn Sie fortfahren, ihn zu billigen; machen Sie ihn zu Ihrem eigenen und zu dem Ihrer Gesellschaft — überzeugen Sie Ihre Freunde — schreiben und schicken Sie nach Amerika — auf dem Wege der Oeffentlichkeit allein läßt sich ein Erfolg hoffen.

Ich glaube nicht, daß eine vollständige Abtretung des Landes (ohne Vorbehalt von zehn oder funfzehn Niederlassungen als Forts oder Blockhäuser, und des besten Theiles von Columbia) der praktische und der richtige Weg ist. Mein Gedanke ist folgender: —

In einem christlichen Staate sind Volk und Regierung verpflichtet,

Unrecht und Unwahrheit nicht zu dulden, ohne öffentlich zu erklären, was sie darüber denken; auch meine ich, daß ihr Gewissen ihnen nicht gestatten sollte, einen habsüchtigen Ehrgeiz durch Gewährung großzuziehen, der die Rechte der Menschheit mit Füßen tritt und das göttliche und menschliche Gesetz verletzt. Gott wollte das Dasein von Staaten; deshalb wollte er, daß diese in seinem Namen seine Grundsätze von Recht und Wahrheit aufrecht erhalten und vertheidigen sollten; zu diesem Zwecke sind Regierungen von Gott eingesetzt. Uebrigens ist fast die ganze Nation der Meinung, es lasse sich auf solche öffentliche Angelegenheiten der Befehl unseres Heilandes in Bezug auf Vergeltung des uns widerfahrenden Unrechtes nicht anwenden; und selbst in dem letzteren Falle hält man es ja nicht blos für ein Recht, sondern für eine Pflicht, den Dieb anzuhalten und die Hülfe der Polizei anzurufen, damit der Uebelthäter weder fremdes Eigenthum wegschleppe, noch fremde Kinder schlage!

Aber ich halte an dem Glauben fest, daß sich mein Gedanke zu etwas Praktischem ausarbeiten läßt; denn England ist mächtig genug, um nachgeben zu können und sich über die Beleidigung nicht aufgebracht zu zeigen. Ich beabsichtige, blos um eine Pflicht zu erfüllen, an zwei einflußreiche Freunde in Boston und in Südcarolina zu schreiben. Einer von ihnen ist schon von dem Oregon- und dem allgemeinen Occupationsfieber angesteckt; der Andere gehört zu den Häuptern der alten Föderalisten von 1814.

Oakhill, Montag 14. Februar 1846.

(An Samuel Gurney.) Sie müssen mir erlauben, Ihnen zu erzählen, was Sir Robert Peel mir am Samstag sagte, als ich bei ihm zu Mittag aß. Er erklärte sich selbst sehr von Ihrer Adresse erfreut und fügte hinzu: „Die ganze Erscheinung der beiden Brüder Gurney ist eindrucksvoll.“ Er hatte eine lange Unterhaltung vor und nach dem Essen mit Wheaton, der von Allem, was er sagte, ganz befriedigt war. Ich fühle, es wird ein Segen auf dem Schritte sein, den Sie unternommen haben! Gott sei gedankt. Ich hoffe viel von der heutigen Besprechung Ihres vortrefflichen Bruders mit Lord Aberdeen.

Auf die auch in dieser Zeit politischer Thätigkeit eifrig fortgesetzten wissenschaftlichen Arbeiten, namentlich über die „Ignatianischen Briefe“, beziehen sich die drei folgenden Briefe Bunsen's an den Archidiakonus Hare, und die daran sich anschließenden weiteren Auszüge:

Oakhill, Montag Abend 8. December 1845.

Endlich ist Ignatius am Fertigwerden! Von meinen sieben Sendschreiben an Neander (die drei sind zu sieben herangewachsen, wie die sieben des Ignatius in drei zusammengeschrumpft sind) braucht blos noch eins

geschrieben zu werden, und die Vorarbeiten dazu sind schon gemacht. Es wird ein bequemer Quartband von etwa dreißig Bogen werden, und ich hoffe, daß er Ihnen gefallen wird. Aber mir kann er nicht gefallen, bis ich ihn Ihnen vorgelegt und ihn durch Ihre Bemerkungen verbessert sowie mit Hülfe Ihrer Bücher bereichert habe. Die nächste Woche könnte ich mich von der Stadt freimachen. Können Sie mich dann bei sich aufnehmen?

18. December 1845. ... Die Erklärung meiner Lesetafel ist mehr und mehr eine Apologie für die deutsche kritische Schule geworden und ein Versuch, bei vollkommener Orthodoxie die neue Auffassung der Inspiration und Prophetie durchzuführen, welche Allem zu Grunde liegt, was bei uns auf diesem Felde von Kant bis auf Ewald vorgegangen ist, welch Letzterer mehr als irgendeiner seiner Vorgänger für die hohe ethische Würde und den Charakter der Propheten begeistert ist. Und dies ist ein unermeßliches Verdienst! Seine Uebersetzung und historische Auslegung von Jesaja 40—66 ist bewunderungswürdig; nur begreife ich nicht, wie er darauf bestehen kann, daß in Kapitel 53 „der Knecht Gottes" im Collectivsinne zu verstehen sei, was allerdings in den vorhergehenden Kapiteln geschehen muß. Das wahre Israel war der Rest der gläubigen Israeliten; wir erfahren aber, daß es einen Mann gab (falls er nicht, wie ich glaube, Jeremia ist, wie ist es dann erklärlich, daß ein solcher Mann uns unbekannt geblieben sein sollte?), welcher in so hervorragender Weise das wahre Israel als Persönlichkeit vertritt, daß der Prophet in ihm die Versöhnung für die Sünden der Menschen erblickt..... Die Auffassung der alten Kirche unterschied sich nicht viel von der Praxis des alten Rom bei der Befragung der Sibyllinischen Bücher, wie in der That die sortes christianae buchstäblich dasselbe waren. Die Reformation hat diese Auffassung nicht sofort umgestürzt, aber ihren Tod und das Aufleben der neuen Auffassung vorbereitet.

31. December 1845. (Nach einem Besuche Bunsen's bei Hare.) In diesen Endstunden eines Jahres, welches für mich voller Segnungen gewesen ist, fühle ich das Bedürfniß, mich mit Ihnen zu unterhalten, wenigstens schriftlich, und bei einigen der so glücklichen Stunden zu verweilen, welche ich unter Ihrem gastlichen Dache zugebracht habe. Dieselben sind mir eine wirkliche Erquickung gewesen und werden hoffentlich eine bleibende Wohlthat sein. Es freut mich, über alle die Zuneigung und Liebe und Frömmigkeit und Gedankenreichthum nachzusinnen, welche ich dort sah, und ich flehe zu Gott, daß Ihr Glück ein lange dauerndes sein möge. Ich danke Ihnen für alle die Zuneigung, welche Sie mir entgegenbringen und wovon ich bei meiner Ankunft hier einen neuen Beweis hatte, indem ich Ihre und Ihrer theuren Frau Verbesserungen meines Briefes an Gladstone hier vorfand, welche mich genau das sagen lassen, was ich beabsichtigt, aber nicht genau hatte ausdrücken können.

Oakhill, 12. Januar 1846.

(Aus einem englischen Briefe von fremder Hand.) Inschriften in der pfeilförmigen Keilschrift, die noch vor kurzer Zeit für hoffnungslos versiegelt galten, sind jetzt entziffert und bestätigen in wunderbarer Weise Herodot's Angaben über Darius Hystaspes. Mit welch erneutem Interesse werden wir jetzt die altpersischen Basreliefs im Britischen Museum betrachten! Bei dieser Gelegenheit muß ich auch erwähnen, daß Bunsen vor drei Tagen bei Sir Robert Peel zwei demselben von Sir Stratford Canning geschenkte, Letzterem seitens des Consuls in Mossul zugeschickte, soeben ausgepackte Proben der Bildwerke von Ninive gesehen hat. Man erblickt einen männlichen und einen weiblichen Kopf in ausgezeichneter Ausführung und ohne eine Spur von Barbarei (wenn man die übereinkömmliche Art und Weise ausnimmt, das Auge voll, wie von vorn gesehen, darzustellen, während das Gesicht in Profil ist). Die französische Regierung verwendet große Summen für die Wegschaffung von Bildhauerarbeiten aus jener Gegend.

4. Carlton Terrace, 25. März 1846.

(An Herrn G. W. Dasent.) . . . Als ich Ihnen neulich den Brief Jakob Grimm's übersandte mit seinem ehrenvollen Zeugniß zu Ihren Gunsten, drückten Sie mir den Wunsch aus, ich möge in einem ostensibeln Briefe den Hauptinhalt von dem niederlegen, was ich Ihnen bereits bei früheren Gelegenheiten als meine Meinung über den Erfolg Ihrer philologischen und literarischen Studien und über Ihre besondere Befähigung für Dasjenige geäußert hatte, was ich als den Endzweck der Taylor'schen Professur ansehe. Es macht mir großes Vergnügen, auf diese Weise eine Gelegenheit zu haben, meine hohe Meinung von Ihren literarischen Leistungen und von dem Urtheil und Geschmack, welches dieselben an den Tag legen, auszusprechen; um aber meine Anschauung über Ihre besonderen Ansprüche auf jene ehrenvolle Stelle zu erklären, halte ich es sowol Ihret- als meinetwegen für das Richtige, so kurz als möglich meine Ansicht über den Zweck der Stiftung selbst auseinanderzusetzen. Wie mir scheint, handelt es sich weder darum, eine linguistische Professur für die vergleichende Analyse und die ethnographische Uebersicht der alten und neuen Sprachen (dem von Bopp in seiner Grammatik oder von Prichard in seinen Untersuchungen gegebenen Beispiel gemäß) zu begründen, noch eine Professur zum Zwecke des Abhaltens von Vorlesungen über neuere Literatur, nach Beispiel der Eichhorn'schen, Wachler'schen und Hallam'schen Werke. Ich setze im Gegentheil voraus, daß die Taylor'sche Professur bestimmt ist zur Förderung der Kenntniß der modernen Literatur, begründet auf der philologischen Kenntniß und philosophischen Analyse der Sprachen des modernen Europa. Denn es ist gerade diese Verbindung, welche die moderne

Philologie zu einem sichere Früchte tragenden Studium gemacht, und zu vielen wichtigen Entdeckungen in den letzten dreißig Jahren geführt hat. Nun ist es gerade eine solche Verbindung zwischen der Sprache und der Literatur des modernen Europa, welche mir den Gang und den Endzweck Ihrer Studien zu charakterisiren scheint.

Sie haben Ihre Aufmerksamkeit gerichtet auf die literarischen Ueberreste der vier großen Völkerfamilien Europas, der germanischen, romanischen, slawischen und britischen oder celtischen, und auf die belangreichen Fragen nach dem Ursprung, der Verwandtschaft und der Geschichte derselben. Sie haben dabei die Untersuchungen von Kopitar, Dombrowsky und Szafarik, von Talvj und anderen deutschen Schriftstellern benutzt, welche dem slawischen Studium in Deutschland solche Bedeutung und Wichtigkeit gegeben und uns mit der schönen serbischen und böhmischen epischen und lyrischen Nationalpoesie als wesentlichen Elementen in der Geschichte des europäischen Geistes und der europäischen Kunst bekannt gemacht haben. Sie sind in gleicher Weise den Untersuchungen von Schultze, Meyer, Villemarqué, Leo und Anderen über den Ursprung und die Geschichte der verschiedenen Zweige der celtischen Sprachen und Literatur gefolgt, die bisher in Verwirrung, Fabel und Betrug vergraben lagen.

Was nun die beiden wichtigsten Familien, die germanische und romanische, betrifft, so haben Sie als würdiger Schüler Grimm's sich zuerst völlig bekannt gemacht mit den beiden Hauptdialekten der germanischen Sprache, dem Germanischen in all seinen Zweigen (dem Gothischen und Angelsächsischen, dem Alt-, Mittel- und Hochdeutschen, sowie dem Niederdeutschen oder Holländischen) und dem Skandinavischen, in seiner Muttersprache, dem Isländischen, und seinen Tochtersprachen, dem Schwedischen und Dänischen. Ihre Ausgabe der isländischen Grammatik, Ihre prosaische Edda, Ihre Untersuchungen über die Runeninschriften sowie Ihre übrigen Werke geben reiche Proben des Erfolges, der diese Studien begleitet hat. Sie werden daher im Stande sein, sowol philologische als literarische Vorlesungen zu halten über die Edda, über Beowulf und über die angelsächsischen Gesetze, über das große Epos der germanischen Stämme, die Nibelungen, über die Minnesänger und endlich über die Literatur eines Lessing, Goethe und Schiller sowol wie über die eines Oehlenschläger und Tegnér, und auf diese Weise einen Cursus germanischer Philologie und Literatur einführen, wie noch keiner in England besteht, und wie er doch gewiß in der Absicht des großmüthigen Gründers dieser Professur und der erleuchteten Männer, welche dazu berufen sind, seine edle Idee zu verwirklichen, gelegen haben muß.

Was die romanische Literatur betrifft, so sind Sie bekannt mit den Untersuchungen von Raynouard und Diez über den Ursprung der romanischen Sprache und Literatur, Untersuchungen, welche bisher nicht viel

besser verstanden worden sind als die über britische und germanische Philologie. So haben Sie eine feste Grundlage gewonnen für die Geschichte der romanischen Literatur von den Troubadours und den Verfassern der Fabliaux in Frankreich, und von Dante und seinen Zeitgenossen in Italien an bis zu der modernen Literatur jenes wichtigen Theiles europäischer Gedankenwelt und Kunst, welcher in der französischen, italienischen, spanischen und portugiesischen Sprache und ihren verwandten Dialekten niedergelegt ist. Und hier sehe ich wieder den Boden für einen Cursus von theils philologischen, theils ganz literarischen Vorlesungen, welche, auf dem ewigen Vorbild classischer Kritik und Forschung und classischen Geschmackes begründet und durch vorhergehende Studien unter besonderen Lehrern unterstützt, den akademischen Studien Oxfords in einer so ausgedehnten und wichtigen Sphäre neues Leben einzuhauchen verheißen.

Wären Ihre Studien und Leistungen blos literarischer oder blos linguistischer Natur, so gestehe ich, daß ich Ihren Erfolg bei der Bewerbung um diese Professur sehr bezweifeln würde. Es würde in diesem Falle nicht jene Verbindung zwischen dem Studium der Literaturgeschichte und dem der Sprache vorhanden sein, welche sich als wesentlich erwiesen hat, um eine lebendige Kenntniß beider an die Stelle einer ausschließlich philologischen oder einer rein ästhetischen und sogenannt philosophischen Behandlung der modernen Literatur zu setzen; — und eine solche lebendige Kenntniß werden, vermuthe ich, diejenigen verlangen, welche den Professor zu erwählen haben.

Freilich würde eine Professur in Oxford für Sprachvergleichung und Ethnographie vom allergrößten Nutzen sein, und England besitzt den ersten jetzt lebenden Schriftsteller in dieser neuen und heranwachsenden Wissenschaft, den Verfasser der „Untersuchungen über die physische Geschichte der Menschheit"; allein eine solche Professur liegt wol außerhalb des Zweckes der Taylor'schen Stiftung.

Oakhill, 16. April 1846.

(An einen in Rom befindlichen Sohn und dessen Frau.) Wie oft flüchte ich mich im Geiste hinüber zu meinem lieben Rom und zu dem Hause des theuren Kestner, der Euch mit solcher Liebe aufgenommen hat — zum Capitol, zur Kapelle und zum Hospital.

Wir haben die stille und heilige Woche so ruhig verlebt, als dies in London möglich ist. Unser theures Kind machte ihre Vorbereitung auf die Confirmation bei dem ehrwürdigen Steinkopf durch, in tiefem Ernst und geistiger Sammlung, und legte am Palmsonntag in ihrem eigenen und in ihrer Gefährten Namen das Glaubensbekenntniß mit Fassung ab.

Am Ostersonntag nahmen wir mit ihr am Heiligen Abendmahl theil. Es war am Ostermontag, daß ich besonders viel an Euch dachte, Euch in

der geliebten Kapelle auf dem Capitol mir vorstellend. Nebenbei hatte ich für den edlen, aber vielbeneideten Gobat, der vom Könige zum Bischof von Jerusalem ernannt ist, einen mühsamen Kampf auszufechten, und schließlich noch Manches zu vervollständigen in meinem Manuscript für die zwei Bände des „Ignatius“, welche morgen zum Druck gehen.

Einem (englisch geschriebenen) Briefe von anderer Hand sind folgende Mittheilungen entlehnt:

Montag 20. April 1846.

... Das Buch, welches Bunsen der Prinzessin Sophie gab, war ein Exemplar der neuen Ausgabe seines Gesangbuchs. Vor vielen Jahren hatte sie die erste Ausgabe zu erhalten gewünscht, mit der sie durch ein der verstorbenen Prinzessin Auguste zugehöriges Exemplar bekannt geworden war; aber die Nachfragen danach waren ebenso vergeblich gewesen wie manche ähnliche von anderer Seite, da sich mehr Käufer für das frühere Gesangbuch gefunden haben, als Exemplare aufzutreiben waren. .... Ich fand die Prinzessin sehr verändert und gealtert, aber wie gewöhnlich gesprächig und mit Interesse und Verständniß auf jeden Gegenstand eingehend. Es ist wahrhaft erbaulich, den milden und wohlwollenden Ausdruck ihrer Züge zu beobachten, wenn man weiß, daß sie in unaufhörlichen Schmerzen lebt und nur auf Kummer und Prüfungen zurückzublicken hat.

14. Mai 1846. Auf dem Jahresfest des „Literary Fund“ gestern Abend, bei welchem Bunsen den Vorsitz einnahm, brachte der Bischof von Lincoln (Dr. Kaye) Bunsen's Gesundheit aus; er machte natürlich große Lobeserhebungen auf ihn, und schloß mit der Bemerkung, man müsse ihm erlauben, Zeugniß dafür abzulegen, daß der Gefeierte „einer der fähigsten heutigen Theologen“ sei. Es ist dies ein scharfer Hieb gegen die Puseyiten, welche sehr ärgerlich auf Bunsen wegen seines Briefes an Gladstone sind, und weil er die Ernennung Gobat's zum Bischof von Jerusalem veranlaßt hat. Sie beschuldigen ihn in der letzten Nummer der „English Review“ auf Grund seines Werks über Aegypten der Ketzerei; für diese Verdammung kann ihn aber die günstige Sprache der „Edinburgh Review“, des „Journal des Savans“, der „Prospective Review“ und anderer, und vor allem sein eigenes gutes Gewissen trösten. Es ist ungewöhnlich, daß einem Fremden der Vorsitz bei einem englischen Jahresfest wie dem gestrigen angeboten wird. Bunsen hätte die Auszeichnung auch vielleicht ablehnen zu müssen geglaubt, wenn er sie nicht als eine Ehrenbezeigung für seinen König und sein Land und für das diplomatische Corps angesehen hätte.

Aus dem weiteren Verlauf des Jahres 1846 lassen sich noch folgende (deutsch geschriebene) Briefe Bunsen's hier anschließen:

London, Donnerstag Morgen 30. April 1846
(32 Jahre nach der Einnahme von Paris).

(An einen Sohn.) Je mehr ich über die Zeit und Zukunft, über mein und Dein Geschlecht, und die Zerrissenheit des deutschen Geisteslebens und Volkslebens nachdenke, desto mehr ergrimme ich im Geiste über die Thorheit der Menschen. Wozu der Schlüssel zu aller Erkenntniß sich bemächtigen, um damit Buchstaben und Silben oder Alterthümeleien aufzuschließen, oder, unwillkürlich oder bewußt, zu beweisen, daß nichts dahinter ist, was des Aufschließens oder des Herumarbeitens am Schlosse zu lohnen vermöchte! Wer darf niederreißen, als wer aufbauen will und kann? — Kein Mensch hat einen Beruf zu der Geschichte, der nicht über Religion und Staat im Reinen ist. Wie aber soll er das, als ein Prophet, nicht aus zweiter Hand, oder als ein Laie sein, wenn er nicht Theologie und Recht studirt? Hier kommt es darauf an, zwischen Wissenschaft und Fach zu unterscheiden; aber das ist bei einem deutschen Philologen doch gar leicht. Der kann ebenso gut die Bibel und die Pandekten sich auslegen als Theokrit und Eustathius, und viel leichter als Ramajana und Menu: Beides aber nicht, ohne Homer, Plato und Thucydides auslegen gelernt zu haben.

Fasse also herzhaft an, mein theurer Sohn; — entschlage Dich alles unnützen Grübelns über Dich selbst und fasse statt dessen die Wirklichkeit an, des Geistes gottgegebenen Vorwurf: laß Buchstaben und Steine Anderen, von denen Du lernst, sie zu deuten, und vertiefe Dich in die Geschichte der Offenbarung Gottes in der Menschheit, deren Mittelpunkt die Bibel und deren Einschlag die Pandekten sind. Die alten Zauberformeln, womit jene geschichtlichen Offenbarungen beschworen wurden, sind zerschlagen oder wenigstens machtlos; aber wahrhaftig nicht, weil der Zauber aufgehört hat, sondern weil bessere Formeln am Horizonte des Geistes durch den größeren Umschwung des geistigen Weltalls aufgegangen sind. Ebenso ist das Römische Recht untergehend, aber damit nach ihm ein besseres gebaut werde. . . . .

Die Religion ist dem Christen, als solchem, im engeren Sinne, nicht, wie dem Juden, Inder, Araber die seine, Fleisch und Blut: eben weil sie die Religion der Menschheit ist und nicht eine Frucht der Nationalität. Darin liegt der Grund. Mit anderen Worten kann man aber auch sagen: also soll das Christenthum Volk und Staat werden, das ὅσιον soll sich aus dem ἱερόν entwickeln, nicht als den Juden von Gott geoffenbart und uns überliefert, sondern von Jenen aus dem Gottgegebenen, Menschlichen, volklich herausgearbeitet. Das ist die wiedergeborene Nationalität. Sieh ein Schattenvorbild an dem, was das „Common-Prayer" dem Engländer, die „Church-Assembly" dem Schotten ist!

Es heißt: „ein Jesuitenzögling habe doch den Vortheil vor dem Zögling des Deismus, daß ihm die Offenbarung etwas gelte". Das ist schief. Beide, der äußerliche Autoritätsglaube und der abstracte Gottesglaube, fassen die geschichtliche Offenbarung nicht. Insofern aber die innere, subjective Religion die Sittlichkeit ist, also der Glaube an die sittliche Vernunft und Selbstverantwortlichkeit, hat der Kantianer einen ungleich größeren Haltpunkt im wahren Leben als der Schüler Loyola's. Ist dieser wahrhaft gläubig, so ist er eben ein bekehrter Christ, und von dem ist hier nicht die Rede. Allein die Person oder das Volk, welche aus jener Schule als natürliche Menschen (nicht wiedergeboren im Geiste Gottes) hervorgegangen sind, werden, wenn sie aufgeweckten Geistes und feiner Gesittung sind, am allersichersten zu christlich-ungläubigen; denn da ihnen Alles Autorität war, nicht Innerlichkeit, noch urkundliche zeugnißartige Offenbarung, so müssen sie einsehen, daß der Grund ihres Systems ein Trug ist. Der Deist aber, unter gleichen Voraussetzungen sittlichen Strebens und geistiger Rührigkeit, obwol auf dem Gebiete des natürlichen Menschen, geräth in einen Kampf, der ihn dem Christenthum wesentlich nahe bringt. Siehe die Geschichte Deutschlands und Spaniens seit 1780. . . . .

Ich bin entschlossen, die Tübinger Schule anzufassen in der ganzen Ausdehnung ihres Strebens, und den thörichten Romanschleier zu zerreißen, mit welchem sie in einem Gewebe voller Selbsttäuschung die Geschichte der beiden ersten Jahrhunderte verdorben hat. . . . . Ich habe meine längstvorgehabte Arbeit über die Pastoralbriefe niedergeschrieben, nachdem ich de Wette's (in seiner Art vortrefflichen) Commentar durchgearbeitet. . . . . Ich bin ganz überzeugt, daß Paulus den ersten Brief an Timotheus geschrieben hat, so gut als den zweiten (de Wette sagt: „so wenig als den zweiten"), erstlich weil er nicht auf die spätere Zeit (weder 100 noch 160) im geringsten paßt, zweitens weil er, obwol unter den Gemeindebriefen stehend, durch und durch paulinisch ist.

So gehe ich alle angefochtenen Briefe durch, und schließe mit den wenigen nicht angefochtenen. Dann arbeite ich Dorner's neues Werk über die Person Christi durch, und dann wollen wir sehen, was der Geist gibt zu schreiben, worauf ich sehr begierig bin. — Unsere Verwickelung liegt im siebzehnten Jahrhundert, und die des siebzehnten im zweiten; die Lösung im ersten und im neunzehnten!

Gott leite und stärke Dich! Dein treuer Vater.

Carlton Terrace, Sonnabend früh 23. Mai 1846.

(An Baron Stockmar.) Ich muß Ihnen sogleich ein warmes Willkommen zurufen, obwol ich nicht wage, so früh die Ruhe des Schlosses zu stören. Vor Allem hoffe ich, die Reise ist Ihnen gut bekommen. Dann aber sehne ich mich, Sie zu sehen. Ich bin hier bis morgen nach der Kirche, da ich den guten

Bischof von Oxford morgen in South Andley Chapel predigen höre; er hat nämlich die schöne Absicht, an der Königin Geburtstag für das „German Hospital" in Dalston einen „Charity Sermon" zu halten, wobei ich natürlich nicht fehlen darf. Würde das Ereigniß*) nicht so stündlich erwartet, so möchte ich Ihnen vorschlagen, daß ich Sie nach der Kirche abholte und Sie in meinem Wagen (ganz allein) nach unserem lieblichen Tusculanum Oakhill bei Barnet führte, wo mir Frau und Kinder weilen.

London, Mittwoch Morgen 1. Juli 1846.

(An denselben.) Bestimmen Sie jede Ihnen gelegene Zeit von morgen 1 Uhr an, zu welcher Stunde ich von Blackwall zurückkehre, wo meine Frau mit ihrer kranken Tochter nach Antwerpen (für Wildbad) sich einschifft. Ich bin jetzt ausschließlich in der Stadt.

Als ich vorgestern Abend Peel's Rede hörte, die gefährlichen Klippen überdenkend, wissend, daß D'Israeli nur auf die kleinste Veranlassung wartete, den letzten Becher Bitterkeit auszugießen, kam es mir vor, als wenn ich Marc Anton's Rede über der Leiche Cäsar's vernähme, aber von Cäsar selbst gesprochen. An Feinheit kann ich Peel's Rede nur mit jener vergleichen, auch ist es möglich, daß bei den nächsten allgemeinen Wahlen sie das jetzige Parlament ebenso entschieden vernichtet, als jene Rede die Curie des römischen Senats.

Auf die Stockmar gegenüber erwähnte Begründung des Deutschen Hospitals nimmt auch ein an den Syndikus Sieveking in Hamburg gerichteter Brief vom 17. Juni 1845 Bezug, der nachträglich hier seine Stelle finden möge:

Es ist ein heißer Tag für mich: denn morgen hat die öffentliche Versammlung in London Tavern statt unter Vorsitz des Herzogs von Cambridge, zur Begründung des Deutschen Hospitals, und ich soll dabei Mehreres vortragen und ans Herz legen, was ich, an der Hand von Lord Ashley, am dreißigjährigen Jahrestage von Belle-Alliance mit größerer Freudigkeit thue als an irgendeinem anderen. Q. b. f. f. q. s.!

O die XXX Jahre und dreißigmal XXX Kreuze in der politischen und kirchlichen Gestaltung des geliebten Vaterlandes! Wenn ein Staat untergeht, weil das Volk reif ist zum Untergange oder die Dynastie oder Beide — das ist ein vorbereitetes Weltgericht. Aber wenn Alles zur Auflösung geht, bei den edelsten Elementen — wenn nur die letzte Anstrengung fehlt, daß das Kind der Zeit geboren werde — und wenn dann die Lebenskraft versagt! o das ist schwer und hart und doppelter Thränen werth!

---

*) Es ist hiermit die gleich darauf eingetretene Geburt der Prinzessin Helene gemeint.

Am 24. Juni schrieb Bunsen an den nämlichen Freund:

Ich denke immer an Peel's Wort (September 1841): „Let the King remember that Necker brought on the Revolution because he slighted Mirabeau.“*)

Aus derselben Zeit mögen hier noch folgende Briefe Bunsen's mitgetheilt werden:

London, 5. Juli 1846.

(An Platner.) Mein theurer Freund! Ich kann meinen Freund Mr. Harford nicht nach Rom ziehen lassen, ohne Dir ein Lebenszeichen zu senden. Er ist ein alter Römer, war 1819 in Rom, ein großer Freund Consalvi's; er ist einer der edelsten, würdigsten und liebenswürdigsten Männer dieses Landes; ein Mann von sehr großem Vermögen, welches er zwischen den Armen und der Kunst theilt. Er besitzt herrliche Bilder aus der großen historischen Schule Italiens. Seine größte Verehrung gehört dem Michel Angelo, dessen Leben er zum Gegenstande gründlicher Erforschung gemacht. Er hat sich Deinen Artikel über die Kunst in Rom und Deine Beschreibung der Tapeten, Stanzen der Sixtina u. s. w. aus unserem Werke übersetzen lassen, und hat deshalb einen sehr großen Wunsch, Dich kennen zu lernen.

Seine Frau ist eines solchen Mannes würdig. Wir lieben Beide sehr.

Mein Sohn ist gestern Abend mit seiner Frau angekommen, und ich hoffe nun recht viel von Dir und den Deinigen zu erfahren. Du wirst von ihm und Anderen gehört haben, wie es uns geht. Wir schlagen uns mit der Welt herum, in diesen Monaten des Gewühles, so gut wir können, und suchen uns dabei so viel als möglich wo nicht Tage, so doch Stunden der Ruhe zu erhalten — und wenn man innen Ruhe hat und einen glücklichen Familienkreis um sich, so kann man sich auch in diesem Gewühle der Weltstadt ruhig erhalten. Lieber jedoch sind mir die verhältnißmäßig ruhigen übrigen neun Monate. Meine Geschäfte machen mir Freude: ich habe hier viel gelernt und lerne täglich, am meisten durch den Anblick des größten politischen Lebens der neuen Welt, und durch die Beobachtung der großen Staatsmänner des Landes. Man hat mich gern und ich bin gern unter diesem Volke. Nie war ich ein besserer Deutscher und stolzer, ein Deutscher zu sein. Im geistigen und wissenschaftlichen Leben gewinnt Deutschland ein immer größeres Uebergewicht. Sie fangen an zu merken, daß sie von uns zu lernen haben, und daß Deutschland in den

*) „Erinnern Sie den König daran, daß Necker die Revolution heraufbeschwor, weil er Mirabeau zurückstieß.“ Diese Aeußerung bezieht sich auf Mirabeau's verunglückten Versuch, mit Necker in Verbindung zu treten, Ende Mai 1789. Vgl. Häusser, „Geschichte der franz. Revolution, herausg. von Becker“ (Berlin 1867), S. 148 Anm., und „Mémoires de Malouet“ (Paris 1868), I, 399 ff.

letzten sechzig Jahren eine Revolution im geistigen Leben in sich durchgemacht hat für die übrige Welt, wie Frankreich in dem politischen Leben, und wol eine noch nachhaltigere. Von dieser Wahrheit habe ich ihnen Einiges gesagt in einem Büchlein, das ich zu Anfang dieses Jahres geschrieben, um manchem dummen Geschwätze in Deutschland und hier ein Ende zu machen: „Die Kirche der Zukunft.“ In einigen Jahren sollen sie ein Mehreres davon hören, wenn Gott mir Gesundheit und Leben erhält. Erst aber will ich mein „Aegypten“ vollenden. Die noch fehlenden Bücher werden Dich mehr interessiren als die ersten, die allgemeine Einleitung ausgenommen. Ich hoffe hier zu leben und zu sterben.

Nun, mein geliebter Freund, Gott behüte Dich! Grüße mir recht zärtlich die Deinigen.

Carlton Terrace, Montag 13. Juli 1846.

(An seine Frau.) Du wirst von der Einsegnung Gobat's am Sonntag den 5. (mit der denkwürdigen Predigt des Bischofs von Kalkutta) und dem Diner am Montag den 6. gehört haben, sowie von den Tischreden und den nachher vorgetragenen Arien aus dem „Messias“. Der vortreffliche Gobat verließ uns am Donnerstag, um zunächst nach Antwerpen zu gehen; am Tage vorher hatten wir alle geschäftlichen Gegenstände befriedigend erledigt. Freitag und Samstag geschah nichts, und erst am Samstag Abend fühlte ich den Geist des Schaffens, der Arbeitslust und Gedankenfrische, der leider gewichen war, zurückkehren. Am nächsten Morgen stand ich bald nach 5 Uhr auf, und arbeitete mit Erfolg an dem sechsten Briefe (an Neander). Am Nachmittag nach 5 spazierte ich mit Meyer und Reumont nach Kensington. Um 10 zu Bett, und heute Morgen fuhr ich fort, wo ich stehen geblieben war. Ich hoffe diese Woche den ganzen Brief Hare vorzulesen, dessen Bücher wahre Schätze von Gedanken und Gelehrsamkeit sind. Er und seine Frau waren mit am meisten belebt bei dem Montagsdiner, wo der Geist auf uns (mit Einschluß des Primas der englischen Kirche) fiel. Hare ist aufgebracht durch einen gegen mich gerichteten Angriff in dem „Christian Remembrancer“ — er ist in ganz jesuitischer Weise abgefaßt und gibt zu verstehen, daß man mir nicht so viel Einfluß erlauben dürfe. Ein anderer Artikel stellt das jerusalemer Bisthum als einen zu verdammenden Gräuel hin. Dieser Eifer beweist mehr Haß als christliche Liebe.

Es ist mir gelungen, durchzusetzen, daß Lord Westmoreland in Berlin bleibt.

Der Bischof und die Aeltesten der Mährischen Brüder haben auf ihrer Versammlung in Berthelsdorf am 25. Juni beschlossen, mir durch Letronne ein Exemplar der neuen Ausgabe der Zinzendorf'schen Lieder anzubieten. Ich schätze dieses Geschenk höher als zehn Orden oder akademische Würden.

London, 23. Juli 1846.

(An dieselbe.) Mein Leben ist hier sehr bewegt und bedeutend gewesen. Ich habe mich mit dem neuen Ministerium sehr gut gestellt: Palmerston ist wie ein alter Freund, der Vertraute im Palast wie ein Bruder. Der Königin Halbbruder Fürst Leiningen hat mir auch sein Vertrauen geschenkt; es ist ein ganz neuer Volksgeist unter die mediatisirten Fürsten gefahren; ein Beweis, wie unwiderstehlich der Trieb des deutschen Volkes zur Einheit und zur Freiheit ist. Von Berlin nichts Neues: Canitz, sehr elend, ist am Ende auf einen Monat ins Bad gegangen. Die Synode zeigt einen sehr guten Charakter, guten Willen und richtigen Takt. Theiner hat sich offen gegen die Lichtfreunde und Ronge erklärt; die Gährung der Gemüther ist groß, kirchlich und politisch; große Begebenheiten drängen kleine Menschen, ohne im Stande zu sein, sie vorwärts zu bringen. Sie werden sie also zur Seite schieben oder über den Haufen werfen.

Ich habe am sechsten Brief gearbeitet, und neue Forschungen gemacht, oder vielmehr alte erneuert, um ihn besser zu schreiben. Welch ein Trost es mir ist, meine Bücher und Kinder zusammen zu haben, ist nicht zu sagen!

27. Juli. Das größte Ereigniß des Tages ist der Vorschlag des Verfassungsausschusses der berliner Generalsynode unter dem Präsidium von Nitzsch. Es ist folgender: 1) Beim ersten Examen der Candidaten pro facultate praedicandi keinerlei Unterzeichnung irgendwelcher Artikel. 2) Beim zweiten Examen, der Vocation zu einer bestimmten Pfarrei, hat die Unterzeichnung je nach der Sitte und den Wünschen dieser Gemeinde stattzufinden. 3) Beim Schlußexamen die Unterzeichnung einer neuen allgemein gehaltenen protestantischen Declaration, die den Glauben an Christus, als den Sohn Gottes, die Autorität der Schrift und die Rechtfertigung durch den Glauben enthält. Dies würde das Signal einer neuen Reformation sein, wonach die Welt allerorten verlangt. Nur wir Deutschen können die Formeln des neuen Bewußtseins der Christenheit geben.

London, 18. August 1846.

(An den Syndikus Sieveking in Hamburg). . . . Die Evangelical Alliance, nach der Sie fragen, ist eine Fehlgeburt. Union ohne gemeinsamen Gegenstand des Handelns! Glaubensberathung ohne Ideen! Ich habe einem deutschen Mitgliede an die Hand gegeben, vorzuschlagen, daß man als Unterpfand der Union eine „Universal Protestant Aid Society" stifte nach dem Vorbilde der Society for preventing cruelty against animals, oder des Gustav-Adolf-Vereins, natürlich nicht mit diesem Namen. Tholuck, Bahrdt sind hier: Hoffmann, Sydow, Sack wollen kommen. Die einzigen Köpfe unter den hiesigen sind die Männer der freien schotti-

schen Kirche, Chalmers und C°., aber wie eng sind auch diese! Tholuck wird schon ängstlich. Da ist doch die Generalsynode in Berlin etwas Anderes! Ich bin für Nitzschens Plan, in diesem Sinne: Bei der Ordination das apostolische Symbolum, liturgisch wie bei der Taufe, oder auch gar nicht. Dagegen statt der vier unklaren oder unredlichen Zeilen des bisherigen Ordinationsformulars von Verpflichtung auf die Bekenntnißschriften der unirten Kirche u. s. w. ein Berufen auf drei oder vier innere Punkte....

Der dänisch-französischen Intrigue habe ich hier, obwol ohne alle Weisung, einen germanischen Riegel vorgeschoben. Wenn der Bund nur sich nicht entehrt! Ich stehe für England, daß es sich fügt, aber nur, wenn wir handeln. Was Rußland eigentlich will, ist mir noch nicht klar: gewiß nichts uns Gutes! Reventlow zittert vor Angst. Palmerston hat schön gesprochen gestern Abend über Krakau. Es ist nur Eine Stimme hier über die polnischen Angelegenheiten. Ludwig Philipp zieht den Kürzeren, wie in Spanien, so im Streite darüber mit der „Times".

London, Dienstag 8. September 1846.

(An denselben). Nun, mein theurer Freund, ich habe Ihnen vor Allem für einen sehr lieben und inhaltsreichen Brief zu danken, der mich sehr erfreut hat. Ich singe allerdings Yankee-Doodle! und die neue Völkerwanderung unserer Landsleute in Nordamerika (d. h. der Angelsachsen und Vettern) nach dem Stillen Meere und dem Busen von Mexico macht mir die größte Freude. Ich habe täglich die Karte vor mir, und sehe mir den Rio Bravo del Norte an, den ich von Santa-Fé und San-Felipe an in Besitz nehme, und dann die beiden Californien, und das schöne, öde Land zwischen Nordcalifornien und dem Rio del Norte, welches als Zwischenland mir durch jene beiden Länder von selbst zufällt; und dann ziehe ich einen Strich südlich, womöglich 25° (statt des 42.) als meine Grenze am Stillen Meere, und fühle die Freude der Menschheit, daß Gott ihr die Erde gegeben hat. „Canada is not worth keeping long", wird hier immer mehr das allgemeine Gefühl.

Von nahen Begebenheiten berührt mich keine so sehr als die Evangelische Allianz und ihr Zusammentreffen mit der Generalsynode. Die Thatsache, daß 150 bis 180 dissentirende Christen, beider Hemisphären und aller Farben, an zwei aufeinanderfolgenden Sonntagen niedergekniet sind am Altar der englischen Kirche, um das Abendmahl von den Händen des Baptist Noel zu empfangen, spricht mehr als Bände.

Gegen 200 episkopale Geistliche waren unter den 500 britischen Geistlichen: Lord Wriothesley Russell, des Premiers Bruder, ist der Allianz auch beigetreten. Der Geist ist über die Menschen gekommen, und Alle gehen als Andere zurück in ihren Kreis, als sie gekommen. Unser deutsches Bekenntniß habe ich durch Tholuck vorbringen, und nachher in Hare's

Uebersetzung drucken lassen. Ich lege Ihnen ein Exemplar bei, zugleich mit Hare's Schutzschrift für mich gegen Pusey. Ich habe Czerski, nachdem er hier vollkommen gerechtfertigt erklärt war, gesehen, und halte ihn entschieden für einen redlichen, aufrichtigen Mann und Christen. Er fühlte sich so sehr angesprochen durch jenes Bekenntniß, daß er es für das einzige erklärte, welches er unterschreiben könne, und erklärte dies öffentlich vor einer Versammlung von etwa 600 Engländern.*) Die Allianz hat auch Veranlassung gegeben zu einer Gesellschaft für die Evangelisation der Fremden: ich habe mit Lord Ashley als Präsidenten die Sache öffentlich den Leuten ans Herz gelegt. . . .

Ueber den Verlauf der Monate August und September, die besonders durch den Besuch der Prinzessin von Preußen in England sich auszeichneten, lassen sich mehrere Einzelheiten aus Briefen von anderer Hand entnehmen:

Samstag 29. August 1846.

Bunsen's Geburtstag war in jeder Hinsicht ein angenehmer und vergnügter Tag. Archidiakonus Hare und seine Frau speisten bei uns zu Mittag, und am Abend wurde eine von Lepsius und Heinrich ausgedachte und im Laufe eines Nachmittags vorbereitete recht hübsche Charade aufgeführt. In Anspielung auf die einige Tage vorher erfolgte Geburt des ersten Enkels hatte man das Wort „Großvater" gewählt. . . . Den „Vater der Geschichte", Herodot, stellten neun verschleierte Gestalten dar, deren jede den Namen einer der neun Musen trug, nach denen Herodot die einzelnen Theile seines Werkes benannt hat. Nachdem man den Zuschauern Zeit gelassen, die Namen abzulesen, fielen die Schleier herab und enthüllten Gestalten, welche, in entsprechende Gewänder gehüllt, die verschiedenen Werke ihres eigenen Vaters vorstellten: Frances, sehr malerisch in griechischem Faltenwurf, hatte eine „Basilika" gleich einer Mauerkrone auf dem Haupte, und eine andere in der Hand; Emilie war als „Rom" gekleidet, mit den sieben Hügeln in Form eines Diadems (Anspielung auf die

---

*) Der hier erwähnte Zwischenfall auf der Versammlung der Evangelischen Allianz hatte die Veranlassung, daß Czerski ohne Unterschrift irgendeines Bekenntnisses nicht als Glied der Allianz aufgenommen werden konnte, sich aber weder zu den 39 Artikeln noch zu der Augsburger Confession bekennen konnte. So kam es, daß Bunsen von den Leitern der Versammlung um Vermittelung ersucht wurde. Er legte nun Czerski das von der berliner Generalsynode beschlossene neue Ordinationsformular vor, worauf derselbe die obenerwähnte Erklärung abgab. Bunsen vermittelte diese seine Erklärung an das Comité, worauf Czerski's Aufnahme stattfand. — In derselben Zeit verhandelte Bunsen auch mit dem ersten Begründer des Gustav-Adolf-Vereins, Großmann in Leipzig, über eine mögliche Verbindung beider Vereine.

„Beschreibung der Stadt Rom"); Marie als die „Kirche der Zukunft" mit einem durchsichtigen Schleier und einem Spiegel in der Hand; Theodora, verschleiert, hielt eine Leier und das „Gesang- und Gebetbuch" in der Hand; Lepsia (wie wir Frau Lepsius nennen) war „Jerusalem" in Trauergewändern und mit einer Mauerkrone; Lepsius selbst, als ägyptische Statue, steif eingewickelt, mit einer hohen Mütze, stellte „Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte" vor; Meyer zeigte das Werk über „Ignatius", sich hinter den übrigen versteckend, um anzuzeigen, daß es noch nicht herausgekommen sei; Heinrich trug die „Römische Liturgie", wie sie in der Kapelle im Palazzo Caffarelli gebraucht wird, und Reumont, als Feldjäger gekleidet, trug ein Bündel Depeschen. . . .

Die Prinzessin von Preußen kam gestern (am 28.) an, und wir sollen sie morgen an der Tafel der Königin-Witwe treffen.

Cashiobury Park, Montag 14. September 1846.

. . . Einige Worte über unseren reizenden Besuch hier lassen sich vielleicht vor dem Luncheon schreiben — wonach wir zur Stadt zurückkehren. Am Samstag den 12. kam die Prinzessin von Preußen wieder nach London, und nachdem sie die neuen Parlamentshäuser und Westminsterabtei in Augenschein genommen, blieb sie zum Luncheon in Carlton Terrace; es war uns gelungen, den auf einen Tag nach der Stadt gekommenen Lord Palmerston ebenfalls zum Luncheon zuzuziehen. Nachdem sich die Prinzessin mit Allen unterhalten, ging sie in einige Läden und dann zum Bahnhof, wo wir sie erwarteten. Dann fuhren wir mit einem Extrazuge in einer halben Stunde bis zur Station Watford; unterwegs unterhielt sich die Prinzessin beständig aufs eifrigste mit Bunsen, obgleich sie, als sie in den Wagen stieg, ganz erschöpft aussah; es ist unbegreiflich, wie sie eine solche beständige Thätigkeit von Körper und Geist aushält. Noch überraschender ist dies vielleicht bei der Königin-Witwe, deren Gesundheitszustand so selten gut ist. Das Wetter war prächtig, und ich genoß die Aussicht auf das malerische Haus von Cashiobury mit dem Garten und den großartigen Bäumen im Park. Königin Adelaide war so gütig gegen uns wie immer, und ich fand meine frühere Erfahrung bestätigt, daß ihre Freundlichkeit und gute Laune sich der ganzen Gesellschaft mitzutheilen scheint.

Dienstag 15. September. Gestern hatte die Königin-Witwe die Güte, uns nach Lord Clarendon's nahe gelegenem Landsitz „The Grove" fahren zu lassen, wo uns die wie gewöhnlich sehr liebenswürdige Lady Clarendon die werthvolle Sammlung von van Dycks und viele andere Gemälde der Freunde und Nachkommen des Lordkanzlers sehen ließ.

Am 23. September 1846 schreibt Bunsen aus Windsor Castle an seine Frau:

Hier bin ich denn alle Tage in Unterhaltung entweder mit einer der hohen Herrschaften, oder mit meinem trefflichen philosophischen Freunde Stockmar. Die Königin ist sehr huldvoll. Gestern Abend hatte ich die Ehre, sie zur Tafel zu geleiten, voran ging die Königin-Witwe am Arme des Prinzen Eduard von Sachsen-Weimar, hierauf die Königin und dann die Prinzessin von Preußen, geführt vom Prinzen Albert. Die Königin war sehr gesprächig und erwähnte, wie freundlich sich der König heute vor einem Jahre gegen sie benommen habe.

Ich erreichte den Bahnhof fünf Minuten zu spät; als ich ankam, hörte ich gerade den Pfiff, aber der Zugführer ließ den Zug halten und meinen Wagen anhängen; dann fuhren wir ab, aber nur während zwei Secunden, denn Lord Palmerston erschien, und für ihn fand ein zweiter Verzug statt. In Slough lud ich Lord Palmerston in meinen Wagen ein und hatte eine lange Unterhaltung mit ihm. Ich bin zwei Stunden mit dem Prinzen Albert zusammengewesen, die Gegenstände der Unterhaltung waren Spanien und Preußen.

An diesen Brief schließt sich wieder unmittelbar die folgende Mittheilung aus einem an Mrs. Waddington gerichteten Briefe von anderer Hand:

Windsor Castle, Freitag 25. September 1846.

Ich kam hier gestern um 6 an, und um 8 folgten wir sämmtlich der Königin zu dem Diner in dem großen, rings mit den Waterloo-Porträts behangenen Saale. Das Orchester war so aufgestellt, daß es unsichtbar blieb, und spielte vortrefflich, sodaß mit den schönen Verhältnissen des Saales und den wohlgedämpften Lichtern und dem Glanz des Geschirrs und der Ausschmückung das Schauspiel an Erzählungen in Märchen erinnerte. Lady Canning, Miß Dawson und Miß Stanley waren schön genug, um das ideale Gefolge eines idealen Hofes darzustellen. Die Königin sah gut aus und rayonnante, mit dem Ausdruck, den sie immer hat, wenn sie ganz zufrieden ist mit Allem, was sie beschäftigt. Du weißt, ich beobachte dies immer mit wahrem Vergnügen, da es die Wahrheit und Wirklichkeit bekundet, welche so wesentlich zu ihrem Charakter gehören, und ihre Gesichtszüge, bei allem Wechsel des Ausdrucks, stets von der bei hohen Herrschaften so gewöhnlichen Maske unterscheiden.

Die vielen anziehenden Gegenstände in dem Gange lassen Bunsen und mich immer auf dem Rückweg nach unseren Zimmern etwas verweilen. Am Nachmittag machte die Königin eine lange Spazierfahrt im Park. Ich war in einem der offenen Wagen mit Lady Palmerston und Lord Eduard Howard, und sehr froh, so viel von den Anlagen mit den prächtigen Bäumen zu sehen, sowie die schönen Hunde und Vögel, die Meierei und was

noch sonst der Prinzessin gezeigt wurde. Die Einrichtungen waren überall vorzüglich.

Heute (Samstag 26.) bin ich nach Carlton Terrace zurückgekehrt, nach einem Besuche, der durch keinerlei contretemps gestört wurde. Bunsen bleibt noch so lange in Windsor wie die Prinzessin, nämlich bis Dienstag; am Mittwoch sind wir Beide eingeladen, mit ihr bei der Königin-Witwe in Marlborough-Haus zu speisen. Es ist der letzte Tag des hiesigen Aufenthalts der Prinzessin und zugleich ihr Geburtstag. Zu diesem Feste haben Bunsen und ich uns viele Mühe gegeben, ein Album zusammenzustellen mit Ansichten der verschiedenen Plätze, welche die Prinzessin in England besucht hat — eine Sache von größerer Schwierigkeit, als wir uns vorstellen konnten, da der Mangel an bildlichen Darstellungen der Stadt London kaum glaublich ist. So hat sich von Marlborough House und von Cashiobury kein Bild auftreiben lassen, und ich habe daher von beiden, so gut ich es vermochte, Ansichten nach der Natur aufgenommen. In Cashiobury war es schwer, Gelegenheit zu finden, unbemerkt zu zeichnen; aber der frühe Morgen zeigte sich schön, und ich fand eine gute Stelle und machte meine Skizze, bevor die Herrschaften auf waren. So wenig war ich bemerkt worden, daß erzählt wurde, Bunsen habe einen Künstler von Fach zur Herstellung des Albums angenommen, und Lord Eduard Howard sah ganz ungläubig aus, als ich ihm erzählte, daß ich um 8 Uhr morgens draußen gezeichnet hätte. Die Prinzessin beabsichtigt, am 1. October abzureisen.

Samstag 3. October. Am 1. sahen wir die Prinzessin von Preußen von Woolwich auf dem „Schwarzen Adler" abfahren, beim schönsten Wetter, das man sich vorstellen kann. Sie war beim Abschied von der Königin-Witwe sehr gerührt, da diese von der Güte einer Mutter gegen sie gewesen ist; und überhaupt ist ihr Besuch in England so gut ausgefallen wie nur möglich. Das Album nahm sie mit großer Güte an und gab vielfachen Beweis ihrer Zufriedenheit damit. Der catalogue raisonné von Meyer, in Versen, war recht geistreich, und bildete den interessantesten Theil des Albums, indem er einen lebendigen Zusammenhang des Inhalts herzustellen wußte.

Von Briefen Bunsen's an deutsche Freunde sind aus dieser Zeit zunächst mehrere an Baron Stockmar gerichtete erhalten, denen wir die nachfolgenden Auszüge entnehmen:

Carlton Terrace, 7. October 1846.

... Ich habe in der „Pictorial History of England" von Mac Farlane (nach Arnold das Beste für das 18. Jahrhundert) die englisch-europäische Geschichte von 1688 bis 1720 gelesen. Soho! Soho! King William for

ever! Meine Bewunderung für ihn steigt, jemehr ich die bodenlose Schlechtigkeit des englischen Adels, die tiefe Verderbniß des Parlaments und der Beamten, die schändliche Indolenz und den schamlosen Egoismus des ganzen Volkes kennen lerne. Lesen Sie William's geheime Briefe über die spanische Angelegenheit und die französische Allianz Vol. IV, P. I. Seite 88 bis 110. Sie sind für 1846 geschrieben. Ich werde nicht ruhen, bis ich der Sache bis auf den Grund nachgegangen bin, ehe ich den Mund weiter aufthue.

London, 2. November 1846.

... Mir selbst hat Fürst Löwenstein wichtige Depeschen mitgebracht über die spanische Sache und über die Schweiz. Ich sehne mich sehr, über beide Angelegenheiten mit Ihnen zu sprechen — weiß aber nicht, wie ich dazu kommen soll, da ich Mittwoch Nachmittag meine Tochter nach der Küste begleite, und wahrscheinlich erst Sonnabend zurückkehre.

Es wäre schön, wenn Sie nach der Abfahrt der Herrschaften morgen in die Stadt kämen, und mir etwas vom Tage schenkten. Ich bin um 12 Uhr zu Hause.

Carlton Terrace, 11. November 1846.

Es ist mir doppelt lieb, daß ich Ihnen etwas Geschäftliches zu schreiben habe: denn die „schönen Tage in Aranjuez" tönen noch nach, und „die süße Gewohnheit" des Ideenaustausches zieht mich oft nach den stolzen Thürmen Windsors. . . .

Die Bombe ist geplatzt wegen Krakau. . . . Nicht einmal die Idee einer freien Reichsstadt (welche, nach der Depesche, doch in Erwägung gezogen) habe sich als möglich gezeigt.

Ein gewisser Montesquieu sagt, das Princip einer gewissen Regierungsform sei „la peur". Wir sind so weit fortgeschritten in den Principien, daß die „peur de la peur" schon ein solches geworden ist.

London, Freitag 13. November 1846.

Heut schicke ich Ihnen einen urkundlichen Beweis für die französischen Intriguen in Turin.

Ferner sende ich Ihnen B. II von Coxe's „History of the Bourbon Kings of Spain", wo Sie p. 116 die ganze Geschichte der Pragmatischen Sanction vom November 1712 finden.

Haben Sie den artistisch guten Aufsatz über die Pferde der Alten (von Kühl) in der Beilage der „Allgemeinen Zeitung" gelesen? Ich glaube, es würde Se. königl. Hoh. interessiren, ihn zu lesen.

Nun noch eine Bitte. Unser Deutsches Hospital schreitet an Nützlichkeit und Anerkennung vorwärts. In Deutschland sind die Damen be-

schäftigt, uns schöne Arbeiten für einen Bazar (Mitte Mai) zu Gunsten des Hospitals anzufertigen. Wir bedürfen einer solchen Unterstützung; der Erfolg eines hiesigen Bazars hängt aber, wie Sie wissen, von der „patronage" ab.

Die beiden Königinnen haben voriges Jahr dem „Consumptive hospital" auf die Beine geholfen. Wir flehen um dieselbe Gnade. Wir verlangen von den Majestäten nichts als die Erlaubniß, Ihre Allerhöchsten Namen als „Patronesses" nennen zu dürfen. — Wollen Sie uns diese Gunst erbitten? —

Ich gehe Montag nach Trentham zur Herzogin von Sutherland, und komme Donnerstag wieder, um dann ruhig hier zu bleiben.

London, Sonntag Morgen 20. December.

Ich habe gestern den Genuß gehabt, die langangekündigte Apologie Metternich's, sein Manifest über Krakau, zu lesen: und schreibe heute dessen Widerlegung, trotz Baron J., der Frieden predigt, und sagt, es bedeutet Alles nichts, was nicht Geld ist.

Haben Sie die Artikel der „Allgemeinen Zeitung" über Radowitzens Buch gelesen? Mich jucken die Finger, eine Fortsetzung von „Ernst und Falck" *) zu schreiben!

Ueber die Krakauer Frage handelt auch der folgende Brief an Syndikus Sieveking:

London, 24. November 1846.

... Ich muß Ihnen neuen Kummer klagen, obwol Sie ihn kennen. Welches Unglück, welcher Jammer, diese krakauer Sache, diese unselige Verletzung der Verträge; dieser politische Wahnsinn für zwei der drei Mächte! Ich habe vor drei Monaten amtlich gewarnt, zum 15. October, in den feierlichsten Worten, vertraulich.**) Alles umsonst! O daß der Teufel Schwäche ausbeutet, ärger als Bosheit! Rußland hat die ganze Sache gemacht — für sich — und für Frankreich. Es wollte eine Sanction für das, was es gethan — und thun will — Einverleibung — das Einzige, was es im Königreiche noch nicht gethan!

Ich hoffe, die deutsche Presse wird sich würdig benehmen. Welcher Hohn, die Einsendung an die augsburger „Allgemeine Zeitung"! — Wir haben hier nichts gethan, als die Note der Conferenz übergeben, mit einem ihr beigefügten Machwerke von Memorandum! Das Einzige, was sich sagen läßt, ist, daß Krakau nicht die Bedingungen seiner Existenz erfüllt —

*) Anspielung auf einen Dialog von Lessing.

**) Die hier erwähnte Denkschrift Bunsen's schließt mit dem Ergebniß: „daß die Aufhebung Krakaus entweder die Zustimmung der beiden anderen Mächte fordert, oder als eine Verletzung des Wiener Vertrages angesehen werden muß."

ewige Neutralität — indem es 1830 sich dem polnischen Aufstande anschloß, und daß die 1833 und 1836 gemachten Versuche, mit modificirter Verfassung zu regieren, sich als fruchtlos erwiesen: — alles Das ist nicht gehörig hervorgehoben. Als Staatsschrift ist es zu lang, und als urkundliche Darlegung zu ungenügend, wenn man nicht Behauptungen für Thatsachen nehmen will. — Es ist hier nur Eine Stimme des Weherufes. Peel ist tief betrübt über die Sache an sich, und dann über die tragische Entwickelung des gegenwärtigen Augenblicks. Sie zerstört unsere schönsten Aussichten!

.... Ihre florentinischen Geschichten sind uns in den letzten Wochen ein Familienlabsal geworden. Wir haben sie die Abende gelesen, als Weihe für Frances' Reise nach Florenz, wo sie, will's Gott, in 14 Tagen sein wird.

.... Was die Gesellschaft .... wünscht, sagen die Einlagen. Es handelt sich um einen Versuch, die armen Schafe Deutschlands in diesem Meere zu sammeln. Wir bedürfen hier wandernder Glaubensboten. Die City-Mission beschäftigt davon etwa 200 unter den Engländern Londons, die vollauf zu thun haben: allein ihre Leute sind mehr von der Bildungsstufe der Scripture Reader oder Colporteurs. Was wir wenigstens vor Allem bedürfen, wäre einer von Wichern's Brüdercandidaten. — Natürlich würden ihm etwa 100 Pf. St. bewilligt werden.

Candidat Wintzer leitet den Jünglingsverein, den er und Candidat Kind (jetzt in der Schweiz) gestiftet. Dieser Verein gedeiht sehr: allein Wintzer hat keine Zeit für den Osten, wo bei weitem die meisten deutschen Handwerker wohnen.

Die folgenden Briefe Bunsen's an seine Frau und an Mrs. Waddington gehören ebenfalls noch in die letzten Monate des Jahres 1846:

Windsor Castle, 9. November 1846. Montag früh.

(An seine Frau.) Ich eile, Dir eine schöne Nachricht zu geben. Der Prinz hat mir gestern seine Absicht erklärt, Meyer zu seinem Bibliothekar und Privatsecretär zu machen an Prätorius' Stelle, der nicht zurückkehrt, seiner Frau Krankheit halber.

Siehe, meine geliebte Fanny, so hilft der liebe Gott solchen enfans de la Providence, wie unser theurer Freund ist, und wir dürfen dankbar sein. Ich habe dem Prinzen gesagt, Meyer müßte jährlich 2 bis 3 Monate Urlaub haben, um nach Irland und Schottland, wegen Fortsetzung seiner linguistischen Studien, die er in Wales schon so weit gebracht, reisen zu können.

Carlton Terrace, 13. November 1846.

(An Mrs. Waddington.) .... Ich habe eine Botschaft für Sie von der Herzogin von Gloucester, welcher ich neulich den Prinzen von Löwenstein vorstellte. Sie erkundigte sich nach Ihnen und drückte den Wunsch aus,

Sie möchten den sechsten Band des Buches von Madame d'Arblay lesen, da derselbe ein ausgezeichnetes Charakterbild der Prinzessin enthalte.

Ich war nach Windsor Castle eingeladen, um dort den Geburtstag des Prinzen von Wales mit zu verbringen, zum ersten mal, da es sonst nicht gebräuchlich ist, daß die Königin bei dieser Gelegenheit fremde Gäste bei sich sieht. Am Morgen begleitete ich die königliche Gesellschaft zur Terrasse, um die Truppen zu besichtigen, welche ein feu de joie zur Ehre des Prinzen von Wales abgaben; dieser genoß das Schauspiel sehr und mit vollkommener Ruhe, erwiderte auch gebührenderweise durch einen militärischen Gruß die ihm beim Vorbeitragen der Fahnen erwiesene Ehrenbezeigung. Ich frug den Prinzen Albert, ob er sich in diesem frühen Alter von 5 Jahren schon irgendeinen Begriff von seiner Stellung gebildet habe. Er erzählte mir darauf, daß auf ihrer Reise durch Cornwall im vorigen Monat der Knabe um Erklärung des Beifalls gebeten habe, der die Lebehochs auf den „Herzog von Cornwall" begleitete — worauf Prinz Albert ihm dann auseinandersetzte, daß es einmal vor langer Zeit einen großen und guten Prinzen von Wales gegeben, mit dem Namen des Schwarzen Prinzen, der auch Herzog von Cornwall gewesen sei; und er sei so geliebt und bewundert worden, daß das Volk ihn nicht vergessen habe; und da dieser Titel dem ältesten Sohn des Monarchen neben dem des Prinzen von Wales gegeben sei, so solle ihn dies lehren, den Verdiensten jenes großen Prinzen nachzueifern, um ebenso geliebt und im Gedächtniß gehalten zu werden.

Ich hatte deutsche Bücher für die Kinder mitgebracht und erhielt die Erlaubniß, dieselben zu überreichen. Um mir Gelegenheit dazu zu geben, brachte die Königin nach dem Luncheon die kleinen Prinzen und Prinzessinnen in die Galerie. Der Prinz wünschte die Bilder erklärt zu sehen, und so setzte ich mich denn inmitten der Gruppe auf dem Fußboden nieder; wir sprachen Alle deutsch und die Prinzeß Royal las auf den Wunsch der Königin eine Fabel aus einem der Bücher vollkommen gut vor. Die Königin hat oft mit mir über Erziehungsfragen und vorzüglich über den Religionsunterricht gesprochen. Ihre Ansichten sind sehr ernst, aber zu gleicher Zeit liberal und weitherzig. Sie verabscheut ebenso wie Prinz Albert allen Formalismus. Die Königin liest sehr viel und hat meinem Buch über die Kirche der Zukunft die Ehre angethan, es zu lesen, und zwar so aufmerksam, daß sie neulich, als sie in Cashiobury das Buch auf dem Tische liegen sah, Stellen, welche ihr gefallen hatten, aufsuchte, um sie der Königin-Witwe vorzulesen.

Windsor Castle, am letzten Tage des Jahres 1846.

(An dieselbe.) ... Ich habe wieder einige glückliche und wichtige Tage in diesem schönen Palaste vollbracht, wobei ich oft meine Augen dem Platze unterhalb des Schlosses zuwende, wo Sie zu leben gewohnt waren. ...

Als ich in Trentham war, sah ich das schöne Porträt jenes großen und guten Sir Bevil Granville, im Harnisch, mit seinem langen und schönen Haare; der Herzog zeigte es mir und erwähnte, daß eine Art Verwandtschaft zwischen unseren Familien bestehe, da er selber im siebenten und meine Frau im sechsten Grade von jenem gemeinsamen Vorfahren abstamme.

Um aber zu Windsor Castle zurückzukehren (von wo aus ich gerade nach der langen Allee blickend die Dämmerung dieses letzten Tages im Jahre beobachtete), so ist die Königin als Frau und Mutter so glücklich wie die glücklichste in ihrem Lande, und keine kann eifriger ihre Pflichten erfüllen. Sie spricht oft mit mir über die große Aufgabe, die ihr und dem Prinzen obliege bei der Erziehung ihrer Kinder, vorzüglich des Prinzen von Wales und der Princeß Royal. Vorgestern brachte sie sie alle in die Galerie, um mir die Hand zu geben. . . . Ich werde hoffentlich stets hier bleiben können; meine Stellung läßt nichts zu wünschen übrig und ist besser als jemals; zu Hause könnte ich, wie ich aufrichtig glaube, nichts ausführen, was das Opfer an Lebensglück werth wäre. Aber ich hoffe, daß ich Alles mit einfältigem Sinn und aufrichtigem Herzen in die Hand des Allmächtigen lege, bereit für König und Vaterland zu leben und zu sterben, wann und wie es auch erfordert werden möge!

Die Mittheilungen aus dem Jahre 1847 lassen sich mit einem Briefe Bunsen's an Samuel Gurney eröffnen, der sich auf den Tod von dessen Bruder Joseph John Gurney bezieht:

Carlton Terrace, 6. Januar 1847.

. . . Ich verehrte und liebte Joseph John Gurney wie einen älteren Bruder. Es war in ihm eine Verbindung christlicher Gemüthsstimmung und tiefer Frömmigkeit mit seltener Einsicht und schönen Fähigkeiten. Lange Jahre schon hatte ich diese Vereinigung werthvoller Eigenschaften geliebt und geschätzt; aber die Tage, die ich im November des vorigen Jahres in seinem Hause verbrachte, und die infolge unseres damaligen Verkehrs entstandenen Verhandlungen und Unterhaltungen über die Frage wegen des Friedens mit den Vereinigten Staaten brachten uns noch viel mehr zusammen, sodaß ich seitdem beständig die größte Sehnsucht gehabt habe, seine erhebende und erheiternde Gegenwart ein anderes mal in größerer Muße zu genießen. Dieser Wunsch ist von der Weisheit des Allmächtigen nicht gewährt worden; aber er genießt jetzt das Glück derer, welche Gott schauen, vor dessen Angesicht er durch das dunkle Thal des Lebens wandelte, und dessen Wort und Geist seine Führer waren in seinen Schriften, in seinen Predigten, in seiner Unterhaltung, in seinen Handlungen. Wir werden nie wieder seinesgleichen auf Erden erblicken; wir

müssen hinaufschauen zu Dem, in welchem alle erlösten Geister leben und miteinander verbunden sind! Aber das Gedächtniß Ihres Bruders wird auch auf der Erde leben, in seiner Familie, in der Gesellschaft der Freunde, unter Tausenden von Christen aller Sprachen und Glaubensbekenntnisse. Er fand den Schlüssel, welcher alle Geheimnisse des Glaubens öffnet, und redete die Sprache, welche alle Herzen erschließt — die der Liebe. Und es war bei ihm ein lebendiges Zeugniß des Geistes, eine gewisse Majestät christlicher Sanftmuth und Wahrheit, die auch Leuten auffiel, die ihn selten sahen. Sowol Sir Robert Peel als Lord Aberdeen gestanden mir zu, daß er bei Ueberreichung der Bittschrift um Frieden, die einen so gesegneten Erfolg hatte, einen bedeutenden Eindruck auf sie hervorgebracht habe. Ich würde gern dem Begräbnisse beiwohnen, muß aber wegen einer Grippe das Haus hüten.

An Baron Stockmar wurden in den ersten Monaten des Jahres 1847 folgende Briefe gerichtet:

London, 8. Februar.

Die Verfassung ist da: wie ich gesagt, vom Tage des Aufrufs des Königs an sein Volk, 3. Februar 1813.

Sie ist viel besser als der Entwurf.

Der Grund zu einem Herrenhause ist gelegt.

Das Petitionsrecht ist unverkümmert: und das ist das Neue, was Friedrich Wilhelm III. nicht versprochen.

Nun, „so far so good!" Kommen Sie bald zu Ihrem Getreuen

Germanicus.

Gründonnerstag 1847. Es ist mir eingefallen, daß der Prinz sich sehr beliebt und in der That sehr verdient machen könnte, wenn er es unternähme, Shakspeare wieder auf die Bühne zu bringen, — der jetzt nirgends mehr gegeben wird! In Drury Lane, wo einst Garrick und Mrs. Siddons die herrlichen Schöpfungen des Barden neu belebten, spielen jetzt — Elefanten und Pferde! Macready wäre der Mann. Die Aristokratie hat nie etwas für Shakspeare thun wollen! Es wäre ihr sonst ein Leichtes gewesen. — Lessing's und Goethe's Leben zeigen, daß die Reform des Theaters eine undankbare Arbeit ist: allein es handelt sich hier nicht um die Rolle Lessing's und Goethe's, sondern Karl August's von Weimar. Wenn die Königin ein Shakspeare'sches Stück besucht, so läuft am ersten Tage die ganze Aristokratie hin, und am zweiten John Bull mit Anna Bolena, seiner getreuen Gattin, am Arm, nebst vielen Missen.

Die „Times" haben Couriere angestellt zwischen der Ost- und Westeisenbahn (Hannover und Köln) und Expreßzüge auf den Eisenbahnen bestellt, um „the King's Speech" vor allen anderen Blättern hier zu erhalten.

— Ich habe dem Sub=Editor gesagt, der König würde sein Lebtag nicht eine Rede lesen, sondern eine sprechen, und zwar, wie sie ihm in dem Augenblick im Geiste vorschwebt und in den Mund kommt. Der meinte, ich hätte sie wol schon in der Tasche, oder bekomme sie wenigstens am Tage der Eröffnung selbst, und wollte sich dann empfehlen, Gegendienste anbietend, wenn die „Times" die Rede eher erhalten sollte. — Donnerstag früh denkt er sie zu haben.

Ostermontag Morgen (1847). Ich eile Ihnen zu melden, daß ich heute zum Luncheon bei Ihnen sein werde. — Ich hatte vor, diesen Nachmittag im Britischen Museum zuzubringen — allein Ihrer Einladung kann ich um so weniger widerstehen, — als ich übermorgen zu meinem Archdeacon gehe.

Pacheco Premierminister, ist, was ich vor 14 Tagen, als Vermuthung, nach Berlin geschrieben. Espartero zum Collegen zu haben, denke ich mir sehr lustig: Narvaez in Paris wäre eine Scene, halb komisch, halb tragisch. Denken Sie sich die drei Personen: — Louis Philippe, Marie Christine, Narvaez, Repräsentant eines anti=afrancesados Ministeriums!

Von den Briefen Bunsen's an Syndikus Sieveking gehört der folgende derselben Zeit an:

London, 16. März 1847.

... Ich schließe meinen Posttag heute wieder mit einigen Zeilen an Sie, um mich zu erholen und zu stärken.

Ich habe Ihr Wort noch nicht beantwortet: „daß Sie für das Bündniß mit England die deutsche Schiffahrtsacte aufgeben". Ich aber nicht. England hebt entweder die seinige auf, und dann trifft ja der Pfeil nicht; oder es hält sie aufrecht, dann ist der einzige mögliche Weg einzuschlagen, es zur Billigkeit zu bringen. Die Regierung will die veraltete Ordnung aufheben: allein erst muß sie ein neues Parlament haben, und man wird ihre Freunde vorher auf den Hustings arg katechisiren. John Bull ist ein Egoist: man muß aber das nicht übel nehmen (denn Andere sind es auch, nur nicht so ehrlich), ebenso wenig aber auch nachsehen. Ich sage es ihm mit einem Händedruck, aber ernst und entschieden: und er nimmt es mir nicht übel, und ist sehr höflich.... Das Verbot der Weser=Zeitung sollte aufhören, ich schreibe aber kein Wort mehr nach Berlin, die dortige Sicherheit ist mir grausenhaft. Ich habe wiederholt gemahnt an Adelsedict und Kirchenausstattung und Geschäftsordnung: Alles, wie es scheint, vergebens.

Daß Peel mir einen köstlichen Brief von 22 Quartseiten über die Verfassung geschrieben, in Antwort auf einen Brief und Anfragen darüber, glaube ich Ihnen schon gemeldet zu haben. Er meint, die Regierung könne

die Verfassung halten, wenn sie die Entwickelung redlich wolle, und sogleich darauf gefaßt sei. Das ist hier die allgemeine conservative Meinung: das französische Wort: „ce sera une constituante ou la révolution" findet hier so wenig Anklang als die orleanistische Anfeindung in den „Débats". Mit den „Times" werden Sie zufrieden sein: auch hinsichtlich der Lola Montes, im letzten Artikel. Besser Lola als Loyola, und besser Montes als ultra montes! — Ich freue mich, daß das bairische Volk so viel politische Bildung und Takt hat. Wenn der König von Baiern nur nicht zurückfällt, bei dem Beichten vor Ostern!

Nun wieder eine Bitte. Ein Candidat Wintzer hat (wie ich glaube schon geschrieben zu haben) einen Handwerker-Jünglingsverein gebildet, für welchen ich ihm auch in der Stille 150 Thaler von der Regierung verschafft habe. Die guten Leute wünschen jetzt gute Bücher zu haben, ... darf ich Ihnen die Sache ans Herz legen? Der beigeschlossene Brief sagt Alles. — Ich sollte denken ... die trefflichen Besser und Perthes in Hamburg übernähmen die Sache. Das Packet wäre an mich zu adressiren, ich stehe auch für umgehende Bezahlung. Die Sache verdient gewiß Unterstützung und Theilnahme.

Von einem Besuch des früher bewohnten Landhauses gibt der folgende (englisch geschriebene) Brief Bunsen's an seine Frau Bericht:

Herstmonceaux Rectory, 9. April 1847.

Ich habe hier viel an Dich denken müssen, wo jeder Schritt mir die Erinnerung an vergangene Jahre und Tage zurückbringt, glückliche Zeiten, glücklich vor Allem durch Dich! Ich fühle, daß ich alt werde; denn als ich heute Nachmittag an unserem früheren Hause und am Schlosse vorbeiwandelte, wurde ich von meinen Gefühlen überwältigt und konnte kaum meine Thränen zurückdrängen. Ich war daher doppelt glücklich, heute einen Brief von Dir zu erhalten. Jetzt zu den verschiedenen Botschaften! Die erste ist von den vereinigten Primeln, Narcissen und Veilchen, welche ich auf meinem Wege traf — alle grüßen Dich zärtlich; sie sahen so glücklich aus an ihren Stengeln, daß ich nicht den Muth hatte, eine davon für Dich zu pflücken. Die zweite ist von Mrs. Hare, die Dich wissen läßt, daß sie morgen nach London kommt. Die dritte Botschaft ist von Lady Herschel, welche bittet, es möchten ihr Eintrittskarten gesichert werden, um die dritte Aufführung des „Elias" zu hören. Ich hoffe, Du hast Mendelssohn gesehen und ihn herzlich von mir gegrüßt. ... Wir haben heute den ganzen Tag Aegyptisches besprochen.

Am 14. April begab sich Bunsen mit seiner Frau und seiner ganzen Familie, begleitet vom Prinzen Löwenstein, dem preußischen

Legationssecretär, welcher auf der Hochzeit als „best man“ *) fungirte, nach Stoke Park, um der Verheirathung seines ältesten Sohnes Heinrich mit Marie Luise Harford Battersby beizuwohnen. Die Ehe wurde am folgenden Tage durch Dr. Monk, Bischof von Gloucester und Bristol, eingesegnet, unmittelbar vor der Einführung Heinrich Bunsen's in die Pfarrei von Lilleshall in Shropshire.

Ueber die im Frühjahr 1847 erschienene englische Ausgabe seiner „Kirche der Zukunft“ handelt der folgende Brief Bunsen's an Mrs. Waddington:

Carlton Terrace, 23. April 1847.

Meine theure Mutter, — ich erscheine heute vor Ihnen mit meinem ersten englischen Buch, der ersten Uebersetzung eines Buches von mir ins Englische. Als ich es schrieb, wünschte ich oft, daß Sie es eines Tages lesen möchten, und jetzt, wo es der Welt vorliegt, habe ich etwas von dem Gefühle der Abneigung davor, in einer Verkleidung vor Jemandem zu erscheinen, von dem ich wünschen würde, so gesehen zu werden, wie ich bin, Auge in Auge. Die Uebersetzung ist treu; ich habe selbst einige Stellen englisch umgeschrieben, und doch, wenn ich es jetzt lese, so fühle ich, daß ich es nicht bin, der spricht. Einige Theile klingen herber, andere zahmer; fast alle scheinen mir weniger klar und nicht fließend. Das schlechteste Englisch ist mein eigener Brief an Gladstone. Es ist kein Stil darin, aber ich schrieb ihn an einem Morgen, und sandte ihn ab, fast bevor die Tinte noch trocken war. Aber wie dem auch sei, das Werk enthält doch einige Gedanken und Winke, welche den Leuten Stoff zum Nachdenken geben werden. Einige von meinen geschichtlichen Behauptungen werden angegriffen werden, und ich werde auf solche Angriffe durch mein Buch „Ignatius“ antworten. Ich finde blos einen Theil der ihm zugeschriebenen Briefe echt, die übrigen interpolirt oder völlig gefälscht. Aber bevor das jetzt unter der Presse befindliche Werk über Ignatius England erreicht, beabsichtige ich, vor dem englischen Publikum mit einer Einleitung zu meinem Werke über Aegypten zu erscheinen, die ganz neu von mir geschrieben ist, an deren Stelle, welche der deutschen Ausgabe vorhergeht. Drei Uebersetzungen waren davon unternommen, aber ich war genöthigt, mich gegen alle zu erklären und meine eigene Sprache zu reden. Ich erinnere mich recht gut, wie Sie mir einmal scharfsinnig bemerkten, Sie hätten nicht ohne Lächeln beobachten können, daß ich beim Französischschreiben gewissermaßen das Wesen eines Franzosen anzunehmen pflege. Es ist in der That ganz richtig, daß man sich in gewissem Grade mit der Nation identificirt, deren Sprache man schreibt, und wenn ich französisch schreibe, so bin ich

*) Der „best man“ ist der Führer des Bräutigams.

mir bewußt, einen gewissen Ton und gewisse allures anzunehmen, die ich nicht haben würde, wenn ich deutsch schriebe. Aber im Englischen habe ich mehr Muth — ich werde Alles auslassen, was metaphysisch ist, aber um so mehr bei dem verweilen, was ich meinem theuren und würdigen Freunde John Bull nahe legen kann, oder vielmehr seinen Damen; denn er selbst hat es aufgegeben, Bücher zu lesen, und setzt seine Damen sogar ans Schreiben, wenn er etwas geschrieben haben will. Deshalb, liebe Mutter, haben Sie Geduld mit allen Germanismen in diesem Buche; Sie werden mich bald, wenn ich Aegypten dem englischen Publikum eröffne, als ruhig und nüchtern argumentirenden Engländer auftreten sehen. Bei dem Lesen dieser Uebersetzung müssen Sie ins Deutsche zurückübersetzen, was Sie durch Intuition können, Dank Madame de Staël.

Ich sende Ihnen das Exemplar der Broschüre von Kay Shuttleworth, welches der Prinz-Gemahl mir gab; ich bin für den Plan, weil er der Keil ist, um später einen besseren einzuführen, und ein Mittel zur Besserung und Erziehung der mitten unter uns und rings um uns in schauderhafter Unwissenheit, Unsittlichkeit und Unglauben jährlich aufwachsenden Massen. Es ist ein schwacher Punkt darin, welchen Dr. Vaughan ausgespäht hat, und welchen Sie selbst finden werden; aber gerade die Schwäche der Vertheidigung in der Flugschrift beweist, daß der Rath bereit ist, gegen die Dissenters duldsamer zu sein, wenn nur der Klerus der Staatskirche und die Verwalter des Volksschulenvereins (national school society) nicht allzu unduldsam sind.

Ueber den Verkehr der Bunsen'schen Familie mit Mendelssohn ist einiges Nähere in zwei Briefen von anderer Hand mitgetheilt:

London, 1. Mai 1847.

Am Donnerstag Nachmittag, 29. April, hatten wir das Vergnügen, Mendelssohn bei uns zu sehen, der, weil er keinen Abend frei hatte, zum Luncheon kam und uns nachher herrliche Musik machte; er spielte nicht blos selbst, sondern war auch so freundlich, Ernst zu begleiten, dessen Stimme heute schöner als je klang.

Donnerstag 6. Mai. Wir gingen zu Fuß zum Frühstück bei Sir Robert Inglis. Eine große Herrengesellschaft, gemischt, wie es dort gute Sitte ist: Lord Arundel und der Bischof von London, Lord Glenelg und Lord Charles Russell, Mr. Lyons und Mr. Stafford O'Brien, Mr. Richard Cavendish und Mr. Foster. Letzterer hat leider seine Unwissenheit dargethan durch ein Buch mit versuchsweiser Erklärung der Felseninschriften in einem der Thäler der Sinaihalbinsel — während er kein Arabisch versteht, und solche, die das Altarabische gelernt haben, die vorher lange für unverständlich gehaltenen Zeichen lesen können. Die Inschriften haben sich

als bloße Reisebemerkungen — wie sie Reisende in allen Zeiten auf Mauern oder Felsen zu schreiben liebten — erwiesen und bieten kein allgemeines Interesse. Nachher sahen wir die Gemäldesammlung Lord Ellesmere's mit Mendelssohn. Gestern spielte Mendelssohn uns wieder am Nachmittag vor, und wir hatten eine kleine Zahl von Personen dazu eingeladen, die sich sehr glücklich schätzten, den Genuß zu theilen: Lord Ellesmere und Lady Charlotte Greville, Mr. Cavendish, seine Schwester und Tante, Lord Glenelg, der Bischof von London, Lady Herschel und ihre schöne Tochter, Mr. und Mrs. Gladstone. Mendelssohn begleitete Ernst zu seiner eigenen Composition „Auf Flügeln des Gesanges", — und es wurde wahrgenommen, daß er den Takt viel langsamer nahm, als es gewöhnlich geschieht. Er hielt sich nicht lange auf und verließ uns unter großer Gemüthsbewegung.

Es war dies die letzte Zusammenkunft mit jenem Manne von seltener Begabung und seltener Vortrefflichkeit, dessen ganze Natur von einem Sinn für Schönheit und Lieblichkeit durchdrungen schien, welchem er wie wenige Andere Ausdruck zu verleihen verstand. Er war bereits vor seiner Abreise nach Deutschland nicht recht wohl und starb im folgenden November in Leipzig. Die Nachricht von seinem plötzlichen Tode war ein harter Schlag für Bunsen, dem er sehr werth gewesen war, sodaß das Wachsthum seines Talents und seines Ruhms von ihm mit fast ebenso großer Freude beobachtet worden war, als wären sie beide durch Blutsverwandtschaft verbunden gewesen. — Ein Mitglied der Bunsen'schen Familie erinnert sich, daß bei dem ebenerwähnten letzten Zusammensein Mendelssohn zum Schluß die großartige Arie „Sei getreu bis in den Tod" aus dem Oratorium „Paulus" begleitete, die er selbst auswählte, indem er sagte: „Wir wollen hiermit schließen." Sobald er die letzte Note gespielt hatte, sprang er auf, und verließ ungestüm Zimmer und Haus, indem er denen, welche ihm folgten, zurief: „Ich kann nicht Abschied nehmen, Gott segne Sie Alle!" Es ist nicht bekannt, welche Ursache diese ungewöhnliche Empfindung des Ernstes der Abreise veranlaßte; aber mag er nun von irgendeiner Ahnung ergriffen gewesen sein oder nicht, gewiß ist, daß ihn bei seiner Rückkehr nach Hause die Nachricht des plötzlichen Todes seiner geliebten Schwester traf — der begabten Fanny, Frau des Professors Hensel — ein für ihn außerordentlich schmerzlicher Verlust.

Bei dieser seiner letzten Anwesenheit in London war Mendelssohn gebeten worden, die Aufführung des Oratoriums „Paulus" in Gegenwart der Königin und des Prinzen Albert in Exeter-Hall zu leiten. Es ist noch in lebhafter Erinnerung, wie ergreifend der Eindruck seines Empfangs durch das aus einer ungewöhnlichen Zahl

trefflicher Musiker bestehenden Orchester war, das bei seinem Eintritt das Jubellied „Seht, er kommt, mit Ruhm gekrönt" anstimmte. Nur ein Fehler ließ sich an diesem herrlichen Oratorium wie an dem „Elias" herausfinden; beide muthen nämlich der menschlichen Fähigkeit, musikalische Gedanken aufzunehmen, zuviel zu; die Hälfte des Stückes würde durchaus für einen vollkommenen Genuß genügen. Als später im letzten Monat desselben Jahres der „Elias" höchst gelungen in Exeter-Hall aufgeführt wurde, trug das ganze Orchester und der größte Theil der Zuhörer Trauerkleider zum Andenken an Mendelssohn. Bei dieser Gelegenheit wußte die seltene Begabung Jenny Lind's den großartigen Sopranstellen im letzten Act ihre volle Wirkung zu sichern.

Ueber sprachwissenschaftliche Gegenstände handelt unter anderen ein (englisch geschriebener) Brief Bunsen's an den Missionar Graff:

Carlton Terrace, 3. Juni 1847.

.... Obgleich ich bald das Vergnügen zu haben hoffe, Sie wiederzusehen, kann ich es mir doch nicht versagen, meinen Dank für die mir anvertrauten Papiere und meine Befriedigung über ihren Inhalt auszudrücken.

Ihre Bemerkungen über die Sprachen zeigen, daß Sie auf das ursprünglichste Gebiet des menschlichen Geistes wahre Philosophie angewandt haben. Ihre Abhandlung über die Verbindung solcher sprachlich philologischen Studien mit der Arbeit eines Missionars behandelt einen höchst wichtigen Gegenstand, der meinen Geist viele Jahre hindurch beschäftigt hat, und dessen klares Verständniß mir die unentbehrliche Bedingung weiterer Fortschritte in unserem Missionswerk zu sein scheint. Wir sind lange genug in dieser Beziehung hinter den Romanisten zurückgeblieben, und wir scheinen das große und göttliche Vorbild aus dem Auge verloren zu haben, das uns auch in dieser Beziehung durch die Ausgießung des Geistes dargeboten worden ist. Denn die Erstlingsfrucht dieses Geistes war die Heiligung der Sprachen, die bis dahin blos den Zwecken des gewöhnlichen Lebens gedient hatten, zu geweihten Organen, um „die großen Thaten Gottes" zu preisen.

Ich stimme mit Ihnen sowol in dem ganzen Inhalte Ihres Aufsatzes als insbesondere in den fünf Punkten, womit Sie schließen, überein, mit der Ausnahme eines derselben. Sie sagen, man solle den Rohstoff nach Hause schicken. Ich sage aber „Thut das ja nicht!" Sie und Alle unter Ihren Brüdern, welche ähnliche Gaben haben, sind vollkommen und in gewissem Grade allein befähigt, diesen Stoff für die in Frage kommenden zwei Zwecke zu ordnen:

1. eine klare und vollständige Darstellung der grammatischen Formen, eingeleitet durch solche Bemerkungen über den Volksstamm und das Land, welchem die Sprache angehört, wie die Beobachtung sie an die Hand gibt;

2. ein Wörterbuch, eingeleitet durch solche allgemeine Bemerkungen über die Bildung der Wörter und die Verbindung der Wortstämme untereinander, wie sie das Studium der Sprache selbst darbietet.

Ich glaube, daß beiderlei Werke sofort von der Gesellschaft gedruckt werden würden, sowol für Europa wie für Afrika. Sie würden nicht sehr umfangreich sein, und je mehr sie nach einem gleichmäßigen, allgemeinen und klaren Plane gemacht sind, um so bündiger und nutzbringender werden sie sein. Die Grammatik wird jenen Stämmen selbst einleuchten, und Grammatik und Wörterbuch zusammen werden das beständig fließende Element der Sprache unter ihnen festigen.

Natürlich müssen die Evangelien zu gleicher Zeit gedruckt werden, und allmählich das ganze Neue Testament, und schließlich die ganze Bibel. Als einen der ersten Gegenstände der Uebersetzung im Alten Testament würde ich die Psalmen empfehlen. Der Hauptpunkt bei all diesen Dingen ist ein vernünftiges System der Umschreibung. Es ist unmöglich, die englische Aussprache zum Maßstabe derselben zu nehmen; sie steht nicht blos im Widerspruch mit den sämmtlichen festländischen Sprachen, sondern ist auch in sich selber voller Widersprüche. Fast alle Gelehrten haben daher dem von Humboldt, Bopp u. A. angewandten und von den Franzosen adoptirten System der Schreibweise zugestimmt. Es ist der Vereinfachung und mancher Verbesserungen fähig, welche Lepsius bald zu veröffentlichen beabsichtigt. Der Grundsatz derselben ist, jeden einfachen Laut durch ein einfaches Zeichen auszudrücken. Das lateinische Alphabet — im Ganzen nach der italienischen Aussprache, welche für die alten Sprachen ursprünglich auch in England gebräuchlich war — reicht für alle einfachen Laute aus, mit Ausnahme des griechischen χ, für welches das lateinische Alphabet keinen entsprechenden Buchstaben hat. Die Modificationen sind durch Hülfszeichen, wie z. B. ‾̦ und ‿̔ und einige ähnliche, auszudrücken. Lepsius schlägt vor, ein besonderes Zeichen für jede specielle Art von Lauten zu adoptiren, also für Kehl-, Zungen-, Gaumen-, Zahn- und Nasenlaute. Sie werden finden, daß das hebräische Keph und Koph sich blos dadurch unterscheiden, daß das eine Kehl-, das andere Zahnlaut ist. Dasselbe ist der Fall mit vielen anderen Buchstaben in verschiedenen Sprachen. Nehmen Sie z. B. das deutsche „ch“ in „Auch“ und in „Ich“. Die afrikanischen Sprachen werden natürlich viele Nasenlaute haben nach den mitgetheilten Beispielen. Ich werde Ihnen Lepsius' Abhandlung schicken, sobald sie erscheint, — er beabsichtigt, sie diesen Sommer der Orientalistenversammlung vorzulegen.

Was wir auf solchen Grundlagen in Europa thun können, ist, die

Analogien der Sprachen ausfindig zu machen und daraus Folgerungen abzuleiten. Aber auch hier müssen Sie uns auf den Weg bringen. Sie werden zuerst entdecken, welche Sprachen durch unmittelbare Verwandtschaft verbunden sind; ich verstehe hierunter Sprachen, deren grammatische Formen auf den nämlichen ursprünglichen Grundlagen ruhen. Die Stufenleiter lernen wir durch die indogermanische Philologie erkennen. Sie wissen, daß diese uns das folgende allgemeine Schema gibt, mit dem teutonischen Stamme anfangend: Schwestersprachen Germanisch und Skandinavisch; Dialekte in jenem: Sächsisch, Fränkisch, Schwäbisch, mit allen ihren unendlichen Verschiedenheiten; einschließlich des Holländischen, Angelsächsischen, Friesischen, Allemannischen (Schweiz), Burgundischen (Bern); in diesem: Dänisch und Schwedisch.

Alle diese führen wir auf die ältesten Formen, die wir kennen, zurück: das Gothische des Ulfilas, um 380, das Isländische der Edda, gegen 900 unserer Zeitrechnung. Diese zwei ursprünglichsten Formen bringen wir dann in Verbindung mit den ältesten Formen der von einem gemeinsamen Ursprung herstammenden Sprachen: Sanskrit und Zend, Griechisch, Lateinisch, Slawonisch, Litauisch, Celtisch (auch Persisch).

Der nächstfolgende Schritt ist, diesen ganzen Japhethitischen Stamm als einen zu nehmen, und mit ihm den Semitischen in all seinen ältesten Formen zu vergleichen — das Hebräische, das sogenannte Chaldäische, das Syrische, das Arabische, das Abyssinische, mit dem Samaritanischen. Endlich haben wir, wie Sie wissen, die ursprüngliche Sprache Ham's gefunden; denn Ham, Kham ist der Name Aegyptens in der ägyptischen Sprache. Ich habe alle Formen und so viele von den Wortstämmen, als uns bekannt sind, in meinem Werk über Aegypten veröffentlicht, und der erste Band der englischen Uebersetzung wird eine vollständige Sammlung der Wortstämme enthalten. Diese betrachte ich als den Schlußstein der Verbindung zwischen den asiatischen und afrikanischen Sprachen.

Aber wir müssen in allem Diesem systematisch vorgehen. Keine Sprünge — keine unreife Vergleichung einzelner Wörter, die nichts beweist, sondern stufenweise Vergleichung, Aufsteigen von den engverwandten Sprachen zu denjenigen von weniger unmittelbarer Verwandtschaft, wobei es stets gilt, die Analogie nachzuweisen, wie Grimm durch seine „Lautversetzung". Die Unterabtheilungen in Afrika sind größer als in Europa und Asien; in Amerika sind sie noch größer. Aber Verwandtschaft der grammatischen Formen, nicht blos in Bezug auf das allgemeine System, sondern auch in dem dazu verwandten Material, ist nothwendigerweise ein Zeichen geschichtlichen Zusammenhangs. Einzelne Wörter mögen sehr voneinander abweichen, besonders in herabgekommenen Sprachen. Schließlich darf das physiologische Element nicht vernachlässigt werden. Prichard's Werke haben

viel hierin geleistet. Sie sollten auch seinen ethnographischen Atlas haben, wenngleich er natürlich unvollkommen ist.

Japhet's Sohn muß das göttliche Feuer anzünden, wie Prometheus, einer von Japhet's Söhnen, es in alten Zeiten gethan haben soll; aber die Kinder Ham's müssen es am Brennen erhalten. Ziehen Sie afrikanische Sprachgelehrte heran, so gut wie afrikanische Prediger; beide werden der Sache des Evangelium dienen, und beide werden bezeugen, daß der Geist Gottes mit uns ist, wie Luther sagt:

Er ist mit uns wol auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben.

Aus den Briefen Bunsen's an seine Familie sind aus derselben Zeit die folgenden Bemerkungen in Briefen an einen Sohn von allgemeinerem Interesse:

London, Sonntag 9. Mai 1847.

.... Gott sendete mir von Kindheit an schwere Zucht, durch Armuth und Noth: ich mußte mich durchkämpfen durch die Welt, nichts in mir tragend als mein Bewußtsein und den festen Willen, meinem Ideale zu leben, alles Andere nicht achtend.

London, 1. Juli 1847 (XXX. Jahrestag des Hochzeittages in Rom und Frascati). Ich schreibe Dir heute, eigentlich weil ich's nicht lassen kann: denn ich habe mehr zu thun, als der Tag tragen will.

Erstlich muß ich einige Gedanken auslassen, zu denen Dein letzter Brief mich hingezogen. Du liesest — für Deine Studien, Thiers zur Erholung. Du wirst aber in — keine fruchtbare oder zu befruchtende Idee finden; denn der Mann hat keine, obzwar er ein guter Politiker ist: und in Thiers nichts als die letzte Erscheinung historischer Sophistik und blendendste Form tiefer Unsittlichkeit. Warum nicht Niebuhr's eben erschienene Vorlesungen über die alte Geschichte, als Studium: und dann — dieselben als Erholung? Da kannst Du den großen Mann (wie Sieveking so schön schreibt) in jeder Zeile herauslesen. Thiers lies, wenn Du 50 Jahre alt, und krank bist....

Die folgenden (englisch geschriebenen) Briefe von anderer Hand enthalten Mittheilungen aus denselben Monaten, namentlich über Besuche Bunsen's in Oxford und Cambridge:

26. Juni 1847.

Am Mittwoch den 23. ging Bunsen nach Oxford und kam am Donnerstag zurück. Heute werden Graf und Gräfin St.-Aulaire mit uns essen, ganz allein. Es ist ein trauriger Abschied, denn sie verlassen uns nächste Woche, um nicht wiederzukehren.

30. Juni.

Bunsen ging gestern wieder nach Oxford zu der Versammlung der Ethnologischen Gesellschaft, nachdem er in Cuddesdon Palace zu Mittag gegessen und die Nacht dort zugebracht hatte. Meyer soll seine Sache vortrefflich gemacht und großen Erfolg davongetragen haben; er wurde mit außergewöhnlicher Aufmerksamkeit angehört. Gegen Ende der Woche wird Prinz Waldemar erwartet, und dann wird es mit der Regelmäßigkeit unseres Lebens ziemlich vorbei sein, bis er aufs Land geht. Am Montag, 5. Juli, will er bei Einsetzung des Prinzen Albert als Kanzler der Universität in Cambridge sein; Bunsen hat es veranstaltet, daß er bei Dr. Worsley im Downing-College Unterkommen findet. Am Mittwoch kehren Alle von Cambridge zurück.

Carlton Terrace, Donnerstag 8. Juli.

Das herrliche Sommerwetter der letzten Tage machte das Fest in Cambridge zu einem Fest, wie es sein soll, glänzend und heiter. Selten wird einem das Vergnügen zutheil, ein Fest ganz ungestört zu genießen; und jetzt nach dem schönen Schluß des gestrigen Tags beginnt der heutige mit heftigem Regen — gut für Alles mit Ausnahme des Heues, welches an vielen Orten noch draußen liegt. Am Montag Morgen, den 5., waren wir vor 9 Uhr am Bahnhofe, gerade bevor Prinz Waldemar, der Herzog von Sachsen-Weimar und der Prinz von Oldenburg ankamen; die Königin hatte einen Extrazug mit einem der königlichen Salonwagen in Bereitschaft halten lassen, der gerade die Prinzen faßte mit ihren Herren und Adjutanten, Prinz Löwenstein, Bunsen und mich, Bischof Stanley und Sir George Grey. Der Bahnhof bot wie gewöhnlich ein sehenswerthes Schauspiel, — alle Stände, aus denen die menschliche Gesellschaft besteht, eilend und drängend oder in Gruppen zusammenstehend. Man erwartete die Königin, und im eiligen Vorbeifliegen bemerkten wir auf allen (mit Blumen geschmückten) Bahnhöfen und Brücken, in jedem schattigen Ruheplatz neugierige Gesichter; die bunteste, heiterste und erregteste Volksmenge war in Cambridge selbst versammelt, auf dem Bahnhofe, und als wir von dort durch die Massen bis zum Trinity-College fuhren, stieg die Menschenzahl und Belebtheit, und immer geschmückter wurden die Häuser. Ich glaube niemals so viele Kinder an einem Morgen gesehen zu haben. Da ich selbst bewegt war beim Anblick so vieler von einem gemeinsamen freudigen Gefühl beseelter menschlicher Geschöpfe, vermochte ich es kaum zu fassen, wie die Frau, welche sich bewußt sein mußte, Ursache der ganzen Erregung und Mittelpunkt aller dieser Blicke zu sein, das nothwendigerweise damit verbundene Herzklopfen ertragen könne. Aber die Königin besitzt königliche Nervenstärke. Uns entgegen kamen die städtischen Behörden und die Yeomanry, die herausritten, um die Königin zu erwarten. Der Zug, der vor ihr her

vom Bahnhofe bis zur Stadt gebildet wurde, verzögerte ihr Eintreffen. Wir sahen sie in Trinity Lodge eintreten und bemerkten von einem Fenster dieses Gebäudes aus, daß die akademische Jugend in ihrer malerischen Tracht ebenso laut in ihren Freudenbezeugungen war, als es irgendein Volkshaufen hätte sein können. Bald nachher begaben Mrs. Whewell, Lady Hardwicke, Lady Monteagle und ich uns auf unsere Plätze in den großen Saal von Trinity, wo die Königin die Adresse des Kanzlers entgegennehmen sollte; — wenige Minuten, nachdem sie unter einem Baldachin am erhöhten Ende des Saales Platz genommen, trat der Kanzler zur entgegengesetzten Seite herein, in seiner schönen schwarzgoldenen Tracht mit langer Schleppe, machte eine zierliche Verbeugung und las eine Ansprache ab. Die Königin, welche gleichfalls ihre Antwort ablas, betonte mit ganz besonderem Nachdruck ihre Zustimmung zu der von der Universität getroffenen Wahl. Beide bewahrten vollkommenen Ernst und Ruhe; blos als Alles vorbei war und die Königin die Vorsteher der Stiftungen (heads of houses) zum Handkuß zugelassen hatte — eine Aufgabe, welche Letztere auf die verschiedenste Weise, aber bis auf Wenige allemal mit reizender Unbeholfenheit lösten — lächelte sie dem Prinzen zu. Nachher speiste die Königin mit dem Vicekanzler in dem Saale eines kleinen College, wo nur verhältnißmäßig Wenige zugelassen werden konnten. Bunsen war unter den Eingeladenen, ich aber nicht; ich speiste mit Mrs. Whewell und Lady Monteagle und drei Herren vom Gefolge — Colonel Phipps, Mr. Anson und Meyer. Später am Abend machte ich einen Spaziergang in dem schönen zu Trinity Lodge gehörigen Garten, wo die sorgsam gepflanzten und gepflegten Blumen im Verein mit hohen Bäumen und malerischer Architektur einen hübschen Gesammteindruck hervorbringen. Die Königin ging zu einem Concert, das man angeordnet hatte, um dem Publikum eine weitere Gelegenheit zu geben, sie zu sehen.... Ich habe unterlassen zu erwähnen, daß wir schon vorher der Verleihung der Doctorwürde an die deutschen Prinzen beigewohnt hatten....

Am Dienstag Morgen schlich ich mich vor dem Neunuhrfrühstück in den Garten, um die Fülle von Rosen zu bewundern; um 10 Uhr war Preisvertheilung und Aufführung der Bestallungsode im Senatsgebäude. Das Preisgedicht eines Mr. Day über Sir Thomas Moore war von wirklichem Verdienst, abgesehen von dem Interesse des Gegenstandes; ich glaube, der Verfasser hatte Lord Campbell's „Lives of the Chancellors“ gut studirt; die Bestallungsode von Wordsworth war wirklich rührend, weil die hervorgehobenen Punkte sich auf Thatsachen gründeten, und Uebertreibung und Humbug vermieden war. Ich bitte um Verzeihung für diesen Ausdruck, — den ich hier zum ersten male niederschreibe und gern nie wieder benutzen würde, wenn ich ein passendes Ersatzwort wüßte —, aber dasjenige, was man darunter versteht, begegnet uns an jeder Ecke und ist so sehr in Alles verflochten, daß es ein hohes Lob ist, wenn wir von seiner Abwesenheit

sprechen. Dann speiste die Königin in dem großen Saal von Trinity-College; und prächtig sah dieser große Saal aus — 330 Personen an verschiedenen Tischen. Aber ich weiß schlecht, eine Chronik zu schreiben! Schon vorher am Nachmittag war die ganze Gesellschaft zum Luncheon in den Garten des Downing-College gewesen, wo man die Sommerluft in erfrischendem Schatten, und das Schauspiel der fröhlichen Haufen in herrlichem Sonnenschein genoß. Die Königin kam auch hin, und ging herum, um die herrliche Blumenausstellung zu sehen und sich und den Prinzen-Kanzler dem Publikum zu zeigen. Bei dem Festessen war die Königin mit ihrem unmittelbaren Gefolge an einem Tische, der quer über dem erhöhten Ende des Saales stand, während die übrigen Tische der Länge nach gestellt waren: an dem Tische der Königin waren die Namen an den Plätzen bezeichnet, und es war ein ängstlicher Augenblick, bevor man seinen Platz gefunden hatte — ich wurde von Lord Spencer zu einem Stuhl zwischen ihm und dem Herzog von Buccleuch geführt. Am Abend empfing die Königin die zur Universität gehörigen Damen und auch einige, die nicht dazu gehörten — was Veranlassung zu vielem crèvecoeur war.

Gestern (Mittwoch Morgen den 7.) spazierte ich mit der Herzogin von Sutherland und Lady Desart durch die Bibliothek, King's Chapel, Clare-Hall und die schönen Gärten. Die Gruppirung von Alleen und einzelnen Bäumen, grünem Rasen, Blumen und Wasser mit der Architektur zierlicher Häuser und Brücken brachte bei dem gestrigen Himmel und Sonnenschein Bilder hervor, wie man sie schwerlich schöner sehen kann. Die Herzogin wurde von Dr. Whewell, Lady Desart von Lord Aberdeen geführt, und ich von Meyer (in Uniform, wie Alle, die von der Cour des Kanzlers kamen), und er galt unter der bewundernden Menge, die uns in achtungsvoller Entfernung folgte, für den Helden Sir Harry Smith; ebenso wie Lord Fortescue für den Herzog von Wellington gehalten wurde, weil er eine große Nase und runzelige Züge hat. Um 1 Uhr begab sich die Königin auf denselben Rundgang, durch die Klostergänge und das ganze Gebiet von Trinity-College, das durch eine Brücke mit St. John's-College verbunden ist — und wir folgten, indem wir so Alles in der vortheilhaftesten Weise sahen, vor Allem die fröhliche Menge, welche zu dem glänzenden Hintergrund des Gemäldes gut paßte. Dann setzte sich die Königin zum Luncheon unter einem Zelte; wir erhielten Platz an ihrem Tische, an dem nur noch ein anderes Glied des diplomatischen Körpers war, Van de Weyer. Die Königin kehrte darauf nach Trinity Lodge zurück und trat schließlich um 3 Uhr ihre Abreise an; sobald wir konnten, fuhren wir mit Prinz Waldemar nach London zurück.

Von einem Besuch, den Bunsen mit Prinz Waldemar in Osborne House, dem Sommersitz der Königin auf der Insel Wight,

machte, gibt der folgende (englisch geschriebene) Brief an seine Frau Bericht:

Osborne House, Montag 17. Juli 1847.

Hier bin ich denn, wohl und ruhig, gerade als wenn ich von einem siedenden Kessel weggenommen oder von einem bösen Traume erwacht wäre. Die Reise und die Fahrt über die schöne See, und dann ein tüchtiger Spaziergang, den Deine gute Königin veranstaltete, thaten mir außerordentlich wohl. Wir kamen in zwei Stunden nach Portsmouth, sahen die „Victoria" (Lord Nelson's Schiff), nach der wir in einem Boote hinfuhren; dann bestiegen wir die „Fairy" und dampften ganz nahe an der herrlichen Flotte vorbei; alle Schiffe feuerten die herkömmlichen Salutschüsse ab, die ganze Mannschaft war aufgestellt, und die Musik spielte abwechselnd die englische und preußische Nationalhymne. Prinz Albert war am Ufer, um den Prinzen Waldemar zu erwarten, und fuhr uns Alle in seinem leichten Wagen. Wie in Italien fuhren wir hier zwischen Reihen von Lorber- und Myrtenbäumen, und fanden bei der Ankunft, daß die Königin uns über den Grasplatz selbst entgegengekommen, aber von der Gesellschaft nicht bemerkt worden war, eine Unterlassungssünde, für die ich verantwortlich gemacht wurde, als der Einzige, der eine Brille trug!

Jetzt, meine Theure, vergib mir alle meine Verstimmung und Ungeduld und üble Laune, und alles andere Unliebenswürdige in den letzten Tagen. Etwas mag auf Rechnung des Unwohlseins kommen; aber die größere Schuld muß ich mir selber zuschreiben, und das thue ich hoffentlich. — Beim Erwachen kam mir heute der Gedanke, dem Könige zu schreiben und auseinanderzusetzen, daß ich einen einjährigen Urlaub bedarf. So machten es Esterházy und Björnstierna regelmäßig. . . . Ich muß und will von London wegkommen; aber über die Art und Weise dazu will ich Rath hören. . . . Dies ist der Gedanke, der mir über Nacht gekommen ist. . . . Wir werden sehen, wie er bei Tage die Prüfung verträgt. Aber ich will ihn Dir nicht vorenthalten.

Osborne, Montag 2 Uhr. — Laß Ernst und Elisabeth wissen, daß morgen, Dienstag, ein großes Flottenmanöver stattfinden wird, ich glaube um 3, gewiß nicht früher, da Ihre Majestät um 2 das Luncheon einnimmt. Prinz Albert hat den Prinzen Waldemar und mich in dem neuen Hause herumgeführt, welches ganz prächtig ist. Das eigene Zimmer des Prinzen enthält gut ausgewählte Gemälde der alten Schule, von Duccio und Fiesole bis auf Lorenzo di Credi. Das Zimmer der Königin hat eine schöne Aussicht vom Balkon auf die See, Spithead und die Flotte: alle Verzierungen bezeugen Verstand und wahren Geschmack. Prinz Löwenstein wohnt in dem früheren Zimmer des Prinzen Albert in dem alten Hause, und mir ist es gestattet, das der Königin zu bewohnen, welches die Herzogin

von Sutherland gerade verlassen hatte.... Prinz Waldemar ist in dem neuen Palais einquartiert.

Einige Tage späteren Datums ist der folgende (deutsche) Brief Bunsen's an einen Sohn:

Osborne House, Dienstag 20. Juli 1847, 5 Uhr morgens.

.... Sieveking's Todeskunde traf mich unerwartet, trotz früherer banger Ahnungen, als ich am Abend des 7. von der Cambridger Installationsfeierlichkeit zurückkehrte. Ich war nach Cambridge schon mit einem immer stärker werdenden Gefühle des Druckes des hiesigen Lebens gegangen. Seit Monaten empfand ich stärker und stärker, daß das hiesige Leben mich ebenso geistig herabstimmte und störte, ja zerstörte, als es offenbar mich mit Bankerott bedroht.

Der Versuch, in London das Leben von Herstmonceaux und Oakhill, also das tusculanisch-hubelsche fortzuführen — zeigte sich als ein gänzlich mislungener. Das heranschleichende Alter, die Häufung der gelehrten Arbeiten, die Zunahme der geschäftlichen, besonders aber der geselligen, macht mir die Verbindung meiner amtlichen Pflichten mit dem stillen und schaffenden Dienste der Musen unmöglich.

Ohne diesen aber kann ich nicht leben.

Ich verliere die Spannung, welche mir es möglich macht, von 5 Uhr an zu arbeiten, und jeden Augenblick auszukaufen, weil ich doch sehe, daß ich zu nichts Ordentlichem komme.

Daneben steht mir das Ziel meiner Forschungen, namentlich der völkerrechtlichen und sprachgeschichtlichen, klarer und wahrer vor Augen wie je.

Dies ist ein Tantalusleben, das nur mit leiblichem oder geistigem Tode enden kann. So ungefähr fühlte und dachte ich, als ich am 5. des Monats auf der Königin Einladung nach Cambridge zog, mit Deiner unvergleichlichen Mutter, nachdem ich kurz vorher einige Tage in Oxford zugebracht, und dort in der ethnologischen Abtheilung zu meiner Zufriedenheit und mit großem Beifall gesprochen hatte. Die drei Tage waren Tage der größten Auszeichnung für mich, als Gesandter und als Mensch.

Es war viel Herzerhebendes in der schönen Feier in Cambridge: der Ausdruck der Huldigung eines freien Volkes vor seiner Königin, das herrlichste Wetter, die Schönheit der Collegien und Hallen, und die Menge berühmter und anziehender Männer aus England und vielen Theilen des übrigen Europas, Volksfeste von 10000 Menschen im Freien und in den Höfen und Hallen der Universität.

Aber bei dem Allen erdrückte mich das Gefühl des Mangels an geistigem Leben. Ich fühlte, daß, was in mir eigentlich lebt, hier nicht verstanden wird: daß wir nach verschiedenen Zielen zu laufen berufen sind:

daß wir uns auf die Länge leicht auf sehr auseinandergehenden Linien finden möchten. Der unermeßliche Humbug in vielen, um nicht zu sagen in allen Feierlichkeiten und Sitten der Universität, soweit das geistige Leben dabei betheiligt ist, ärgerte, störte, peinigte mich — für Engländer hat das immer einen Sinn, als Theil ihres bestehenden, an herrliche Erinnerungen geknüpften politischen Lebens — aber was ist es einem Deutschen?

So kam ich zurück: mit der Aussicht auf weitere vierzehn Tage Frohndienst während der Anwesenheit des herzensguten Prinzen Waldemar. — Der erste Brief, den ich eröffnete, brachte mir die Trauerkunde. Der Abend verging unter mancherlei Gedanken. Als ich am Morgen aufwachte, stand mir ein Ausweg vor den Augen, den ich vorher nie erkannt hatte. Oft schon hatte ich unter jenem doppelten Drucke mir die Frage gestellt: wenn es nun nicht weiter hier geht, sollte sich in Berlin nicht eine Stellung finden lassen, die weniger lastend wäre? Als Staatsminister gewiß nicht: — und eine Privatstellung neben dem König, wie Humboldt sie jetzt hat, zeigte sich ganz unmöglich. Der Gang des Landtages machte mir klar, daß der König seinen nächsten Minister aus den Ständen nehmen muß. Wenn ich nun mit den alten Ministern um keinen Preis arbeiten kann und will und darf, so fände ich ebenso wenig einen Beruf für mich neben den neuen. Ich habe keine Stellung im Lande, und nur mit einer solchen Stellung kann ein Minister das thun, was er soll: dem Könige helfen, ihn stützen und schützen. Endlich wurde es mir immer klarer, daß, wie Natur und Geschick mich gemacht, ich politisch nur tauge, um vorn oder oben am Mastkorb schauend, zeitige Winke zu geben von den Stürmen und Klippen, die am Horizont erscheinen, nicht aber am Steuerruder zu sitzen.

Also so oft ich den berliner Plan durchdachte, fand ich mich zwischen dicken Mauern eines Gefängnisses, aus dem ich keinen Ausweg entdecken konnte.

Das Ende solcher Betrachtungen war also immer, daß ich auf London zurückgeworfen wurde.

An jenem Morgen stand Bonn vor mir.

Nachdem ich das Bild ein halbes Stündchen betrachtet, kündigte ich Mutter, die sich ankleidete, den Entschluß an, London und das diplomatische Leben zu verlassen, und mich nach Bonn zurückzuziehen. Ohne einen Augenblick sich zu bedenken, entgegnete sie: „Das wäre idealisch schön.“ Aber die mit den Plan verbundenen Schwierigkeiten ließen sich nicht heben. . . .

So war ich denn am Sonnabend Abend, den 17., wieder zwischen den vier dunkeln Kerkermauern.

Der Abend und Sonntag Morgen gehören zu den dunkelsten meines Lebens. Als ich aufstand, fand ich, daß Deine theure Mutter mir neben dem Bette Paul Gerhardt's Lied „Befiehl du deine Wege“ aufgeschlagen

hatte — was ich ganz fühlte. Ich ging zu Steinkopf in die Kirche, und fand beim Herausgehen mich beruhigter. Eine Viertelstunde darauf mußte ich zur Eisenbahn — hierher, mit Prinz Waldemar und seinem Gefolge.

Ich ging mit heißem Kopfe und dunkelm Geiste. Der Anblick der See erquickte mich. Die stattliche Flotte von Spithead begrüßte die preußische Königsflagge mit weithinhallendem Donner: die Musikchöre der fünf Linienschiffe, an denen wir vorbeischifften, spielten abwechselnd „God save the Queen" und „Landesvater" (was ich hier 1842 eingeführt). Das Ganze that mir wohl. Prinz und Königin zu sehen in der schönen Ruhe, im südlichen Eiland, das Meer überschauend, erfreute mich. Ich bin Beiden von Herzen ergeben, und sie erzeigen mir alles Liebe und Freundliche.

So habe ich denn gestern ruhig und klar den Plan wieder durchdacht, und schreibe ihn Dir hin, wie er jetzt vor mir steht. Nun aber durchdringe Dich mit dem, was ich bisher geschrieben: mache Dir die Lage vollständig klar, und dann lies weiter.

(Folgen alle Bestandtheile eines Planes zur Uebersiedelung von London nach Bonn, der indeß nie ausgeführt wurde.)

Du fragst, wo die chamitische Sprache eigentlich sei? Folgende Formel gibt die Antwort: Cham = afrikanische Menschheit = erster großer Knotenpunkt der kaukasischen Sprachbildung. Alle unsere Sprachen sind einst chamitisch gewesen, wie unsere Embryonen einst Fische waren.

Zu diesem festgehaltenen Knotenpunkte als gegebener Basis haben die afrikanischen Völker mehr oder weniger Stumpfbildung (stump-formation) hinzugethan. Ich habe neulich in Oxford die Elemente dieser Wissenschaft entwickelt *), so etwa: Jede Sprache besteht aus wenigstens zwei Bildungen: der ihr als Basis zu Grunde liegenden, abgestorbenen, aufgelösten Sprache (das Lateinische bei den romanischen Sprachen), und der zweiten Bildung, welche eben die neue Sprache (die romanische) hervorbringt. Allein hier ist ein großer Unterschied in dem Grade der Krise, welche die Zerstörung der ersten Bildung hervorbringt. Sie kann so organisch werden, daß sie das Bewußtsein mächtig fördert, indem sie durch Zerstörung, d. h. Verflüchtigung von vielen Wörtern (Nenn- und Sagewörtern), Formwörter und Biegungssilben bildet, ohne welche die Sprache ein sehr unvollkommenes Organ des Geistes ist, und zugleich die substantiellen Wurzeln vergeistigt, und so auf doppelte Weise das Bewußtwerden des Geistes (den Zweck der Entwickelung) fördert. Das hat Sem einmal gethan (mit verstandesmäßiger Beschränkung seines Bildungstriebes in den Wurzeln durch das Drei-

*) Der hier erwähnte Vortrag ist gedruckt in: „Three Linguistic Dissertations, read at the Meeting of the British Association in Oxford, by Bunsen, Meyer and Max Müller" (London 1848).

buchstabensystem und manches Uebereinkömmliche): Japhet aber zweimal, und zuletzt im Iranischen (vulgo Indogermanischen).

Der ganz entgegengesetzte Pol nun ist dieser. Ein versprengter, in die starre Naturnothwendigkeit des physischen Daseins zurückgeworfener Stamm verliert einen großen Theil seines Weltbewußtseins (vulgo Sprache); erst nach eingetretener Verdunkelung seines früheren Bewußtseins (Verlust und Verderbung der angeerbten Sprache des Vaterhauses) treibt der Sprachgeist eine neue Sprosse. Diese neue Bildung kann sehr reich und üppig sein (wie Gesträuch üppig den abgehauenen Stamm überwuchert); aber es ist und bleibt eine stump-formation, ein Bilden auf ganz beschränkter, vom Geiste wenig durchdrungener, Basis. Beispiele sind die schreckhaften amerikanischen Bildungen, deren Stumpfbildung so mächtig ist, daß selbst benachbarte Stämme, bei formeller Gleichheit oder näherer Verwandtschaft, fast gar keine Wurzelähnlichkeit zeigen.

Cham hat viele Stufen dieser Bildung durchgegangen: die Sprache der Buschmänner ist seine tiefste Erniedrigung: die Sprache Abyssiniens ist nur semitische Spielart. Die Frage ist für die übrigen: Welcher Punkt der kaukasischen Sprachbildung macht ihre Basis aus? Nach der Verschiedenheit dieses Punktes ordnet sich ihre Zeitbestimmung. Dies ist der höchste und schwierigste Punkt der wissenschaftlichen Sprachforschung.

(Folgen Bemerkungen über den Schluß des Landtages in Berlin.)

Ich freue mich innig, daß bei Dir und dem jungen Sieveking der Väter Freundschaft auf die Söhne übergegangen ist. Er hat dem Vater mit großer Liebe von Dir geschrieben. Die Oregonsache gehört so ganz der Geschichte an wie der Siebenjährige Krieg. Das Schiedsrichteramt hatte allerdings seine Schwierigkeit. Ich hätte für den 44. Grad entschieden, bis zum Ufer des Festlandes, ohne Vancouvers-Insel zu trennen, weil das südlichere Land Ackerland ist, und der (amerikanische) Landansiedler den Vorzug hat vor dem (englisch-indianischen) Jäger.

Der liebe, herrliche Mann! Wie habe ich ihn geliebt, und welche Liebe und Freundschaft hat er mir bewiesen! Grüße mir doch den Sohn aufs herzlichste, und sage ihm: er müsse unser Haus, wo es auch sei, als das seinige ansehen. —

Nun, mein lieber Sohn, will ich diesen Brief beschließen. Ich schreibe ihn in dem Zimmer der Königin, welches sie bewohnte, ehe das anstoßende neue Osborne House gebaut wurde, im Angesichte und Dufte des Meeresspiegels, den die Sonne vergoldet, und in dessen Hintergrund bei Spithead die vier Linienschiffe liegen, an denen wir gestern (es war Sonntag) vorbeigefahren sind, unter dem Donner ihres Geschützes. Heute, in wenigen Stunden, durchschneiden wir ihn wieder, um Arsenal und Schiffswerfte von Portsmouth zu sehen; dann geht der Prinz nach Oxford und weiter nördlich, ich aber mit Prinz Löwenstein nach Haus. Prinz Waldemar

kommt in den ersten Tagen Septembers wieder auf drei Tage nach London zurück. Er ist ein höchst liebenswürdiger, ritterlicher Fürst, mit gesunden politischen Ansichten. . . .

Aus der Zeit nach Bunsen's Rückkehr von der Insel Wight mögen noch folgende Briefe hier folgen:

London, 7. November 1847.

(An einen Sohn.) Es ist Sonntag, und Dein Geburtstag mir immer ein Festtag: so will ich denn ein halbes Stündchen im Geiste mit Dir zubringen.

Dein heutiger Geburtstag ist ein Prüfungstag für Dich: möge Gott Dir Seinen Geist geben, daß Du dafür dankbar sein kannst. Oder, philosophisch ausgedrückt: möge der Geist der ewigen sittlichen Weltordnung, welche die wahre Vernunft ist, in Dir mächtig genug werden, daß Dein Selbst nicht dem Schmerze und Unmuth erliege.

Jedes Geschick soll sein wie der Stein dem Bildhauer. Er kann nicht aus jedem einen Zeus oder Mercur hauen, aber sicherlich ein Götterbild davon machen lernen — und dazu ist es ihm gegeben, als sittlicher Vorwurf.

Die Schweizersache kommt jetzt in unsere Hände hier. Ich habe gewissermaßen den ersten Anstoß dazu gegeben. — Kein bewaffnetes Einschreiten, aber allgemeine europäische Vermittelung, das ist der Grundsatz. Gewiß aber ist der Bürgerkrieg am 5. ausgebrochen, und vielleicht war das unvermeidlich, nach so langem Aufreizen.

Die Amerikaner haben Mexico, allein bis zum 1. November müssen die 7000 sich in großer Bedrängniß gefühlt haben. Nun kommt das Schlimme: die herrschende Partei in den Vereinigten Staaten kann nicht das Princip der Sklaverei bekämpfen: so wird also dieser Greuel in einigen der eroberten Landschaften eingeführt werden. Welch schreckliches Opfer dem Mammon!

Carlton Terrace, 7. November 1847.

(An Anna Gurney.) Sie haben G. so viele Zuneigung und Güte bezeigt, und er freut sich so, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, und verehrt Sie so innig, daß, nachdem ich ihm gerade geschrieben, ich mir die Freude gönnen muß, einige Zeilen an Sie zu richten. Ich sah vorher, daß Sie Beide sich bald verstehen würden, und diese Aussicht war mir recht erfreulich; denn seine Prüfung ist in der That eine sehr herbe. Er steht gerade an der Schwelle des Lebens und der Wissenschaft und kann nicht eintreten. Er könnte jetzt eine Zukunft für sich gründen und muß auf einmal stillhalten. Er hat gerade gelernt, wie man lernt, und hat gerade

Kenntnisse genug erworben, um sich bewußt zu sein, daß er nichts weiß, und nun versagen seine Augen ihre Hülfe! Sein Gemüth und sein Charakter haben ersichtlich unter dieser Prüfung sehr gewonnen; er ist ergeben, und hat doch noch weniger Hoffnung als ich.

Sie werden in einer englischen Vorlesung erhalten, was ich in anderem Gewande in dem fünften Buch meines „Aegypten" zu sagen habe. Politik und einige andere (unangenehme) Geschäfte haben mir vierzehn Tage und noch länger keinen Augenblick den Kopf freigelassen, um meine Vorlesung zu beendigen. In dem Laufe der letzten Woche habe ich aber hoffentlich einen wichtigen Punkt festgestellt: allgemeine Grundzüge eines vernunftgemäßen Systems für schriftliche Wiedergabe der Laute fremder und insbesondere nicht geschriebener Sprachen, zum Gebrauche der afrikanischen Missionsstationen. Ich lege Ihnen meinen Briefwechsel mit dem vortrefflichen Mr. Venn über diesen Gegenstand bei, zugleich mit einem Briefe von Graff, der mit Kölle (einem guten Sanskritgelehrten) neulich nach Sierra Leone ging, um gemeinschaftlich die Leitung des neuen College zu übernehmen.

London, Sonntag 20. November 1847 (letzter Sonntag im Kirchenjahr und Todtenfest).

(An Julius Schnorr von Carolsfeld.) Mein geliebter, unvergeßlicher Freund! Der heutige Tag bringt mir die ernste Kunde wieder von neuem vor die Seele, die Du mir vor Jahr und Tag mittheiltest, und damit auch das Gefühl meiner schweren Schuld gegen Dich: Gott sei Dank, mit dem Bewußtsein ungetrübter Liebe und Freundschaft, und reinbewahrter Treue im Herzen. Es geht leider! so mit mir, daß, was ich nicht stehenden Fußes beantworte, in die Zahl der Rückstände tritt, die auf Hoffnung einstweiliger Erleichterung der Geschäftslast und des ganzen Treibens meines amtlichen und geselligen Lebens aufgeschichtet daliegen. Aber wir haben Alle mit Dir getrauert, und uns dabei der Gnade gefreuet, die Dir gegeben worden, den schweren Schlag als ein Kind Gottes von der Vaterhand zu empfangen.

Der heutige Tag bringt nun viele theure Todte ins Gedächtniß: auch zuletzt den von mir inniggeliebten Felix Mendelssohn. Im inneren Familienkreise haben wir Elisabeth Fry verloren, die durch Ernst's Heirath seine Tante geworden war. Sonst hat sich der Kreis des Hauses vermehrt; Ernst's Elisabeth, der Liebling unseres Kreises, ist Mutter geworden, und hat mich zum Großvater eines gesunden Knaben gemacht. Heinrich's liebe Frau ist uns auch ganz eine Tochter; Heinrich ist so glücklich, als es ein Mensch sein kann; er hat eine liebe christliche Gemeinde, in einer schönen Grafschaft Englands, und genießt und breitet aus allen den Segen, wel-

cher die Stellung eines christlichen Pfarrers und Seelsorgers in England so einzig in der Welt macht. . . .

Wir Alten sind gottlob! gesund und in der alten Heiterkeit: ich habe kürzlich den neuaufgefundenen alten „Ignatius“ herausgegeben, und Briefe dazu, die ich Dir vom Rauhen Hause zu schicken befohlen. Anderes ist in der Arbeit. Der kritische Stand der evangelischen Kirche des Vaterlandes drängt mich zu Bekenntnissen: ich bin nicht einverstanden mit der Art, in welcher des Königs Ideen von Kirche und Staat ausgeführt werden. Freiheit und Liebe habe ich auf meine Fahne geschrieben, allen Hengstenbergen sowie allen Rongen zum Trotz. Den jungen Thiersch lobe ich, aber er ist zu grün und zu eng. — In den letzten Wochen quälen mich die schweizer Angelegenheiten Tag und Nacht. Auch hier ist große Sünde begangen: das Blutbad hätte können verhütet werden. Jesuitismus und Radicalismus sind zwei Teufelsmasken des Einen zerstörenden Geistes; aber jener vergiftet den Keim, und redet im Namen Gottes. Unrecht ist auf beiden Seiten: allein wenn hier falsches Leben, so ist dort Tod. Der Flügelschlag der Zeit übertönt alle kleinlichen Rücksichten. Niemand kann das Unvermeidliche abwenden, aber man muß suchen, es zu mildern und zum Guten zu lenken. Ich hoffe zu Gott, daß die beiden protestantischen Großmächte hierin Hand in Hand gehen werden.

Ich kann noch immer den Wunsch nicht aufgeben, Dich hier zu beherbergen und mit Dir die Rafael’schen Cartons zu sehen. Es ist so leicht! — Du fändest viele Verehrer. Ich arbeite daran, die leitenden Männer dahin zu bringen, daß sie auswärtige Cartons mit ausstellen. Würdest Du die Deinigen senden? — Nun vergib dem alten Freunde die lange Schreibläſſigkeit, und sei von uns Allen mit den Deinigen zärtlich gegrüßt!

Die folgende Mittheilung bezieht sich auf einen Privatbrief des Königs Friedrich Wilhelm IV. an die Königin Victoria, welchen Bunsen nach seinem Wunsche Ihrer Majestät in einer Privataudienz überreichen sollte, während er gleichzeitig durch einen Brief des Königs an ihn selber benachrichtigt war, daß der Gegenstand der Mittheilung ein politischer sei, und sich auf Neuenburg beziehe. Bunsen wandte sich mit seinem Anliegen an den Prinzen Albert und erhielt als Antwort eine Einladung im Namen der Königin nach Osborne House, wohin gleichzeitig auch Lord Palmerston eingeladen worden war, damit der Brief ohne Verletzung des constitutionellen Brauches gelesen werden könne. Diese Sachlage erklärt die innere Bewegung, mit der Bunsen seiner Frau in dem folgenden (englisch geschriebenen) Briefe meldet, daß er durch verschiedene Schwierigkeiten glücklich hindurchgesteuert sei:

Osborne House, Samstag 5. December 1847.

Meine Liebe, — Gott sei Dank! Es ist Alles in Ordnung! Besser als man hoffen konnte! Ich übergab das Schreiben gestern Abend in einer Privataudienz Ihrer Majestät — nicht stumm, aber doch ohne eine Rede — nach 8, vor Tisch.

Ich hatte Lord Palmerston aufgefordert, mir zu sagen, wie er wünsche, daß ich handle. Als abstracter Whig sagte er, „es sei unerhört, ganz ungebräuchlich, daß ein fremder Souverän dem Souverän Englands über Politik schreibe." — „Aber", sagte ich, „Sie lobten doch die Königin und Prinz Albert wegen ihres ausgezeichneten Briefes über Politik an die Königin von Portugal." — „Ja, das war aber zwischen Verwandten." — „Und dies zwischen Freunden. Aber Sie sind von der Ankunft und dem Inhalte des Briefes unterrichtet und werden Alles erfahren, was darin steht. Ich werde bei der Einhändigung des Briefes an die Königin außer einigen höflichen Redensarten nichts sagen, und morgen, wenn die Königin es gestattet, in Ihrer Gegenwart als Sachwalter des Königs auftreten. Wird das gehen?" — „Vollkommen", antwortete er. — Und so machte ich es auch. Die Königin las den Brief vor Tische und kam 10 Minuten vor 9 herunter. Nach Tische erzählte mir Prinz Albert, daß die Königin und er Lord Palmerston vor Tische, von 6 bis 8, bei sich gesehen hätten, und daß wir am nächsten Tage die Antwort festsetzen würden. Am Morgen übersetzte der Prinz den politischen Theil des Briefes ins Englische und verhandelte dann mit Lord Palmerston die Hauptpunkte der Antwort. Dann wurde ich hereingerufen, um den Brief einzusehen und die Sache des Königs zu vertreten, worauf ich ganz vorbereitet war. Wir kamen dahin überein:

1. Daß von Conferenzen über die schweizerischen Angelegenheiten auf der Basis einer Vermittelung zwischen den streitenden Parteien nicht mehr gut die Rede sein könne. Aber die Königin wünschte auszusprechen, woran Lord Palmerston keinen Anstoß nahm, daß sie Neufchatel als Ort der Conferenz vor London den Vorzug gegeben haben würde, wenn noch daran gedacht werden könnte.

2. (Wie ich vorgeschlagen hatte) Daß die Königin bezüglich der neuenburger Angelegenheit Ihrem Freund und Bruder von Nutzen zu sein versuchen wolle. Ich hatte Vermittelung mit Schiedsgericht verlangt zwischen Neuenburg und dem Bunde, aber Palmerston bemerkte, „dies könnte nur auf der Grundlage allgemeiner Verträge geschehen und dann würden sich die drei anderen Mächte auch einmischen und das Ganze verderben." So mußte ich mich mit „bons offices" begnügen; . . . man wolle sehen, je nach den Ereignissen, ob noch Weiteres zu machen sein würde.

Dies will die Königin englisch schreiben, aber deutsch anfangen und schließen. Ich muß hinzufügen, daß sie außerdem sich vortrefflich über ein

würdiges Hervortreten des Deutschen Bundes bei dieser Veranlassung äußert, indem sie sagt: „Sie und ihre Regierung wünschten nichts Besseres; aber da der einzige gegenwärtig verhandelte Punkt auf allgemeinen Verträgen beruhe, an denen der Deutsche Bund nicht betheiligt sei, so wäre dies vielleicht nicht die rechte Gelegenheit.“ (Natürlich gibt es außerdem andere wichtige Gründe dagegen.) „Aber sie sei sicher, daß das englische Publikum mit großer Theilnahme den Deutschen Bund eine hervorragende Stelle in den europäischen Angelegenheiten einnehmen sehen würde — blos würde es für England einen sehr wesentlichen Unterschied machen, ob die Beschlüsse Deutschlands durch das erleuchtete berliner Cabinet oder durch den Fürsten Metternich geleitet würden.“

Alles dies ist bereits vom Prinzen Albert niedergeschrieben, und von Lord Palmerston durchgesehen worden; morgen wird die Königin es selbst ins Reine schreiben, worauf dann der Brief durch einen besonderen Courier abgesandt werden wird. Sobald wir hören, was die berner Bundesversammlung gegen Neufchatel beschlossen hat, werden Lord Palmerston und ich weiter berathen.

Von Osborne House kehrte Bunsen bei stürmischem Wetter mit Lord Palmerston nach London zurück. Als sie in das Boot traten, welches sie ans Land bringen sollte, wurde Lord Palmerston der ungewöhnlich hohen See wegen aufgefordert, das Steuerruder zu ergreifen, damit die ganze Bemannung rudern könne. Bunsen äußerte, er bemerke zum ersten mal, wie innig das Steuern des Staatsschiffes mit dem Steuern eines gewöhnlichen Bootes zusammenhänge, — worauf Lord Palmerston antwortete: „O, das Bootfahren ist man in Cambridge zu lernen gewiß, selbst wenn man dort nichts Besseres erlernen sollte.“

Sie landeten glücklich; aber der Zug war schon fort. Lord Palmerston erklärte, daß er wegen dringender Geschäfte nach London zurückkehren und daher einen Extrazug haben müsse. Die Eisenbahnbeamten wandten ein, daß die Gefahr eines Zusammenstoßes zu groß sei, als daß sie die Verantwortung übernehmen dürften. Lord Palmerston bestand darauf, „auf meine Verantwortung denn“, und erzwang sich so Willfährigkeit, obgleich Jedermann zitterte außer ihm selbst. Der Extrazug schoß an Station auf Station vorbei und kam in London an, ohne Schaden zu verursachen oder zu erleiden; und die Directoren weigerten sich irgendeine Bezahlung von Lord Palmerston anzunehmen, da gegen die Vorschriften gehandelt worden sei und sie überglücklich wären, daß kein Unheil geschehen, für welches der Tadel ihnen zur Last gelegt worden wäre.

Aus den letzten Tagen des Jahres 1847 sowie dem Anfang von 1848 sind wieder ausführlichere (englisch geschriebene) Briefe Bunsen's an seine Frau vorhanden, die nach Monmouthshire zu ihrer erkrankten Mutter abberufen worden war:

Woburn Abbey, Mittwoch 29. December 1847.

Uebermorgen hoffe ich in Carlton Terrace Nachrichten von Deiner lieben Mutter zu finden; die Herzogin*) drang sehr liebenswürdig darauf, ich möge bis zum Montag bleiben; da aber der Prinz am Freitag nach Windsor geht, so konnte ich sie überzeugen, daß ich am Schlusse des Jahres in der Stadt sein müsse. Gewiß, man kennt England nicht, wenn man diesen herrlichen Sitz der Russells nicht gesehen hat; denn obgleich weniger prächtig in Architektur, Einrichtung und Gärten als Chatsworth, und weniger mignon als Trentham, ist es doch im Ganzen genommen der königlichste Wohnsitz, den ich noch hier in diesem Lande gesehen. Das Haus bildet ein großes Viereck, die alte Klosterform, mit einem Porticus an jeder Seite. Es ist ein Theezimmer da — wo die Herzogin von 5 bis $\frac{1}{2}$6 zu finden ist, und wo ich mich bei der Ankunft erfrischte, — ausgeschmückt mit einer schönen Sammlung von Bronzen, einem mächtigen Stammbaum und dem silbernen Spaten, mit welchem der gegenwärtige Herzog den ersten Stich für die benachbarte Eisenbahn that; auch der bei dieser Gelegenheit gebrauchte Schiebkarren fehlt nicht. Die Landwirthschaft macht sich bei den meisten Verzierungen geltend. Durch einen Gang gelangte ich in das schöne Zimmer, das zu meiner Aufnahme bestimmt war. Eine der Galerien ist mit historischen Porträts aus dem 16. und 17. Jahrhundert angefüllt (Königin Elisabeth und ihre Schwester Marie, der Herzog von Brandon mit seiner Gemahlin u. s. w.); endlose Porträts von Russells (unter ihnen die der Zwillingsbrüder mit geheimnißvollen Anspielungen auf eine Geschichte von Elend und Verbrechen; auf dem einen Gemälde ist eine Dame in der Entfernung zu sehen, auf dem anderen ein Labyrinth voller Schlangen; dies hat, nach den Andeutungen der Herzogin-Witwe, den Stoff zu einer Tragödie, „die Waise", geliefert); in dem Speisesaal sind die berühmten van Dycks und Sir Joshua Reynolds' Porträt in Lebensgröße, theils von Vorfahren vererbt, theils aus der Orleans'schen Sammlung gekauft.

Der Morgen wird in der prachtvollen Bibliothek verbracht, einer weiten Galerie, die in vier Abtheilungen zerfällt, wovon die mittelste zwei Drittheile der Länge einnimmt: dort vereinigt man sich zu geselliger Unterhaltung, falls man nicht eigenen Beschäftigungen nachgeht. Die Herzogin schickte einen goldenen Schlüssel mit Anweisungen an Stafford O'Brien,

*) Die Herzogin von Bedford.

mich zu der Statuengalerie zu führen, einem mitten im Garten gleich dem Braccio Nuovo gelegenen Gebäude; es ist ein schöner Saal, breit und lang, mit antiken und modernen Bildsäulen; die Lante-Vase (aus der Villa Hadrian's) und der Sarkophag von Ephesus bilden die hauptsächlichsten Zierden, sowie ein schönes Stück Mosaik aus Rom, das in der Mitte steht. An den beiden Enden sind Treppen, die jede zu einer „Exedra", oder einer Art Tempel, führen. In dem einen sind die Grazien von Canova, die ich nicht anbetete; aber der andere, der Tempel der Freiheit, das Heiligthum der Whigs, interessirte mich sehr. Der Vorgänger des gegenwärtigen Herzogs ließ die Köpfe der Freunde Fox und Grey modelliren und in Marmor ausführen, und entwarf den Plan des Tempels; bei seinem Tode entdeckte er seine Absichten seinem Bruder, der den Gedanken treulich ausführte. Dem Eingang gegenüber ist die kolossale Büste von Charles Fox, mit Versen von Georgiana, Herzogin von Devonshire, auf dem Fußgestell. An jeder Seite sind zwei kleinere Büsten, die von Lord Grey ist der einzige wirklich schöne Kopf; ein gewisser Fitzpatrick sieht aus wie ein Spott auf senatorische Züge. Ich bewundere den Gedanken und finde daran Geschmack; er paßt sich für den Wohnsitz des Hauptes der erlauchten Russell'schen Familie, die den Märtyrer und sein engelhaftes Weib zu den Ihrigen zählt.*)

Ich sah außerdem die Kirche von Woburn, von dem Abte erbaut, den Heinrich VIII. hinrichten ließ, und ihren schönen Kirchhof. Wir kamen dabei an den landwirthschaftlichen Gebäuden vorbei, die einem Dorfe gleichen, wo die Einwohner, d. h. Ochsen, Schweine, Kühe, statt Ställen und Schweinekofen Galerien bewohnen, die auf geräumige gutgelüftete Räumlichkeiten hinausgehen, ein wirkliches Thierkloster. Am Nachmittag werde ich mich in die Archive vergraben, um etwaigen Spuren zur Erklärung des zerstörten Monuments in High Wood nachzuforschen, worüber sich keine Tradition in der Familie erhalten hat. Die Herzogin drückt den Wunsch aus, daß Du ein anderes mal nicht zu kommen verhindert sein mögest. Die Güte der Familie ist unbeschreiblich.

Woburn Abbey, 31. December 1847. Mein theures Lieb wird diese Zeilen, ob nun in diesem oder dem nächsten Jahre, mit den Segnungen dankbarer Liebe erhalten. Mein Herz ist immer bei Dir, und obgleich ich nicht sagen kann, daß ich Dich nicht stündlich vermisse, so muß ich doch in Wahrheit bekennen, daß ich froh bin, Dich dort zu wissen, wo Du jetzt hingehörst. Dein lieber Brief erreichte mich eine Minute, nachdem ich den meinigen abgesandt hatte, und tröstete mich durch die Einlage von der Hand Deiner theuren Mutter; ich hoffe, daß ich morgen gleich gute Nachrichten zu Hause finden werde, wohin ich meinen Weg erkämpfen muß durch all

---

*) Lord Russell, der Patriot, auf Befehl Karl's II. 1678 enthauptet; Rachel Lady Russell seine Frau.

die Freundlichkeiten der Herzogin und die weiteren Versuchungen zu längerem Aufenthalt durch Lord und Lady John's einnehmende Weise und angenehme Unterhaltung.

Gestern war ein Tag großer Genugthuung für das Haus Russell, indem die Nachricht von der Wahl Dr. Hampden's ankam. Lord John hatte in den letzten Tagen viel Aerger gehabt von der Unvernunft der Leute, mit denen er zu thun hatte —, aber gestern um 3 Uhr, als wir erwartungsvoll versammelt waren und die Zeit todtzuschwätzen suchten, kam der kleine Johnny *) herein, geführt von seiner Schwester, und pflanzte sich an dem Eingange der Bibliothek auf, indem er deutlich wie ein Herold verkündigte „Dr. Hampden — Bischof"! Wir begrüßten ihn mit Beifallszeichen, und Einer frug ihn, ob er Dr. H. gern hätte. „Ich kenne ihn nicht", war seine Antwort. Sein Vater kam darauf herein, strahlend vor Genugthuung. Nach Tische schlug ich den Toast vor: „das Kapitel von Hereford", indem ich sotto voce zu Lord John hinzufügte: „und der, welcher die Herren zu behandeln gewußt hat". Milnes und Stafford brachten in Erwiderung darauf „den Dechanten (Dean)" aus, und wir waren gerade so getheilt wie das Kapitel, zwei gegen funfzehn. Lord John nahm Alles sehr freundlich auf; er sprach den ganzen Abend rückhaltlos über Politik, über Frankreich, Spanien und Portugal. Was ich an ihm am meisten bewunderte, war seine unveränderliche Einfachheit und die Abwesenheit nicht allein aller Prahlerei, sondern auch alles Siegesbewußtseins, bei der größten Offenherzigkeit. Lady John hilft ihrem Mann als Schreiberin und ist eine sehr strenge Presbyterianerin und Antitractarianerin. Sie hat sich zu uns eingeladen, wenn Du nach Carlton Terrace zurückgekommen bist, um unsere Kinder singen und spielen zu hören: der Ruf dieser Hausmusik ist weithin verbreitet, besonders durch Lady Clifford, die sagt, sie gehe stets auf die Terrasse hinaus, wenn sie höre, daß man in Nr. 4 musicire, vorzüglich um den Tenor zu hören.

Ich las gestern Briefe von Sarah, Herzogin von Marlborough (unglaubliche), wo die Briefe von Mrs. Pendarves **) an Swift in einer Randnote erwähnt sind. Ich studirte auch drei Bände des Lebens von John, Herzog von Bedford; er wurde 1763 mit einer Gesandtschaft nach Paris betraut, um Frieden zu schließen; es war ein geschickter Mann, und er schadete Friedrich dem Großen nicht mehr, als er eben mußte. Ich sah mir auch das Gewächshaus an und die schöne immergrüne Allee, die von demselben Herzog vor 100 Jahren gepflanzt wurde, Rhododendron, Lorbeer u. s. w. als Unterholz an beiden Seiten des Weges.

---

*) Das jetzige Parlamentsmitglied Viscount Amberley.

**) Mrs. Pendarves, später Mrs. Delany, geborene Mary Granville, Tante von Bunsen's Schwiegermutter.

4 Carlton Terrace, 31. December 1847.

Hier bin ich, treu gegen meine Kinder und mich selbst; unter anderen Umständen würde ich gewiß bis zum Montag geblieben sein, da ich in der That sehr dazu gedrängt wurde. Die Entscheidung der Hampden'schen Angelegenheit gab den Tagen in Woburn ein noch größeres Interesse. Du wirst in einigen Tagen einen ausgezeichneten Brief von Lord John sehen, seine Antwort auf eine Adresse des Klerus von Bedfordshire zu Gunsten von Hampden. Er hatte auf eine solche Gelegenheit gewartet, um seine eigene Ansicht über die Sache vollständig auszusprechen. Gestern ging ich mit Lord John zu der Bildsäulenhalle und dem Tempel; dann spielte er mit Stafford O'Brien „tennis"*), und traf bei der Rückkehr nach Hause den Herzog mit Abschriften des Briefes an den Klerus und andere Papiere, die er für ihn durchgesehen hatte. Es ist der Stolz des Herzogs, seinem Bruder zu helfen, wo und wie er nur kann.

Abends nach dem Essen wurde eine Charade aufgeführt, die heute morgen in ihren Grundzügen entworfen war, worin aber in Bezug auf das Einzelne der Improvisation freier Spielraum gelassen wurde. Ich erhielt von meiner großen Gönnerin, Lady Rachel Russell, einen schönen Theaterzettel auf Atlas. Zuerst wurde das Wort nightmare vorzüglich aufgeführt, und zwar durch Darstellung des dem Sir Walter Raleigh ertheilten Ritterschlags (knight) und des Bürgermeisters (mayor) eines kleinen nichtreformirten Wahlfleckens in der Nachbarschaft. Das folgende Wort mußt Du errathen. 1) Thetis (Lady Rachel) im Begriff, den kleinen Achilles in den Styx einzutauchen (dip). 2) ein alter Tory Landedelmann (Milnes), der über die whigistische Verwaltung und den niedrigen (low) Stand der Staatspapiere, der Handelsunternehmungen, der Pachtgelder, der Landwirthschaft, und was nicht sonst noch, klagt, und als einzigen Trost im Unglück hofft, daß Dr. Pusey der neue Bischof sein werde; als er den Namen Hampden's hört, fällt er in Ohnmacht. 3) ein Maibaum, um den Knaben und Mädchen, von Lady Rachel angeführt, herumtanzen und ein altes nationales Mailied (sehr hübsch) singen (May). 4) ein junger Schauspieler, Mr. Pantwell, der seine Dienste Madame Vestris (Lady Rachel) anbietet und sich rühmt, es besonders weit in der Kunst gebracht zu haben, einen Seufzer (sigh) auszustoßen. Das Ganze war — Diplomacy — dargestellt durch meine drei Collegen von Rußland, Oesterreich und Frankreich, die eine geheime Conferenz halten und in meiner Abwesenheit ein Protokoll unterzeichnen; indem der Eine sagt, als er zuletzt von mir gehört, sei ich in Aegypten gewesen, und ein Anderer, als er mich zuletzt gesehen, hätte ich nach dem, was ich Kirche nenne, Nachsuchungen angestellt. Als sie gerade im Begriff sind zu unterschreiben, erscheint der

*) Ein englisches Ballspiel (französisch jeu de paume).

Genius Großbritanniens (Lady Rachel als Britannia), zerreißt das Papier in Stücke, und wendet sich dann an die Zuschauer, indem sie verbindliche Verse an mich richtet über die Beziehungen zwischen den beiden Ländern. Da keine Fremden zugegen waren, konnte der Scherz keinen Schaden stiften. Ich habe diese Einzelheiten alle erwähnt, weil ich denke, daß sie Deine liebe Mutter unterhalten werden. Nirgends wird die Gastfreundschaft so großartig oder wenigstens nirgends großartiger ausgeübt als in Woburn Abbey; die Zimmer enthalten alle nur denkbaren und sogar kaum glaubliche Bequemlichkeiten für den Gast — die Mahlzeiten sind auf das allervorzüglichste eingerichtet. Die Herzogin spielt sichtbar die Königin und Herzogin, und unsichtbar (durch ihre Anweisungen während der Zeit, wo man sie nicht sieht) die Haushofmeisterin. Die Herzogin-Witwe unterstützt sie mit vielem Takt. Am Tage nach meiner Ankunft wurde mir zu Ehren ein Gastmahl gegeben mit Entfaltung all des prächtigen Silbergeräthes, welches Ludwig XV. Herzog John verehrte; die anderen Tage war Alles einfacher. Ich habe viel über die Lage eines Herzogs von Bedford oder Sutherland im 19. Jahrhundert nachgedacht, und glaube nicht, daß sie in Wirklichkeit mehr sein könnte, als was die gegenwärtigen Vertreter daraus machen. Hier liegt der Zauber in der historischen und politischen Stellung des Hauses Russell. Das Haus ist ersichtlich das Werk des ersten Herzogs, und dann des Herzogs John, der den Pariser Frieden abschloß. Ich finde, daß Alles, was gut in demselben ist, sein Verdienst war, im Gegensatz zu Bute und Egremont; doch tadelt ihn Lord John mit Recht, daß er darin eingewilligt, die Verhandlung vor Friedrich dem Großen geheim zu halten.

Meine Pläne sind folgende, D. v.: Am 4. Januar nach Althorp; am 8. nach Castle Ashby; am 11. zu Peel; dann nach Hause, und auf ein oder zwei Tage nach Broadlands mit Palmerston, der am 20. zur Stadt zurückkehrt, ebenso wie die Russells (welche Prinz Löwenstein vor dieser Zeit in Richmond Lodge zu sehen wünschen). Der Kummer des Hauses ist die Absonderung des Marquis Tavistock, welcher täglich höchst einsichtige Artikel über politische Gegenstände schreibt, aber nicht in Woburn leben noch sich am öffentlichen Leben betheiligen will.

Im Ganzen genommen würde ich doch nicht Herzog von Bedford trotz seiner großen Einkünfte sein mögen, wenn ich nur ein Jahr seine Lebensweise führen müßte.

Althorp *), Donnerstag 6. Januar 1848.

Ich bin hier sehr träge gewesen, und dies sogar auch, seit ich Deinen köstlichen Brief habe! Der Grund ist, ich habe hier so viel zu sagen und zu thun, daß ich kaum Zeit habe ein Stündchen herauszuhinken, und dann

*) Landsitz des Grafen Spencer.

muß ich bis zur Essenszeit ruhen. Sei nicht unruhig um mich, — es ist nichts als fliegender Rheumatismus, einen Tag in dem einen Bein, den folgenden im anderen, und Zahnschmerzen, zuweilen auf der linken, zuweilen auf der rechten Seite. Die Bibliothek ist ganz einzig, und so auch die Galerie mit Ahnenbildern und Porträts ausgezeichneter Männer wie Montaigne, Arnauld, auch von Sacharissa und ihrem Gemahl, der hier wohnte. Van de Weyer und ich leben in der Bibliothek. Wirth und Wirthin sehr freundlich und liebenswürdig. Morgen gehen Georg und ich zu Lord Northampton, am Dienstag zu Peel, von wo wir am 15. nach Hause zurückkehren und dann keinen Schritt weiter thun, wenn es nicht sein muß.

Carlton Terrace, Freitag 7. Januar.

Hier bin ich, meine Liebe; der letzte Abend und die Nacht waren so ungemüthlich durch die Schmerzen, die ich erwähnte, daß ich mich entschloß, die beabsichtigten Besuche kurz abzuschneiden. Ob ich zu Peel gehe oder nicht, muß von den Schmerzen abhängen; aber was ich schon jetzt sagen kann, ist, daß ich mich hier sehr gemüthlich fühle, an meinem Pult, in meinem Zimmer, in unserem lieben Hause, mit den guten Gesichtern um mich herum.

Samstag 8. Januar. Ich las gestern Abend in Bancroft mit steigender Bewunderung. Was für eine herrliche und bedeutsame Geschichte hat er seiner Nation gegeben von den Jahrhunderten vor der Unabhängigkeit! Der dritte Band ist ein Meisterstück; nach Auseinandersetzung der Pläne und Entschlüsse der Monarchen Europas von 1741 bis 1748 läßt er auftreten „den Sohn einer Witwe, der seinen Lebensunterhalt als Feldmesser in entfernten und unbewohnten Gegenden gewinnt — Georg Washington".

Mrs. Bancroft las mir eine schöne Stelle aus einem Briefe an sie aus Paris vor — der Schreiber spielte auf den Atheismus von Laplace und anderen französischen Astronomen an — und fügte hinzu: „Möchten sie doch den Menschen und seine Geschichte studiren, auf jeder Seite werden sie die Hand einer schützenden und liebenden Vorsehung verspüren, die die Welt leitet. Dies ist die Lehre, die jeder Tag mehr und mehr aus der Geschichte zieht. Der Mensch schreitet fort und Gott beschützt die Fortschritte der Menschheit." Dies erinnert mich an einen schönen Ausspruch von Bischof Lee, heute Morgen, mit Bezug auf die Unitarier: „Der Glaube an die Erlösung durch Christus und die Meinung über die Natur Christi sind zwei ganz verschiedene Dinge." Dies ist dasselbe, was mit anderen Worten Schleiermacher sagt: „Der Glaube des Christen beruht wesentlich nicht auf dem, was in oder mit Bezug auf Christus stattfand, was ihm begegnete oder nicht begegnete, sondern auf dem, was Christus selbst that

und ausführte als der Erlöser. Das von ihm vollbrachte Werk der Erlösung — die Thatsächlichkeit der Erlösung — ist der einzige wesentliche Gegenstand des seligmachenden Glaubens; die Streitigkeiten über seine Natur gehören der Vergangenheit an." Ganz recht, meiner Ansicht nach, wo es eine christliche, d. h. eine geistige Philosophie gibt. Aber was soll man thun in einem Volke, das so etwas nicht besitzt?

Ich werde nicht zu Peel nach Drayton gehen, leider! Mein Zahnweh kehrte zurück, nachdem ich ein Dutzend Schritte in der feuchten Luft gemacht hatte.

Aus den Tagen nach der Wiedervereinigung der Familie stammen die folgenden Briefe von anderer Hand:

Carlton Terrace, Freitag 14. Januar 1848.

. . . Ich komme eben von einer Unterhaltung mit Lady Luise Stuart zurück. Ich wünschte, daß ich jedes Wort ihrer Unterhaltung niederschreiben könnte. Sie war ganz wohlauf, und versicherte mich, daß sie „über nichts zu klagen hätte als über ihr hohes Alter". . . . . Als sie auf den Hof Georg's II. zu sprechen kam, sagte sie mir eine humoristische Ballade her, die man Arbuthnot zuschrieb, der sie gedichtet haben sollte, als der König den Herzog von Newcastle zum Pathen eines Prinzen ernannt hatte, der dem Prinzen von Wales gerade geboren war, woran der letztere großen Anstoß nahm und sich weigerte, den Herzog irgendwie anders bei der Taufe zugegen sein zu lassen denn als Vertreter für einen deutschen Prinzen. Die Ballade ist eine Parodie auf „Chevy Chase."*) — Der Herzog begibt sich zum Kronprinzen, wird aber schlecht empfangen, — andere Edelleute werden abgesandt, unter anderen der Herzog von Roxburgh, aber vergebens. Dem Könige wird Nachricht gebracht; und da es von diesem hieß, er kenne zur Verständigung mit seinen englischen Unterthanen nur die drei französischen Wörter: „bon", „comment?", „diable!" — so läßt man ihn auf der Edelleute Meldung, daß sie dem Prinzen aufgewartet, „bon" antworten. Als er von dessen Einwänden hört, sagt er: „comment?", und als ihm schließlich erzählt wird, daß der Prinz wüthend geworden ist und sie weggeschickt hat, so ruft er aus „diable!" Darauf schickt er dem Prinzen den Befehl, sich aus St. James mit seiner Frau, seinen Knechten und Mägden, Kisten und Kasten zu entfernen, aber

---

*) Der Anfang lautet:

To name a child with might and main,
Newcastle took his way:
The child may rue that is unborn
The christening of that day.

Anmerkung der Verfasserin.

mit Zurücklassung seiner Kinder. Die Ballade, deren Text ich leider vergessen, fährt dann fort mit der Mittheilung, daß der neugeborene Prinz die Sache so übel nahm, daß er sich sofort in eine andere Welt begab; und der Schreiber (natürlich ein Jakobit) schließt mit dem frommen Wunsche, daß das Land aus solchen Zänkereien in der königlichen Familie Vortheil ziehen und die ganze Familie häuslichen Frieden und Vereinigung suchen möge durch freiwilligen Auszug nach — Hannover!

19. Januar 1848. Als ich Lady Luise Stuart gestern besuchte, hatte sie eben Alison's Leben Marlborough's gelesen, welches ich ihr geliehen. Sie erzählte mir, die einzige Tochter Cardonnel's, des Secretärs von Marlborough, sei eine merkwürdige Frau gewesen, welche sie noch als Gattin eines Pairs gekannt habe, den sie nannte, dessen Name mir aber nicht mehr einfällt. Diese Dame zeigte Lord Macartney viele Papiere, worunter eine von ihr selbst herrührende Abschrift eines Briefes von ihrem Vater an den Herzog, worin derselbe Einwendungen macht gegen die Praxis, Geleits- oder Schutzbriefe gegen Geldzahlung zu gewähren, um Personen oder Distrikte in Flandern vor Einquartierung oder Plünderung zu schützen. Cardonnel erklärte, er könne mit derartigen Verhandlungen nichts zu thun haben, und warnte den Herzog vor solcher Habgier.

Von derselben Hand rührt ein Brief an Bunsen vom 29. Januar her, der hier Platz finden mag, weil er Bunsen's eigene Anschauung getreu wiedergibt:

Ist das von Mrs. Fry an den König von Dänemark gerichtete Gesuch für die verfolgten Baptisten und für Gewissensfreiheit im Allgemeinen von irgendwelchem Erfolg gewesen? Daß protestantische Regierungen in der That ihre Unterthanen wegen abweichender religiöser Meinungen verfolgen, lastete schwer auf ihrer Seele. Die näheren Umstände dieser letzten Jahre ihres Lebens, wo wir in ihrer Nähe lebten und von Zeit zu Zeit den Sonnenschein ihrer Gegenwart fühlten, sind besonders rührender Art: jeder Ausdruck wäre aber zu schwach, um den Reiz ihrer himmlischen Gemüthsstimmung zu bezeichnen, oder unseren Schmerz bei der Aufdeckung ihrer Leiden an Geist und Körper. Mrs. Fry war so wahrhaft weiblich! Die volle Reife und Entwickelung und Vollendung der Weiblichkeit, mit einer Kraft und Macht und Festigkeit, um das Gleichgewicht zu bewahren, wie sie selten ein Weib besessen! Andere Frauen, die so bedeutenden und starken Charakters sind, haben oft etwas Herbes und Männliches an sich.

Wie wenig ist man sich der „Freude und der Bitterkeit des Herzens" sogar bei denen bewußt, an welchen man tiefen Antheil nimmt! Welche „abîmes de douleur" waren in diesem Herzen, während die Züge und die Stimme nur von Friede und Liebe redeten! Keine Spur von Mitleid

mit sich selbst war in ihr, und vor nichts, was sie zu ertragen berufen war, schreckte sie zurück, obgleich eine angeborene starke Empfindlichkeit ihr vor Anderen die Fähigkeit gab, tief zu leiden.

Von demselben Tage ist folgender (englisch geschriebene) Brief Bunsen's an seine (damals in Lilleshall befindliche) Frau:

Carlton Terrace, Samstag Abend 29. Januar 1848.

... Hier ist ein erfreulicher Bericht von .. über gegenwärtige Freundschaft seitens ihrer Umgebung, während vorher das Gegentheil der Fall war. Ein von ihr gebrauchter Ausdruck ist: „Ich liebe diesen Ort jetzt viel mehr, weil die Leute gütig gegen mich sind.“ Die Verstocktheit des natürlichen Menschen ist gebrochen; der göttliche Liebesfunke, welcher in jedem Menschenherzen vorhanden ist, aber erst die harte Schale der Selbstsucht durchbrechen muß, ist entzündet, und so fühlt sie jetzt die Liebe, welche sie umgibt; sie glaubt, daß dies etwas Neues sei, weil sie sich früher derselben nicht bewußt war, und sie fühlt sie jetzt, weil sie nunmehr selbst der Liebe fähig ist. Güte, sei es göttliche oder menschliche, wird nur von dem Herzen gefühlt und geschützt, welches selbst der Liebe fähig ist. In dem verhärteten Gemüthe werden viel eher Unzufriedenheit, Haß und Trotz geboren. Du weißt, daß wir schon in anderen Fällen Gelegenheit hatten, den ersten Durchbruch des Göttlichen zu beobachten, das im Menschen ist: nicht als Creatur (wie unsere „Deutsche Theologie“ aus dem Jahre 1400 gesagt hat), nicht als Selbst, sondern als Gottes Bild. Wie hart war die Schale bei einer Seele (Du weißt welche), und wie ist jetzt Sanftmuth und Liebe und Demuth und Güte durch jene Rinde von Stolz und Halsstarrigkeit und Unzufriedenheit durchgebrochen, welche so lange Zeit sichtbar war! Verlasse Dich darauf, daß jetzt in der anderen Seele diese Rinde am Durchbrechen ist. Viele Kämpfe werden noch folgen; aber ich hoffe, daß der, welcher das Feuer angezündet hat, es auch am Brennen erhalten wird.

Wenige Tage später hat Bunsen seiner Frau zu melden:

Carlton Terrace, 3. Februar 1848.

Dies ist ein großer Tag in der Politik! Ich kann kaum meine Feder regieren. Der König von Neapel hat am letzten Samstag, den 29. Januar, seinem ganzen Reich die Verfassung verliehen, die Lord William Bentinck 1812 Sicilien gab. Welche Nemesis! Dieses zwar nicht demokratische, aber etwas unreif gebliebene Abbild der britischen Constitution wurde der Königin Karoline, die unter Verwünschungen floh, und dem König Ferdinand, der abdankte, zum Trotz gegeben. Franz sancionirte sie. Dann fiel Napoleon, und Castlereagh verleugnete das Werk Bentinck's. Die Constitution wurde aufgehoben. Ferdinand versprach eine

Charte à la Ludwig XVIII.; wir kennen den Entwurf derselben, — sie wurde nicht einmal vollendet, geschweige denn eingeführt. Im Jahre 1815 bestätigte der König statt aller Constitutionen, nach kurzer Einleitung, die „den Sicilianern gewährten Privilegien" und gab ein Administrationsedict à la mode de l'empire. Im Jahre 1820 erzeugte die Reaction eine Revolution, welche 1821 mit Gewalt niedergeworfen wurde. Dann kamen die sechsundzwanzig Jahre absolutistischer Misregierung, die wir gesehen haben.

Und jetzt hätten sich die Sicilianer so gut wie die Neapolitaner bis zum 12. Januar mit Reformen à la Pio nono zufriedenstellen lassen. Der 12. Januar sollte der Tag der Entscheidung sein; Alles war zum Ausbruch vorbereitet; keine Proclamation erschien; das Volk machte sich ans Werk; Palermo wurde 48 Stunden lang bombardirt, beharrte aber im Widerstand. Der Muth des Königs sank, und er gab nach. Eine hervorragende Charaktereigenschaft dieses Königs ist seine Furcht — ein Erbstück von Vater und Großvater.

Die Folgen werden unermeßlich sein, unberechenbar. Lega Italiana — der Papst genöthigt, seine Regierung zu säcularisiren; Sardinien und Toscana, eine Constitution zu geben! Ich fürchte nur, daß die durch die Ereignisse aufgeregten Wogen zu ungestüm sein werden für das gebrechliche italienische Fahrzeug. Möge Gott das Volk zur Weisheit leiten!

Die verschiedenen politischen Bewegungen dieser Jahre, meist Vorläufer des Sturmes von 1848, riefen sämmtlich eine lebhafte Betheiligung Bunsen's hervor. Seine Papiere zeigen ihn als vielfach thätig bei den Verhandlungen über die Erneuerung des Handels- und Schiffahrtsvertrages zwischen Preußen und England, über die Entwickelung des Zollvereins, über den Sundzoll. Er ist eifrig wirksam wie in der Oregonfrage so bei den politischen Verwickelungen wegen der spanischen Heirathen, der Krakauer Frage und der Interventionsdrohungen in Griechenland. Er führt vielfache Verhandlungen über die neuenburger Angelegenheit wie über die Sonderbundskrisis. Die preußische Verfassungsfrage bewegt ihn nicht blos zu lebhafter Betheiligung im Vaterlande, sondern auch zu vielfachen Schritten zur Aufklärung der öffentlichen Meinung in England. Nicht minder nehmen auch in dieser Zeit alle kirchlichen Fragen sein lebhaftestes Interesse in Anspruch, wie die Bildung der Evangelischen Allianz, so die Gründung des Gustav-Adolf-Vereins und die deutschkatholische Bewegung, deren Vertreter Czerski durch Bunsen's Vermittelung mit der Allianz

in Verbindung trat, und mehreres Andere. Wir beschränken uns auch hier wieder auf einige Mittheilungen über Bunsen's Urtheils- und Handlungsweise in Bezug auf diejenigen Fragen, auf welche seine Papiere ein neues Licht werfen.

Unter seinen Aufzeichnungen über die fortdauernd ungelöst bleibende preußische Verfassungsfrage zunächst ist besonders eine Mittheilung belangreich über die Zusammenkunft Lord Aberdeen's mit dem Könige von Preußen in Brühl (10. August 1845) und mit dem Fürsten Metternich in Stolzenfels (14. August 1845):

Se. Maj. der König eröffnete Lord Aberdeen: Die Einigkeit und Stärke Deutschlands sei der Mittelpunkt Ihrer Politik. Damit sei gesagt, daß Oesterreich und Preußen innig verbunden sein müßten. Deutschland als ein Ganzes stark zu machen und zu erhalten, sei aber nicht blos ein Gegenstand höchster Wichtigkeit für die Politik Preußens, die mit der Politik Deutschlands zusammenfalle, sondern auch für die gesammte europäische Politik, sofern dieselbe im Sinne des Friedens und der Selbständigkeit verstanden werde.

In dieser Beziehung habe der König nun leider Grund, sich seit 1842 über Oesterreich zu beklagen. Gewiß sei Se. Maj. von der innigsten Anhänglichkeit an Oesterreich durchdrungen, und habe die größte Achtung vor dem Fürsten-Staatskanzler. Allein Oesterreich wolle nicht die Hand bieten zu Maßregeln, welche die Ehre und Sicherheit des Bundes durchaus verlange. Die kleineren deutschen Fürsten seien durch den langen Frieden und die anscheinende Ruhe in Frankreich in eine falsche Sicherheit versunken. Es sei durchaus nothwendig, sie anzuhalten, ihre Bundespflicht streng zu erfüllen; denn gewiß würde der Thronwechsel in Frankreich der Anfang großer Bewegungen werden. Se. Maj. sei von dieser Nothwendigkeit so durchdrungen, daß Sie entschlossen seien, falls Oesterreich nicht bald die Sache ernstlich angreife, Selbst die Initiative zu ergreifen. — (Hier sagte Lord Aberdeen einige Worte über die Nothwendigkeit, mit Oesterreich Geduld zu haben). —

Von hier aus machte Se. Maj. den Uebergang zu Eröffnungen über die preußische Verfassungsfrage. Se. Maj. glaubte, den Fürsten Metternich hinlänglich davon überzeugt zu haben, daß nicht die Rede davon sei, Preußen eine Verfassung zu geben in dem Sinne, worin man gegenwärtig dieses Wort gebrauche. Daran sei nicht zu denken. Der König von Preußen müsse immer frei sein, zu thun, was er wolle. Er begreife vollkommen, was der eigentliche Grund der Befürchtungen und Abmahnungen des Fürsten sei: es sei nämlich ein Mistrauen in die Energie Ihres Charakters. Der Fürst glaube, der König werde nicht die Kraft haben, wenn er allgemeine Stände berufe, dem ungestümen Verlangen dieser Versammlung

und des Volkes zu widerstehen. Denn daß ohne Stände nicht zu regieren sei, das wisse der Fürst als ein Kenner des germanischen Rechts vollkommen. Anders sei es mit dem Kaiser Nikolaus. Se. Maj. lasse dem Charakter dieses Monarchen die größte Gerechtigkeit widerfahren: Sie liebten und achteten Seine hohen Eigenschaften und hielten Ihn für Ihren wahren Freund. Allein der Kaiser kenne durchaus die germanischen Zustände nicht; er wisse nicht, daß eigentlich in Deutschland nie absolut regiert sei, und meine, Deutsche können wie Slawen regiert werden. Alles Dieses aber werde keine Auflösung der Allianz der drei Mächte zur Folge haben. Mit Oesterreich werde eine Spannung von einigen Monaten eintreten; mit Rußland vielleicht von einem oder zwei Jahren. Se. Maj. werde Sich nicht dadurch irremachen lassen, daß man Sie verkenne. Sie wüßten, daß, was Sie zu thun beschlossen, nothwendig und heilsam sei, und jene Mächte würden sich auch davon überzeugen, die eine bald, die andere später.

Hier begann Se. Maj. dem Lord Aberdeen kurz auseinanderzusetzen, weshalb es wegen des seit den letzten Jahrzehnten Geschehenen, ganz besonders aber wegen der durch das Finanzgesetz von 1820 gegründeten Institution hinsichtlich der Staatsschulden unumgänglich nothwendig sei, daß man eine allgemeine Ständeversammlung bilde. Se. Maj. gedenke also, die acht Provinzialständeversammlungen in eine allgemeine Versammlung zu vereinigen, jedoch einzig und allein für die Fälle, wo eine Steuererhöhung oder Anleihe stattfinden solle. Daneben werde Se. Maj. aber die bereits gegründeten Ausschüsse regelmäßig alle vier Jahre zusammenberufen, jedoch nur mit berathender Stimme, während die allgemeinen Stände natürlich ein Recht haben müßten, die vorgeschlagene Steuer oder die Anleihe zu bewilligen oder abzulehnen.

Eine solche Institution knüpfe sich an die bisherige Entwickelung der preußischen Monarchie an, und werde diese nicht in Gefahr bringen, in die Bahn von 1789 zu verfallen. Jedem Versuche der Art würde Se. Maj. mit der größten Energie entgegentreten. Se. Maj. wünschte nun, über diesen Plan die Ansicht Lord Aberdeen's kennen zu lernen.

Lord Aberdeen erklärte hierauf, er sei vollkommen incompetent, sich ein Urtheil zu bilden und auszusprechen über eine so wichtige Frage, bezüglich auf Verhältnisse, die ihm und seinen Collegen durchaus fremd seien. Er halte fest daran, daß Se. Maj. die Verhältnisse zu Oesterreich und Rußland so ernst berücksichtige: das englische Ministerium, dem man ein Hinneigen zur französischen Allianz Schuld gebe, wisse gar wohl, daß die drei conservativen Mächte seine besten Verbündeten seien, und daß ihre Einigkeit höchst wichtig für England und nothwendig für die Erhaltung des Friedens sei.

Hinsichtlich der Verfassung selbst, oder wie Se. Maj. die Institution

genannt haben wolle, welche Sie zu geben entschlossen seien, möchte er sich nur eine Frage erlauben:

Werde sie das Volk befriedigen? (Est-ce qu'elle contentera le peuple?)

Der König erwiderte hierauf:

Das werde sie nicht; wie sei es möglich, die Völker im 19. Jahrhundert zufriedenzustellen? Aber Sie glaubten, die Nachwelt würde Ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß Sie das Rechte gethan. Uebrigens werde sich wol aus jener Institution im Laufe der Jahrhunderte eine Verfassung entwickeln, die der englischen Verfassung ähnlich sei; das sei aber eine allmähliche historische Entwickelung, und eine ganz andere, als die moderne, constitutionelle, welche sich ganz von der Vergangenheit lostrenne, und von vorn anfange, als habe bis dahin gar kein rechtlicher Zustand existirt.

Der König ging nun über zu der Frage von den Schutzzöllen: Es sei die feste Absicht Sr. Maj., in Uebereinstimmung mit allen hierbei betheiligten Ministern und Directoren, das System gemäßigter Einfuhrzölle aufrecht zu erhalten. Die Discussion habe ergeben, daß sich gar nichts Haltbares für die entgegengesetzte Ansicht hervorbringen lasse. Der König habe deshalb auch allen Anträgen standhaft widerstanden, die von dieser Seite gekommen; nur in Einem Punkte, dem Leinengarn, habe Se. Maj. nachgegeben: dies betreffe eine uralte Nationalindustrie, und könne England nicht im Geringsten betheiligen. Es gebe nur Einen Fall, in welchem Se. Maj. hinsichtlich der anderen Punkte nachgeben würde, wenn der Preis die Erhaltung des Zollvereins sei. Denn dieser müsse für die Stärkung Deutschlands auch im europäischen Interesse durchaus aufrecht erhalten werden. Doch sei die Gefahr, daß man Preußen in eine so peinliche Nothwendigkeit versetze, nicht so groß: Sachsen, das bei der Baumwollspinnerei besonders betheiligte, habe gegen die geforderte Erhöhung protestirt.

Lord Aberdeen nahm hier das Wort mit einer viel größeren Lebhaftigkeit als zuvor. Man wisse gar wohl in England, daß man hinsichtlich der Erhaltung mäßiger Zölle sich nur auf Se. Maj. verlassen könne, — daß der König die größte Garantie sei gegen Prohibitivzölle: er hoffe, es werde Sr. Maj. gelingen, festzuhalten an dem Grundsatze eines mäßigen Einfuhrtarifs; gewiß werde eine Erhöhung einen sehr nachtheiligen Eindruck in England hervorbringen.

Lord Aberdeen erzählte mir im Vertrauen, er habe nicht recht begriffen, was der König (in Bezug auf die preußische Verfassungsfrage) als Mitwirkung von Oesterreich erwarte. In Bezug auf seine Unterredung mit dem Fürsten Metternich aber sagte er mir Folgendes:

„Ich habe durchaus keinen klaren Begriff von dem, was der König eigentlich thun und nicht thun will; nur Eins ist mir klar: Er will so

wenig thun als irgendmöglich. Und damit habe ich den Fürsten zu beruhigen gesucht.“ Dieser hat nun darauf geantwortet:

„Ich bin der Erste zu sagen, daß die Sachen nicht so bleiben können in Preußen, wie sie sind. Der Zustand ist höchst gefährlich, und zwar für ganz Deutschland, also für Europa: es muß etwas geschehen, und es ist nur wichtig, daß das Richtige geschieht.“

„Eine höchst interessante Bemerkung“, erwiderte ich dem Lord Aberdeen, „er wird Ihnen nun doch ohne Zweifel gesagt haben, was dieses richtige Etwas sei.“

„Ja“, fiel Lord Aberdeen ein, „darin liegt eben die Schwierigkeit: entweder habe ich es nicht verstanden, oder er weiß es selber nicht. Gewiß ist, daß ich es Ihnen nicht sagen kann, denn ich bin nicht klug daraus geworden. Uebrigens konnte ich wohl bemerken, daß der Fürst von seinen Befürchtungen im Allgemeinen sehr zurückgekommen ist, seit er sich am Rheine befindet. In Wien hat er gegen meinen Bruder so gesprochen, als wolle der König eine ultraliberale Constitution geben. Ich habe ihm meine Ueberzeugung ausgesprochen, daß Niemand weiter davon entfernt scheine als der König, und er erkennt dies auch an, und ist überhaupt sehr zufrieden über den Erfolg seiner Unterredung mit dem Könige.

„Dagegen habe ich den Fürsten sehr besorgt gefunden über die religiösen Bewegungen, die, wie er sagt, nicht allein in der katholischen, sondern auch in der protestantischen Kirche Deutschlands stattfinden. Die Sache, meint er, sei von der größten Wichtigkeit und sehr beunruhigend.“ —

In Frankfurt, sagte mir Lord Aberdeen, habe er den Fürsten noch viel vergnügter als vorher gefunden über den Erfolg seiner Unterredungen mit Sr. Maj. Er habe ihm gesagt: „Il paraît, que le projet de la constitution a été prorogé: j'espère même, que le Roi y aura renoncé entièrement.“ „Ich weiß nicht“, fuhr Lord Aberdeen fort, „wie dies mit den Aeußerungen des Königs in Brühl zusammenstimmt; ich kann mir aber denken, daß der König, einsehend, er könne doch das nicht thun, was das Volk verlangt, und das, was er thun wollte, würde das Volk nicht zufriedenstellen (wie er mir selbst gesagt), am Ende es für das Beste erachtet habe, gar nichts zu thun. Das aber ist die entschiedene Meinung des Fürsten.“

Aus einer vertraulichen sicheren Mittheilung ergibt sich auch, daß der Fürst dem Grafen Potocki, Schwiegervater des hiesigen kaiserl. königl. Botschafters und Vater des Attaché bei der Botschaft, in Johannisberg aufgetragen hat, dem Botschafter zu sagen: „Il n'est plus question de la constitution en Prusse: j'ai tué ce projet.“ —

Als im Jahre 1847 von seiten des Deutschen Bundes der Versuch gemacht wurde, durch ein neues Preßgesetz die Preßfreiheit noch

mehr zu beschränken als früher, entwarf Bunsen (am 13. Juni 1847) zwei Denkschriften für den König, deren erste die „Bedenken gegen den Entwurf eines Preßgesetzes vom rechtlichen und vom politischen Standpunkte" entwickelte, während die zweite die „Praktischen Folgerungen" aus diesen Bedenken zog.*)

Der Charakter der Denkschriften ergibt sich aus folgender Stelle:

Es soll, neben der beschwerendsten Form der Censur, neben der härtesten, ja zum Theil drakonischen Gesetzgebung über Preßverbrechen, neben einem über alle rechtlich zu formulirenden Verbrechen, wie über alle gerichtlichen Formen und Entscheidungen souveräner Landesgerichte erhabenen Bundes-Inquisitionstribunal noch ein System der Ueberwachung des Buchhandels eingeführt werden, welches den (noch dazu machtlosen!) Verordnungen der absoluten Monarchen Ludwig XIV. und XV. nachgebildet und dem militärischen Despotismus Napoleon's sowie den blinden Reactionsbestrebungen der Restauration entlehnt ist. . . .

Darüber kann kein Zweifel sein, daß dieses Gesetz und dieses Syndikat von der öffentlichen Meinung in ganz Deutschland tief verabscheut werden wird. Es ist undeutsch, es greift in den zartesten Theil des geistigen deutschen Lebens ein, es verletzt das tiefe Rechtsgefühl der deutschen Nation, die sich geduldig strengem Gesetze und hartem Gerichtsspruche unterwirft, aber Inquisitionstribunale und Polizeiwillkür haßt, wenn sie sich über den Spruch des ordentlichen Gerichtes setzen wollen. Also der Zollverein und die Einheit Deutschlands stehen auf dem Spiele.

In einem gleichzeitigen Briefe (vom 15. Juni 1847) sagt Bunsen über denselben Gegenstand:

Der König will unabänderlich Preßfreiheit; so beginnen Entwurf und Motive auch wirklich. Allein dann entwickelt sich ein System, welches, wenn man es durchschaut, im schneidendsten Widerspruche erscheint mit jenem Grundsatze und mit der Absicht; welches den König vor seinem Volke, vor Deutschland, vor Europa, vor der Geschichte bloßstellte, wenn er auf Oesterreichs Antrag es auch nur nachgäbe: und dieses Gesetz soll von Preußen, soll vom Könige ausgehen — und in diesem Augenblicke — unmöglich!

Glauben Sie mir, daß, was ich sage, von Tausenden und Millionen empfunden und gedacht wird! Ach, es wird auch bald in hundert Weisen gesagt werden! Wenn ich auch über politische und kirchliche Verhältnisse nichts verstehe — über die Preßangelegenheiten verstehe ich den Puls der Zeit. Ich habe die Sache unter und mit Niebuhr während der Restau-

*) Gleichzeitig führte Bunsen über diesen „Bundes-Preßgesetz-Entwurf" einen lebhaften Briefwechsel mit Baron Stockmar und dem Prinzen Albert.

ration gründlich verfolgt, und bin von den conservativsten Grundsätzen darauf gekommen: „daß eine gute Presse unentbehrlich, aber nur durch Preßfreiheit, neben anderen politischen Freiheiten, möglich ist." In der kölner Sache aber, und nachher in England habe ich gelernt: daß der Polizeistaat wehrlos ist auf diesem Gebiete, während der freie Staat mit dem Justizsystem nicht allein gesetzlich sicher ist, sondern auch viel mehr geschützt dadurch, daß die Edelsten, Besten, Tüchtigsten sich der heiligen Sache der Regierung, der Religion, der Kirche, der Sittlichkeit, der Ordnung, als ihrer eigenen höchsten Güter, mit Wort und Schrift annehmen. Dort schweigen die Guten, hier reden sie. Dort hilft man den Uebelthätern fort, hier fängt man sie.

Die Preßfreiheit ist für das 19. Jahrhundert, was die Geistesfreiheit im 1. Jahrhundert für die Christen war, und die Glaubensfreiheit im 16. und 17. Es ist die politische Lebensfrage der Zeit, es ist die, an welcher Regierungen untergehen und Reiche zerstieben, oder sich erstarken und erheben.

Der Streit um Preßfreiheit ist ein Religionskrieg: der Religionskrieg des Jahrhunderts. Der Ausgang ist so wenig zweifelhaft wie im 1. und 2. oder im 16. und 17. Jahrhundert. Die Salonredensarten, welche man darüber auftischt, sind unschuldige Träume, welche der Wirklichkeit nicht an die kalten Kleider rühren. Die Zeit verlangt ein gemeines Recht, nicht Privilegien, und die Kraft der Rede ist so wenig in Schrift als in Wort an Amt und Würden, an Rang und Titel gebunden. Privilegien machen nicht allein verhaßt, sondern auf diesem Gebiete wehrlos, wie das Beispiel der Censurstaaten zeigt. Alles wird geglaubt wider sie, nichts für sie.

Ich begreife vollkommen, wie verständige, wohlmeinende Männer, auch ohne die Gespensterfurcht des Fürsten Metternich zu besitzen, oder vielmehr von ihr besessen zu sein, eine gewisse unüberwindliche Geisterfurcht vor der Presse haben und deswegen glauben, man könne nichts Besseres thun, als diesen Unhold ganz außerhalb des Gesetzes zu erklären und ihn in ganz eigene Geistesfesseln zu schmieden.

Es liegt dabei (außer den eigenthümlichen Schwierigkeiten von Geistesfesseln) auch die ganz irrthümliche Ansicht zu Grunde: Preßsachen, Vergehen wie Verbrechen, müßten eine ganz eigene Gesetzgebung haben.

Umgekehrt: man muß sie so viel als möglich eben nach den im gemeinen Rechte festgestellten Vorschriften wie andere Vergehen und Verbrechen behandeln.

Gewiß sind böse Buchdrucker, Buchhändler, Trödler, Hausirer, gegen die Indicien vorliegen, zu überwachen, aber warum nicht nach den allgemeinen Gesetzen wie andere Diebshehler, böse Trödler und Hausirer?

Es scheint seltsam, aber diese Idee liegt gar vielen Werken und Reden und Verhandlungen, besonders der Beamtenwelt zu Grunde. Andere aus denen, die von Amts wegen das Vorrecht haben, diese Sachen zu verstehen, fallen aus diesem Irrthum in einen entgegengesetzten und thun dann doch dasselbe. Sie meinen, die Preßfreiheit sei eine Sache, um welche das Volk sich so wenig kümmere als sie selbst: die Gesetze über Preßzwang berühren nur einige ehrgeizige Professoren und eitle Schwätzer, viele hungerige Bäuche der Literaten und namentlich die jüdischen Kosmopoliten und Zeitungsreiter. Deshalb brauche man gar nicht so genau darauf zu sehen, ob ein neues, von höheren Rücksichten gebotenes Gesetz sie etwas mehr zwacke und die Presse etwas mehr kneble. Spielberg und Spandau für die Einen, Pensionen und Orden oder Titel für die Anderen, das sei genug, nicht allein um die schlechte Presse zu bändigen, sondern auch um ein angesteiftes Zeitalter à la Ludwig XIV. für den Landesherrn zu bereiten, wenn er eine Schwäche haben sollte.

Allerdings nun bedarf eine Regierung, wenn sie dem Censursystem entsagt, einer starken Gewalt zur Vorbeugung von Aufruhr oder Störung des Bundesfriedens und ähnlichem Aergerniß. Die Beschlagnahme ist eine solche starke Maßregel. Aber das Recht dazu ist in einem Bundesstaate, wie der deutsche jetzt ist, nothwendig: also auch die Möglichkeit, sie vor der Verbreitung zu ergreifen. Gegen alles Dieses habe ich nichts. Aber um so mehr muß dann das Justizverfahren reingehalten werden von allem Exceptionellen und Willkürlichen in Form, Verfahren und Gesetzbuch.

Bunsen's Stellung zu den Fragen der äußeren Politik ergibt sich besonders aus seinem vertraulichen Briefwechsel mit dem damaligen Minister des Auswärtigen, Baron Canitz. Wir entnehmen dieser Correspondenz zwei Briefe, die, kurz vor dem Ausbruch der Revolution von 1848 geschrieben, den großen Unterschied zwischen dem staatsmännischen Blick Bunsen's und der damals in Berlin herrschenden Gefühlspolitik im Gefolge Rußlands und Oesterreichs darlegen:

London, 25. September 1847.

Ew. Exc. stellen mir die große politische Frage:

ob es nicht möglich sein sollte, sich mit England praktisch über die leitenden Punkte der Politik der Gegenwart besser zu verstehen, und dadurch ein ersprießliches Einverständniß in der europäischen Politik herbeizuführen?

Ich will versuchen, den Standpunkt der englischen Politik zu den Hauptfragen der Continentalpolitik rein objectiv darzustellen.

Es ist nicht zu leugnen, daß in diesem Augenblick das Persönliche dreifach auf die auswärtige Politik Englands einwirkt:

Lord Palmerston's persönlicher Charakter und Geschichte, sein Haß gegen Louis Philippe und Guizot, seine Bitterkeit gegen Fürst Metternich wegen der vom Fürsten in der spanischen Frage genommenen Stellung.

Um aber recht zu würdigen, wie geringfügig eigentlich diese Persönlichkeiten sind im Angesicht des Objectiven und Allgemeinen, muß man sich eine große Thatsache klar machen.

Diese Thatsache ist: daß zwischen der Politik der Zeit der großen Französischen Revolution, oder dem System von Burke und Pitt, mit dem Ausläufer dieser Politik nach dem Kampfe, der Congreßpolitik (1815—1822) einerseits, und der Gegenwart und Zukunft Englands (und nach hiesiger Ansicht, Europas), eine unübersteigliche Kluft liegt.

Von 1791 bis 1822 stellte sich England zuerst an die Spitze, dann in den Nachtrab eines großen Principienkampfes, wobei „die alten Freiheiten, Sitten und Rechte" einschließlich der „väterlichen Regierungen" sämmtlich auf der einen Seite standen, die antimonarchische, antiaristokratische Revolution mit dem Militärdespotismus ihres Universalerben auf der anderen.

Lord Castlereagh schnitt sich in einem unglücklichen Augenblicke den Hals ab, gerade als er zum Congreß gehen sollte. Aber die Sache ist geschichtlich und symbolisch. Die Stellung war unhaltbar geworden.

Als die spanischen Colonien abfielen und die Bourbonen Miene machten, die Unzufriedenen zu spielen und sich mit den drei nordischen Mächten England gegenüberzustellen, nicht ohne Drohung und sogar Geringschätzung, da sprach Canning das geschichtlich gewordene Wort: „Politische und religiöse Freiheit über den ganzen Erdkreis! und Englands Flagge voran!"

Der Herzog, Erbe und Haupt der Politik von Pitt und Castlereagh, tadelte das Wort.

Das Jahr 1830 kam, und der Herzog war der Erste, welchem vierzehn Tage zu lang dünkten, um die Vertreibung des ältesten Herrscherhauses durch Anerkennung des Nachfolgers zur Thatsache zu stempeln.

Aber die rechte Parole für England hatte er noch nicht gefunden. Sein „never" beim ersten Auftreten der Reform warf ihn aus der Bahn. Die Reformbill bewies, daß die alten Tories die Macht des Geistes der Zeit, d. h. bei dem Engländer, der keine Theorien hat, die Macht der Thatsachen der Gegenwart in den Gemüthern, nicht begriffen hatten.

Als die Whigs durch die Reform zur Herrschaft kamen, erklärten sie feierlich den Bankrott der Legitimitätspolitik und des restaurirten Absolutismus.

Diese Bankrottserklärung war, nach englischen Begriffen, gerechtfertigt,

ja nothwendig gemacht durch das, was Niebuhr „den Wahnwitz" der Bourbonen genannt hat, und was hierzulande „der Meineid Karl's X." heißt; durch den von Ferdinand VII. hergestellten und verstärkten Absolutismus des Rey neto, trotz der Versicherungen von 1822 und der früheren Schwüre; durch den trostlosen Zustand Italiens; durch die Unfähigkeit selbst König Wilhelm's, sein Ansehen in Belgien zu erhalten gegen eine Volksbewegung. Der Machiavellismus und die Grausamkeit von Konstantin und Nikolaus gegen Polen brachte zur Ueberzeugung die Leidenschaft hinzu.

Die Sache war allmählich ein Principienkrieg geworden: von nun an wird sie steigend eine politische Religionsfrage, wobei England hohepriesterliche Stellung einnimmt. Peel und Lord Aberdeen folgten Lord Melbourne und Lord Palmerston. Aberdeen kann wegen seiner natürlichen Furchtsamkeit, seines Hasses gegen alle nicht schottisch-englische Freiheit und seiner großen Anhänglichkeit an Fürst Metternich als der letzte Repräsentant der alten Schule gelten.

Und was sagte er mir, als ich ihm bei der Scene, die er mir 1843 infolge der Depesche über die griechische Revolution machte, seine früheren parlamentarischen Aeußerungen über Don Miguel und Don Carlos und gegen die Revolution entgegenhielt? „Das waren Täuschungen, Verirrungen, in denen wir Alle befangen waren: sollen wir denn nichts gelernt haben? Die Völker wollen Verfassungen: wenn man sie ihnen nicht gibt, nehmen sie sich sie selbst: der Conservatismus besteht jetzt darin, Revolutionen zu vermeiden, indem die Regierungen ihre Versprechungen erfüllen und den gerechten Forderungen ihrer Völker genügen. Wir können in England, seit 1688, nicht auf Revolutionen schimpfen. Die griechische kann ich nur bewundern, ihrer Mäßigung wegen." Und was war sein letztes Wort, als ich ihn hinsichtlich Spaniens drängte, falls Narvaez sich zum Despotismus durch die Armee und zu Frankreich wenden sollte? „Englands Partei in Spanien muß immer die nationale sein, welcher Farbe sie auch sein mag; denn die nationale wird die antifranzösische sein, und Spaniens Unabhängigkeit ist für uns Lebensfrage."

Schon Lord Liverpool hatte es ausgesprochen, daß Europa in zwei Lager sich theile: die despotischen Regierungen und die freien oder constitutionellen Regierungen. Diese Gegenüberstellung ist seitdem in England kanonisch. Allein was bei dem englischen Charakter noch viel wichtiger ist: sie ist der Hebel und der Stützpunkt der Macht Englands in Europa, jetzt und in Zukunft; Englands sicherster Verbündeter ist die allgemeine Achtung der Freiheit suchenden Völker. Das war Lord Aberdeen's Glaubensbekenntniß so gut als Lord Palmerston's.

Der Bruch der entente cordiale, hätte man denken können, führt England mehr den drei nordischen Mächten zu, welche immer als solida-

rische Vertreter der alten Politik und Vorkämpfer des theoretischen und praktischen Absolutismus gelten.

Gerade umgekehrt!

England steht ganz anders auf der Seite des politischen Fortschreitens zu 1688, seitdem Louis Philippe und Guizot sich auf der anderen Seite aufgestellt haben.

Die Ereignisse des Herbstes 1846 im Norden haben, wie die Geschichte zeigt, auch einen großen Einfluß gehabt; noch mehr die Greuel in Galizien und deren Nachwehen. Sie haben die Ueberzeugung hervorgebracht, daß Metternich's System ein Humbug ist und Oesterreich zur Auflösung und Machtlosigkeit bei einem großen Kampfe gebracht hat.

Das Auftreten Pius' IX. hat einen beispiellosen Anklang hier gefunden, nicht blos bei Radicalen und Katholiken, die sich dabei geholfen. England will sich gern gut mit dem Papste stellen. Die Erbärmlichkeit der päpstlichen Regierung, der scheußliche Despotismus Lambruschini's und Gregor's XVI. sind außerdem seine Folie.

Die Fehler Oesterreichs haben die römische Frage zur italienischen gemacht. Sie ist fast schon eine europäische. Der Enthusiasmus aller Engländer für den Fortschritt der italienischen Freiheiten übersteigt Alles, was ich hier gesehen.

Lord Palmerston theilt diesen Enthusiasmus, soweit das in seiner Natur liegt. Allein er handelt als Politiker erstlich gegen Louis Philippe, dann gegen Metternich. Italien soll sehen, daß England der wahre „Hort der Freiheit" ist, und daß man nicht mehr wie 1821 und 1831 dort interveniren kann, ohne daß England seine Flagge im Adriatischen Meere wehen läßt. Lord Minto wird den Papst der Freundschaft Englands versichern, und seines Beistandes, wenn er ihn wünscht. Er wird ihn aber entschieden wünschen. Revolution wird er nicht predigen, er wird Leidenschaften zu beschwichtigen suchen; allein die Männer des Fortschrittes werden das Princip erkennen, das aus ihm spricht: „Wenn Oesterreich intervenirt, so erscheint Frankreich und England."

Die Stellung Englands zu den Wirren der Schweiz ergibt sich mit mathematischer Sicherheit und Nothwendigkeit aus der eben charakterisirten Gesammtstellung.

So stellt sich mir der Standpunkt Englands zur Politik der Gegenwart thatsächlich dar. Die Persönlichkeiten sind dabei etwas: aber die Macht der Thatsachen, die Nothwendigkeit Englands in seiner Weltstellung sind unendlich mehr.

Es steht in keines Menschen Macht, sie zu ändern, denn sie wurzeln in einem politischen Instinct, der von 30 Millionen Menschen getragen wird, und zwar in einer unangreifbaren Insel.

Auswärtiger Einfluß ist dabei nur zu denken, wenn man dieselbe Flagge aufziehen und mit demselben Winde segeln will.

Was Preußens Stellung und möglichen Einfluß betrifft, so erlauben mir Ew. Exc., daß ich dieser rein objectiv sein wollenden Darstellung hier nichts beifüge: ich bekenne mich übrigens ganz zu dem, was ich in der Denkschrift über die spanische Frage und die Stellung Preußens zu derselben und zur Politik Englands zu sagen mir erlaubt habe....

London, 24. October 1847.

....Mein früheres Schreiben hatte den Zweck, Ew. Exc. vom hiesigen Standpunkte die Nothwendigkeiten der englischen Politik vorzutragen, wie sie sich in Beziehung auf das europäische Festland mir darstellen. Ich suchte Ew. Exc. die Thatsachen kurz vorzuführen, welche mir zu beweisen scheinen, daß das politische System Großbritanniens, welches als die Castlereagh'sche Periode bezeichnet werden kann, von 1815 an allmählich mehr und mehr als ein unmögliches und deshalb als ein falsches erkannt wurde. Canning machte diese Entdeckung: die whigistischen Staatsmänner beuteten sie aus, die toryistischen nahmen sie an, alle um regieren zu können, mithin als eine Nothwendigkeit, einige aus Ueberzeugung.

Das Castlereagh'sche System bestand vorzüglich darin, die mit Englands Hülfe wiedereingesetzten Dynastien, in denen man einen Haltpunkt gegen Napoleon gesucht hatte, soviel als möglich sich selbst zu überlassen. Dies hieß, bei der Unfähigkeit der meisten jener Dynastien und dem Mangel an gutem Willen bei allen, der falschen Freiheit die wahre entgegenzustellen, sehr bald nichts Anderes, als den beiden Großmächten des Festlandes, welche das absolutistische Princip folgerecht festhielten, Oesterreich und Rußland, die Leitung des übrigen Europa, mehr oder weniger im Einverständnisse mit den französischen Bourbonen, zu überlassen. Dieses System führte zu einer Krise durch den Gipfelpunkt der Politik von 1820, 1821 und 1822, welche ich die absolutistische Legitimitätspolitik genannt und zur Vermeidung von Misverständnissen lieber die Congreßpolitik nennen will.

Das Verfahren Ferdinand's VII. nach seiner Befreiung aus der Isola de Leon in 1823 ließ England keinen Zweifel, daß die spanischen Bourbonen die Restauration nicht anders zu fassen wußten denn als Herstellung des absoluten Königthums, wie es Philipp II. begründet und Ludwig XIV. ausgebildet hatte. Während aber von 1815 bis 1823 fast alle Regierungen des Festlandes diesen Absolutismus des 17. Jahrhunderts im Polizeistaate zu vollenden und unter dem Namen der väterlichen Regierung oder des Patrimonialstaates grundsätzlich der Revolution entgegenzustellen strebten, schritt England, wie im Wohlstande und in Macht, so in politischer Entwickelung auf dem entgegengesetzten Wege rasch vorwärts. Das Jahr 1830

kann als der Punkt angesehen werden, von welchem an England mit Bewußtsein die alte Politik aufgibt und seinen Stützpunkt auf dem Continent in dem denkwürdigen Worte des kurz vorher gestorbenen George Canning sucht.

Man kann es etwa so ausdrücken: „England kann nicht bestehen, wenn Frankreich oder Rußland, oder gar Beide im Bunde, mit den Vereinigten Staaten im Hintergrunde, die übrigen Staaten beherrschen oder ausschließend leiten. Gegen eine solche Gefahr gibt es aber nur Ein wirksames Mittel. Dieses ist Kräftigung der übrigen Staaten durch Verfassungen, welche einseitigen Aenderungen, Staatsstreichen wie Umwälzungen, sich entgegenstellen, Regierung und Volk eng und unauflöslich aneinanderschließen."

Diese Politik ist also, nach englischer Ansicht, nicht allein keine unsittliche, sondern sogar eine edle: denn sie stellt allgemeinen Frieden und Wohlstand Europas in Aussicht, gestützt auf gesetzliche Freiheit, und gesicherten Fortschritt.

.... Es leidet nun keinen Zweifel, daß, wenn man diese Ansicht als ein politisches Glaubenssystem ansieht, nach welchem England Politik mache, wie man es im 16. Jahrhundert nach einem kirchlichen Bekenntnisse that, es sich beweisen läßt, daß England von 1847 die Propaganda der Revolution ist, verkauft an „subversive" Grundsätze oder politische „Dogmen", mit denen es jedoch nicht sich selbst, sondern nur seine Freunde zu Grunde richtet, wobei es also vielleicht ein teuflisches Spiel treibt. So findet sich ja auch wirklich das System des Melbourne'schen Ministeriums in vielen Depeschen eines Cabinets bezeichnet, welche Ew. Exc. so gut als ich gelesen haben ....

Allein Ew. Exc. sagen, daß das preußische Cabinet „noch nicht daran verzweifelt, ein politisches Einverständniß mit England zu begründen, welches der europäischen Politik zur Grundlage dienen könnte".

Mit diesen Worten erklären also Ew. Exc. es als das Ziel der preußischen Politik, ein so inniges Einverständniß zwischen Preußen und Großbritannien anzustreben, daß dasselbe maßgebend für die gesammte europäische Politik werden könnte.

Dies ist ein hohes Ziel, und dasjenige, zu dessen Erreichung mitzuwirken ich immer als den höchsten Preis meines politischen Lebens angesehen habe.

In jenen bedeutungsvollen Worten liegt also für mich, besonders bei der großen Wichtigkeit des Augenblickes, die ehrenvolle Aufforderung, zu untersuchen, inwiefern bei den beiderseitigen Nothwendigkeiten der Politik Preußens und Englands, die Politik Großbritanniens sich für die jetzt obschwebenden Hauptpunkte der europäischen Politik zu einem solchen innigen und leitenden Einverständnisse eigne ....

Ich glaube Alles in sechs Hauptpunkten zusammenfassen zu können.

In jedem einzelnen werde ich die politische Nothwendigkeit auf die eine Seite stellen und den vom hiesigen Standpunkte aus möglichen Einigungspunkt auf die andere.

I. Ich beginne mit der Pyrenäischen Halbinsel.

Die Nothwendigkeit ist hier, die Uebermacht des französischen Einflusses in Spanien zu verhindern. Dies nun kann nach der hiesigen Ueberzeugung nur dann geschehen, wenn man das System der Camarilla bekämpft, welches die Bourbonen Spaniens immer in die Arme Frankreichs geführt, und einen der mächtigsten und kräftigsten Staaten der Erde machtlos und arm gemacht hat. Das einzige Mittel der Herstellung der spanischen Unabhängigkeit scheint nun England eine den alten Freiheiten Spaniens mehr oder weniger entsprechende freie Verfassung zu sein: unter vorliegenden Umständen also die redliche Ausführung der jetzt bestehenden, solange sie nicht im Einverständisse mit den Cortes abgeändert und wo möglich verbessert ist. Daß die Dynastie aus eigenem Antriebe eine solche Verfassung sich zur Richtschnur nehmen und redlich ausführen und entwickeln sollte, traut man keinem Zweige derselben zu: wohl aber glaubt man, daß in der Nation Kräfte schlummern, welche die Dynastie allmählich von der Nothwendigkeit und den Vortheilen eines verfassungsmäßigen Regierens mit den Cortes überzeugen müssen. Sollte jedoch das Ankämpfen der Dynastie gegen diese hier angenommene Nothwendigkeit und andere Fehler derselben eine gewaltsame Reaction hervorrufen und zu einer mehr und mehr republikanischen Form, ja vielleicht zu einem Föderativstaate nach dem Vorbilde des amerikanischen führen, so würde man dies allerdings sehr bedauern; jedoch würde man, meint Lord Aberdeen, eher einen solchen Freistaat anerkennen, als Frankreich wieder einschreiten und die Camarillaherrschaft herstellen lassen ....

Man wird nicht zu leugnen vermögen, daß der Vorschlag keine innere Unmöglichkeit einschließt und sein Gelingen ein starker Riegel gegen das Uebergreifen Frankreichs sein würde.

II. Griechenland. Auch hier drängt England, Lord Aberdeen so stark als Lord Palmerston, auf verfassungsmäßiges Regieren, als Mittel, die Nation selbständig zu machen und die Dynastie gegen offene und geheime Feinde zu schützen. Dies festzuhalten ist englische Nothwendigkeit. Sie ist allerdings in den letzten Jahren mit steigender und sehr bedauerlicher Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit geltend gemacht, weil man den Schützling Frankreichs allgemein für den Mann hält, welcher die Verfassung nach Kräften untergraben, die Wahlen verfälscht, die Heiligkeit der Gerichtshöfe verletzt hat und die Staatskassen hat plündern lassen ....

Da aber Coletti gestorben ist, heißt der Punkt der praktischen Verständigung mit Preußen: Maurokordato als Präsident des Ministeriums.

Sowie der König den Maurokordato annimmt (wie auch das übrige Ministerium zusammengesetzt sein möge), und jene Eingriffe in die Verfassung nicht mehr stattfinden, so wird alle Härte gegen Griechenland wie auf einen Zauberschlag ein Ende haben, und das arme Land wird nicht wie jetzt von England gedrängt und geplagt werden, Geld zu bezahlen, welches es nicht hat.

III. Die Türkei. Hier heißt der Wahlspruch Englands wiederum Fortschritt! Nach eingewurzelten englischen Begriffen muß das ottomanische Reich erhalten werden, solange es möglich ist. Hierüber ist gewiß kein Streit in der Praxis mit Preußen. Es gibt allerdings wol Einen Preis, um welchen Konstantinopel von England Rußland überlassen werden könnte: die Herstellung Polens unter einer nicht russischen Dynastie. Aber England würde für einen solchen Plan gewonnen werden müssen, nicht die Initiative ergreifen. Das könnte vorerst nur Rußland thun.

IV. Italien. Bisher war der gefürchtete französische Einfluß in diesem Lande niedergehalten worden durch die Macht Oesterreichs. Es war dieses Uebergewicht, welches in England das überlieferungsmäßige Anschließen an Oesterreich noch festhielt, nachdem dasselbe Deutschlands Vertheidigung aufgegeben hatte. Infolge des Anschließens Oesterreichs an Louis Philippe und seine spanische Politik hat das jetzige englische Cabinet jene Ansicht aufgegeben. Mitgewirkt haben dabei allerdings zwei Umstände. Zuerst der Glaube an die Unhaltbarkeit des jetzigen Systems der österreichischen Regierung überhaupt, besonders seit den galizischen Vorfällen, und dann die wirklich sehr allgemein in diesem Lande verbreitete Begeisterung für Pius IX. und für italienische Volksthümlichkeit und Freiheit....

Ein Begünstigen der politischen Entwickelung Italiens zur Freiheit unter den jetzigen italienischen Dynastien ist der Grundgedanke von Minto's Sendung.

Sehen wir aber auch hier von den äußersten theoretischen Folgen dieser Politik ab, so muß man Lord Palmerston die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß seine Instructionen, namentlich für Rom, wol einen Vereinigungs- und Verständigungspunkt darbieten dürften. Das Memorandum von 1831 wurde damals, wo der Horizont der politischen Entwickelung der nationalen Freiheiten so viel beschränkter war als 1847, sowol von Preußen als von England als conservativ angesehen. Am wenigsten könnte es als Frankreich begünstigend angesehen werden, da es auf Herstellung der Municipalfreiheiten gebaut ist, welche das Frankreich der Revolution noch nicht besitzt, welche aber in Italien erst die Französische Revolution gänzlich zerstört hat.

V. Die Schweiz. Die öffentliche Meinung ist keineswegs gegen den Sonderbund, obwol allgemein bedauert wird, daß man die Jesuiten nicht rechtzeitig entfernt habe, sei es als Vorwand oder als erster Grund der

vieljährigen Gärung. Aber man fürchtet, das Ende vom Liede werde sein, daß Frankreich, wie die Sache auch falle, die ihm zu Gebote stehenden Mittel benutze, seinen Einfluß in der Schweiz stärker als je zu machen, und zwar in denselben liberalen Cantonen, welche es jetzt bekämpft. England würde eine Vermittelung des Königs von Preußen, als solchen und als Fürsten von Neuenburg, auf der Basis der Forderung des Rücktritts der Jesuiten gern angenommen haben. . . .

VI. Deutschland. Hier ist, seit dem Patent vom 3. Februar und dem Vereinigten Landtage, mehr als je der Wunsch vorherrschend, daß Friedrich Wilhelm IV. sich an die Spitze der Bewegung des gesetzlichen Fortschrittes in diesem Herzen Europas setzen möge. Man wünscht dies, weil man sonst den Untergang der Macht Deutschlands und die Gefahr der Zerstückelung durch Frankreich und Rußland fürchtet. Einem solchen Wunsche kann gewiß nichts mehr entgegenkommen als die tröstlichen Schlußworte des Schreibens Ew. Exc., auf deren einen Theil ich schon oben angespielt habe:

„Eine Gesinnung, auf die sich die Regierung stützen und verlassen kann, gibt es in Deutschland auch, und wenn es nicht thunlich ist, ein politisches Einverständniß mit England zu begründen, welches der europäischen Politik zur Grundlage diente, woran wir nicht verzweifeln, so ist Deutschland auch im Stande, selbständig zu bestehen und der Entwickelung der Verwirrungen, in die sich andere Staaten verstricken, ruhig entgegenzusehen."

Was diese vor ganz Europa offenkundige Gesinnung Deutschlands fordert, ist, wie sich auch jetzt wieder im bairischen Reichstage ausspricht, vor Allem eine redliche Preßfreiheit, also das Gegentheil von dem, was noch im vorigen Monate, nach den mir zugesandten Bundestagsprotokollen, der österreichische Präsidialgesandte mit einem ungeheuern Anachronismus und einer mehr als kühnen Verspottung der Geschichte und der Gegenwart vorgeschlagen hat. England wünscht nicht, wie das Organ der Politik von Louis Philippe und Guizot („Journal des Débats" du 22. Octobre), daß Baiern, Würtemberg und Baden, mit einem Worte Süddeutschland, Preußen in den Hintergrund drängen möge. Umgekehrt, es sieht nur in Preußen die Möglichkeit, Deutschland ferner zusammenzuhalten, ja noch viel mehr zu einigen und zu kräftigen.

Daß Preußen sich auf Deutschland stütze, und also auf die offenkundige Gesinnung der Repräsentanten des Landes von einer Grenze Deutschlands zur andern, ist aber nicht allein der Wunsch der englischen Staatsmänner, sondern ihre Forderung, wenn sie Preußen als die Macht anerkennen sollen, in Gemeinschaft mit welcher sie die europäische Politik für die vorliegenden Fälle einzurichten haben.

Der Maßstab für Preußens politischen Einfluß in England ist jetzt mehr als je seine Macht in Deutschland, d. h. seine Leitung des deutschen Fortschrittes.

Daß aber wie Preußen (an der Spitze Deutschlands) für England, so England für Preußen und Deutschland in allen ernsten Verwickelungen der Zukunft, welche nicht ausbleiben können, der beste, der einzige, zugleich sichere und mächtige Bundenosse sei, ist das gewissеste Axiom der Staatsweisheit, des Friedens und der Erhaltung in diesem Jahrhunderte, und hat sich als solches ebensowol Peel als Russell aufgedrängt.

Aus demselben Briefwechsel Bunsen's mit Canitz ist ferner ein noch früherer Brief des ersteren von Belang, welcher die kirchliche Krisis in Deutschland, speciell die deutschkatholische Bewegung, von dem heute allgemein verbreiteten, damals freilich an entscheidender Stelle verkannten Grundsatze der unbedingten Toleranz aus behandelt:

London, 16. März 1846.

Ew. Exc. muß ich in Allem beistimmen, was Sie über die hohe Wichtigkeit der kirchlichen Angelegenheiten in der Gegenwart sagen. Vom politischen Standpunkt gehe ich von zwei Grundsätzen aus, die ich mir erlaube hier unumwunden Ihnen auszusprechen, als Dank für das ehrende Vertrauen, dessen Sie mich würdigen:

1. Daß man nicht an die kirchlichen Angelegenheiten rühre, anders als um nöthige Ordnung zu handhaben, solange die politische Frage nicht gelöst ist. Bis dahin erscheint Alles als entweder zeitwidrig oder als dem Verdachte unterliegend, es solle die Aufmerksamkeit des Volkes von der Verfassungsfrage abziehen. Das versagende Verhalten eines Volkes der Regierung gegenüber ist allen Maßregeln der Herstellung tödtlich, welche ein Entgegenkommen, mindestens eine Unbefangenheit seitens der Gemüther erfordern. Und welche Maßregel erforderte dieses mehr als eine Herstellung der Kirche!

2. Daß eine gemeinsame Beschlußnahme seitens des Bundes nur dann räthlich und ungefährlich sein könne, wenn nicht allein das Maximum, sondern auch das Minimum der Duldung für Deutschkatholiken festgestellt werde. Es herrscht im protestantischen Deutschland ein sehr starkes (und ich glaube gerechtes) Gefühl des Unrechts, welches Oesterreich und Baiern, systematisch, und nur durch jesuitische Kunstgriffe oder Polizeidespotismus beschönigt, der von ihnen anerkannten protestantischen Kirche zugefügt haben und zuzufügen fortfahren. Die Gesetzgebung über die gemischten Ehen, und ihre Ausführung, — über den Uebertritt, und dessen Ausführung in Linz, im Zillerthale und an vielen anderen Orten, ist ein schreiendes Unrecht. Mit welchem Gewissen, mit welcher Stirn, kann man angesichts

solcher Thatsachen vor Deutschland treten, und ein Maximum für etwas Neues feststellen, während Oesterreich nicht einmal das Minimum für das Alte, Anerkannte hält und die neue Sekte bis auf den Namen ächtet. . . . So ist's mit der Frage über die Preßfreiheit gegangen: ein Maximum, aber kein Minimum. Allein Oesterreich hat nie die Presse geduldet, wohl aber die religiöse Duldung in Edicten anerkannt, welche man nur thatsächlich aufgehoben hat. Außerdem berührt jede religiöse Sekte, auch die schlechteste, die große Frage des Gewissens. Warum kann Oesterreich sich nicht mit seinem Proscriptionsedict gegen Ronge und Czerski begnügen?

Ich drücke mich vielleicht sehr stark aus, allein ich fühle, daß der Friede Deutschlands und der Credit Preußens, ja die ganze Stellung des Königs auf dem Spiele steht, wenn der auf dem Johannisberge zwischen M. und R. angeregte Plan in irgendeiner Weise zur Ausführung käme. Will Oesterreich, daß etwas geschehe, weil es sich politisch in Böhmen und Ungarn und vielleicht anderwärts bedroht sieht, so sehe ich folgende Punkte als Präliminarien zu einer gemeinsamen Handlung an:

1. Volle gesetzliche Freiheit für die protestantischen Kirchen, mit Freiheit sich zu vereinigen, mit Freiheit des Studirens in Deutschland, und mit Freiheit, das Evangelium zu predigen und doch eine Pfarre zu erhalten!

2. Anerkennung einer rechtlichen Möglichkeit des Bestehens einer geduldeten oder zu duldenden Sekte, nach den Josephinischen Edicten.

3. Ausweisung aller Jesuiten, und Verwendung der großen Anstalt in Grätz zu anderen Zwecken. Die Herstellung der Jesuiten war die Kriegserklärung Roms: ihr Folge zu geben in Ländern gemischten Bekenntnisses, wie Deutschland und die Schweiz, ist eine thatsächliche Verletzung des Religionsfriedens. Die Jesuiten haben, wie Ranke dargethan, in den drei Jahrzehnten von 1580 bis 1618 den Religionskrieg angestiftet, welcher Deutschland 30 Jahre verwüstet, und 200 Jahre lang aus der Reihe der Nationen gestrichen hat — eben wie sie es in Frankreich und in Polen gethan und in der Schweiz. Ich hasse die schweizerischen Jakobiner wie einer, und habe ihnen herbe Wahrheiten über das aargauer Unrecht gesagt; ich weiß, welche communistische Tollheiten und demokratische Roheiten mitspielen, allein die Aufregung der protestantischen Schweiz gegen die Jesuiten ist nicht daraus zu erklären: die religiösesten und verständigsten Menschen theilen sie. So in Zürich, so in Basel; es wird dort bald zum Kriege kommen, zum Blutvergießen; Gott gebe, daß es dazu nicht in Deutschland kommt! Der österreichische Hof ist seit 20 Jahren in der hierarchischen Reaction befangen, welche in Frankreich begann und Karl X. und sein Geschlecht um den Thron gebracht haben würde, wenn er auch nicht Polignac zum Minister gehabt hätte. Er hat das so kluge Cabinet viel weiter gerissen, als Rom es noch im Augenblicke der Sendung Altieri's möglich hielt, und dessen kluger Vorgänger für räthlich. Wehe, wenn der

Schein gegeben werden könnte, daß man einer solchen Reaction hülfreiche Hand böte! Ich weiß, Ew. Exc. werden das nie thun, aber meine Lebensverhältnisse haben es mir vielleicht besonders nahe gelegt, dem Volksgeiste auf diesem Punkte den Puls zu fühlen, und mögen die Ursache sein, daß ich jeden Schlag desselben stark empfinde. Furcht habe ich dabei gar nicht für das endliche Ende, aber dazwischen liegen furchtbare Kämpfe. Von dem gerühmten Conservatismus der römisch-katholischen Kirche von Napoleon bis Karl dem Großen hinauf habe ich auch vor der belgischen Revolution nichts gehalten; Rom hält es mit den Starken: wo die Stärke sitzt, ist ihm gleich; es liebäugelt mit den Völkern wie mit den Fürsten. Nichts macht die Menschen ungläubiger als eingezwungener Aberglaube, wie Spanien und Portugal beweisen, und Frankreich vor ihnen bewiesen hat, vor allen aber Rom selbst. Die Vorfälle in Polen sind ein schreckhafter Beweis, wie Ew. Exc. bemerken, von dem Geiste des katholischen Klerus in jenen Ländern. Und es ist diesem Klerus zu Gefallen, daß Oesterreich es so weit gebracht hat, daß seine Millionen von Mitgliedern der griechischen Kirche den russischen Czar ihren Kaiser nennen.

Folgten doch Oesterreich und Rußland dem Beispiele Preußens von 1808, und gäben den Bauern Eigenthum!

Wie leicht könnte Polen wiederhergestellt werden, wenn man sich friedlich über die Pensionirung des Großsultans verstände, und Rußland Konstantinopel gäbe.

Auf die allgemeine kirchliche Lage bezieht sich ferner ein Brief Bunsen's an den Minister von Thile aus dem Ende des Jahres 1847, der zunächst Antwort gibt auf die Frage nach der Bedeutung der irvingianischen Bewegung (deren Prophet Carlyle damals dem Könige Friedrich Wilhelm IV. den allgemeinen Aufruf der Sekte an alle christlichen Herrscher zugesandt hatte) und dann fortfährt:

Man muß sich immer vergegenwärtigen, daß die englisch-schottische Theologie ganz ideenlos geworden ist, und die, welche ihr durch Idee und Wissenschaft zu helfen suchen, nur eine Fehlgeburt wie den Puseyismus und den Irvingianismus hervorzubringen vermögen. Jene Kirchen überhaupt leben nur noch durch die sittliche Kraft der Nation, und diese ist zum Theil dem göttlichen Leben zuzuschreiben, das in der Bibel ruht, zum Theil der politischen Freiheit, zum Theil dem Segen des Erbtheiles ihrer Väter, daß sie Deutsche sind.

Jedenfalls ist der noch nicht einmal über die Schwelle des Christenthums gekommen, viel weniger zum Apostel berufen, der wie jener Herr Carlyle glaubt, die abgestorbenen oder absterbenden Kirchen der Christenheit durch hierarchische Verfassung und liturgische Formeln wieder lebendig zu

machen. Das aber thun jene anmaßenden Männer in dem, was ich von ihnen weiß; und es sollte mich wundern, wenn sie in jener Zuschrift, von der Sie reden, etwas wesentlich Anderes, also überhaupt etwas, thäten.

Wann eine wahre, zweite Reformation kommen werde, weiß ich nicht; allein daß, wenn sie kommt, sie nur, wie die Welt jetzt steht, von Deutschland kommen kann, dessen halte ich mich ganz sicher. Denn da hat ihre nothwendige und mit beispielloser Energie angelegte Vorbereitung begonnen, mit hehrem Flügelschlage des Geistes, vor nun bald 100 Jahren in Lessing und Kant und Herder; und da ist sie unter schwerem Geisteskampfe (gleichzeitig mit der Französischen Revolution, aber unendlich tiefer eingreifend) durch Seher und Forscher aller Art fortgegangen, und geht nach meiner festen Ueberzeugung noch jetzt fort, niederreißend und untergrabend, was kein Recht hat, die Gewissen zu beherrschen, aber neue Grundsteine legend für einen Bau, der fester und sicherer, weil wahrer, und dessen Eckstein noch mehr Christus ist, als in der alten Kirche. Wohl dem Staate, der diesen Bau fortbauen läßt, in voller Freiheit des Geistes! Nur Glauben ohne Furcht und — ohne Unduldsamkeit!

Die wahre Religion ist wesentlich Geist, und etwas so Geistloses, wie jene beiden jüngsten Ausgeburten des englischen und schottischen Geistes, der Puseyismus und der neu aufgestutzte Irvingianismus, ist deshalb eigentlich ebenso irreligiös als die Irreligiosität des Unglaubens.

Zu dieser Ueberzeugung bin ich durch die Anschauung und leibhaftige Erkenntniß der hiesigen Zustände gekommen, was mich nicht hindert, die Persönlichkeiten dieses Landes nach ihrer inneren, subjectiven Wahrhaftigkeit und Tüchtigkeit ebenso sehr zu lieben und zu verehren wie früher. Aber die hiesige Kirche hat sich selbst gerichtet durch ihre theils geistlose Auffassung, theils pfäffische Bekämpfung der schönen königlichen Stiftung, des Bisthums zu Jerusalem, und durch die Abweisung aller geistigen Auffassung ihrer liturgischen wie verfassungsmäßigen, geschichtlichen Grundlagen. Das Gute, das in ihnen als Keim und roher Anfang lag, hat sie zerstört, indem sie darin ein zur Seligkeit nothwendiges, göttliches Wesen anerkannt wissen wollte. Nun geht sie ihrem Untergange mit raschen Schritten entgegen. Vor den Pfeilen von Strauß erliegen täglich Tausende, und sie hat keins der geistigen Mittel und Rüstzeuge, mit welchen Neander, Tholuck und andere Männer des Geistes jene Ansicht bekämpft haben; ebenso wenig als eine geistige Philosophie, welche die ewige Grundwahrheit der positiven Grundlehren des Christenthums bei uns nachgewiesen. Wenn bei uns Viele nicht glauben, was sie wissen, so wissen hier fast Alle nicht, was sie glauben. Die Wenigen, die es thun, schauen nach Deutschland, als dem Lande der Hoffnung.

Der übrige Briefwechsel Bunsen's in dieser Zeit endlich war ein so ausgedehnter und vielseitiger, daß wir auf wenn auch nur auszugsweise Mittheilungen daraus an dieser Stelle verzichten müssen; zu seiner Charakterisirung sei nur gesagt, daß englische und deutsche Staatsmänner mit Gelehrten und Forschern aller Art beständig abwechseln.*)

*) Bei etwaiger Herausgabe von Bunsen's politischem Briefwechsel würden der Herzog von Wellington und Sir Robert Peel, Palmerston und Clarendon, Lord John Russell und der Herzog von Argyll vertreten sein. Die Ausdehnung des wissenschaftlichen Briefwechsels ist geradezu erstaunlich. Speciell die Jahre 1845 bis 1847, die neben allen politischen Arbeiten durch die „Kirche der Zukunft" und die „Ignatianischen Briefe" bezeichnet sind, sehen fast alle Fachgelehrten unter Bunsen's Correspondenten; neben Tischendorf, Petermann, Niedner, Hase erscheinen Cureton und Jacobson, Carlyle und Alison, A. Weber und M. Müller, Trench, Stanley, Lyell, und — um nur noch einige weitere Namen (wobei wir die früher genannten übergehen) in buntem Wechsel zu nennen —: Erdmann, Schaarschmidt, Dieterici, Bopp, Gerhard, Ehrenberg, Pertz, Fliedner, Gräber, Tippelskirch, Passavant, Cornelius, Stahl.

Sechster Abschnitt.

Die Revolutionsjahre.

(1848—1849.)

Die pariser Februarrevolution. — Baron Stockmar in Frankfurt. — Die berliner Märzrevolution. — Ankunft des Prinzen von Preußen in London. — Totteridge. — Brief an Mr. Reeve über die deutsche Einheit. — Jenny Lind. — Bunsen's Ausflug nach Deutschland im August 1848. — Die Sachlage in Berlin. — Rückkehr nach England. — Die letzten Monate des Jahres 1848. — Neue Berufung nach Berlin und Frankfurt im Januar 1849. — Tagebuch über die beiden Reisen nach Berlin, mit Auszügen aus Bunsen's gleichzeitigen politischen Denkschriften.

Die Erzählung von Bunsen's Leben ist nunmehr bis an den Zeitpunkt gekommen, wo die französische Revolution vom 24. Februar 1848 das Aussehen Europas veränderte, das Signal zu einer allgemeinen Umwälzung gab, und aufs mächtigste das Schicksal und die Ansichten aller derer beeinflußte, die an der gewichtigen Reihe von Ereignissen, welche alsbald folgten, Antheil zu nehmen berufen waren.

Bunsen's rege Theilnahme an diesen Ereignissen, besonders insoweit sie die zukünftige Wohlfahrt Deutschlands betrafen, geht aus seinen Briefen aus dieser Zeit aufs vollste hervor; und ebenso geben gleichzeitige Aufzeichnungen aus dem Kreise seiner Familie darüber Bericht.

Wir beginnen mit einigen der letzteren, die sich auf die pariser Bewegung und ihre Beurtheilung in England beziehen:

Carlton Terrace, Montag 28. Februar 1848.

.... Wir sind Alle von Trauer und Schrecken ergriffen über den furchtbaren Zustand der Dinge in Frankreich....

Am Samstag Abend wurden wir durch die Ankunft unseres Freundes Max Müller erfreut, der gesund und wohl von Paris kam. Er war vor 14 Tagen dort hingegangen, um ein Manuscript zu untersuchen, und fand sich auf einmal mitten in eine Revolution versetzt. Er ging auf die Straße,

und sah, so viel er konnte, mit an, — machte sich dann in der Nacht vom Donnerstag weg, über drei verschiedene Barrikaden in der Richtung der Eisenbahn nach Havre hinwegkletternd, deren Schienen in der Nähe der Station aufgebrochen waren. Die Beschreibung, die er uns von dem Pandämonium in den Straßen gibt, dem muthwilligen Abfeuern von Schüssen auf ruhige Zuschauer, zuweilen durch bloße Knaben (deren einen man prahlen hörte „j'en ai tué trois"), rückt uns Greuelscenen vor die Augen, von denen wir uns durch eine lange Reihe von Jahren getrennt glaubten.

Am Samstag speiste Bunsen bei Sir Robert Peel, und ging darauf zu Lady Palmerston.... Jedermann ist wie betäubt.... Die Minister würden übrigens, wie erzählt wird, durch „Krieg und Kriegsgeschrei" über manche Schwierigkeit hinwegkommen und das Instandsetzen der Landesvertheidigungsanstalten, angesichts der Furcht vor einer bevorstehenden Landung der Franzosen, endlich ohne Mühe bewirken können.

8. März. Bunsen frühstückte gestern mit Guizot und Macaulay bei Mr. Hallam. Um 4 Uhr traf ich Mr. Bancroft und Mr. Reeve bei Bunsen im Bibliothekzimmer, und durfte eine bedeutungsvolle Unterhaltung über die europäische Politik mit anhören; ich wünschte, daß ich Alles niederschreiben könnte; der Kaiser von Rußland und die ihm zugeschriebenen Absichten und Gedanken waren der Hauptgegenstand, und riefen natürlich sehr verschiedene Vermuthungen hervor. Dann ging Bunsen aus, um bei Colonel Mure zu Mittag zu essen. Milnes' neue Flugschrift über den Zustand Europas — ein Brief an Lord Lansdowne — ist sehr gut geschrieben, und die einzige in England, die etwas der Wahrheit Aehnliches über die Lage des Festlandes enthält. Ich denke hierbei an die Irrthümer der Zeitungen und Zeitschriften; so wirft z. B. die gestrige „Times" ohne weiteres, falls der Krieg nicht verhütet wird, die ganze Schuld auf Bunsen, weil er ja Vollmacht besitze, als ob nicht zwei Theile zu einer Unterhandlung gehörten, von denen der eine den Krieg (das Ende des Waffenstillstandes) auf das Ende des Monats ankündigt, bevor noch irgendein Versuch der Unterhandlung gemacht worden ist! Dennoch will Bunsen nicht alle Hoffnung aufgeben; er sagt: „Ein Monat ist eine lange Zeit, und viele Dinge können sich zum Bessern wenden, bevor er vorbei ist."

Freitag 17. März.... Was Lamartine angeht, so muß ich meine Gedanken sehr undeutlich ausgedrückt haben, wenn ich in den Verdacht kommen konnte, irgendwelche Bewunderung für ihn selber zu haben. Ich wunderte mich nur darüber, daß er im Stande gewesen, etwas zu schreiben, das eine solche Macht über meine Empfindungen ausübte, wie „Jocelyn", ein Gedicht, das ich für wahr, tief und zart halte. Er vergöttert sich selbst, wie eine Art von Lafayette Bourgeois, hält seinen persönlichen Ein-

fluß für mächtig genug, um die Lawine aufzuhalten, die er selbst so eifrig mit ins Rollen gesetzt hat. Treffend war die Aeußerung des Herzogs von Broglie im vorigen Winter über seine sogenannte „Geschichte der Girondisten“: „Il fait mentir l'histoire au service des principes révolutionnaires.“ Wie richtig hat er über die Tendenz des Buches geurtheilt, ohne die Wirkungen zu kennen, die so nahe zur Hand waren.

Ich weiß nicht, auf welchem Wege die Herzogin von Montpensier nach Spanien zu kommen sucht. Sie kam auf ihrer Flucht von Paris in Rouen zu Neukomm, um ein Obdach auf eine Stunde zu erbitten, während der Graf Lasteyrie ein Fuhrwerk für ihre Weiterbeförderung suchte. Neukomm's Schwägerin gab ihr zu frühstücken, und sie aß wie eine Halbverhungerte, da sie lange gefastet hatte. Neukomm ist bei dem Frühstück zugegen gewesen, welches ihr der König bei ihrer Ankunft aus Spanien gab; und es ist merkwürdig, daß er auch derjenige sein sollte, der ihr die letzte Gastfreundschaft in Frankreich erwies.

Am Dienstag, 14., aßen wir bei dem amerikanischen Gesandten. Ich beobachtete Lord Carlisle und hörte Macaulay fast die ganze Tischzeit hindurch plaudern.

Bunsen's eigene Anschauung in der Zeit zwischen der pariser und der berliner Revolution zeigt ein Brief an Herrn von Usedom:

London, 15. März 1848.

Mein theurer Freund! Ihre und Stockmar's Ankunft in Frankfurt, wie an demselben Tage, war die Erfüllung zweier seit zwei Monaten unabläßig gehegten Wünsche. Stockmar ist einer der ersten Politiker Deutschlands und Europas; Schüler Stein's, Oberfeldarzt im Kriege, Erzieher des Prinzen Albert, dann Freund und geheimer Rathgeber des Prinzen Leopold, nachher des Königs*), und endlich stiller Leiter des großbritannischen Hofes, vertrauter Freund wie von Lord Melbourne, so später von Peel — das ist der Mann, der jetzt Koburg darstellt (wozu ich dem Prinzen Albert den Rath gegeben, und ihn selbst dringend beschworen, sich der Sache zu unterziehen). Gehen Sie zu ihm — Sie werden nach einer Stunde ihn als Freund verlassen. So viel zuerst. Ich liebe ihn zärtlich, und er liebt mich. Ich habe kein Geheimniß vor ihm.

Tag und Nacht denke ich nur Eins: Nur Einigung, einmüthige, in drei Wochen höchstens....

Nun glaubt Niemand mehr in England an unsere Zukunft.

Von demselben Tage ist auch der folgende Brief an Baron Stockmar:

---

*) Nämlich des inzwischen auf den belgischen Thron berufenen Königs Leopold.

London, 15. März 1848.

Wir lieben uns und schreiben uns par distance, und dieses ätherische Verhältniß will ich nicht trüben durch eine materielle Bethätigung, im Augenblick, wo wir Sie hier erwarten. Allein die mir zugesandten Einlagen sollen doch nicht ohne einen Gruß der Liebe an Sie abgehen. . . . .

Von Frankreich schweige ich — „Guarda e passi!" — wie in der „Hölle" bei Dante. — Aber Deutschland! Es ist begonnen, was ich nicht mehr zu erleben hoffte. Bisjetzt, im großen Ganzen gut, ja bewunderungswürdig, seitens unseres Volkes.

Nun aber kommt die Schwierigkeit. Große Gedanken zu denken kostet dem Deutschen nichts: allein hat er die Ruhe, die Mäßigung, welche aus gebührender Würdigung der kalten Wirklichkeit hervorgeht? — Ohne sie keine Verwirklichung! —

Die Idee, 500 Menschen voll Leben und Kraft, aus dem Herzen des Volkes, neben die 17 trockenen Diplomaten zu setzen, ist die eines Schwärmers, oder eines geheimen Republikaners. Zuziehung von Abgeordneten, gewählt von Abgeordneten, als Mitglieder begutachtender Commissionen, — das begreife ich. Mehr nicht.

Hier regt sich etwas Eifersucht: Furcht vor den Protectionisten Süddeutschlands ist im Hintergrunde: doch das vergeht.

Wird Preußen sich ganz in Deutschland werfen, und den Strom leiten?

Ich danke Gott, daß Politik mir nicht mehr Instinct oder Gefühlssache, sondern Wissenschaft und bewußte Kunst ist. Vieles dabei verdanke ich Ihnen.

Die Stimmung, welche die weitere Kunde von den berliner Märztagen hervorrief, geht aus der folgenden gleichzeitigen Aufzeichnung hervor:

Donnerstag 23. März 1848.

. . . Was wir von den schrecklichen Scenen in Berlin wissen, läßt sich auch aus den Zeitungen ersehen; das Resultat (die Entlassung des Ministeriums und das Erwachen des Königs zum Bewußtsein der Thatsachen und Nothwendigkeiten, an die zu glauben er nicht über sich gewinnen konnte, als jahrelang so viele treue Diener für ihre Vorstellungen Gehör zu finden suchten) erweckt in Bunsen's sanguinischer Natur Hoffnungen für die Zukunft. Die Wahl der Minister ist im Ganzen diejenige, von der man gehofft hatte, daß der König sie im letzten Sommer beim Schlusse des vereinigten Landtages treffen würde, — da es gerade die Personen sind, welche das Vertrauen dieser volksbeliebten Versammlung besaßen. Aber jetzt, wo sie endlich herangezogen sind, haben sie ein unermeßliches Werk auszuführen, während, wenn sie vor den letzten acht Monaten sich

an dasselbe hätten machen können, der ganze Aufstand hätte verhütet werden können. Der Schatten dieses Ereignisses ging ihm vorher, in Gestalt eines Berichts aus Paris, daß der König abgedankt habe, was vorgestern viele Leute im Lande glaubten, sodaß wir fast einen besonderen Diener nöthig hatten, um alle Briefe und Besuche und Erkundigungen an der Thür in Empfang zu nehmen. Verschiedene der Briefe enthielten Anerbietungen zu gastlicher Aufnahme, falls der König nach England kommen sollte — indem Häuser in der Stadt und auf dem Lande zu seiner Verfügung gestellt wurden. Aber es wurde Jedermann geantwortet, daß der König gewiß nicht seinen Posten verlassen hätte und ebenso gewiß nicht sich wegschleichen würde; und dies hat sich als Thatsache herausgestellt. Mir kommt das schauererweckende Schauspiel nicht aus dem Sinn, als die Getödteten in feierlichem Zuge vor die Fenster des königlichen Palastes geschleppt wurden, mitten in den Schloßhof hinein, während die Träger ein Grablied sangen und den König herausriefen, der nicht blos an dem Fenster erschien, sondern auch herabkam und beim Anblick des Leichenzuges sein Haupt entblößte; er sprach dann zu dem Volke, wurde mit Beifall begrüßt, und nach einer kurzen Pause sangen Alle das Danksagungslied (für erhaltene Versprechungen), welches Du meine Kinder singen gehört hast. Volk und König sind von anderem Stoffe gemacht als in Paris.

Bunsen selbst schrieb am 25. März 1848 an Baron Stockmar:

Ein heiliger Ernst muß jetzt mehr als je jeden Deutschen erfüllen: denn ohne ihn, ohne Selbstüberwindung und Selbstmäßigung werden wir der Nemesis sicher verfallen.

Am Morgen des 27. März um 8 Uhr langte Seine königliche Hoheit der Prinz von Preußen in Carlton Terrace Nr. 4 an, unangemeldet und daher große Ueberraschung verursachend, wenngleich vor zwei Tagen bei Empfang der Zeitungsnachricht, daß der Prinz sich von Berlin zurückgezogen habe, Bunsen wol der Einfall gekommen war, er werde sich vielleicht nach England begeben. Gnädig nahm der Prinz das Anerbieten an, in dem preußischen Gesandtschaftspalais eilig einige Zimmer für seine Aufnahme einzurichten. Während der Legationsrath Prinz Löwenstein im Hause wohnen blieb, wurden einige Glieder der Familie bei Freunden einquartiert, um für einen Theil des Gefolges Seiner königlichen Hoheit Raum zu schaffen: so Ernst Bunsen unter dem gastlichen Dache der Hudson Gurneys in so unmittelbarer Nähe, daß er sich täglich mit seinem Vater in die Aufwartung bei dem Prinzen theilen und alle die Anordnungen treffen konnte, durch die man dem hohen Gaste die mit so bescheidenen Woh-

nungsverhältnissen verknüpften Unbequemlichkeiten zu vermindern strebte. Auszüge aus Briefen werden einen kleinen Umriß der äußeren Verhältnisse gewähren während dieses für Bunsen's Leben durch übermäßige Bewegung und Aufregung bezeichneten Zeitraums, der zugleich in den Annalen Preußens bedeutsam ist durch die genaue und anerkennende Erforschung der englischen Verfassung und ihrer Resultate seitens des preußischen Thronfolgers.

Die Würde, die männliche Heiterkeit, die huldvolle Güte, die beständige Rücksicht auf die Bequemlichkeit Anderer, welche von Anfang bis zu Ende das Verhalten des Prinzen kennzeichneten, machen es zur Pflicht, hier ein Zeugniß in Worten abzulegen, und einzelne Erinnerungen in Menge bleiben tief eingeprägt in dankbaren Herzen. Es war allerdings herzlicher Ergebenheit entsprungener Eifer, mit welchem Bunsen und seine ganze Familie nach Kräften dem Dienst des Prinzen sich widmeten; aber die Art und Weise, in welcher solche Dienstleistungen, die doch nur die Erfüllung einer unerläßlichen Pflicht waren, als Freundlichkeit aufgenommen wurden, wird von der Schreiberin dieser Zeilen, solange sie lebt, nie vergessen werden.

Von den bereits erwähnten gleichzeitigen Briefen folgen hier nun einige Auszüge:

Mittwoch 29. März 1848.

... Die Einrichtungen für den Prinzen sind, glaube ich, beendigt und befriedigend ausgefallen; hat man auf der einen Seite Mühe gehabt, so entgeht man ihr auf der anderen Seite; denn natürlich werden keine Besuche empfangen, und so können wir ruhig für uns bleiben. Eine große Arbeit war es freilich am Montag, die Liste der Personen aufzustellen, zu denen geschickt und denen abgesagt werden mußte — da wir für eine Reihe von Dienstag-Abenden Einladungen hatten ergehen lassen. Heute wird der Prinz bei dem Herzog von Cambridge zu Mittag speisen; wir hatten in Lansdowne House essen sollen, dies wurde aber abbestellt wegen der Einladung nach Cambridge House; und schließlich wird Bunsen den Prinzen nicht hinbegleiten, denn er ist nicht wohl und war schon dreimal hintereinander genöthigt, wegen eines Erkältungsfiebers des Morgens im Bett liegen zu bleiben; also können wir auch nicht nach Devonshire House gehen. Der Prinz stellte sich um 10 Uhr zum gemeinschaftlichen Frühstück ein und war sehr liebenswürdig. Frances hatte einen Armsessel herbeigeholt und in die Mitte des Tisches gerückt; aber der Prinz stellte ihn selbst weg und nahm einen anderen mit den Worten: „Man muß jetzt Demuth üben, denn die Throne wackeln"; dann forderte er, während ich zu seiner Rechten saß,

Frances auf, an der anderen Seite Platz zu nehmen. Er erzählte Alles, was er von den letzten furchtbaren Ereignissen wußte. . . .

Der Prinz erinnert mich sehr an seinen Vater durch den Ausdruck der Wahrheit und Herzlichkeit in seinen Zügen. . . .

Wir haben die letzte Woche unsere Aussicht wieder gehabt — Park und Abtei sind wieder sichtbar geworden, nach dreimonatlichem Nebel.

30. März 1848. Ich bin über die vergleichsweise Ruhe dieses Tages froh gewesen, indem Bunsen genöthigt war, im Bett zu bleiben, und ich im Zimmer saß, um, so gut ich konnte, das Eindringen von Geschäften zu verhüten. Der Arzt kam zeitig, und verordnete völlige Ruhe, und in der That wäre auch Bunsen zu allem Anderen unfähig. Den ganzen letzten Monat habe ich erwartet, daß er eine Krankheit bekommen würde; denn es war nicht möglich, über eine bestimmte Zeit hinaus in dieser Gärung von Nachrichten und Gesprächen und Schreibereien zu leben, ohne krank zu werden.

Der Prinz frühstückte am Morgen wieder mit uns; aber bei seinem Luncheon war unsere Anwesenheit nicht erforderlich, da Mr. Barry dazu eingeladen war, um zugleich dem Prinzen nachher den neuen Palast in Westminster *) zu zeigen. Ich empfinde eine aufrichtige Theilnahme an dem, was ihn betroffen. . . . Meinungen, ob nun richtige oder unrichtige, die man sein Leben lang gehegt und ehrlich gehegt hat, können sich nicht plötzlich zu dem entgegengesetzten Punkt des Kompasses drehen, um so weniger, je ehrlicher sie sind. Dies würde mein eigener Fall sein. Mit Würde und männlicher Empfindung nimmt er die täglich neuen Schicksalsschläge aus den Zeitungen auf. Ich wundere mich, wie einige Leute auf einmal auf die Vermuthung gerathen sind, daß die königliche Familie auswandern würde — es ist nie ein Gedanke daran gewesen, daß die Prinzessin von Preußen oder ihr Sohn hierherkämen, und ich bin sicher, daß sie ihren potsdamer Aufenthalt nicht verlassen werden.

1. April 1848. Ich freue mich, Bunsen's Wiederherstellung melden zu können, nicht blos, weil er wirklich und ernstlich krank war, sondern auch, weil seine Krankheit gewiß für eine „diplomatische" gehalten wurde, die es doch durchaus nicht war. Nun, da er wieder auf ist, wird er sich beeilen, dem Prinzen, so viel er kann, die Honneurs zu machen, und seinen Geist von trüben Gedanken und schmerzlichen Nachrichten abzulenken versuchen.

4. April 1848. Es soll eine Reihe von Diners veranstaltet werden, damit der Prinz, wen er wünscht, sehen könne, was in der letzten Woche nicht möglich war. Donnerstag den 6. werden der Herzog und die Herzogin von Cambridge kommen; die Herzogin von Gloucester sagte bedingungs-

*) Bekanntlich der officielle Name des Parlamentsgebäudes an der Themse.

weise zu, je nach dem Befinden der Prinzessin Sophie; außerdem Lord und Lady Douglas, der Prinz von Hessen und der Herzog von Wellington. Die nächste Gesellschaft wird aus den Ministern bestehen, die dritte aus den leitenden Persönlichkeiten des letzten Ministeriums; und dann, setze ich voraus, werden wir an die vorgeschrittenen Liberalen kommen, „Ihrer Majestät höchst loyale Opposition", — ein Ausdruck, der allerdings so englisch ist, daß er auswärts kaum verstanden werden dürfte.

Die Aussicht aus meinen Fenstern wird prächtig: die Sträucher haben schon Blätter, die Bäume bekommen sie, der Rasen ist smaragdgrün, und dabei herrliches Wetter!

Freitag 7. April. Das Diner ist zum Glück sehr gut von statten gegangen . . . zwar konnte der Herzog von Cambridge nicht kommen . . . aber die Herzogin war sehr liebenswürdig, und hat die Gabe der Unterhaltung. Bevor die Gäste sich zurückzogen, erfuhr ich, daß mein Sohn Karl, ohne das Ende seines rheumatischen Fiebers abzuwarten, aus Naumburg angelangt sei. Er war noch so leidend und steif, daß er unterwegs manchmal fremder Hülfe bedurft hatte, die ihm namentlich bei der Ueberfahrt über das Meer seitens eines dänischen Herrn zutheil wurde, der ihn sicher in das Fuhrwerk geleitete, welches ihn von dem Dampfer hierherbrachte. Dieser Herr erwies sich als ein wohlbekannter politischer Schriftsteller, gegen den Bunsen seinen König und die Handlungen Preußens in einer keineswegs gelinden Weise zu vertheidigen genöthigt gewesen war. Niemand war jemals weniger fähig als Bunsen, gegen politische Gegner persönliche Gereiztheit zu empfinden, und am wenigsten konnte das hier bei einem persönlich ganz unbekannten Gegner der Fall sein. Daher zollte er gern der Gutmüthigkeit des hülfreichen dänischen Reisebegleiters seines kranken Sohnes herzlichen Dank, wenn er auch in ihm den heftigen Gegner erkennen mußte, mit dem er auf dem Schlachtfelde der Meinungen scharf zusammengetroffen war. *)

10. April 1848. Ich machte vor dem Frühstück mit T. einen Spaziergang durch den Park, an diesem schönen Tage, der, Gott gebe es! unbefleckt durch Blutvergießen endigen möge. **) Es war nichts zu bemerken, als einige Polizeidiener mehr wie gewöhnlich und weniger Spaziergänger. Beim Frühstück drückten die Adjutanten des Prinzen ihr Erstaunen aus, daß ich mich herausgewagt hätte. Ich setzte auseinander, wie ich meinerseits unmöglich glauben könne, daß irgendein Aufruhr stattfinden würde. Am Samstag waren wir in Lady Palmerston's Abendgesellschaft

---

*) Der Name des dänischen Herrn war — Orla Lehmann.

**) Am 10. April fand eine große Kundgebung der sogenannten Chartisten statt, die dem Parlament eine Bittschrift überreichten, und die Besorgniß eines Aufstandes war in London groß.

gewesen, wo Bunsen sich dem Herzog von Wellington mit den Worten näherte: „Ew. Gnaden werden uns nächsten Montag Alle in Schutz nehmen, und London dazu?" Der Herzog antwortete: „Ja, wir haben unsere Maßregeln getroffen; aber nicht einen Soldaten und nicht eine Kanone werden Sie sehen, wenn es nicht wirklich nöthig wird. Sollte die Macht des Gesetzes — die Polizei (zu Fuß oder zu Pferd) — überwältigt werden oder in Gefahr kommen, dann sollen die Truppen vorrücken, dann ist ihre Zeit. Aber es ist nach keiner Seite hin gut, sie anstatt der Polizei zu benutzen — das Militär darf nicht mit der Polizei verwechselt noch in Polizei verwandelt werden." — So lauteten seine Worte, soweit mir Bunsen's Bericht gegenwärtig ist.

Der Prinz und sein Gefolge sind von dem Herzog nach Strathfieldsaye eingeladen.

Montag Morgen 17. April. Unsere Tischgesellschaft lief, glaube ich, ganz gut ab. Lord John (Russell) war sehr lebhaft — so glücklich über die Genesung seiner Frau. Der Prinz geht morgen nach Osborne, um dort bis zum Donnerstag zu bleiben, Bunsen mit ihm. Ich bin froh, daß er dort die Seeluft genießen wird — und mit dem Prinzen Albert und der Königin zusammen zu sein ist immer eine Erfrischung für ihn. Die Theilnahme, womit sie alle seine Herzensergießungen aufnehmen, ist ebenso selten wie wohlthuend. Seine hohe Meinung von der Einsicht und dem Urtheil des Prinzen Albert wächst in demselben Verhältniß, wie er besser mit dessen Auffassung verschiedener Dinge bekannt wird.

Totteridge, Montag Morgen 30. April.

Wie wir es genossen haben, seit Samstag Nachmittag hier zu sein, kann ich nicht beschreiben. Nach unserem Kirchgang saßen, lasen und wandelten wir stundenlang in dem reizenden Garten bei dem schönsten Wetter.... Sobald wir heute gefrühstückt haben, muß ich zur Stadt fahren und mich mitten ins Gewühl stürzen; Abends gehe ich auf den Hofball.

Totteridge, 2. Mai. Gestern, nachdem wir vielerlei besorgt, wurden wir überrascht durch das Erscheinen Bunsen's mit seinem Sohne Ernst, dem Grafen Pourtalès und Harry von Arnim (dem Neffen unserer Freunde, der mit Depeschen herübergekommen ist), die uns indeß Alle heute Morgen verlassen haben. Bunsen, der leider ganz krank gewesen, hatte sich bei Lady Douglas, wo der Prinz zu Mittag essen sollte, entschuldigen lassen, und so auf einige Stunden Urlaub erhalten. Ich hoffe, daß es ihm jetzt besser gehen wird. Ich finde, daß er ein Jahr älter geworden ist während dieser zwei Monate von heftiger Aufregung und ohne Ruhe. O, wie dankbar bin ich für dieses Totteridge! Vermöchte ich es nur, die Gruppen der herrlichen Bäume, den Rasen und die Gartenterrassen zu beschreiben!

Ich würde gern die Geschichte des Hauses und Parks kennen. Die heutigen Wiesen bildeten bis vor etwa zwanzig Jahren einen Park mit vielem Wild darin.

Totteridge, 5. Mai. Hier bin ich wieder seit gestern Abend, nach zwei Tagen reichlichen Antheils an dem londoner Getümmel. Unsere große Tischgesellschaft lief gut ab; blos eine eingeladene Person blieb aus, nämlich Lady Lansdowne, die uns schrieb, daß sie wegen Unwohlseins die ganze Woche in Bowood bleiben müsse; wir ersetzten ihre Stelle durch die reizende Lady Emily de Burgh, und hatten so eine Zierde mehr für unsere Gesellschaft. Als wir am Mittwoch in der Stadt ankamen, fanden wir Ernst und seinen Vater beschäftigt, einen catalogue raisonné für den Prinzen aufzustellen; und es war gut, daß ich bei dieser Gelegenheit, indem ich ihnen half, zugleich auch mein eigenes Gedächtniß auffrischte, denn während des Diners wurde ich wiederholt von dem Prinzen über einzelne Personen, ihre Abstammung und ihre Verwandtschaft katechisirt.

Ich bin sehr dankbar, überhaupt hier Sonne und Luft zu genießen, und so darf ich mich über die Nothwendigkeit nicht beklagen, daß ich nächste Woche des Empfangs bei Hofe wegen wieder zur Stadt zurückkehren muß.

Dienstag, 8. Mai. Gestern waren wir von der Königin zum Diner eingeladen — sonst keine Gäste, nur der Hof — hörten am Abend einen Chor deutscher Sänger und Musiker, Theil einer Gesellschaft, welche deutsche Opern aufführen soll, worauf ich mich sehr freue. Morgen werden wir zu dem Hofconcert gehen, und diejenigen, die in der Einladung nicht einbegriffen sind, werden das Vergnügen haben, der ersten Aufführung einer deutschen Oper beizuwohnen, bei welcher wir uns natürlich abonnirt haben.

In die politische Spannung dieser Zeit gibt der folgende, eine Frage Bunsen's über das landschaftliche Creditsystem beantwortende Brief des Oberpräsidenten von Schön, des Freundes und Gesinnungsgenossen Stein's, vom 15. April 1848, Einblick:

Ihre Zuschrift zeugt, daß das auf dem Continent als ultra-conservativ verschriene England, der Weltordnung gemäß, in einem beständigen, steten Fortschritt begriffen ist. Heil diesem Vorbilde für alle Staaten!

Ihrem Verlangen gemäß ermangele ich nicht, die Grundzüge unseres landschaftlichen Creditsystems bei Rückgabe der Briefe von Lord Clarendon in der Anlage ergebenst zu übermachen. Meines Erachtens ließe sich eine gleiche Institution in Irland wol ausführen, wenn durch eine Parlamentsacte die Grundzüge unserer Einrichtung sanctionirt würden. Irland hat zwar kein Hypothekenwesen, aber in Absicht der Generalgarantie könnte eine Parlamentsacte dies dadurch ersetzen, daß alle irländischen Landgüter in

subsiduum für die pfandbriefliche Schuld der einzelnen Landgüter für verhaftet erklärt würden. Demnächst könnten, in Absicht der Verschuldung der einzelnen Landgüter, in die Stellen unserer Hypothekenbehörden die Quarter-Sessions in der Art eintreten, daß über jedes durch das Creditsystem verschuldete Landgut ein Buch geführt wird und die Landschaftsschuld da primo loco eingetragen würde. Das größte Bedenken würde man in dem legalen England dabei haben, daß bei Einziehung der Zinsen die landschaftliche Creditbehörde selbständig auf dem kürzesten Wege, mit Ausschließung des Richters, soll verfahren dürfen, aber da könnte als Zwischenperson der Sheriff eintreten. Die Institution könnte, wenn sie vorsichtig gehandhabt wird, besonders für Irland, meiner Meinung nach, von großem Nutzen sein.

In unserem Lande (wes das Herz voll ist, geht der Mund über) leben wir jetzt in einer plötzlich entstandenen neuen Welt. Meine Basis dabei ist der lautere Sinn unseres königlichen Hauses und die unzerstörbare Treue unseres Volkes. Alles würde sich, wenn auch anfangs mit einigen Unbequemlichkeiten, von selbst machen; nur der höllische Feuerbrand, welchen L. Blanc in die Völker geworfen hat, fordert hohe Sorgfalt in der Behandlung. Das wilde Wesen, welches außer diesem zu Tage kommt, und noch eine zeitlang zu Tage kommen wird, wird sich von selbst legen. Aber L. Blanc hat unauflösliche Probleme in die Welt geschleudert, welche den rohen Naturen zusagen, und wird zu deren Entfernung nicht mit Vorsicht verfahren, dann ist viel Unglück vorauszusehen. Gewohnt, alle Ideen, solange man von unserem Staate etwas weiß, von oben zu bekommen, ist unser Volk in Staatsangelegenheiten noch ungeschickt und unbehülflich; aber daß die tollen pariser Gedanken theils wenig Eingang finden, theils nur mit Verdacht aufgenommen werden, dies läßt vermuthen, daß im Volk Haltung bleiben wird, vorausgesetzt, es werde richtig behandelt.

Bunsen's Begeisterung für die Freiheit und Einheit Deutschlands, und sein Glaube an die Zukunft des deutschen Volkes tritt lebendig hervor in folgendem an Henry Reeve gerichteten Briefe über den Entwurf der deutschen Reichsverfassung:

Samstag Morgen 6. Mai 1848 7½ Uhr.

... Mit Geist und Herz sind Sie an den Entwurf und seinen großen Gegenstand gegangen. Sie haben beide in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung erfaßt. Sie lassen beiden Gerechtigkeit widerfahren, — aber Sie haben doch keinen rechten Glauben an unsere Zukunft gewonnen!

Was Ihnen dabei entgegensteht, ist vor Allem Ihre streng conservative Ansicht hinsichtlich des Ursprungs der gegenwärtigen Verfassungsbewe-

gung. Sie sagen so schön: „Das wahrhaft Belebende kommt von oben, nur die Schatten von Endor steigen empor aus dem Grunde.“

Erlauben Sie mir, daß ich diesen Gedanken auffasse, um Sie zu überzeugen, daß unsere Freiheit wirklich auf dem rechten Wege geboren ist — nämlich aus dem Geist; descendit coelo. — Ist es nicht begonnen von oben in den großen Denkern, die von Lessing und Kant bis auf Schelling und Hegel im Kampf mit dem Materialismus des vergangenen und dem Mechanismus des gegenwärtigen Jahrhunderts beides die Wirklichkeit und Wesenheit der Vernunft und die Selbständigkeit und Freiheit des sittlichen Bewußtseins dargethan und so die Nation zu den Idealen der wahren Freiheit begeistert haben? Und ist die Poesie und Kunst einen anderen Weg gegangen? Was ist Goethe's weltgeschichtliche Bedeutung, als daß er jene Wahrheiten klar angeschaut und künstlerisch dargestellt hat? Was der unzerstörbare Reiz von Schiller's Dichtungen, als daß er jenen Philosophemen Hymnen gesungen? Und nun komme ich an die Zeit unserer tiefsten Erniedrigung und unserer höchsten Erhebung, 1807 bis 1813. Was jetzt geboren werden will und soll und muß, ist damals erzeugt unter Thränen, in Jammer, in Blut, in Gebet — aber im Glauben an jene Ideale, zu deren wahrem Erkennen und Durchleben eben das Gefühl des Vaterlandes, des freien Volkes gehört. Gewiß und wahrhaft prophetisch, wie alles Wahre, sind die beiden Gedichte Schenkendorf's aus 1813: „Freiheit, die ich meine“ und 1814: „Wie mir deine Freuden winken!“

Und nun Arndt mit dem großen Vaterlandsliede? Und Körner mit seinem Todesgesang? Und Rückert mit seinen gestählten Liedern? Das Alles mag dem Fremden nur klingen als Poesie; uns, die wir damals die Gelübde der Jugend schwuren — uns war es heiliger Ernst, Maß und Ausdruck für Herz und Geist. Und so blieb es uns; und unseren Kindern lehrten wir die heiligen Gelübde, und als wir 25 Jahre lang in schweren Fesseln lagen, als das freie Wort geknechtet war, selbst im Liede, da flüchtete es sich in das Heiligthum der Wissenschaft — nicht aber um mit den Vätern wieder zum Himmel zu steigen und in freier Himmelsluft zu schauen und zu schwelgen, sondern um vom Himmel herabzuholen die hohen Güter des gemeinsamen Lebens, wie jene Seher sie geschaut, und wie Scharnhorst und Stein und Niebuhr und Humboldt sie gewollt. Da ward der Jugend von treuen und von verfolgten Männern gelehrt, wie nur die Freiheit alt ist und die Tyrannei jung, wie nur ihr der Rechtsboden gehört, den thörichte und heuchlerische Staatsmänner hatten ausbeuten wollen gegen sie. Da ward der englische Empirismus, die französische Abstraction, die schwächliche Nachahmung beider in unseren süddeutschen Verfassungen, mit der Idee und der Geschichte verglichen und ein höherer Standpunkt gewonnen für Alle. So fand uns das Jahr 1840. Seine Hoffnungen wurden nicht erfüllt; König und Volk (nach Beckerath's schönem

Ausdruck von 1844) sprachen ganz verschiedene Sprachen; sie lebten in verschiedenen Jahrhunderten. Der Weg verdunkelte sich. Es blitzte, — ein Sturm kam, es donnerte — und das Alte war vergangen. Das sind heute 73 Tage, und wir leben, und der Entwurf ward geboren, ehe 70 Tage um waren.

„Descendit coelo", wenn je irgendeine Volksbewegung, von welcher die Geschichte berichtet. Wie alles Göttliche hat auch sie Knechtsgestalt annehmen müssen; sie ist in den Koth gezogen worden von Buben, sie ist mit Narrenschellen behängt von Thoren, sie ist in die Schule genommen von Unmündigen. Aber sie ist weder den Buben, noch den Thoren, noch den Unmündigen erlegen. Als ein wahres Himmelskind hat sie ihren Weg sich gebahnt mitten durch die schäumenden Wogen, und behende, mit Geisteskraft hat sie den Fuß erhoben aus dem Schlamme, und hat sich einen festen Rechtsboden erkämpft und gesichert in der wohlverdienten Frucht ihres vierzigjährigen Wanderns in der Wüste, unter dem Zagen der Fürsten, dem Toben der Völker, dem Hohn und dem Unglauben Frankreichs und Englands, dem Aufruhr in den Gauen, der Anarchie vor den Thoren. Descendit coelo! Unser Entwurf, die erste Frucht deutschen politischen Strebens, ist nicht eine „déclaration des droits de l'homme"; es ist nicht einer der zahllosen Abdrücke der pergamentnen „Magna-Charta" auf festländisches Löschpapier — es ist auch nicht die Nachäffung der amerikanischen, oder gar der belgischen Verfassung; es ist seltsam wie das Volk, welches es gestalten soll. Ein Volk, viele Völker, kein Volk und doch ein Volk! und will's der Allmächtige, ein großes freies Volk, nicht von gestern, sondern von 1000 Jahren des Ruhmes und des Leidens. Ich darf von Ihnen nicht meine Begeisterung für das Werk, welches der erhabene Gegenstand des Entwurfes ist, fordern, aber gern erbäte ich mir Glauben daran eben aus dem Grunde, welchen Sie, ein wahrer Schüler Burke's, für Ihren Glauben verlangen. Ich schenke Ihnen die Funfziger und die siebzehn Vertrauensmänner, und gebe Ihnen den Bundestag umsonst in den Kauf, aber Funfziger und beide Siebenzehn werden vergehen wie die Freischaaren Herwegh's und Hecker's zerstoben sind — und der Fels wird bleiben, an dem sie sich angebaut: Deutschland und das deutsche Volk, tief gedemüthigt, tausendjährig zerrissen, Vielen ein Spott, Allen ein Räthsel, — aber doch vielleicht in diesem großen Augenblick berufen, die von England ausgeprägte Form des germanischen Einheitsstaates zu zerbrechen und ihn herrlicher als Bundesstaat aufzubauen, während es manchem gerade das Gegentheil oder nichts zu thun scheint. Der Staat der Zukunft ist doch der monarchische Bundesstaat — trotz Irland und trotz Amerika. Und selbst Frankreichs despotische Einheit wird zerschmelzen wie Wachs an seiner Sonne, und selbst Spanien wird sich verjüngen in ihrem Strahle. . . .

Ebenso gehört hierher ein Auszug aus einem Briefe Bunsen's an Baron Stockmar:

London, 15. Mai 1848.

Lassen Sie sich vorlesen, was Peel und die Anderen sagen. Der Prinz thut das Mögliche, der deutschen Sache zu helfen, aber Niemand hat Glauben.

Zwei Tage später schreibt er an Herrn von Usedom:

London, 17. Mai 1848.

Peel sagte mir vor drei Wochen: „Lassen Sie Deutschland kein Wort in der europäischen Politik mitsprechen, sechs Wochen lang, solange bis Sie Ihre Verfassung fertig haben. Sie sprechen im Gefühl einer Zukunft, an welche wir nicht glauben." — Also müssen wir die schleswiger Sache mit Ehren, aber schnell zu Ende bringen, d. h. hier durch Protokoll den Waffenstillstand abschließen.

Es mögen nun wieder Mittheilungen aus gleichzeitigen Briefen über den geselligen Verkehr in dieser Zeit folgen:

Totteridge, Mittwoch 16. Mai.

Bunsen und ich aßen bei Lord Denbigh zu Mittag, wo wir Guizot, Lord und Lady Mahon und Mr. und Mrs. Bracebridge trafen. Ein Theil unserer Hausgenossen ist in die deutsche Oper gegangen, welche die Königin heute Abend besuchte, um den „Freischütz" zu hören.

Mit Lady Raffles sahen wir die Damengemäldeausstellung, welche den vornehmen Dilettantinnen viel Ehre macht; einige Bilder sind so gut wie in irgendeiner Künstlerausstellung. Man verfolgt damit einen mildthätigen Zweck. Nur ein Gemälde sah ich von Lady Waterford — es war bewunderungswürdig, ein Segel in Sicht und eine ängstliche Gruppe, ans Ufer stürzend — Ausdruck und Handlung richtig und ohne Uebertreibung. Eine sehr gute römische Landschaft von Lady Canning.

Bei Lady Gainsborough hatten wir ein angenehmes Mittagsmahl — der Herzog und die Herzogin von Argyll waren da, sowie Lord und Lady Ducie und Lady Roden.

20. Mai. Gestern frühstückten der Herzog von Argyll, Archidiakonus Hare, Mr. Maurice und Mr. R. Cavendish bei uns..... Die Cour dauerte lange, und recht müde waren wir! Ich ruhte den Rest des Tages und beendigte die Lektüre von Curzon's „Klöster der Levante". Das Buch hat Sehnsucht erweckt, den Berg Athos zu sehen! Ich habe noch den frischen Eindruck von demselben, wie ihn Dr. Clarke beschreibt, seit welchem merkwürdigerweise kein Reisender jene Gegend besuchte, bis Mr. Curzon dahin vordrang.

Heute hatte der Prinz gewünscht, daß Sir Benjamin und Lady Hall zu Mittag eingeladen werden möchten. So blieben meine Mädchen und ich mit zum Essen, um in der Mondlichtkühle nach Totteridge zurückzukehren, nachdem der Prinz in die Oper gegangen.

Carlton Terrace, Mittwoch 31. Mai 1848.

.... Unbeschreiblich viel Unruhe und Ermüdung brachte Samstag, der 27. Kaum hatte ich nach der langen Cour meine Schleppe und Kopfputz abgelegt, als ich fand, daß ich nach Hydepark fahren müsse, um (in der Reitschule dort) die Einrichtungen für den Bazar zum Besten des deutschen Hospitals zu besehen, und zu bestimmen, in welchem Theile ich und die Meinigen unsere Bude aufstellen wollten. Ich kam nach Hause, aß zu Mittag, und arbeitete den ganzen Abend mit meinen Töchtern, um Listen und Preise festzustellen. Um 7 Uhr am folgenden Morgen wollte ich nach Totteridge fahren, zur Erfrischung und Ruhe am Sonntag Morgen; aber als ich mich um 6 erhob, benachrichtigte mich Bunsen, daß die gestern Abend spät vom Courier überbrachte Post den Prinzen zu dem Entschluß gebracht habe, sofort abzureisen. Ich blieb deshalb, um mich zu verabschieden. Der Prinz sprach in höchst gütiger, ja rührender Weise, dankte für empfangene „Freundlichkeit" und sagte, in keinem anderen Orte oder Lande hätte er den Zeitraum von Kummer und Sorge, den er durchgemacht, so gut verbringen können als hier, wo Land und Volk so viel Interessantes geboten, um seinen Geist abzuziehen und zu beschäftigen.

Nach diesem ewig denkwürdigen Lebewohl fuhren F. und ich nach Totteridge; Bunsen langte erst spät am Abend hier an, nachdem er der Abreise des Prinzen von Preußen beigewohnt. Montag schwelgte er mit uns in der herrlichen Sonne und Luft und Ruhe und Stille. Die schönste Tageszeit an diesem prächtigen Tage, den Vormittag, benutzten wir zu einem Spaziergang nach High Wood, um Lady Raffles abzuholen. Nachmittags saßen wir auf dem trockenen Rasen, im Schatten der hohen Tannen, dem Stolz von Totteridge. Am Montag Abend kehrten wir Alle zur Stadt und zu Sorgen und Geschäftigkeit zurück. Heute jedoch wurde unsere Morgenfrühe angenehm verbracht mit Mrs. Creßwell und Mr. Alison, dem Geschichtschreiber, einem schönen Manne mit angenehmer Stimme, den ich im Winter 1809 auf 1810 in Edinburgh gesehen hatte.

Donnerstag 1. Juni. — Heute begab ich mich mit F. nach dem Bazar, wo eine Menge junger Damen uns ihre Hülfe beim Verkauf anboten. Miß Coutts lud Bunsen und mich zum Essen ein....

2. Juni. Diesen Morgen frühstückten Archidiakonus Hare und der Bischof von St. David's bei uns. — Der Regen hat die Bäume in St. James Park vom Staub reingewaschen. — Wir warten bis morgen, um

Bunsen mit aufs Land zu nehmen. . . . Ein Bazar gibt eine besondere Gelegenheit, auf das Benehmen Anderer zu achten und Charaktere zu beobachten. Die meisten der sehr hübschen Mädchen, die uns Beistand leisteten, gefielen mir sehr, — nicht alle. Es ist eine große Probe feinen Taktes, bei einer so eigenthümlichen Gelegenheit die richtige Mitte zu treffen. Ich meinestheils bin viel zu blöde, um eine glückliche Verkäuferin zu sein.

Mittwoch 7. Juni. Nächsten Montag werde ich meine beiden Mädchen mit zu den Nightingales in Embley Park bei Romsey in Hampshire nehmen, wohin wir dreimal in vier Jahren eingeladen gewesen sind; Bunsen kann jetzt ebensowenig wie früher die Zeit erübrigen, um hinzugehen; für mich aber ist's möglich, und je mehr wir aus dem Getümmel der Season in London uns herauszuhalten suchen, um so weniger bin ich geneigt, auf die Gelegenheit zu verzichten, einen geselligen Verkehr zu genießen, der nicht anders als angenehm sein kann. Unsere Mädchen haben in London nur zu viel Gedränge, aber wirkliche Gesellschaft zu wenig. Außer den Töchtern des Hauses (die eine unsere geliebte und bewunderte Florence) sollen wir verschiedene Freunde und Bekannte dort treffen, die wir immer gern sehen, unter Anderen Sir Robert und Lady Inglis. Park und Landschaft sollen anziehend sein, nicht weit von dem New Forest.

Bunsen war bei uns in Totteridge von Samstag bis Montag, wo er zur Stadt zurückkehrte. Er genießt in hohem Grade diesen reizenden Garten, geht auf dem Rasen auf und ab und schreibt in dem schönen großen Zimmer, welches er zum Studiren benutzt und woraus wir in seiner Abwesenheit eine Zeichenschule machen, — wo Gipsabgüsse abgezeichnet werden.

Montag Morgen 21. Juni. Am Freitag den 18. speisten Bunsen und ich bei der Königin-Witwe zu Mittag; es war eine angenehme Gesellschaft: Lord Clarendon's Unterhaltung war lebhaft und wurde angeregt durch Fragen des Großherzogs von Weimar, desselben, der uns im Jahr 1835 im Palazzo Caffarelli besuchte; er ist jetzt hier mit seiner jungen Gemahlin, einer Tochter des Königs von Holland, einer lebendigen, klugen Frau, mit einer ganz königlichen Fähigkeit, sich zu bewegen und zu unterhalten, da sie früh aufsteht, um das Britische Museum und andere Sehenswürdigkeiten zu sehen, den ganzen Tag auf den Füßen ist und bis spät in die Nacht hinein tanzt. Auf eine Frage der Königin-Witwe antwortete Lord Clarendon in einer Weise, die keine Freude über die Aussicht auf seine bevorstehende Statthalterschaft in Irland kundgab: die Zustände seien schlimm, sagte er, und auf lange Zeit hinaus sei schwerlich eine Veränderung zum Besseren zu erwarten; mächtige Veränderungen, so schwierig sie auszuführen sein würden, müßten und würden vorgenommen werden, aber Zufriedenheit und Genügsamkeit würden schwerlich folgen, wie sie es doch vernünftigerweise sollten.

An diese Mittheilungen von anderer Hand schließen sich wieder zwei Briefe von Bunsen selbst an Mrs. Waddington an:

Carlton Terrace, 1. Juli 1848.

Meine liebe Mutter, — ich hätte schon lange schreiben sollen, um Ihnen ein Lebenszeichen zu geben, wenn ich nicht geglaubt hätte, Sie hätten Kunde genug, um sich zu überzeugen, daß wir noch über Wasser seien. Aber am Morgen dieses Gedenktages muß ich eine Zeile an die richten, deren liebes freundliches Bild mir immer vor Augen steht, bei der Wiederkehr des gesegneten Tages, der Ihre Fanny zu der meinigen machte, ohne sie von Ihrem Herzen loszureißen. Wer würde nicht dankbar sein? — und ich hoffe es mehr als je in diesem schicksalsschweren Jahre zu sein. Inmitten des Schwankens der Throne, Regierungen und Günstlinge in Deutschland, bei dem Stillstand aller Autorität, unter den Geburtswehen einer Nation von fünfundvierzig Millionen — bin ich nicht nur nicht erdrückt worden, sondern habe mehr als je Beweise von Vertrauen erhalten, nicht blos von den verschiedenen aufeinanderfolgenden Regierungen in meinem eigenen Lande, sondern auch von der Nation im Ganzen und Großen. Wenn ich für all dies dankbar bin, so bin ich es um so mehr, weil ich mit vollkommener Gemüthsruhe in die Zukunft des theuren Vaterlandes schaue, nicht der Ruhe der Gefühllosigkeit, sondern der Ueberzeugung, daß sich in Deutschland doch am Ende Alles zum Besten wenden wird, weil Land und Volk von Herzen gesund sind. Freilich muß ich sagen: erst am Ende!

Mein geliebter König ist in der Lage von Jemand, der, weil er nicht zu seiner Zeit gehandelt hat und solange er sich die Gelegenheit selbst wählen konnte, jetzt genöthigt ist, die Nation für sich handeln zu sehen.... So sehr auch meine Hoffnungen sich auf feste Thatsachen gründen, so ist es doch nur zu sehr möglich, daß ich bei meinen Lebzeiten das große Werk der Wiedergeburt nicht vollendet sehen werde: aber zum wenigsten habe ich doch seinen Anfang erblickt, dem ich entgegensah mit allen Freunden meiner Jugend und mit allen von mir verehrten älteren Männern, — Stein, Niebuhr, Gneisenau und Anderen — vor nun 34 Jahren, wo es hätte vollbracht werden müssen und wo dies in Friede hätte geschehen können.... In diesem Lande hat die Sache, die mir am Herzen liegt, zwei starke Feinde zu bekämpfen: zunächst eine Handelseifersucht auf das vereinigte Deutschland, dann aber die Gleichgültigkeit, welche Tochter der Selbstsucht und Mutter der Unwissenheit ist. Ich empfinde eine unaussprechliche Genugthuung darin, dies öffentlich zu sagen, wenn ich dummes Geschwätz über Deutschland höre.... Die englische Presse hat nur zu viel gethan, um den Namen Englands zu einem Gegenstand des Hasses zu machen. Glücklicherweise muß es das Interesse beider Länder sein, gut zueinander

zu stehen, und so können wir die englischen Sympathien entbehren. Was mich betrifft, so werde ich, obgleich alle Täuschungen betreffs der englischen Politik zerstört worden sind, doch stets meine Anhänglichkeit an das Land bewahren und nie die Güte vergessen, die ich hier von so vielen Personen empfing und noch empfange, noch aufhören, dankbar zu sein für das praktische Verständniß des Lebens, welches ich ganz meinem hiesigen Aufenthalt verdanke, und für die Segnungen vor Allem, welche mir durch meine Verbindung mit einer englischen Familie durch Ihre und Fanny's herzliche Liebe zufielen.

Und so schließe ich, wie ich anfing, mit der Versicherung, Ihr wahrhaft dankbarer und ergebener Sohn zu bleiben, wie seit nun 31 Jahren.

4. Juli 1848. Mein Herz ist zu tief bewegt durch einen der gütigsten und liebenswürdigsten Briefe, die mich je beglückten, um nicht dem Antriebe nachzugeben, ihn unmittelbar zu beantworten, in der Hoffnung jedoch, daß Sie nie daran denken werden, mir irgendeine Antwort zu schicken, außer von Zeit zu Zeit die einfachen Worte „Mein lieber Sohn", „Ihre treue Mutter". Wie diese Worte in das Innerste meines Herzens dringen! Ich war bange, Sie durch zu eingehende Meinungsäußerungen ermüdet zu haben, aber ich schrieb, was zuoberst in meinem Gemüthe war, auf diesen Grund hin Verzeihung erhoffend. Wie gütig ist es von Ihnen, einen so ermuthigenden Antheil zu nehmen an Allem, was ich Ihnen mittheilte! . . .

Nach der Erwählung des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser beschlossen die 17 Bundestagsbevollmächtigten ein beglückwünschendes Schreiben an den Erzherzog, worin sie ihn benachrichtigen, daß sie sämmtlich bereits die Instruction erhalten hätten, „die völlige Zustimmung ihrer Regierungen auszudrücken". Hier können die Leute dies nicht verstehen; sie sagen: „Warum zustimmen, mediatisirt zu werden?" Sie begreifen nicht, daß dieser Schritt sie sämmtlich gerettet hat. Baron Hügel ist bereits nach Baden zurückberufen; in Würtemberg hat das Parlament darauf bestanden, sofort den Anspruch auf diplomatische Vertretung aufzugeben; Baron Beust aus Sachsen ist in derselben Lage; Baron de Cetto erwartet seine Abberufung aus München; und Graf Dietrichstein hat sein Entlassungsgesuch eingereicht.

Ich sende Ihnen zu gütiger Annahme ein Exemplar meines englischen „Aegypten", woraus Ihre Tochter, wenn sie nach Llanover kommt, Ihnen einige Stellen vorlesen wird, die Sie vielleicht interessiren werden.

Eine Mittheilung von anderer Hand unter dem 8. Juli, aus Carlton House Terrace, lautet:

Ich muß einige von den vielen Eindrücken wiederzugeben versuchen, die ich in diesen bewegten Tagen empfing, welche einen so starken Gegen=

satz zu dem Leben in Totteridge bilden, das wir am Dienstag ungern verließen. Am Mittwoch den 5. war ich auf dem Ball bei der Königin mit Bunsen und zwei Töchtern. Viele hübsche Gesichter und viele schöne Toiletten; auch vertheilte sich die Gesellschaft besser wie gewöhnlich in verschiedene Kreise, anstatt sich auf einen Fleck zusammenzudrängen; und ich hatte das Vergnügen, nicht nur die Königin zu sehen, was mir, wie Du weißt, immer besondere Freude macht, sondern auch, von ihr angeredet zu werden. Sie gab mir die Hand und erkundigte sich nach Bunsen, was mir Gelegenheit verschaffte, ihr für die am nämlichen Tage erfolgte Uebersendung eines schönen Kupferstichs nach dem Gemälde Winterhalter's zu danken; es stellt sie selbst mit dem Prinzen und den königlichen Kindern dar. .... In Lady Napier erkannte ich die Fanny Philips, Nichte des Admirals Foley, wieder, die ich mit ihrer Mutter in Abermarlais auf dem Balle getroffen hatte, den Lady Lucy zur Feier des Wiedererscheinens von Charles Napier gab, nachdem er für todt auf dem Schlachtfelde von Corunna zurückgelassen worden war. Sie kannte damals diesen berühmten Feldherrn noch nicht, den sie viele Jahre später, selbst Witwe, als Witwer heirathete. Ein Zwischenraum von vierzig Jahren liegt zwischen beiden Bällen, auf welchen unsere Bekanntschaft beruht; unterdessen wurde uns das glückliche Los zutheil, Männer zu heirathen, deren Namen der Geschichte angehören werden.

Donnerstag den 6. sahen wir Jenny Lind in der „Sonnambula" („Nachtwandlerin"). Wenn Lady H. Dir über den Eindruck, den dieses begabte Wesen hervorbringt, so beredt geschrieben hat, als sie mir denselben schilderte, so wirst Du besser, als ich es erzählen kann, verstehen, was sie als ein Ganzes ist; denn die Anmuth, die Elasticität, die Harmonie, die Abrundung, die Fülle, das beständige Leben und die Beseelung ihrer körperlichen Bewegungen und ihrer Stimme, alles Dies zusammengenommen schien das Erzeugniß eines einzigen Impulses. Sie besitzt keine regelmäßige Schönheit und doch wird durch die Fülle der Grazie und Belebtheit die ganze Erscheinung schön, nach dem Vers von Byron: „Das Herz, dessen Zartheit Alles in Einklang bringt."*) Aber Worte genügen nicht, um das feine Gefühl und das dramatische Talent der Darstellerin in Verbindung mit völliger Bescheidenheit und Keuschheit des Benehmens zu beschreiben; sie hat nicht eine einzige Geberde oder Haltung, wie sie auf der Bühne gebräuchlich sind, und ihr Spiel ist so originell wie ihr Gesang. Ihre leisesten und sanftesten Töne waren eben so deutlich wie die stärksten und lautesten; wenn ihren langgedehnten, klangvollen aber doch gedämpften Trillern eine mächtig anschwellende Note folgte, so merkte man nichts von Athemholen; ihr ganzes Singen war echter Gesang und nicht

*) The heart, whose softness harmonized the whole.

Nachahmung eines Instruments. Ich möchte ihre Stimme für die Vollendung der voce di petto halten, fast nie nahm sie ihre Zuflucht zum Falset. Ihr Wandeln im Schlaf, wobei sie wie ein Geist fortgleitet, kaum einen Fuß zu erheben scheint, ihre Bewegung auf einem Brette über einem Mühlrad, ihr Herabsteigen, auf die Knie Sinken und Wiederaufstehen — alles Dies im völligsten Contrast zu ihren leichten, elastischen, lebhaften Bewegungen während des Wachens, zeigt, daß sie ihre Glieder ebenso zu beherrschen versteht als ihre Stimme. Wenn man auch nie einen Schlafwandler hat singen hören, so fühlt man doch, daß ihr überirdischer Ton die rechte Darstellung davon ist. Nach diesem unaussprechlichen Genusse blieben wir, da wir doch einmal da waren, im Theater, um das Ballet zu sehen, das durch die berühmten Namen Rosati, Marie Taglioni und Cerito geziert war. Ich weiß nicht, welche die Eine und welche die Andere war, aber Eine war schön — Alle waren erstaunlich. Der Stil ist ganz verschieden von dem, was ich in meinen Mädchenjahren wol sah; Alles ist jetzt langsam und gemessen, kein Springen und Drehen und Fliegen. Körper und Arme höchst zierlich; das Uebrige ebenso gegen die Schönheitslinien wie gegen die Regeln des Anstandes sündigend. Es ist eine Schande für ein civilisirtes Land, daß man an einem solchen Schauspiel Vergnügen findet. Die Griechen würden sich mit Ekel von einer solchen Häßlichkeit in den Stellungen abgewandt haben, obgleich sie eine noch vollständigere Enthüllung gestattet haben würden.

Von diesen gesellschaftlichen Beziehungen führen die folgenden Briefe Bunsen's wieder auf das Gebiet der Politik. Zunächst ist hier ein Brief an Baron Stockmar vom 15. Juli 1848 zu erwähnen:

Goethe sagt: was wir in der Jugend gewünscht, wird uns zutheil im Alter. Mir geht's noch besser: was ich gewünscht für Preußen, geht hoffentlich in Erfüllung für Deutschland. Daß mir der Artikel der „Deutschen Zeitung" über Sie aus dem Herzen geschrieben, wissen Sie. Gott gebe, daß Sie in sich den Muth gefühlt, ein so großes und hohes Anerbieten anzunehmen! Ich höre von verschiedenen Seiten, daß Sie der entschiedene Candidat für das deutsche Ministerium des Auswärtigen sind. Sie hätten die großen Augen sehen sollen, welche Lord P. machte, als ich ihm heute Morgen die Nachricht als diplomatisches Gespräch mittheilte — „Who is Stockmar?" fragte er. „Why, who but Baron Stockmar, whom you know very well." — „Baron Stockmar! Well, that would be a happy choice indeed! He is one of the best political heads I have ever met with." . . . Es fängt an ergötzlich zu werden, dieser Stockunglauben der Engländer an Deutschlands Zukunft! Lord John ist nur unwissend. Peel hat der edle Prinz etwas stutzig gemacht im Unglauben: er hat außerdem staatsmännisches Wohlwollen for the Germanic

nations und selbst German nation. Aberdeen ist der ärgste Sünder. Er glaubt an Gott und — an Kaiser Nikolaus.

Ehe ich auf unsere Verhältnisse zu England komme, lassen Sie mich einige Worte über den Stand der Dinge hier vorherschicken. Das Ministerium ist schwach, aber jedes andere unmöglich. Peel hat sich fortwährend edel gegen sie benommen. Den Keim der jetzigen europäischen socialen Bewegung verstehen sie aber sämmtlich nicht: sie glauben alle in der Arche zu sein und schauen vom Berge Ararat mit der pharisäischen Genugthuung „ich danke Dir, Herr, daß ich nicht bin wie dieser einer", oder mit der kurzsichtigen Zufriedenheit eines ehrlichen Insulaners auf das Gewoge unter ihnen herab. Die Königin und Prinz Albert stehen vortrefflich; es ist eine wahre Freude, zu sehen, wie der edle Prinz täglich steigt und mehr anerkannt wird. — Belgien heißt auch hier ein Musterland, — König Leopold wird hoch verehrt.

Die Anerkennung des deutschen Reiches, wenn es erst besteht, wird natürlich hier gar keiner Schwierigkeit unterliegen.

Wenige Tage später erhielt Bunsen einen Ruf nach Berlin. Ueber die Ursache desselben meldete er seiner Frau am 25. Juli 1848:

Meine theuerste Fanny! Gottes Wille geschehe! Ich bin nach Berlin berufen, — „um sich mit mir zu besprechen" — und zwar so schnell als möglich. Ich reise, will's Gott, Freitag um 8 Uhr.

Graf Beust schreibt an Kielmannsegge, „man wolle mir die Stelle anbieten, welche Camphausen abgelehnt". — Wer weiß, ob ein wahres Wort daran ist.

Wer die Stelle jetzt annimmt, springt in den Abgrund des Curtius. Es kann seine Pflicht sein, dieses zu thun, aber nicht es unnütz zu thun, ohne sich einen Weg aus dem zu füllenden Abgrund zu sichern.

Unterwegs erhielt Bunsen folgenden Brief aus London vom 30. Juli:

... Nachdem Du am Freitag Abend abgereist warst, trat Lord Ashley in die Stube; er hatte eben in einer Versammlung wegen der Schulen für verwahrloste Kinder (ragged schools) den Vorsitz geführt. Sieben Knaben und zwei Mädchen, welche sich durch gute Aufführung ausgezeichnet hatten, sollten am folgenden Tage nach Australien eingeschifft werden, und Lord Ashley will nach Deptford, um sie abreisen zu sehen. Er glaubt, daß man ernstliche Maßregeln treffen wird, um diese verlassene Jugend in ein anderes Land hinüberzuführen. Am Abend vorher hatte er auf Verlangen von 270 Dieben mit Jackson, dem ausgezeichneten Stadtmissionar, einer blos aus ihnen Beiden und den Dieben bestehenden Versammlung beigewohnt. Die unglücklichen Leute waren ruhig, voller Achtung und Dankbarkeit; sie erzählten Einzelheiten über ihre elende Lage, und stellten vor,

daß sie jede Arbeit thun, sich jeder Anstrengung unterziehen wollten, — daß aber für sie, die keinen guten Leumund hätten, der Zugang zu dem überfüllten Arbeitsmarkt unmöglich sei. Lord Ashley versprach ihnen eine andere Zusammenkunft abzuhalten, nach einer Zwischenzeit, in welcher er einen Plan, ihnen zu helfen, erwägen und berathen wollte. Der größere Theil von ihnen war Jackson persönlich bekannt — er hatte mit ihnen gesprochen, ihnen vorgelesen, aber es war nicht auf seinen Wink, daß sie sich an Lord Ashley wendeten; sie waren selber auf den Gedanken gekommen und hatten ihn nur darüber zu Rathe gezogen. Als diese Mittheilung über die Verbrecherbevölkerung Londons und ihre Noth beendigt war, erzählte Dr. Sieveking von einem noch viel rührenderen Elend in dem Kirchspiel von St. Pancras — dem fleißiger, achtungswerther Handelsleute und Handwerker, Leute, die nie gebettelt, noch irgendwelches Vergehen gegen die Gesellschaft begangen hätten, die aber nicht wüßten, wohin sie sich wenden sollten, um Beschäftigung und Mittel zum Unterhalt zu finden. Zwar geschähe viel für die Armen; aber die Familien, welche er als Arzt besuchte, hätten mehr Bedürfniß nach Nahrung als nach Arznei, und es sei über die Maßen traurig, Mangel und Entbehrungen zu sehen, welche durch keinerlei Misverhalten veranlaßt wären.

O, über den Zustand der Welt! möge es Gott gefallen, allen Ständen und Individuen, die in solchen Umständen sind, daß sie die nöthige Hülfe gewähren können, das Herz zu bewegen und das Verständniß zu erleuchten, — damit so das Angesicht der Erde erneuert werde. *)

Die näheren Umstände von Bunsen's Abreise gehen aus folgendem an Julius Hare gerichteten Briefe hervor:

2. August 1848.

Theurer Freund! Bunsen beauftragte mich, am Morgen des letzten Tages, den er zu Hause verbrachte, Ihnen zu schreiben und sein Bedauern auszudrücken, daß er keine Zeit gehabt hätte, Abschied von Ihnen zu nehmen, und um die seine Abreise begleitenden Umstände zu erklären.

Am Dienstag 25. Juli kam ein Erlaß an mit des Königs Befehl, daß Bunsen sofort nach Berlin kommen solle zu einer Berathung von einigen Tagen. Zu gleicher Zeit meldeten Briefe von mehr als einer Seite und selbst Berichte in den Zeitungen, es sei die Absicht, ihm das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten für das deutsche Reich anzubieten. Doch hiervon ist noch nichts officiell mitgetheilt. Ich werde nicht

*) Diese Stelle ist, wie manche früheren, eingeschaltet worden, um gewisse Vorgänge hervorzuheben, die Bunsen's wärmstes Interesse und Sympathie erweckten, ohne daß sich in dem zu Gebote stehenden schriftlichen Nachlaß seine Gedanken über dieselben aufgezeichnet fänden. Anmerkung der Verfasserin.

versuchen, die gemischten Gefühle zu beschreiben, die durch das Hinhalten der Entscheidung hervorgerufen werden, noch wie ich mich davor fürchte, daß er in den „Malstrom" hineingezogen werde. Ich kann blos Zeugniß ablegen über seinen Entschluß, keinerlei äußere Würde anzunehmen, ohne daß wirklich die Macht, nützlich zu sein, ihm gleichzeitig gewährt werde, und ebenso die geeigneten Werkzeuge; er blieb der Meinung, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach seinem Lande in seiner Stellung in England mehr nützen könne als irgendwo sonst. Er wurde in Berlin am 26. erwartet, dem Tage, an welchem der Erzherzog Johann dort sein sollte. Dieses Zusammentreffen war natürlich unmöglich, da die Botschaft ihn erst am Tage vorher erreichte.

Die Königin und Prinz Albert wünschten ihn in Osborne House vor seiner Abreise zu sehen, aber er hielt es nicht für erlaubt, noch einen Tag zu zögern. Er brach sobald als möglich auf, denn er hatte versprochen, bei dem deutschen Festessen zur Feier der Ernennung des Erzherzogs zum Reichsverweser und zur Verherrlichung der deutschen Einheit, welches am Donnerstag 27. Juli stattfand, zugegen zu sein. So schiffte er sich denn Freitag Abend ein, am 28.

Die Erneuerung der Feindseligkeiten in Schleswig wird zeigen, daß Bunsen recht hatte, in einer Weise, die er tief beklagen wird. Nachdem er zu Unterhandlungen unter englischer Vermittelung bevollmächtigt worden war, und letztere hauptsächlich durch seine persönliche Geltung bei dem hiesigen Ministerium erlangt hatte (denn man runzelte hier über die ganze Sache die Stirn und war nicht willens, irgendetwas mit ihr zu thun zu haben), und als nun durch diese Vermittelung günstige und mögliche Bedingungen als Grundlage für Friedenspräliminarien erlangt worden waren, indem Bunsen sich weigerte, irgendeinem Waffenstillstand zuzustimmen, bevor nicht eine solche Friedensgrundlage festgestellt sei, — da ließ plötzlich die berliner Regierung, als hätte sie die ertheilte Vollmacht zur Unterhandlung in London gänzlich vergessen, einen Waffenstillstand abschließen, ohne Präliminarien festzustellen, wodurch sie England veranlaßte, seine Vermittelung zurückzuziehen.

Nach Ankunft in Deutschland schrieb Bunsen selbst seiner Frau aus Köln:

Sonntag Morgen 7 ½ Uhr 30. Juli 1848.

Hier bin ich denn, sitze hier mit meinen drei Söhnen: die herrlichen Glocken des Domes läuten zum Dankfest für Deutschlands Reichsverweser (der Dom selbst soll am 14. August 1848 wieder eröffnet werden, zum ersten mal seit dem 14. August 1248); alle Soldaten gehen mit den Bürgern umher mit ihren schwarz-roth-goldenen Cocarden.

Als ich hier ausstieg, sah ich Georg mit Helmentag. Er brachte mir

eine Botschaft von dem alten Orakel*) — „Nehmen Sie an! Ich habe erklärt, daß ich die Präsidentschaft annehmen will, wenn Sie das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten übernehmen wollen.“ Thile schreibt dasselbe. Aber in Berlin haben sie durchaus nicht den Wunsch, daß ich es thun möge.

Hier ist Alles deutsch. Ich sah Mevissen gestern Abend — den liberalen Abgeordneten — mit gegenseitiger Befriedigung. Deutschland hoch! Ich möchte lieber für mein edles Vaterland sterben, als für irgendetwas Anderes leben! Welch ein Unterschied zwischen einem Besuch in Köln 1837 und jetzt! Ich bin ganz frisch. Hollweg traf ich in Mecheln.

Aus Berlin selbst sind die folgenden Briefe Bunsen's:

Hotel des Princes, Berlin, Donnerstag 3. August 1848.

(An seine Frau.) Ich habe heute, da die öffentlichen Blätter von dem frankfurter Antrag redeten, eine schriftliche Erklärung an Herrn von Auerswald abgegeben: „daß ich, bei dem jetzigen Conflict zwischen Berlin und Frankfurt, nicht daran denken könne, mein Schicksal von dem Preußens zu trennen, wenn überhaupt je von einem solchen Antrage die Rede sein sollte.“

Ich habe gestern den theuren König gesehen, und vier wichtige Stunden mit ihm zugebracht, in altem ungestörten Vertrauen. Alles Andere mündlich.

Ich gehe nicht über Frankfurt zurück. Ganz Preußen ist in Aufregung gegen Frankfurt wie Ein Mann. Die Sache ist von Frankfurt aus nicht gut geleitet.

Ich belohne mich heute Abend mit Goethe's „Iphigenie“, und Beethoven's Adagio, im Theater.

Gott sei mit Dir und allen Lieben.

Berlin, 4. August 1848.

(An Stockmar in Frankfurt.) Georg hat Ihnen mitgetheilt, was meinen Entschluß hier bestimmt hat. Darüber wird schwerlich ein Streit zwischen uns sein, denn mit Ehre und Pflicht kann kein anderer Beweggrund in die Schranken treten. Ich finde einen anscheinend nicht zu lösenden Conflict, ich muß Berlin in einigen Punkten entschieden recht geben; ich sehe die Unmöglichkeit für Preußen, jetzt anders zu handeln, als das wahrlich naturwüchsige Nationalgefühl es verlangt — wie kann ich da zweifelhaft sein, was ich zu thun habe, nachdem ich 30 Jahre Preußen gedient, und mit seinem Wohl und Weh das meinige eng verknüpft habe, und an seinen König mit allen Banden der Dankbarkeit und Liebe gebun-

*) Stockmar.

den bin! — Ich muß Ihnen aber mein Herz eröffnen über die Sache selbst. . . . *)

Nun, mein innig verehrter Freund! auf Wiedersehen in London. Ich denke nicht über Frankfurt zu gehen. Es kann zu nichts helfen. Außerdem glaube ich, daß, sobald Bülow mit der Antwort zurückkommt, es gut ist, daß ich in London ohne allen Zeitverlust sei; es steht dort schlecht mit uns, seit der verweigerten Ratification. Erhalten Sie mir Ihre Liebe und Freundschaft, die mir so theuer ist. . . .

Berlin, Montag 7. August 1848.

(An seine Frau.) . . . Mein Aufenthalt hier war dringend nothwendig, und ich kann nicht dankbar genug sein für den Eindruck, den meine Gegenwart hier gemacht hat. Daß des Königs alte Liebe bald wieder frisch über alle Hindernisse zu mir strömte, und sein Vertrauen zu mir unbeschränkter ist als je, setze ich oben an. Aber ich habe auch Gnade gefunden bei den Ministern, denen ich doch wildfremd, und den meisten dazu verdächtig war. Endlich ist auch im Publikum nicht eine misliebige Stimme gegen mich kund geworden — unberufen!

Ich glaube, ich bin nicht ganz unnütz für manchen Punkt unseres öffentlichen Lebens hier, aber meines Bleibens ist nicht in Berlin. Noch weniger gehöre ich jetzt nach Frankfurt. Die leitenden Männer dort haben für einen Lauf entschieden, den ich nicht mitlaufen könnte, wäre auch kein Widerstreit da mit Berlin.

Meine Gedanken über die hiesigen Zustände will ich niederschreiben in Totteridge Park, sobald ich dort wieder das ersehnte Glück genieße, bei Euch, Ihr geliebten Wesen, zu sein. Hier nur noch, daß K. mir sehr nützlich und sehr lieb ist, und daß gestern Alles ganz ruhig abgegangen ist. Die Clubs und Gewerbe hatten einen deutschen Festzug veranstaltet nach dem Kreuzberge, mit deutschen Fahnen und einem „deutschen Einigkeitsliede" nach der Weise „Was ist des Deutschen Vaterland?" — Viertausend teltower Bauern zogen eben dahin vom Lande mit preußischen Bannern und das Landwehrkreuz voran. Diese kamen aber zwei Stunden vorher, hielten ihre Reden, und sangen ihre Lieder, und zogen ab. Dann kamen die Erstgenannten und thaten desgleichen. Alles blieb ruhig. — Die hiesigen Straßenaufläufe haben unbedingt nichts zu bedeuten, als daß sie die Gesetzlosigkeit des Volkes durch Uebung vermehren. Die Aufregung ist Herrin der Stadt.

Heute gehe ich nach Potsdam zu Humboldt, dann nach Babelsberg zu dem Prinzen von Preußen. Dann zum Prinzen Karl, und zurück.

Die Rückkehr Bunsen's nach England und seine aus Deutschland mitgebrachten Eindrücke sind in einer Mittheilung aus Totteridge, vom 21. August, folgendermaßen geschildert:

---

*) Die hier folgenden Ausführungen sind weiter unten (S. 456—458) mitgetheilt.

Am Samstag den 19. landeten Bunsen und Karl wohlbehalten, und um 7 Uhr erschienen sie hier, in blühender Gesundheit und Frische. Eine frohe Schaar von Söhnen, Töchtern und Enkeln, sowie Lady Raffles waren da, um ihn zu bewillkommnen. Der allgemeine Eindruck, den ich aus seiner Erzählung schöpfte, ist kein unbefriedigender, aber es lassen sich schwer Vermuthungen über das, was in der Politik oder in unseren persönlichen Verhältnissen vor sich gehen mag, aufstellen. Eine glückliche Fügung ist es indessen immerhin gewesen, daß Bunsen durch diese Reisen in Deutschland in den Stand gesetzt worden ist, den Zustand der Gemüther aus unmittelbarer Anschauung kennen zu lernen, sowie die Bedeutung und das gegenseitige Verhalten der wichtigsten Personen, sodaß er sich ein besseres Urtheil über das, was ihm zu thun obliegt, und über das Wie des Handelns bilden kann, und nicht länger in der Ungewißheit und Finsterniß der Entfernung seinen Weg zu suchen braucht.... Mit dem Könige hat er die vertrautesten Besprechungen gehabt und wurde mit derselben Liebe behandelt wie immer; was aber ihre Ansichten und politischen Grundsätze betrifft, so geht es ihnen wie zwei Kreisen, die sich wol an einem Punkte berühren können, aber dann in ihrem ganzen übrigen Umkreise nach verschiedenen Richtungen auseinandergehen.

Aus dem September berichtet dieselbe Quelle folgendermaßen aus London:

Freitag 8. September 1848.

Nachdem wir am Dienstag den 5. der Vertagung des Parlaments beigewohnt und nachher bei Lord Palmerston gespeist hatten (ein angenehmer Abend wie gewöhnlich), gaben wir am Mittwoch ein Diner zu Ehren von Baron Andrian, dem frankfurter Gesandten, der in Erwiderung von Lord Cowley's Mission nach London geschickt ist. Er sieht wie ein Italiener aus, und kommt aus dem italienischen Tirol. Lord Palmerston war zugegen und war wie gewöhnlich sehr gesprächig; charakteristisch äußerte er sich gegen mich über Mr. Anstey: „Er verdient, wie ich ihm eben gesagt, den Dank der Nation, weil er der Königin zu einer angenehmen Reise verholfen; — man hat ausgerechnet, daß er 14 Tage von der diesjährigen Parlamentssession in Anspruch genommen hat. Hätten wir nun dieses Hinderniß nicht gehabt, so wären wir 14 Tage früher fertig geworden, und die Reise der Königin würde, anstatt bei dem jetzigen schönen Wetter, mitten unter Regenströmen stattgefunden haben." Es überraschte mich, daß er mit Anstey, der jene 14 Tage zu Angriffen gegen ihn in Anspruch genommen, überhaupt gesprochen.

Unter dem 18. October 1848 schrieb Bunsen aus London an Herrn von Usedom:

... Ich erwarte Stockmar in acht Tagen. Sein edles Betragen in Beziehung auf mich, und ebenso in Beziehung auf Preußen, ist ganz, was ich von einem Mann erwartet, dessen Freundschaft mit mir eine heilige ist; denn sie ist auf dem Altar des Vaterlandes beschworen, angesichts der Westminsterabtei.

Ueber eine Antwort Usedom's äußert eine gleichzeitige Mittheilung:

4. November 1848.

Ein gerade angekommener Brief vom Propheten Jeremias *) gibt eine unnachahmliche, und, wie ich fürchte, nur zu genaue Beschreibung der gegenwärtigen „Nichtregierung" in Berlin — weder Leben noch Tod, wie das deutsche Sprichwort sagt „zu viel zum Sterben und nicht genug zum Leben". Die „Jeremiade" erstreckt sich auch auf Frankfurt, das, wie er glaubt, blos für einen Augenblick triumphirt, am Rande des gähnenden Schlundes der rothen Republik, die bereit sei, es zu verschlingen. Aber wir wollen Besseres hoffen.

Von Bunsen selbst sind dann wieder die folgenden Briefe:

Carlton Terrace, 9. November 1848.

(An Hare.) Mein theurer Freund! Ich habe lange geschwiegen, aber Sie werden nie daran gezweifelt haben, daß meine Seele beständig bei Ihnen ist, wie ich zu meiner unaussprechlichen Erquickung weiß, daß die Ihrige bei mir ist. Zur Zeit der Sündflut hat gewiß ebenfalls wenig Verkehr stattgefunden, wenigstens zwischen denen, die wußten, daß es eine Sündflut war. Ich fühle, daß ich in eine neue Lebensperiode eingetreten bin. Ich habe alle Privatbeziehungen, alle eigenen Studien und Forschungen aufgegeben, und lebe ganz für die gegenwärtigen politischen Ereignisse meines Landes, um in und mit denselben zu stehen oder zu fallen. *Εἷς οἰωνὸς ἄριστος* (Ilias, XII. 243). Sanct Hektor's Glaubensbekenntniß ist das meinige. In diesem Geiste habe ich eine kleine Schrift von etwa funfzehn Druckbogen geschrieben: „Deutschlands Vergangenheit und Zukunft". Sie besteht aus drei Theilen, zunächst einer Einleitung in zwei Abschnitten: „Wohin geht Europa?", „Wohin geht Deutschland?" Dann zwölf Abschnitte über die Vergangenheit, um zu beweisen, daß die Deutschen immer ein Volk gewesen sind, und zwar ein Bundesvolk; und zu erklären, warum ihre Verfassung nicht früher vollendet und durchgeführt wurde. Der letzte

---

*) Bunsen hatte Herrn von Usedom im Scherz diesen Namen gegeben wegen seiner stets treffenden Beschreibungen der von ihm beobachteten Personen und erlebten Ereignisse. Anmerkung der Verfasserin.

Theil enthält eine politische Analyse der Grundsätze, nach welchen die Bundesverfassung der Vereinigten Staaten auf Deutschland angewandt werden kann. Natürlich stimme ich mit Gagern darin überein, daß das deutsche Reich jetzt die österreichischen Provinzen nicht einschließen kann, sondern daß die beiden Reiche, das eigentliche Deutschland im engeren Sinne und das österreichische Deutschland, durch einen Vertrag ewigen Friedens in ein Bundesverwandtschaftsverhältniß treten müssen.

12 ½ Uhr Dienstag 28. November 1848.

(An seine Frau.) Nur ein Wort, Dir zu sagen, daß Stockmar soeben von Frankfurt die Nachricht erhält, der König habe Bassermann ermächtigt, zu erklären: er gebe die diplomatische Vertretung sogleich ab an die Centralgewalt.

Also dieser Punkt wäre beseitigt.

Ich habe eine wichtige Note von Lord Palmerston erhalten über die Streitigkeiten zwischen der schleswig-holsteinischen Regierung und Dänemark, in Antwort auf ein Memorandum von mir vom 10. — Ich habe ihm sehr triumphirend antworten können, da mich die guten Schleswiger mit allem Nöthigen versehen hatten.

Alle Nachrichten von Berlin, nach den Zeitungen, gut, soweit sie gehen. Der Rückschlag zu Gunsten des Königs ist allgemein. Die schlesische Landschaft hat 2 Millionen angeboten, — Städte wie Magdeburg (!), sogleich für ganz 1849 die Steuern zu zahlen, u. s. w. — Ich lege einen prächtigen Brief des Führers des rechten Centrums, Harkort (aus Westfalen), an die Arbeiter bei.

Lord Clarendon hat mich gerade verlassen. Er, wie alle Anderen, billigt die Handlungen des Königs, und hofft nur, daß er standhaft bleiben wird.

8 ¼ Uhr Donnerstag 7. December 1848.

(An dieselbe.) Der Mensch denkt's — Gott lenkt's! So geht's auch diesmal, geliebte Fanny!

Eben habe ich alles Persönliche überwunden und den guten Banks aufgefordert, die Stelle anzunehmen, während Stockmar nach Frankfurt schrieb, sie möchte ihm angetragen werden — habe dieses gestern nach Berlin gemeldet — bin im Begriff Abeken zu schreiben, wie ich froh sei, jetzt persönlich auszuscheiden aus der Angelegenheit, — als ein Brief von Camphausen vom 4. meldet: das Reichsministerium habe ihn gebeten, meine Bevollmächtigung für die Unterhandlungen zu bevorworten — was er sogleich thue.

Er hatte mir zwei Tage vorher geschrieben: in Berlin liege nichts Persönliches der Sache im Wege, aber die Centralgewalt habe als

Bewilligung angesehen, was ein Opfer gewesen sein würde; jedenfalls könnte nur noch von derselben ein Antrag gemacht werden, daß ich officiös für das Reich neben meiner officiellen Stelle für Preußen auftrete; aber der Antrag müsse von Frankfurt kommen. Wir wollen nun morgen überlegen.

Freitag Morgen. — Ich stehe jeden Tag um 5 ½ auf und gehe in meinem Pelzrock hinunter, um mein Feuer anzustecken. Ich habe vier Abschnitte des Buches geschrieben, und Karl hat von dem einen eine Reinschrift gemacht; wir hoffen drei fertig mitzubringen, um vorgelesen zu werden. Wir kommen, so Gott will, übermorgen Nachmittag.

Wien ist belagert.

Am folgenden Tage traf aus Totteridge folgende Antwort ein:

Wir staunen ob der Nachricht! Möge nur die Ungewißheit nicht zu lange dauern! Ich grolle darüber, daß Du in der Gemüthsruhe gestört wirst, welche Du Dir wiedererobert hattest. Aber ich muß doch die herzliche Befriedigung ausdrücken, mit der ich die Kämpfe beobachtet habe, die während einer für Fleisch und Blut höchst aufregenden Prüfung in Deinem Inneren stattfanden, und Zeuge gewesen bin von dem vollkommenen Siege, welchen Du über ganz natürliche und zulässige Gefühle davongetragen hast. Einem solchen Siege konnte seine verdiente Belohnung nicht fehlen, in dem erneuten Bewußtsein der niemals fehlenden Hülfe von oben, die in jedem Sturm menschlicher Leidenschaften Ruhe gebieten kann, wenn sie nur in Demuth und in Eingeständniß der menschlichen Ohnmacht angerufen wird. Aber den äußeren Lohn erwartete ich kaum so rasch, wenn auch die Ereignisse jetzt mit Eisenbahnschnelligkeit einander folgen.

Möge Gott Dich segnen und durch gute und böse Nachrede, durch Bemühungen der Freunde und Lügen der Feinde zu dem einen Ziele Deines Lebens hindurchführen!

Tu fecisti nos ad te et cor nostrum inquietum est, donec requiescat in te!

Bunsen selbst schreibt in Antwort hierauf:

7½ Uhr früh Sonnabend 9. December 1848.

Gott sei gedankt! Die Constitution, die der König gegeben, ist nicht die alte, sondern eine sehr verbesserte, und hat Vieles von dem, was ich wünschte. Ich bringe sie mit. Stockmar hat sich bereits in Osborne angesagt, und kann also wahrscheinlich nicht kommen. Wird er nicht befohlen, so kommt er.

Tausend Dank für Deinen lieben Brief! Es ist mein höchster Lohn, Deine Billigung und Zustimmung zu haben in Allem, was ich thue, und deshalb ist meine Freude über Deine Aeußerungen unbeschreiblich gewesen.

Nun die Neuigkeiten: Der Kaiser von Oesterreich hat abdicirt zu Gunsten seines Neffen. Der König hat die Versammlung aufgelöst, Manteuffel weggeschickt, Brandenburg nur die Präsidentschaft gelassen, für die anderen Ministerien liberale Männer genommen, eine Constitution octroyirt, um später discutirt zu werden. Nun ist Preußen gerettet, und Deutschland. Gott gebe seinen Segen!

Das Tagebuch einer Tochter erzählt von einer Unterhaltung Bunsen's mit Stockmar in Totteridge Park am 10. December:

Mein Vater und Baron Stockmar kamen am Nachmittage an, als wir fast schon auf sie verzichtet hatten, und schlossen sich unserem Spaziergang auf der Terrasse an. Sie sprachen über die preußische Verfassung .... Im Ganzen waren sie damit zufrieden, aber Stockmar blieb dabei, daß es Vieles in dem alten Project gäbe, was sich in die Constitution nicht hätte einschleichen dürfen. Ein Artikel führte zu einer Erörterung über die Aufhebung der Todesstrafe; Stockmar sagte, er sei für die größtmögliche Beschränkung der Anwendung derselben, aber durchaus gegen ihre völlige Abschaffung, selbst bei politischen Verbrechen, welche seiner Ansicht nach oft in ihren Folgen viel ernsthafter sind als irgendein privates Vergehen. Seine Gründe dafür waren zunächst, daß er glaubte, die Privatrache, für deren Verhütung die Strenge des Gesetzes sorge, könne sonst nicht verhütet werden; und dann, daß auf die große Masse die Furcht vor dem Tode einen präventiven Einfluß ausübe, der bei keiner anderen Strafe erreicht werde. Als ein französischer Staatsmann genannt wurde, den mein Vater als einen „ehrlichen Mann" anzusehen geneigt war, wenn er auch sein Betragen misbilligte, sagte Stockmar: „Es gehört viel Verstand dazu, um in öffentlichen Angelegenheiten ein ehrlicher Mann zu sein — Verstand ist nöthig, damit ein Mann wisse, ob er wirklich ehrlich ist oder nicht; es kann Jemand fünfundzwanzig Jahre lang sich in einem Labyrinth rund umher bewegen, und sich selber für ehrlich halten und es schließlich doch nicht sein."

Ein Brief an Bunsen, während er in London und seine Familie in Totteridge verweilte, meldet ferner:

Totteridge, 18. December 1848.

Hier ist ein rührender Beweis, daß Neukomm's Sehkraft seit seiner Operation wiederhergestellt, wenngleich noch nicht so weit genesen ist, um ganz freien Gebrauch davon machen zu dürfen. Er schreibt:

„«Und Gott sprach, es werde Licht! und es ward Licht.» «Danket dem Herrn; denn er ist freundlich, und seine Gnade währet ewiglich.»

„Die erste Zeile, die ich seit der Operation vom 6. October geschrieben habe. Wie immer Ihr Freund Neukomm."

Bunsen selbst schrieb seiner Frau am nämlichen Montag Nachmittag:

Ich habe einen Courier erhalten. Sie sind sehr unglücklich, daß ich Bedingungen gemacht, da sie ohne Bedingungen angenommen; erklären aber zugleich, wegen der Instruction: daß Alles nach meinen Ansichten soll vereinbart werden; auch daß Niemand hier neben mir soll angestellt werden.

Da nun Schmerling und Co. abgetreten (worden) ist, und Heinrich von Gagern Premierminister, so ist Alles gut. Ich werde den Mann wol erst Mittwoch absenden, und an jenem Tage abends kommen. Mrs. Rich kann nächste Woche kommen.

Ein Brief von Heinrich von Gagern an Bunsen, während der damaligen Unterhandlungen geschrieben, lautet:

Frankfurt, 25. December 1848.

Es ist mir ein Bedürfniß, während der vielleicht nur kurzen Frist, welche meinem Verbleiben im Ministerium gesteckt ist, in persönlichen, vertraulichen Verkehr mit Ew. Exc. zu treten. Mit Dank gedenke ich der verbindlichen Weise, in der Sie in Köln auf dem Gürzenich mich begrüßten. Es war das ein Gruß, der eine ganze Zukunft freundlicher Beziehungen in sich faßte. Und es thut noth, daß sich die Männer einander anschließen, die sich als Freunde des Vaterlandes erkannt haben.

Ich bin also in das Ministerium eingetreten, in einem Augenblicke, in welchem hier ein Anderer kaum möglich war; doch fragt es sich, ob die Entscheidung über mein Programm zu meinen Gunsten ausfallen wird, und was nach mir möglich ist? Alle Parteien sind stillschweigend übereingekommen, die Verhandlung über den ministeriellen Antrag, den ich beischließe, bis nach Neujahr zu verschieben. Die Leidenschaften haben sich schon jetzt etwas abgekühlt, ich verzweifle noch nicht am Erfolg. Ich verzweifle auch daran nicht, daß eine Majorität sich dafür aussprechen werde, den König von Preußen an die Spitze des Bundesstaates zu stellen. Aber wir werden in dieser Beziehung bei der bestehenden dynastischen Coalition nur ein abermaliges Provisorium, kein Definitivum erhalten. Des Königs und Ihre Ansichten sind mir bekannt; ich rede nicht vom Wege, zum Ziele zu kommen, sondern vom Ziele selbst.

Die auswärtigen Angelegenheiten drängen zur Entscheidung unserer Verfassungsfragen; sie sind in den Händen eines Reichsministeriums ohne Mittel, ohne Agenten, ohne bedeutenden Einfluß, in einer Lage, die ich nicht länger verantworten kann. Bei der Stellung, welche Oesterreich eingenommen hat, bei der Auflehnung der Mittelstaaten, liegt jetzt das

Schicksal Deutschlands in Preußens Hand, wenn nahe Gefahr uns drohen sollte.

Die schleswig-holsteinische Sache liegt also zunächst in Ew. Exc. Händen. Wer hegt nicht den Wunsch, diese Verlegenheit beseitigt zu sehen? Ich erinnere mich der Worte, die Ew. Exc. mir gerade darüber im Gürzenich gesagt haben; ich war damals überrascht durch Ihre Zuversicht, doch setze ich fortwährend das unbedingteste Vertrauen in Ihre weise Führung der Sache. In formeller Hinsicht zweifle ich nicht, daß Sie die Stellung des Herrn Banks diesem annehmbar machen wollen. Sie können fest darauf zählen, daß ich Alles aufzubieten bereit bin, daß hier Schwierigkeiten nicht auftauchen, die vermieden werden können. Nehmen Sie mich und die Sache unter Ihren patriotischen und geprüften Schutz. Herr von Andrian, der in London Abschied nehmen will, wird diesen Brief überbringen.

Genehmigen Sie die Versicherung aufrichtigster Verehrung.

H. von Gagern.

Anfang 1849 wurde Bunsen abermals nach Berlin berufen, um zu Rathe gezogen zu werden über die Beziehungen zwischen Preußen und dem Deutschen Parlament, an denen er lebendigen und ununterbrochenen Antheil nahm. Es kann kein Zweifel daran sein, daß das „große Werk", von dem er in seinen damaligen Briefen spricht, darin bestand, den König zu bewegen, die deutsche Kaiserkrone anzunehmen. Bunsen war ein eifriger Fürsprecher dieser Maßregel, auf die der König einzugehen sich schließlich weigerte.

Während dieses zweiten Aufenthaltes in Deutschland sind die nachfolgenden Briefe Bunsen's an seine Frau (der erste englisch, der zweite deutsch) geschrieben:

Berlin, Hotel-des-Princes, 12. Januar 1849.

Ich befinde mich wohl, da ich bis Mittag zu Bett geblieben bin und gefastet habe, nur Gerstenschleim zu mir nehmend. Gestern Abend kehrte ich um 9 Uhr ohne Stimme aus dem Palais zurück, wo die Unterredung vier Stunden ohne Unterbrechung gedauert hatte. Der König empfing mich höchst gütig und herzlich. Ich schließe seinen Brief ein, der mich in Potsdam traf. Sobald wir im Cabinet allein waren, sagte ich dem Könige, ich sei sicher, er könne nicht glauben, daß die Worte meines Briefes dasjenige besagten, was er zuerst darunter verstanden. „Einen Kuß", sagte der König; „es ist Alles in Ordnung" — und ein herzlicher Kuß war mein „Ja". Die Erzählung aller weiteren Einzelheiten hebe ich auf bis zu meiner Rückkehr. Ich fühle es fast als Gewißheit, daß ich am 19. oder 20. nach Frankfurt abreisen und in der ersten Woche des Februar bei Dir sein werde. Es gibt hier jetzt nichts für mich zu thun. Der

22. Februar*) kann die Gestalt der Dinge um Ostern herum verändern. In der Zwischenzeit: bene vixit, qui bene latuit.

Ich traf den Grafen Brandenburg, den Premierminister, beim Könige — nichts konnte herzlicher sein als sein Empfang, und Alles, was er sagte, war in meiner Anschauungsweise. Ich muß heute und morgen Quarantäne halten, um mich von dieser anstrengenden Reise zu erholen. Dies zu Bette Bleiben ist ein wahres Glück, denn ich würde mich sonst zu Tode sprechen. Abeken hält mich au courant von Allem, was geschieht. Lepsius, Gelzer, Hollweg, Pertz, Gerhard erzählen mir Tausenderlei, was ein großes Vergnügen für mich ist. Ich glaube nicht, daß ich Dir noch einmal aus Berlin schreiben werde; aber Karl, der mir eine große Hülfe ist, will es thun.

Frankfurt, Sonnabend 26. Januar 1849.

Endlich, meine geliebte Fanny, fühle ich mein Herz frei, Dir zu schreiben. Wenn ich Schmerz leide, habe ich eine Pferdenatur, und bleibe stumm, und das war mein Gefühl bis heute vor acht Tagen, als nach einer Woche von Jammer und Sorgen, wie ich sie nie empfunden, der König mir plötzlich Alles zugab, was ich verlangt und vergebens bis dahin erbeten und erbettelt hatte. In drei Stunden war Alles abgemacht, was Monate und Revolutionen zu erfordern geschienen hatte. Das Nähere, wenn wir wieder vereinigt sind — ich hoffe spätestens heute in vierzehn Tagen. Sowie jener Sieg errungen war, entschloß ich mich, mein Geschick einmal in meine Hand zu nehmen. Ich schlug vor, sogleich nach Frankfurt zu gehen, wohin gleichzeitig die große Erklärung abging. Der ostensible Grund war, die schleswig-holsteinische Instruction zu „vereinbaren", und dann in Berlin die definitive Instruction mir ertheilen zu lassen; aber ich war zugleich bevollmächtigt, zu Gagern offen zu reden, was ich für nothwendig halte, um das große Werk zum Ende zu führen, mit Gottes gnädiger Hülfe; auch nicht zu verschweigen, was der König mir und seinen Ministern und Freunden gesagt: „daß er mit mir in der Hauptsache einer und derselben Meinung sei". Questo basta. So langte ich denn, nach einer abenteuerlichen Reise, am Donnerstag Abend hier an, zu spät jedoch, um noch zu Camphausen zu gehen, der für den Abend mir zu Ehren eine große und glänzende Gesellschaft gegeben hatte.

Gestern sprach ich mich mit Camphausen aus, der nun bleibt, und mich als seinen politischen Freund erkannt hat. Dann ging ich zu Gagern...

---

*) Vielleicht ein Schreibfehler statt 22. Januar. An diesem Tage wurde die preußische Circularnote (vom 23. Januar) berathen, die allerdings, wenn die Regierung fest daran gehalten hätte, in 2 bis 3 Monaten den Zustand Deutschlands wesentlich zum Besseren verändert haben würde.

Wir wurden bald über die Hauptpunkte einig. . . . Heute ist Alles im Einzelnen verabredet.

Ich habe noch nichts von Lord Cowley gesagt, der der edelste englische Diplomat und der beste Wellesley ist. Er ist so deutsch wie ich. Auch er ist von der Ueberzeugung durchdrungen, daß, wenn wir nicht binnen drei Wochen das Werk zu Ende führen, eine Revolution vor der Thür ist.

Gestern hat er mir ein großes Festmahl gegeben, und Banks und ich sind dann bei ihm bis tief in der Nacht geblieben.

Nun, mein Engel, sage mit mir: „Herr, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit, die Du an mir thust!" — Nicht, daß wir schon am Ziele seien, umgekehrt, der Kampf beginnt jetzt erst, und wir können Alle darin untergehen; allein das steht in Gottes Hand, und ich fühle, daß sein Geist mit mir ist. Es liegt mir nichts mehr am Leben, wenn nur das große Ziel erreicht wird. Ein solches Vaterland ist jedes Opfers werth. Es wird mir sehr schwer zu scheiden, doch scheint es nothwendig für das Friedenswerk.*) Kann ich es einleiten, durch eine Note, ohne vorerst selbst zu kommen, so bleibe ich in Deutschland bis zur Entscheidung.. Der 15. Februar ist zum Ausbruche der republikanischen Revolution in Deutschland bestimmt, wobei es auf Mord und Brand abgesehen ist. Es wird aber doch kein Haar von unserem Haupte fallen ohne Gotttes Willen, und ich fürchte mich vor nichts.

Ich denke spätestens nächsten Donnerstag, den 31. d. M., nach Berlin zu gehen.**)

Die Wirksamkeit wie die Erlebnisse Bunsen's während dieser Zeit schildern seine (gleich folgenden) Tagebücher. Hier sei daher nur noch erwähnt, daß er am 17. Februar wieder in London bei den Seinigen eintraf. Kurze Zeit nach seiner Ankunft, in der dritten Woche des März, fand der Umzug der preußischen Gesandtschaft aus dem Hause Nr. 4, Carlton Terrace, nach Nr. 9 statt. Innerhalb zweier Tage wurde Alles von dem einen Hause in das andere geschafft. Sieben denkwürdige Jahre waren in der schönen Wohnung des Lord Stuart de Rothesay verbracht worden; aber wie sehr man dieselbe auch nach Verdienst schätzte, so war doch der durch den Erwerb des bisher Mr. Alexander gehörenden Hauses erlangte Gewinn unbestreitbar, sowol in Beziehung auf den Raum und die Fülle des Lichtes, als durch die bessere

*) Verhandlungen wegen Schleswig-Holstein.

**) Die Antwort auf diesen Brief, vom 1. Februar, enthielt die Bitte an Bunsen, lieber „ein paar Wochen länger zu bleiben, und durch persönliche Einwirkung durchzusetzen, was eine solche Einwirkung allein erreichen könne".

Vertheilung der Zimmer. Ein ernstes Unwohlsein war für Bunsen die Folge davon, daß er sich bei dem Umzuge den Märzwinden ausgesetzt hatte; denn die Zeit der Jugend war jetzt vorbei, in welcher er gegen körperliche und gemüthliche Schläge gewappnet war, und eine dreitägige Ruhe im Bett genügte nicht, um den Husten zu entfernen, mit dem er zu einem Diner bei Lord Palmerston am Mittwoch, den 28., und zum Drawing Room am 29. (der in einem gleichzeitigen Briefe als der erste „regnerische Hoftag", der im Laufe von sieben Jahren beobachtet worden, erwähnt wird) zu gehen genöthigt war, um den Verdacht zu vermeiden, er entziehe sich aus diplomatischen Gründen der Oeffentlichkeit. Aber trotz dieser jetzt leider so oft wiederkehrenden Krankheitsanfälle nahm Bunsen's Thätigkeit in officiellen Mittheilungen an fieberhafter Aufgeregtheit nicht ab, sondern zu, und zwar in demselben Verhältniß, in welchem die Hoffnungen eines glücklichen Ausgangs sich mehr und mehr verminderten.

In denselben Tagen schrieb er einem Sohne zur Confirmation:

1. April 1849.

Du hast das Gelübde abgelegt, nicht Dir selbst leben zu wollen, noch Deinem eigenen selbstischen Willen zu folgen, sondern dem Herrn, Deinem und unser Aller Gotte; und Jesum Christum zum Vorbilde zu nehmen, in Glauben und Demuth, für ein hingebendes Leben, und, wenn es nöthig ist, für ein muthiges Sterben für Recht und Wahrheit. Du trittst nun mit voller Selbverantwortlichkeit in diese Welt, die Gott Allen eröffnet, welche in sie kommen, damit sie dieselbe umbilden nach dem göttlichen Urbilde, und die Nothwendigkeit der Natur erheben helfen zur göttlichen Freiheit. Es ist ein besonderer Segen unserer Kirche, daß diese große Handlung in ihr ausgebildeter ist als in irgendeiner anderen. — Halte Dir den Ernst und die Feier dieser heiligen Stunden immer vor Augen!

Für die deutsche Sache habe ich Alles darangesetzt; die großen Gefahren aber beginnen jetzt erst. Du kannst denken, daß Graf A. nicht mein Mann ist, noch bin ich der seinige. Ich sende heute einen Feldjäger nach Berlin mit dem ernstesten Anrathen, daß der König die Reichsstatthalterschaft annehme und sogleich das volle Parlament nach Frankfurt berufe. Alles ist in Gottes Hand — auch der Könige Herzen. Aber — das Herz ist mir recht schwer, und das Leben wiegt mir oft schwer.

— Es folgen nun Bunsen's Tagebücher über seine beiden Reisen nach Deutschland, sowie über die zwischen denselben liegende Zeit:

Tagebuch meiner Reise nach Berlin vom 28. Juli bis 19. August 1848.*)

Ich schreibe die Erlebnisse meiner Reise nach Berlin unmittelbar nach meiner Rückkehr in die selige Ruhe und Stille dieses anmuthigen Landsitzes nieder, damit sie meinen Kindern und Enkeln ein Zeugniß seien über mein Thun und Lassen in diesen mir ewig denkwürdigen drei Wochen, und in der Zukunft vielleicht dem Erforscher und Betrachter unserer Zeit ein kleiner Beitrag zur Beurtheilung der Zustände Preußens und Frankfurts in der gegenwärtigen Krise Deutschlands. Mein Bericht ist treu und vollständig, über mich wie über die, deren Reden und Briefe ich berichte. Als Belege gebe ich (in einem besonderen Bändchen) die Abschriften meiner Briefe, sowie politische Briefe von Freunden, endlich den Briefwechsel mit meinem Sohne Georg, dessen spätere Schreiben aus Frankfurt seiner ganzen Berichterstattung beiliegen. Er besitzt meine Briefe an ihn, auch aus diesem Zeitpunkte, und ihm übergebe ich die Verfügung über mein Tagebuch nach meinem Tode. Gedruckte Belege sind besonders zusammengeordnet zwischen beiden.**)

I. Berufung und Abreise (25.—28. Juli).

Es war am Dienstag, den 25. Julius, daß ich ein von Herrn von Auerswald gezeichnetes Ministerialschreiben vom 20. Juli erhielt, worin ich aufgefordert wurde, mich möglichst schnell nach Berlin zu begeben, weil der Minister sich mit mir über mehrere wichtige Punkte der gegenwärtigen Politik Preußens zu besprechen wünsche.***) Ein vertraulicher Brief von Abeken legte mir die Reise noch besonders ans Herz, ohne jedoch mir Näheres über den besonderen Zweck derselben mitzutheilen. Am Tage vorher hatte Graf Kielmannsegge mir aus einem Briefe unseres ehemaligen sächsischen Amtsgenossen, Herrn von Beust, mitgetheilt, daß man sich in

---

*) Niedergeschrieben in Totteridge Park vom 20. August an: am 21.—22. bis zu der Conferenz mit Auerswald am 1. August; der Rest vom 24. September an; beendigt am 27. September. — Fünf Abschnitte: „Berufung und Abreise"; „Reise nach Berlin"; „Die drei ersten Tage in Berlin. Wiedersehen und Auftreten"; „Die Erklärungen und die Abreise"; „Reise nach Köln. Bonn. Rückkehr."

**) Die hier erwähnten Belege sind theils in den Noten, theils im Anhang auszüglich mitgetheilt.

***) Der Wortlaut dieses Motivs war: „Unter den gegenwärtigen Umständen, wo so viele wichtige Fragen schwebend sind, und so bedeutende Ereignisse von Tage zu Tage die Lage der Dinge immer mehr zu verwickeln drohen, ist es mir von großer Wichtigkeit, mit den Vertretern der Regierung Sr. Maj. an den wichtigsten Punkten des Auslandes mich auch mündlich und persönlich über die einzuschlagende Linie zu verständigen und die umfassende Auskunft zu erlangen, welche auf schriftlichem Wege nicht immer so vollständig zu geben ist rc."

Berlin noch sehr mit der Idee umhertrage, mich zum Reichsminister des Auswärtigen in Frankfurt zu machen. Am Mittwoch erhielt ich Georg's Brief vom 23. mit der Nachricht, Schmerling habe mit Stockmar über mich gesprochen und seine Ansicht über mich von ihm verlangt, da er von mehreren Seiten auf mich gewiesen sei als Reichsminister der auswärtigen Angelegenheiten. Stockmar ließ mich dringend auffordern, die Stelle anzunehmen; beschlossen solle nicht darüber werden, bis der Reichsverweser auf der Rückreise von Wien nach Frankfurt in Berlin gewesen sei.*)

Was ich bei diesen Nachrichten gedacht und empfunden, ist in einem Briefe an den Prinzen Albert ausgedrückt, welchen ich am folgenden Morgen (Mittwoch) schrieb und absandte. In ihm ist urkundlich meine Auffassung der damaligen Stellung Preußens zu Deutschland niedergelegt, sowie auch meine Ansicht über die weitere Gestaltung der Verfassung selbst und meine eigenen Gefühle hinsichtlich des mir zugedachten Amtes.**) Ich will hier nur hinzufügen, daß mir der Gedanke an eine solche Stelle nie in den Sinn gekommen, außer am Tage vor der Ankunft des Schreibens des Herrn von Auerswald. Von Totteridge früh nach der Stadt zurückfahrend, fühlte ich den Gedanken mir beim Einfahren in die vorstädtischen Häuserreihen wie einen Geisterruf entgegentreten, und es dauerte wol zehn Minuten, ehe ich ihn loswerden konnte. Ich kann mir diesen Gedanken durchaus nicht aus früheren Erwartungen oder Befürchtungen erklären: ich habe aber mehrmals in meinem Leben Vorahnungen herankommender Erlebnisse gehabt.

Am Donnerstag (27.) war das deutsche Festmahl in Greenwich, an welches ich mit Freude zurückdenke. Der Gedanke des Unternehmens war nicht von mir ausgegangen, sondern von Herrn Kaufmann Sieveking, einem edlen deutschen Patrioten, würdig seines Namens und der Feldzüge von 1813, welche er mitgemacht hatte. Der Geist war gut: es gelang, die deutsche Formlosigkeit in den Rahmen einer englischen Festordnung zu bringen; das Gemüthliche machte sich dessenungeachtet Raum, am besten noch im Gesange, den jedoch die meistersängerische Zunftphilisterei der Lon-

*) Derselbe Brief enthält außerdem (wie eine große Anzahl anderer Briefe verschiedener Correspondenten während des ganzen Jahres 1848 aus Frankfurt wie aus Berlin) wichtige Besonderheiten über das Parteitreiben in Frankfurt. Von Bunsen heißt es hier persönlich: „er habe die Schleswig-Holsteiner aller Parteien zu Freunden, und die Anderen sähen in ihm etwas, was sie nicht länger vermissen möchten". — Ein Brief vom folgenden Tage meldet noch: „Man scheint hier mit Stockmar's Vorschlage einverstanden zu sein, und wenn nicht in Berlin andere Combinationen gemacht werden, so dürfte die Sache feststehen."

**) Der Brief geht gleichzeitig auch auf die dänische Angelegenheit ein und stellt als allgemeines Programm der auswärtigen Politik auf: „Enge Verbindung mit England, Belgien, Holland und der Schweiz: nach erfolgter Rüstung Vorschlag zu allgemeiner Entwaffnung."

doner Liedertafel nicht zum gebührenden harmonischen Volksausdrucke gelangen ließ, wodurch wir Meyer's schönes Vaterlandslied und überhaupt den vollen, gesellschaftlichen Volksgesang verloren. Die „Times“ gaben einige Andeutungen von dem, was ich dort gesagt; leider wurde nichts mitgetheilt über Bancroft's begeisterte deutsche Rede, welcher im Namen der Vereinigten Staaten das junge Brudervolk begrüßte und unter anderem sagte: „Eure Unternehmung ist die größte That der neueren Geschichte, und das östliche Sternenbanner des vereinten Deutschlands wird den Reigen führen am Himmel der Menschheit!“ Lord Cowley, den ich, als mit der vertraulichen Sendung an den Reichsverweser betraut, eingeladen hatte, war leider abgehalten zu kommen.

An diesem Tage erhielt ich einen zweiten Brief von Auerswald, worin er meiner Frau schrieb, man erwarte mich am Mittwoch, d. h. am Tage nach dem Empfange der Aufforderung! Dies bestimmte mich jedoch, die sehr gütige Erlaubniß des Prinzen Albert abzulehnen, der Königin und ihm noch vor der Abreise meine Aufwartung auf der Insel Wight zu machen.

Der Reisetag, Freitag, war wie gewöhnlich mit Abschlüssen, Anordnungen und Briefen überfüllt, zum Abende kam die edle verehrungswürdige Amalie Sieveking, später Lord Ashley. Ich reiste mit Karl unmittelbar nach dem Essen ab, ehe dieser hochherzige Freund kam. Kurz vorher hatte ich Lord Palmerston gesehen (wie früher Peel und Lord John Russell) und bei ihm die Klagen Wynn's gelesen über Preußen, wegen Abschließung auf die von ihm selbst vorgeschlagenen Bedingungen des Waffenstillstandes. Ich wußte von dem Allen nichts, fand aber in Berlin, daß Wynn's Darstellung vollkommen richtig war.

Bei dieser Gelegenheit will ich bemerken, daß die Wahl des Reichsverwesers und die Zustimmung der Fürsten zu derselben sowie seine Annahme und sein erstes Auftreten den Unglauben der Engländer bedeutend erschüttert hatten. Sie fingen an zu meinen, es sei die ganze Unternehmung doch wol wichtiger und folgenreicher, als sie sich dieselbe gedacht. Peel und Russell versicherten mich Beide, daß die Einigung Deutschlands ihre ganze Theilnahme erwecke und ihre besten Wünsche habe. Peel ging in seinen Fragen am meisten auf die Hauptpunkte des Bundessystems ein, wie ich es mir denke und wie es sich gestalten dürfe. Die Idee eines monarchischen Bundesstaats mit dem Organ des amerikanischen war ihm jedoch zu neu, als daß er sich damit vertraut machen konnte und wollte.

Herr D. von der „Times“ sagte mir: ihr Blatt werde ganz für die deutsche Sache schreiben, sobald wir nur den dänischen Krieg zu Ende gebracht. Sie lenkte auch, auf Veranlassung des Festmahles in Greenwich, merklich auf diese Seite über. Ueber mich persönlich äußerte sie sich sehr schmeichelhaft.

So verließ ich England unter erfreulichen Eindrücken. Ich sah die

langgenährte Hoffnung auf ein ebenbürtiges Zusammenstehen beider Brüdervölker mit gegenseitiger Ergänzung ihrer Erfüllung näher als je, und dadurch den friedlichen und gesegneten Fortschritt der Menschheit mitten im drohenden Sturme gesichert. Ich sah mich selbst für siebenjähriges, offenes und treues Verfahren durch allgemeines Vertrauen und ehrenhafte Zuneigung belohnt und eine größere Wirksamkeit in diesem mir so vielfach werthen Lande mir in Aussicht gestellt, falls ich nicht zu einer Thätigkeit im Vaterlande selbst berufen werden sollte. Hierüber erlaubte ich mir nichts Bestimmtes zu wünschen. Ich ahnte eine auseinandergehende Ansicht der Dinge in Berlin und in Frankfurt, und ich hatte die Mittel nicht, zu entscheiden, wo die größere Weisheit und das bessere Recht sei. Mein ganzes Herz glühte für die deutsche Einheit; ich hatte nie Preußen anders geliebt als wie das Werkzeug der Wiedergeburt Deutschlands. Des Königs Ehre schien mir nicht weniger an die Verwirklichung dieses großen Gedankens verpfändet, als das rühmliche Fortbestehen der Monarchie, ja die Rettung derselben schien mir bedingt durch das „Aufgehen in Deutschland" d. h. dadurch, daß Preußen an die Spitze Deutschlands trete, seine Besonderheit ablege und alle übrigen deutschen Stämme mit seinem Volke zu einem wahrhaften Deutschland vereinige. Aber welche Garantien bot Frankfurt? welche verlangte Berlin? Das konnte ich nur an Ort und Stelle hören: vorab also in Berlin, wohin gradenwegs zu reisen mir vorgeschrieben war.

II. Reise nach Berlin (28.—30. Juli).

In 24 Stunden war ich in Köln. Georg und Helmentag, der treue Freund und Landsmann, erwarteten mich am Bahnhofe. Georg theilte mir schon auf dem Wege zum Gasthofe Stockmar's Grüße und Zuspruch mit, und seine Erklärung, daß er die Stelle eines Ministerpräsidenten annehmen werde, wenn ich das Ministerium des Auswärtigen übernehmen wolle. Selten hat mich das Vertrauen eines Freundes so gerührt und ergriffen, als diese Erklärung Stockmar's. Ein Gedanke, den ich bisher nur als in der Luft schwebend angesehen, schien plötzlich Wirklichkeit werden zu wollen. Ein ehrenvolles freudiges Wirken für die neue Gestaltung des geliebten Vaterlandes stand in Aussicht: der Mann, den ich als einen der ersten Staatsmänner Europas ehrte und als Freund innig liebte, zeigte mir das höchste Vertrauen, indem er zugleich mir selbst ein höheres Vertrauen zu meinen Kräften in meiner Seele erweckte. Ich sah in seiner Bereitwilligkeit die schönste Gewähr des Gelingens des großen Werkes, und gab mich der Hoffnung, es werden die Verschiedenheiten der Ansicht über einige wesentliche Punkte der künftigen Reichsverfassung sich bei gemeinsamem Besprechen und Wirken bald verlieren, um so eher hin, als er ja Preußen als dem künftigen (nach ihm erblichen) Reichsoberhaupte mehr geben wollte, als ich für möglich und deshalb räthlich hielt. Meine Stel-

lung zu Preußen konnte also durch eine politische Verbindung mit Stockmar nicht benachtheiligt werden. Außerdem verband uns das selige Band jener Freundschaft, welche aus Achtung und Vertrauen entspringt, und sich dadurch ewig fühlt und unzerstörbar, daß sie sich bewußt ist, nichts Persönliches zu wollen, sondern in der Liebe zu Wahrheit, Recht und Freiheit zu wurzeln. Als mir nun Georg alles Weitere kurz mittheilte, was er mit liebevoller Sorgsamkeit auf dem Rheine für mich niedergeschrieben als im Auftrage Stockmar's, aus seinen letzten Besprechungen mit ihm über den mir gemachten (oder vielmehr zu machenden) Antrag und über die von mir dabei zu nehmende Stellung — da begann ich der Sache mit Ernst ins Auge zu schauen. Für den Inhalt dieser wichtigen Mittheilungen verweise ich auf den schriftlichen Bericht Georg's „zum 29. Julius", den wichtigsten und schönsten, den er mir gemacht. Man sieht daraus, daß Stockmar mich entschieden ermahnte, anzunehmen, jedoch ohne Bedingungen und ohne vorgefaßte Meinungen, bis ich vierzehn Tage in Frankfurt gewesen. Zugleich offenbarte sich in Stockmar's vertraulichen Aeußerungen jenes Bestehen auf der Ansicht, die er mir in dem merkwürdigen Briefe vom Monat Mai ausgesprochen: von Preußen, als dem unmittelbaren Reichslande, mit noch größerer Ausdehnung der Centralgewalt (namentlich auf Universitäten und Nationalbank) als die Siebenzehner sie gefordert.*) Die Sicherheit des Aussprechens und Durchführens dieser Ansicht machte mir einen tiefen Eindruck, ohne mich jedoch an meiner eigenen Auffassung durchaus irre zu machen. Ich beschied mich, daß ich erst aus dem Anschauen der deutschen Zustände, namentlich Frankfurts, zur endgültigen Ueberzeugung gelangen könne.

Einige Zeilen von Thile aus Frankfurt, der als Mitglied der preußischen Gesandtschaft von Allem wissen mußte, bestärkten mich in dem Eindrucke, daß man mir in Berlin, infolge der frankfurter Vorschläge, den Antrag machen werde, in das Reichsministerium zu treten.**)

---

*) Unter den übrigen Aeußerungen Stockmar's, welche in diesem Briefe mitgetheilt sind, fällt durch den vorausschauenden Blick in die Zukunft besonders folgende auf: „Was aber auch die preußische Regierung in petto behalte — daß sie nur nicht an Allianzen etwa mit Hannover und anderen reactionslustigen Staaten denke! Preußen könnte nur Unheil davon ernten. Entweder der Kampf gelänge, welcher daraus entstände, so hätte es nachher seine Verbündeten zu fürchten, oder er mislänge, und im ersten Augenblicke würden die Mächte Verrath üben und sich als Verführte an die Spitze der Gegner stellen."

**) Nach einer allgemeinen Ausführung über die dringende Nothwendigkeit, diesen Antrag anzunehmen, fährt dieser Brief Thile's fort: „Dennoch wage ich noch meinerseits ein bittendes, ja beschwörendes Wort hinzuzufügen, daß Sie sich dem schweren Berufe nicht entziehen wollen. Die Gefahr einer Spaltung zwischen Frankfurt und Berlin, die immer unleugbarer hervortritt (Sie werden das in Berlin selber sehen), kann nur beseitigt werden, wenn Sie Reichsminister werden. Camphausen's Weigerung hat schon böses Blut erregt. Sagen Sie auch nein, so

Alles dieses zusammen, zugleich mit der Freude über das Zusammentreffen mit dem geliebten Sohne, dem Anblicke der ersten deutschen Stadt seit den Tagen der Freiheit, dem Anschauen des Domes, den ich am Morgen besuchte, als die große Glocke das Hochamt zu Ehren des Reichsverwesers einläutete, erregte meine innerste Seele. Ich gab mich dem vollen Gefühle der Freude hin über des großen Vaterlandes nahe Wiedergeburt — ein Gefühl, welches ich bis dahin immer mit Macht bekämpft hatte, weil ich den Muth nicht fühlte, über eine Täuschung mich zu trösten.

So waren die wenigen wachen Stunden in Köln der Gipfelpunkt der Reise für das Gemüth. In dieser Stimmung schrieb ich einige flüchtige Zeilen an meine Frau*), als schon der Wagen wartete, der mich noch gerade zu rechter Zeit auf die Eisenbahn brachte.

In den Betrachtungen und Erwägungen, die sich hieran knüpften, ging der Tag vorüber. Es war ein schöner Sonntag und die Welt schien in zwei Hälften getheilt: die eine, welche reiste, die andere, welche die Reisenden vorbeisausen sah oder bewirthete. Allenthalben deutsche und preußische Flaggen und Cocarden; die Soldaten trugen auch beide Farben im Preußischen, im Hannoverischen hörte dies auf. Das fruchtbare Land breitete den Segen seiner unermeßlichen Fluren aus: die Menschen waren unverkennbar fröhlich und guter Dinge ob der reichen Erntehoffnung und wol auch im Gefühle erhöhten politischen Lebens. Kaum am Abend in Hannover angelangt, meldete ich mich bei Stüve. Er war beim Könige und kam um 9 Uhr zu mir. Wir kannten uns nicht, begegneten uns aber als Bekannte. Stüve ist ein ehrenhafter, reichsbürgerlicher, deutscher Mann, ein schlechter Preuße, ein guter Hannoveraner und wirklich ein sehr guter Deutscher. Der König hat ihm offenbar Achtung eingeflößt, und, was beim deutschen Bürger nie fehlt, Zuneigung; aber er hat Deutschland nicht

---

sieht man hierin ein verabredetes Spiel, ein arglistiges Passivverhalten Preußens. Also nochmals, theurer Herr Geh. Rath, entziehen Sie sich nicht der großen Aufgabe, deren Lösung allein uns vor einem politischen «dreißigjährigen Kriege» bewahren kann."

Ein ausführlicher Brief Heinrich von Arnim's aus Soden vom 26. Juli verfolgt denselben Zweck. Es heißt darin unter anderem: „Ihnen zuzureden kommt mir nicht zu; ich weiß, was sich von Ihrem persönlichen Standpunkte Alles gegen den Eintritt sagen läßt; Sie werden sich das Alles selbst sagen, besser als ich es kann. Aber auch besser als ich werden Sie sich sagen, was auf dem Spiele steht für das deutsche Vaterland, und daß weder für dieses ein solcher Moment wiederkommt zur Rettung, noch eine solche Gelegenheit für seine Kinder, sich ihm zu weihen und, wenn es sein muß, zu opfern.... Die große Frage, über die man Sie in Berlin zu Rathe ziehen will, ist die über das Verhältniß Preußens zum neuen deutschen Reich. Wenn man Sie hört und Ihnen folgt, ist mir nicht bange; bisher war ich es."

*) Dieser Brief vom 30. Juli ist bereits oben (S. 429—430) mitgetheilt.

geopfert, noch aufgegeben. „Die vielgetadelte Erklärung stammte vom Könige: nur unter der Bedingung, sie so zu geben, erhielten wir das Uebrige, die Zustimmung selbst. Hinsichtlich der Zukunft ist der König ganz zufrieden mit Peucker's Verbesserung der Vorschläge hinsichtlich des Reichsheeres: Truppentheile über 6000 Mann sollen ganz unter den Befehlen und Verfügungen des Landesherrn stehen; alle Truppen eines Armeecorps durch dasselbe fortrücken. Hinsichtlich der Vertretung ist der König zufrieden, wenn man ihm seinen Gesandten in London läßt."

Ueber den dänischen Krieg sagte er, Soldaten, Offiziere und Bürger seien dessen herzlich satt. Die Schleswiger wollten Schleswiger sein, hätten aber gar keine Begeisterung für Deutschland. Die Soldaten seien unmuthig, daß sie der Dänen niemals habhaft werden könnten. Die Rekruten hätten den sich zurückziehenden Dänen neulich zugerufen: „Däne stô!" Eine Bauersfrau vom Lande, die ihn neulich beim Spaziergange angeredet, habe ihm gesagt, sie habe zwei Brüder dort; allein es sei ein schlimmer Krieg, denn die Dänen lebten nicht, wie andere Menschen, auf dem Lande, sondern wie Fische im Wasser; von Zeit zu Zeit kämen sie aus dem Wasser hervor, neckten die Deutschen, und wenn diese sie zu haschen suchten, schlüpften sie schnell wieder ins Wasser. „Nun, wenn's nicht anders sein kann", setzte sie hinzu, „so warten wir bis zum Winter, dann wird es doch den Dänen wol zu kalt im Wasser werden, und dann müssen sie aufs Land kommen und wir werden sie fangen." So entstehen Mythen... ... In Magdeburg sah ich wieder viele deutsche Cocarden neben den preußischen, auch allein.

Am Bahnhofe in Berlin empfingen mich die beiden lieben Freunde Abeken und Lepsius, der Letztere unverändert, der Andere mit Schnurrbart und etwas gealterten Zügen, die aber von demselben Geiste und Herzen zeugten.

III. Die drei ersten Tage in Berlin (31. Juli, 1. und 2. August). Wiedersehen und Auftreten.

Ich will damit beginnen, daß ich so treulich und urkundlich als möglich die Ansichten und Voraussetzungen darstelle, mit welchen ich hinsichtlich der deutschen Angelegenheit in Berlin eintraf. Der Brief Arnim's von Soden, den 26. Juli *), bestimmte mich wie in den Eindrücken, die ich in Köln empfangen, so in den Voraussetzungen und Annahmen, von denen ich seitdem ausgegangen war. Diese Voraussetzungen beruhten vorzüglich auf der Annahme, daß man durch Beckerath von Frankfurt aus alle nöthigen Einleitungen und Erklärungen in Berlin gemacht, hinsichtlich der Maßregeln, wodurch die provisorische Reichsregierung allmählich in die Hände

*) Der auf der vorhergehenden Seite erwähnte.

Preußens, natürlich im Sinne der deutschen Einheit, übergehen solle. Die Besetzung der drei Hauptministerien des Reiches erschien mir nur als ein Theil und Zeichen dieser Einigung. Es ist wahr, daß ein vertraulicher Brief Beckerath's an Mevissen, den dieser mir an dem Abende vorlas, welchen ich in Köln zubrachte, mir Veranlassung zu einigen Bedenken gab. Beckerath meldete darin seinem Freunde, daß Herr von Auerswald ihm das Reichsministerium des Auswärtigen angetragen und wiederholt in ihn gedrungen sei, um ihn zu dieser Annahme zu bewegen. Beckerath hatte natürlich ein Amt abgelehnt, zu welchem er auch nicht die mindeste Vorbereitung und ich glaube Anlage hat. Ich setzte voraus, dies sei Alles geschehen, ehe der Vorschlag meinetwegen, sowie Stockmar's bedingte Zusage, nach Berlin gekommen, obwol ich nicht begriff, wie Herr von Auerswald einen solchen Antrag an Beckerath machen konnte, wenn es ihm mit der Sache ernst war. Zuletzt beschied ich mich, die Sache nicht beurtheilen zu können und legte die Thatsache vorerst beiseite.

Arnim's Brief sagte mir zuerst, was ich mir gedacht: daß der Hauptzweck meiner Berufung sei, mich über die Stellung Preußens zu Deutschland zu befragen. Er rieth mir dringend an, das Reichsministerium anzunehmen, und sprach die Hoffnung aus, Preußen werde die gebotene Hand ergreifen, und sich nicht an die Spitze eines Sonderbundes setzen, wodurch es sich nur den Untergang bereiten könne. Daß Preußen jetzt wirklich die Leitung der Reichsangelegenheiten übergeben werden solle, schien mir durch diesen Brief jedenfalls entschieden. Arnim war täglich in Frankfurt und wußte von Allem, was vorging.

Abeken's und Usedom's abgerissene Bemerkungen während des Abendessens, wobei Lepsius gegenwärtig war, machten mich bald auf den schroffen Gegensatz aufmerksam, in welchen man in Berlin gegen Frankfurt getreten war. Alles, was ich später in einer kleinen Abendgesellschaft beim Grafen Bülow, dem Unterstaatssecretär der auswärtigen Angelegenheiten, hörte, kam aus demselben Tone einer höchst aufgeregten Stimmung gegen Frankfurt. Daß der ehemalige hannoverische Bundestagsgesandte Herr von Wangenheim diesen Ton annahm, eben wie Herr von Reinhardt, der würtembergische Gesandte in Berlin, befremdete mich nicht. Es ist ja die alte Politik dieser Fürsten, Preußen von Frankfurt zu trennen; außerdem misfällt beiden der demokratische Ton der frankfurter Versammlung. Aber Graf Bülow? und Usedom? das war mir unerwartet und berührte mich schmerzlich, was ich dem Letzteren, als einem vielgeprüftem Freunde und einem seltenen politischen Kopfe, nicht verbarg, als wir allein waren.

Am nächsten Morgen sollte ich Herrn von Auerswald sehen. Ich beschäftigte mich beim Schlafengehen mit dem Gehörten und dem zu Vernehmenden und stand um 5 Uhr morgens auf, um in zwei kurzen Aufsätzen meine Gedanken niederzuschreiben, so wie sie sich bis dahin in mir

gestaltet hatten. Ich schrieb diese Gedanken nur für mich auf, als ein Mittel, mir klar zu machen, inwieweit ich mir selbst der praktischen Folgen meiner Ansichten und Grundsätze bewußt war: und als ein Zeugniß über das, was ich in dieser Lage gedacht.

Der erste Aufsatz behandelt die dänische Frage. Ich verhehle darin nicht, daß ich die ganze malmöer Verhandlung als einen Irrthum und Fehler von Anfang an betrachte.*) Und wirklich, nie ward ein größerer Fehler gemacht. In der Form, weil man England dadurch verletzte, nachdem man ihm viel Mühe verursacht; in der Sache, weil man die Schweden in dieser Verhandlung statt Englands als Vermittler hereingezogen; besonders aber, weil man sich viel weniger günstige Bedingungen hatte gefallen lassen, als von London aus vorgeschlagen waren. Nach den in London geführten Verhandlungen blieb ganz Holstein den deutschen Truppen, und nur die Freischaren sollten entlassen werden, infolge der Malmöer Verhandlung hatte man in Berlin selbst vorgeschlagen (oder angenommen) .... daß die schleswiger Truppen nach Schleswig verlegt werden sollten, die holsteiner in Holstein blieben, beide auf dem Friedensfuße (Art. VIII): ferner daß die Dänen 400 Mann in Alsen halten dürften, als Gegengewicht gegen 400 Mann in Altona, welche allein von den deutschen Truppen in Holstein zu verbleiben haben würden. Dies nun hatte Wrangel als schmählich bezeichnet und als unausführbar nachgewiesen, und so mußte man in Malmö bedeutende Abänderungen fordern, während die Dänen mit Zustimmung der Schweden und Engländer sich darauf beriefen, daß sie angenommen, was Preußen vorgeschlagen, mit Aufgabe dessen, was sie mehr in Malmö verlangt. Besonders sträubten sie sich gegen die Abänderung von Art. VIII, und gegen den Vorbehalt der Genehmigung des Reichsverwesers, von welchem die Dänen nichts wußten noch wissen wollten, und der jedenfalls in ihren Augen nur der Nachfolger des Bundestages sein konnte, in dessen Auftrage Preußen ohne allen Vorbehalt als Unterhändler aufgetreten war. Aber das Allerschlimmste war dieses: den Waffenstillstand konnte man nicht erlangen mit Rückgabe der Schiffe und Aufhebung der Hafensperre, ohne sich mit Dänemark über eine gemeinsam zu errichtende Regierung während der Waffenruhe zu vereinbaren; und das setzte die Auflösung der von Deutschland anerkannten, und in Frankfurt sehr stark beglaubigten Provisorischen Regierung voraus. Gerade deswegen, weil dieser zweite Punkt ein schmerzlicher war, hatte ich mich am

*) Außer den im Text angeführten Gründen für diese Auffassung sei hier noch der weitere angeführt: „Es war ferner eine Maßregel, welche unmöglich war in Deutschland durchzubringen, — von den Herzogthümern nicht zu reden —, wenn man nicht gleichzeitig die Verpflichtung Dänemarks zu einer Bewilligung vorzeigen konnte, welche den Zweck des Krieges in der einen oder anderen Art sicherte und die Ehre Deutschlands rettete.“

17. Mai entschlossen, Alles anzuwenden, damit der Waffenstillstand nicht ohne die Vorbedingungen des Friedensschlusses ausgemacht werde. Ich hatte dies auch erlangt, sowol in dem ersten Vorschlage Lord Palmerston's (vom 18. Mai) als in dem zweiten (vom 23. Juni). Wenn Dänemark so angehalten wurde, Deutschland in der Hauptsache Genugthuung zu geben und Zusagen zu machen, welche einen ehrenvollen Frieden sicherten, konnte es nicht fehlen, daß man über den bösen Punkt, den zweiten, hinwegkam. Jetzt aber stand Deutschland ganz bloß hinsichtlich des endlichen Friedensschlusses, und man mußte die Provisorische Regierung opfern, ohne zu wissen, ob ein ehrenvoller Friede möglich sein werde.

Diesen Punkt nun berühre ich leicht in jenem Aufsatze. Mein Hauptaugenmerk geht dahin zu zeigen, daß ein Entweder — Oder vorliege:

abschließen ohne Frankfurt —

Frankfurt die Vollmacht zurückgeben.*)

Die Erwägung dieses Zwiefalls führte natürlich auf die deutsche Frage, den Gegenstand des zweiten Aufsatzes.

Der Hauptzweck desselben ist, zu zeigen, daß Preußen den Augenblick ergreifen solle, um sich an die Spitze der Organisation des deutschen Heeres zu stellen, und zweitens, daß während der Reichsverweserschaft die preußischen Gesandten die deutschen Angelegenheiten als Reichsgesandten besorgen müßten. Dies sei auch für Deutschland das einzige Mittel, den Demüthigungen zu entgehen, die seiner sonst warteten.**)

Um 9 Uhr war ich bei Herrn von Auerswald. Ich fand in ihm einen feinen, geistreichen, zarten Mann, mit Ton und Sprache der „Stadt

*) Nachdem die schlimmen Folgen der ersten Alternative dargethan sind, heißt es weiter: „Es bleibt also nichts übrig als zu sagen: «Preußen habe sich überzeugen müssen, daß es weder Dänemark zur Annahme des Vorbehaltes bewegen könne, noch Deutschland zur Annahme des Waffenstillstandes allein, ohne Basis eines ehrenvollen Friedens. Da nun unterdessen das Reichsministerium gebildet sei, so übergebe Preußen in dessen Hände die weitere Führung dieser deutschen Angelegenheit.» Es soll hier nicht untersucht werden, inwieweit dieser Schritt im Allgemeinen der rechte sei. Da Preußen die Besetzung des Präsidiums sowie der auswärtigen Angelegenheiten in seinen Händen hat und der Willigkeit des Reichsverwesers gewiß ist, so kann ihm dadurch nur Vortheil erwachsen, wenn es seine Vollmacht zurückgibt. Es wird schon an dieser Angelegenheit sich zeigen, daß Preußen Deutschland ebenso sicher von Frankfurt aus und durch Frankfurt regieren kann, auch diplomatisch, als es unfähig ist, dies von Berlin aus zu thun."

**) Die Ausführung über die Nothwendigkeit beider Schritte beginnt: „Die allgemeine Volksstimme in Preußen, namentlich in den mittleren und östlichen Landschaften, verlangt, daß Preußen bei der neuen Gestaltung Deutschlands die Stelle der leitenden Macht einnehme. Darin liegt zugleich, daß die Volksstimme von der Regierung verlangt, daß sie diese Stellung ergreife, nicht unthätig bleibe bei der Bildung der Reichsgewalt und der Besetzung der vom Reiche abhängigen Stellen, noch auch abwarte, was man in Frankfurt etwa thue."

der reinen Vernunft" und — Rosenkranzens. Er sagte nichts von Frankfurt, er äußerte nur, er wünsche sich vor Allem wegen Schleswig mit mir zu besprechen. Ich setzte ihm meine Ansicht auseinander, wie ich sie am Morgen niedergeschrieben. Er leugnete das Entweder — Oder. Preußen müsse die Unterhandlung jetzt in Malmö zu Ende führen: das Andere finde sich.

Dieser Punkt brachte uns auf die deutsche Angelegenheit. Auch hierüber habe er gewünscht, sich mit mir zu verständigen.

Die Droschke zur Nationalversammlung ward angemeldet, und ich empfahl mich. Wirklich fand ich unten die Droschke Nr. 287 auf der Rampe vorgefahren. Ein Zeichen der Zeit! Ueberhaupt fuhr Niemand anders als in Miethsdroschken, oder — ging zu Fuße, Cigarren rauchend großentheils. Welcher Abstand von Berlin, wie ich es kannte! Der Grund war Furcht, den neuen Herren zu misfallen. Ich ging zur Nationalversammlung, in die Singakademie. Der Anblick der Versammlung war nicht sehr erhebend. Man sah sogleich, daß hier eine Menge Menschen ohne Bildung und Verständniß saßen. Die Reden waren auch nicht sehr parlamentarisch im englischen Sinne. Des Fragens war kein Ende. Die Minister antworteten von ihren Sitzen wie gefragte Gymnasiasten, nicht als Mitglieder der Versammlung, noch als mit der ausübenden Gewalt des Königs betraut. Ich besuchte die meisten an demselben Tage. Alle machten mir den Eindruck tüchtiger Geschäftsmänner und ernster Reformer..... Ich erholte mich von dem Allen am Nachmittage, als ich mit Lepsius das von ihm eingerichtete wundervolle Aegyptische Museum besuchte, und Kaulbach's göttliches Bild („die Zerstreuung der Völkerstämme in Babel") und den genialen Künstler selbst sah.

Es kam Mittwoch, — das Wiedersehen des Königs in Sanssouci. Ich traf dort Humboldt und General Rauch, die Vertreter der beiden Gegensätze, Frankreichs und Rußlands. Der König trat endlich ein, reichte mir die Hand, und fragte, weshalb ich mich nicht bei der Durchreise gemeldet? (was ich nicht wagte, da mir Eile nach Berlin anempfohlen war, und auch die Hoffitte dies mir nicht zu erlauben schien). Nach der Tafel rief mich der König ins Cabinet, und sagte: „Daß Sie herberufen worden, ist nicht mein Werk, ich weiß nur, und sage Ihnen dieses als Freund, damit Sie sich danach richten: Sie sind verklatscht, wie so oft; man will Ihnen eine Lection lesen." — „Von dem Allen", antwortete ich, „weiß ich nichts und habe auch nichts davon verspürt; was man geklatscht haben kann, weiß ich natürlich nicht." — „Es wird wol wegen Ihrer Stellung zu Deutschland, oder gegen Rußland sein", sagte der König. „Von dem, was Ihnen aber gesagt und geschrieben ist, weiß ich nichts." — Nachdem ich dem Könige kurz gemeldet, was ich Auerswald geantwortet, begann er mir, mit aller Offenheit, sein Leid zu klagen. „Die Demokraten wollen die Volks-

souveränetät und die Republik: darein wird mich keine sterbliche Macht bewegen zu willigen; kommt's so weit, so ziehe ich das Schwert. Die Aristokraten, Männer, die ich als Stützen des Thrones betrachtete, dieselben, welche hier von Legitimität reden, haben anderswo «déchéance» geredet. Man will von beiden Seiten mir Heer und Volk abwendig machen. Mit meinem jetzigen Ministerium bin ich im Himmel; sie behandeln mich anständig. Die alten sagten mir jedesmal den Dienst auf, wenn ich nicht nachgab. Arnim hat mich mishandelt. Er hat Dutzende meiner Briefe nicht beantwortet, und dann das Gegentheil von dem gethan, was ich schrieb. Ihm schiebe ich den 21. März zu, der mir so viel geschadet, und den Krieg mit Dänemark. Die auswärtigen Angelegenheiten gehören mir: ich habe sie mit ihm, nicht mit dem Ministerrathe zu verhandeln, und im Princip muß geschehen, was ich will; die Art der Ausführung ist des Ministeriums Sache. So mit dem Heere. Ich werde mich mit Schreckenstein verstehen, das ist genug. Berlin ist ein Tollhaus: wenn ich winke, eilen die Provinzen herbei, ich halte sie zurück. Aber es liegen 10000 Mann in Berlin und 23000 in der Umgegend: alle vom besten Geiste beseelt. Auch das Volk außerhalb Berlins ist gut von einem Ende zum anderen."

Ich kam spät zurück, getröstet über meine Verhältnisse zum Könige, aber tiefbetrübt über die Widersprüche, in welchen der König mit dem constitutionellen System und der Gegenwart stand. Auch war die preußische Reaction gegen Frankfurt nicht zu verkennen.

IV. Die Erklärungen und die Abreise (3. bis 12. August).

Diese Reaction wurde jeden Tag sichtbarer, hörbarer, fühlbarer in Berlin. Der Haß der Reactionäre gegen die constitutionelle Regierung entlud sich in der Form des Preußenthums. Daneben trat ein achtbares Gefühl im Volke der Anmaßung P—'s und des Reichsministeriums entgegen. Sollten die des alten Fritz Monarchie auflösen? Sollte Preußen, welches Napoleon widerstanden, sich unter Frankfurt beugen? Während die frankfurter Freunde wieder von Jena redeten, nannte U. die Nationalversammlung in Frankfurt den Napoleon von 1848!

Meinen Entschluß hatte ich in Sanssouci gefaßt, während der König sprach. Es ward mir klar, daß man mir preußischerseits mistraute, daß die Popularität in Frankfurt mir geschadet, daß man mich bekehren oder beseitigen wolle.

Offenbar war es nun an mir, einzugreifen in die Wendung meines Geschickes. Ich schrieb am nächsten Morgen eine Denkschrift für Herrn von Auerswald über die beiden Hauptfragen, die er mir am 1. gestellt: Englands Stellung in der dänischen Frage und zu Deutschland.*) Indem

*) Die Antwort auf die erste Frage: „Welche Stellung wird England in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit nehmen?" lautet im Wesentlichen:

ich sie jetzt wieder durchlese, kann ich mir nur Glück wünschen, das, was seitdem geschehen, so klar vorhergesagt zu haben. Diese Denkschrift begleitete ich mit einem vertraulichen Schreiben. Ich brach das Stillschweigen

„Hinsichtlich der Verhandlungen mit Dänemark fordert England jetzt unbedingte Ratification, d. h. ohne Vorbehalt der Ratification in Frankfurt. Der Grund dieser an Preußen gestellten Forderung liegt darin, daß England den Frieden hergestellt sehen will, und zwar theils deswegen, weil der Krieg seinem Handel Eintrag thut und Anlaß gibt zu allgemeinen Klagen seines Handelsstandes und der Fabrikherren, theils weil seine Staatsmänner in einer weiteren Fortsetzung des Krieges eine unmittelbare Gefahr allgemeiner, europäischer Verwickelungen sehen. Diese Besorgniß ist in der vorigen Woche noch durch die mündlichen Eröffnungen des Vertreters der französischen Republik vermehrt. Diese Eröffnungen lassen Lord Palmerston befürchten, daß Frankreich entschieden für Dänemark Partei nehmen werde, theils aus Eifersucht gegen Deutschland, theils um seinen Einfluß in Dänemark nicht ganz, Rußland und England gegenüber, zu verlieren.

„Diese ganze politische Ansicht des englischen Ministeriums ist in noch viel höherem Grade die der entschieden dänisch gesinnten Tories, wie Lord Aberdeen's und des Herzogs von Wellington. Selbst Peel neigt sich entschieden auf diese Seite, obwol ein warmer Freund Deutschlands. Endlich ist die Presse und die gesammte öffentliche Meinung, welche begann, sich der deutschen Ansicht zuzuwenden, einstimmig dafür, daß die Schuld an Deutschland liege, wenn der Waffenstillstand nicht ratificirt werde. Vor der Unterhandlung in Malmö wurde Dänemark angesehen als im Rückstande befindlich, weil es den ersten Vorschlag abgelehnt und auf den zweiten noch keine Antwort gegeben. Jetzt steht die Sache umgekehrt — der von der königlichen Regierung hier und von mir in London geltend gemachte Umstand hinsichtlich der inzwischen eingetretenen Reichsverweserschaft macht dort durchaus keinen Eindruck, da man sich bisjetzt nur an Preußen hält, als welches die Unterhandlung geführt und in Malmö die Initiative ergriffen habe. Lord Palmerston erwidert immer: England stehe noch in keiner Beziehung zum Reichsverweser, Dänemark wolle sogar in eine solche Beziehung für die Unterhandlung nicht eingehen, der Reichsverweser sei, im europäischen Gesichtspunkte, an die Stelle des Bundestages getreten, von welchem Preußen die Vollmacht erhalten habe. Preußens Sache sei es, sich mit Frankfurt abzufinden, nicht Englands."

Ueber den zweiten Punkt: „Wie wird sich England in Beziehung auf die diplomatischen Verhältnisse zu dem Reichsverweser stellen?" ertheilt die Denkschrift folgende Antwort:

„England hat mir auf das bestimmteste erklärt: man werde die Reichsgewalt als ausschließliche Vertreterin Deutschlands nicht anerkennen ohne vorhergegangene Erklärung der in London vertretenen deutschen Mächte, daß sie mit jener ausschließlichen Vertretung einverstanden seien und Großbritannien ersuchten, die Reichsgewalt in dieser Stellung anzuerkennen. Allerdings fühlt England, seitdem der Reichsverweser erwählt und von den Regierungen anerkannt ist, ein gewisses Vertrauen in die neue Gestaltung Deutschlands. Dies beweist die Sendung Lord Cowley's mit einem eigenhändigen Begrüßungsschreiben der Königin an den Reichsverweser noch vor erfolgter Ratification, ein sehr starker Schritt, welcher wol dem Einflusse des Prinzen Albert zuzuschreiben ist, und mir selbst unerwartet war.

„Aber alles Weitere hängt von der Stellung ab, welche die deutschen Re-

über die frankfurter Anträge, indem ich mich auf die öffentlichen Blätter berief, die davon geredet. Da sich nun ein unvermeidlicher Conflict herausgestellt zwischen Berlin und Frankfurt, so könne es mir als preußischem Staatsdiener schon deswegen nicht zweifelhaft sein, was ich zu thun haben würde, sollte von einem solchen Antrage je die Rede sein.

Als ich (gegen 11 Uhr) die Schreiben eingeschickt, ging ich aus, um Berlin am 3. August zu sehen: so lange Jahre ein Festtag für die Bürger und das Land. Es war erfreulich, zu sehen, wie in der Nacht sich des Königs Wohnhaus von dem Treppengeländer an und am Eingange ganz mit Blumengewinden und grünem Laubwerk geschmückt hatte; eine sinnige und schöne Todtenfeier, an welche Niemand rührte. Aber um das Haus herum wurde es schon unruhig. Die Studenten bereiteten Reden vor (hieß es), um den 6., den Tag der „Huldigung", als deutsches Fest zu feiern. Man sah mehr deutsche Cocarden als je. Die Angestellten (selbst Minister) trugen doppelte Cocarden, die deutsche über oder neben der preußischen, oder zusammengesetzte, die Reichsfarben um die preußischen, manche nur preußische.

Am Nachmittag besuchte ich Schreckenstein, der mir mit großer Offenheit entgegenkam, und mit dem ich wol $1\frac{1}{2}$ Stunde mich über die Zustände der Gegenwart unterhielt. Das ist ein Mann der That — nämlich der militärischen; — aber in solchen Tagen bedarf ein solcher ein verantwortliches politisches Haupt, um handeln zu können. Der Unverschämtheit der Volksführer und dem Toben der Haufen setzt er ruhige Besonnenheit und gute Laune entgegen. Er ist aus der bairischen Rheinpfalz und diente unter Napoleon. Als ich, nachdem ich an Georg geschrieben, am Abend ins Theater ging, um den Tag durch Goethe's „Iphigenie" zu feiern, wim-

---

gierungen zu der Frage von der Vertretung Deutschlands im Auslande während der Reichsverweserschaft nehmen, und ich setze mit Bestimmtheit hinzu, von der Stellung Preußens ganz besonders. Ohne Preußen wird die Reichsgewalt in England in der Luft stehen; ich glaube aber auch, Preußen würde es in seiner Macht haben, ihr jede Geltung zu verschaffen, welche es will.

„Ich meinestheils kann kaum zweifeln, daß die um den Reichsverweser versammelten einflußreichen Männer in Frankfurt die Sache wesentlich ebenso ansehen. Ich glaube, daß die Centralgewalt ihnen gleichbedeutend ist, bei der definitiven Gestaltung Deutschlands, mit Preußen. Etwas Anderes ist es, ob sie Garantien geben können (wenn auch nur moralische) für die Ausführung ihrer politischen Idee, und das müßte sich wol bald zeigen.

„Vielleicht kommen sie auch noch zur rechten Zeit auf den praktischen Gedanken, daß Deutschland einer schmählichen oder mindestens sehr peinlichen Stellung im Auslande während der Reichsverweserschaft am einfachsten und nur dadurch entgehen kann, wenn es die Vertretung der deutschen Interessen der Einsicht und Rechtlichkeit Preußens mit Vertrauen überläßt: ich meine, wenn es sie den preußischen Gesandtschaften anvertraut und unter den Einfluß und Schutz Preußens stellt."

melte es von Volkshaufen vor dem Hofe der Universität. Ich hörte nachher, daß man versucht hatte, die preußische Flagge vom Balkon des Gebäudes herabzunehmen, wo sie mit der deutschen wehte. Man machte nachher dem Aergerniß ein Ende, indem alle Flaggen von den öffentlichen Gebäuden weggenommen wurden. Welch ein Anblick im Theater! Karl und ich waren, außer einem alten Manne, die einzigen Zuschauer, die nicht im Parterre saßen. Dieses war jedoch nicht ganz leer, sondern mit gebildeten Personen besetzt.

Ich hatte „Iphigenie" nie aufführen gesehen, und so empfand ich mehr als je (trotz des mangelhaften stillosen Spieles Aller außer Iphigenien), daß dies bei weitem das erste aller deutschen Dramen ist, als vollendetes Kunstwerk und großartiger Vorwurf. . . . .

. . . . Beim nach Hause Gehen geriethen wir auf dem Platze vor der Universität fast in einen Volkshaufen, der vor den vom Hofe vorrückenden Bürgerwehren zu fliehen begann. Vom Balkon des nahen Gasthofes (Prinzenhof) sah ich die Straßenjungen den Nachtrab machen, wie sich das oft an den folgenden Abenden wiederholte. Es war Neckerei, aber keine unschuldige, sondern ungezogene und zum Theil sicherlich bezahlte. Ebenso unter den Linden die Gruppen und Reden des Lindenclubs. Gegen 11 ½ Uhr ward's immer still; man ging nach Hause. Nichtsthun und Misachten der Obrigkeit war die Tagesordnung. An der Ecke des Hauses standen vier Bürger mit einem vielgesprächigen Demagogen, der von der „socialen Frage" sprach. Was ist denn das? fragte einer. „Das will ich Ihnen erklären", antwortete der Straßenphilosoph: „die politische Frage ist: wer wird mich regieren? das ist mir gründlich einerlei; aber die sociale Frage heißt: wovon soll ich morgen leben? — das ist das große Problem, und bis das gelöst ist, kümmert mich alles Andere wenig." Die Antwort, daß er, um morgen zu leben, entweder arbeiten oder stehlen müsse, schien Niemand in den Sinn zu kommen.

Am nächsten Morgen (Freitag) war mein erstes Geschäft, mich gegen Stockmar auszusprechen. Ich sah vorher, daß wir Beide nun eine Zeit lang entgegengesetzte Wege gehen müßten, und daß er, Alles vom frankfurter Standpunkte aus beurtheilend, Preußen alle Schuld geben würde, während ich nicht einsehen konnte, daß man Preußen einen redlichen und billigen Vorschlag gemacht.

(S. 430) Mein Brief führt das näher aus.*) Als ich den geschlossen, fiel

*) Die wichtigsten Ausführungen dieses Briefes an Stockmar, vom 4. August, dessen Anfang und Schluß schon oben (S. 430) mitgetheilt wurden, lauten:

Zuvörderst fand ich hier seitens Frankfurts nichts eingeleitet, vorbereitet. Kein Staatsmann, am wenigsten Sie können erwartet haben, daß Preußen sein einziges, durch und durch als lebendiger Organismus in der Nation dastehendes Heer der Auflösung preisgeben werde, auf die Garantie eines Kriegsministers hin,

mir der Gedanke ein: sollte es nicht zu etwas führen können, wenn Stockmar hierher käme? Ich sprach dies in wenigen Worten als Nachschrift aus.

---

weil er ein preußischer General ist, oder auf die eines von Preußen zu besetzenden Präsidiums und Ministeriums des Auswärtigen, welches nach acht Tagen gestürzt sein kann ... oder endlich einer Mehrheit im Parlament, welche «kühne Griffe» liebt oder geschehen läßt! Nein! Das geht nicht. Ihr Alle dort verlangt, daß Preußen anders gestellt werden solle als das übrige Deutschland — und doch behandelt ihr es, als stände es auf gleicher Linie mit Hannover und Sachsen, um nicht zu sagen mit Schleiz, Greiz, Lobenstein. Wenn das Verlöbniß feststeht, so behandelt auch den erkorenen Bräutigam anders als die übrigen Freier. Die Braut kann sich der Ehre dessen vertrauen, dem sie eigen sein will; aber sie muß ihre Ehre nicht dadurch sichern wollen, daß sie ihn entmannt! — Wozu all der phantastische Plan einer improvisirten und nothwendig vorübergehenden Reichsvertretung mit dem seltsamen Ansinnen, Preußen von den deutschen Verhandlungen auszuschließen, welche es allein unter allen deutschen Mächten bisher im deutschen Sinne geführt hat? Wenn Preußen jetzt nicht seine Diplomatie (mit Ausmerzung der Nullen oder Verbrauchten) zur deutschen stempeln soll, und so nur verstand ich, wie Sie wissen, den Vorschlag, den man Preußen machen wolle —, nun dann mußte man (und sollte man noch jetzt) Preußen einfach ersuchen, während des Provisoriums die deutschen Angelegenheiten zu führen, was ich in London während 3 Monate förmlich gethan. Jeder andere Schritt setzt Deutschland, selbst in London, in eine schmähliche Stellung....

Hättet ihr (wie ich voraussetzte) Preußen ersucht, auf Ehre und Gewissen, seine Diplomatie durch die tüchtigsten Diplomaten anderer Staaten zu verstärken, so hätte sich eine sehr anständige Vertretung bilden können, welche die Probe vor Europa bestände und das deutsche Reich einführte. Von dem Allen ist, so viel ich hier erfahren kann, nichts geschehen.... Von dem Heere rede ich weniger, weil es meines Amtes nicht ist, und weil es einzig in seiner Art dasteht. Ich habe hier gesagt, was ich Georg am kölner Dom gesagt: «Preußen muß Deutschlands Scharnhorst werden.» Aber dann muß man nicht auflösen, was besteht; nicht eingreifen in eine Schöpfung, welche während 40 Jahre die Regierung (im großen Ganzen) mit Weisheit, die Nation mit spartanischer Hingebung gegründet, erhalten hat, und die jetzt lebendiger als je dasteht. Ich kann mich nie zu der Weisheit bekennen, welche einen gesunden Organismus auflöst und zerstört, um ihn zu verbessern. Ich liebe keine Medea-Curen. Nehmen Sie das Ansehen der Befehligenden weg und Sie zerstören die Heereszucht, und zerstören Sie diese, so ist morgen die schmachvollste Pöbelherrschaft da, und Recht und Gesetz und Eigenthum und Leben dem Communismus und allen losgelassenen Mächten der Hölle preisgegeben. On ne refait pas une armée. — Ich wiederhole es, der frankfurter Vorschlag, daß Preußen das Reichsministerium in seinen entscheidenden Zweigen bilden soll, heißt mir praktisch nichts, wenn ich ihn in Beziehung auf jene zwei Punkte nicht so übersetzen kann:

Preußens Heer wird der Kern des Reichsheeres.

Preußens Diplomatie wird Reichsdiplomatie: Beides cum grano salis....

Wir sind in der Hauptsache einig. Aber den Weg Frankfurts dahin kann ich nicht gehen: er führt jetzt zum Conflict mit Preußen, später zur Zertrümmerung

Nachmittags war ich in Sanssouci. Der König kam unmittelbar nach der Tafel an mich heran, und sagte mir mit innig vergnügtem Gesicht: „Sie haben auf Auerswald einen sehr günstigen Eindruck gemacht. Er sagt mir: er habe sich überzeugt, Sie seien ein Mann, den man nicht vergeuden müsse.“ Er wiederholte dieses Wort. Ich sah ganz die alte Liebe; der König freute sich im Herzen, daß ich seinem Ministerpräsidenten gefallen und von ihm anerkannt werde. Der König nahm mich nachher, wie gewöhnlich, ins Cabinet und ging nun in manche Einzelheit über seine Lage ein. Der Grundgedanke war: „Er wolle als constitutioneller König von Preußen handeln, und der deutschen Sache treu bleiben; aber nie sein Haupt beugen vor der Demokratie, und ebenso wenig vor einem provisorischen Reichsministerium. Die Krone Deutschlands wolle er nicht, nie habe er daran gedacht; ich sei sein Zeuge, wie er immer dieses Oesterreich zugedacht habe; aber die Sache der deutschen Fürsten sei die seinige. Hinsichtlich der Verfassung müsse man im Wesentlichen die englische einführen.“ Ich machte auf dieses Alles theils beruhigende, theils erweiternde Bemerkungen. Meinen Gedanken wegen Stockmar's Hierherkunft nahm er sehr lebhaft auf. Dem dänischen Kriege ein Ende zu machen, mit oder ohne Frankfurt, war er fest entschlossen. Wolle man ihm den Krieg machen, so wolle er den Angriff erwarten. In Jütland werde man 100000 Russen finden. Und wohin dann?

Nachdem wir so lange gesprochen, wurde zum Thee nach dem Marmorpalais gefahren. Der König hatte seine alte Heiterkeit wiedergewonnen. Er fragte nach Aegypten, Chronologie, römischen Ausgrabungen, die mir in dem Augenblicke so fern lagen als der Mond. Mein Eindruck war persönlich ein mehr heiterer: politisch derselbe wie vorher.

Am nächsten Morgen (Sonnabend) schrieb ich an Stockmar, ihm den Gedanken einer Reise hierher nahe legend, und dann wieder die Willigkeit Preußens betheuernd, auf wirkliche Garantien hin zu Frankfurt zu treten.*)

Deutschlands, mindestens zur Spaltung in zwei Hälften. Er ist ferner ein Weg des europäischen Krieges, während ich den Weg des Friedens für nöthig erachte während der Geburtswehen, und überzeugt bin, daß Rußland keinen Krieg gegen uns machen will, und Frankreich (welches gar gern möchte) es nicht kann, wenn wir einig bleiben und nur das Mögliche erstreben. Dieses Mögliche ist für uns, nach meiner Ueberzeugung, zugleich an sich das Beste. Jeder Staatsmann in Europa und Amerika, den ich gesprochen, sagt mir: es ist das Größte, was in Europa geschehen, wenn es gelingt....

Nur das Aufstellen Preußens, wie es ist, leibt und lebt, als der Kern für das Heer und die Vertretung Deutschlands im gegenwärtigen Augenblicke, könnte Frankfurt vor dem Abgrunde retten und dafür hat weder Herr von Schmerling (von dessen in Aussicht gestelltem Programm ich hier nichts gesehen oder gehört) noch sonst Jemand hier auch nur die ersten Schritte gethan!

*) In diesem Briefe sagt Bunsen: „Der Friede muß hier gemacht werden.

Mein Aufenthalt in Berlin war eigentlich zu Ende. Ich mußte auf meine Abfertigung warten, wenn Below von Frankfurt zurückkam: allein was konnte er bringen? Worauf sollte ich noch warten — als auf Stockmar? Unterdessen besuchte ich Freunde, besonders Lepsius und Lachmann, sah auch oft den treuen Schwarze. Am Sonntage (6. August) hörte ich eine treffliche Predigt von Nitzsch in einer fast leeren Universitätskirche. Dies war der Tag der deutschen Demonstration. Alle Clubs und die Bürgerinnungen (etwa 8000 Mann) versammelten sich von der Universität an bis unter die Linden (einige Wenige mit der rothen Fahne, so der souveräne Lindenclub) und zogen nach dem Kreuzberge. Dort, glaubte man, würden sie mit dem preußischen Zuge aus der Nachbarschaft zusammenstoßen. Allein die waren weise und zogen vorher ab. So blieb die Sache unschuldig.

Am Montag besuchte ich den Prinzen und die Prinzessin von Preußen in Babelsberg. Ich fand die Prinzessin tiefbetrübt und sehr besorgt.... Ich erfuhr zugleich hier, was auch Humboldt bestätigte, den ich besuchte, daß der König beschlossen hatte, nach Köln zu gehen zum Domfeste; ich hatte dies immer für bedenklich, aber für nothwendig gehalten. Mein Entschluß war gefaßt, mitzugehen. Am 8. (Dienstag) war große Parade der Bürgerwehr, zur Ehre des Reichsverwesers. Gegen 20000 Mann marschirten in schönster Ordnung und guter Haltung vorbei; deutsche und preußische Fahnen wurden vor dem Zeughause aufgepflanzt, gegenüber stellte sich, feierlich geführt, als Alles geordnet war, die Nationalversammlung auf; dann hielt der Befehlshaber der Bürgerwehr eine kräftige Rede für die Einheit Deutschlands und für Preußens Monarchie — alle Fahnen neigten sich — und die Feierlichkeit ging nun ihren gewöhnlichen Gang.

Jedermann konnte sehen, daß das Volk Preußen bleiben, aber ein einiges, deutsches Vaterland haben wollte — Wie? — dies wußten sie eben

---

Es ist die höchste Zeit. Sie reden von der Kraft der frankfurter Atmosphäre: ich glaube nur zu sehr an ihre berauschende Kraft. Die berliner Atmosphäre ist wahrlich nicht berauschend; allein sie ist wichtig als der Messer des Volksgefühls. Dies ist allenthalben in den Provinzen viel stärker: also ist das von Berlin gegebene Maß ein sehr sicheres. Das Ding leibt und lebt. — Wer will in dieser Zeit Leben tödten — und wer könnte es? Glauben Sie meinen Worten. Ich bin kein schlechter Beobachter. Noch einmal, wer Preußen an die Spitze Deutschlands stellen will, der handle jetzt danach und spreche es aus. Preußen verlangt weniger, als ihr Reichsterroristen (denn das ist euer Name) ihm geben wollt: allein es will sich nicht mit gebundenen Händen und Füßen in den Zauberkessel werfen lassen, und selbst nicht, wenn Heinrich von Gagern die Medea wäre. Die übrigen Fürsten sind mürbe oder weise genug, um sich nicht Berlin und Frankfurt entgegenzusetzen. Ich habe das bei Stüve gesehen — keiner von ihnen (Braunschweig und Waldeck etwa ausgenommen) meint es gut mit Preußen und traut ihm; aber alle fürchten sich vor Frankfurt, solange es mit Berlin nicht bricht...."

nicht! Die Demonstration sollte die Regierenden auffordern, das Wie? zu finden, wenigstens mußte sie so von der Regierung gefaßt werden.

Unterdessen erfuhr ich von Georg zuerst die frohe Kunde, daß Stockmar, gerührt von meinem zweiten Briefe, sich entschlossen, obgleich unwohl, die Reise zu unternehmen nach Berlin — dann, daß er es aufgegeben, aber mich in Köln zu treffen bereit sei. Das war auch mir unterdessen als das Beste erschienen. Berlin und Frankfurt gingen nun einmal auseinander. Arnim's Brief vom 6. war das Bild der frankfurter Leidenschaftlichkeit*), das der berliner gab mir täglich die Wilhelmsstraße. Diese bot in der ganzen Woche das traurigste Bild der Rathlosigkeit und Verwirrung dar. Below war zurückgekommen mit der Zusage der Vollmacht für die Verhandlung. Wer sollte gehen? Niemand, der nicht wollte: denn Jeder that nur, was er wollte. Graf P. war so erbittert über O's. Vordrängen .... und so unzufrieden mit dem Ministerium, daß er weggegangen war ohne Berichterstattung, und nur zurückkehrte, um sich zu beklagen. U., der Kluge, wollte nicht gehen, und darin hatte er recht. Nun sollte Dönhoff gehen. Als der die Acten gelesen, bedankte er sich. Below ward ausersehen (auch ein Preuße) und er ging — als Adjutant, als in einer Dienstsache. Manteuffel war auch so gegangen. Die Acten waren voll Lücken (Pourtalès hatte nie einen Bericht erstattet von der zweiten

*) Zur Charakteristik des von Heinrich von Arnim vertretenen Standpunktes diene die folgende Stelle:

„Mein theurer Freund! Wie haben Sie nur glauben können, daß Sie aus höchstem oder hohem Munde in Potsdam oder Berlin ein treues Bild der Stimmung in Preußen erhalten würden! Allerdings ist die neueste preußische Reaction günstig zu benutzen gegen die hiesigen Preußenfresser, aber doch gewiß nicht zu pflegen und auszubeuten in Preußen. Was sie hier wirken konnte, hat sie schon gewirkt, weiter ist sie nicht zu brauchen ohne Gefahr. Denn Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß die Thatsache eine allgemein preußische sei. Möchte man doch um Gottes willen darauf hin nicht versuchen, mit Deutschland zu brechen, es würde sich dann augenblicklich zeigen, wie viel an der Allgemeinheit fehlt. Die Katholiken warten ja sehnlichst auf einen Vorwand, sich von Preußen zu trennen, freilich nicht aus Liebe zu Deutschland und zu seiner Einheit, sondern um ihre Sonderzwecke zu verfolgen. Ich habe darüber die sichersten Nachrichten. Wenn auch der Gedanke eines Erzbisthums Köln nicht zu realisiren ist, so riskiren wir doch, daß «freie Städte» entstehen und sich an Belgien anschließen. Ebenso droht der Abfall eines Theiles von Schlesien. Wer möchte das wol verschuldet haben, aus eitler Furcht vor dem Gespenst in Frankfurt? ....

„Sie werden mich nicht misverstehen; es kann ein Moment kommen, wo wir brechen müssen; wenn das Interesse und die Ehre, die das Kapitalinteresse ist, es gebieten. Dann stehe ich auch zu Preußen. Der Moment ist aber nicht gekommen, und solange mir das nicht mein preußisches Ehrgefühl sagt, nehme ich nicht Partei zwischen Preußen und Deutschland, sondern suche mich über der Frage zu halten, wie es einem Staatsmanne zukommt, der alle seine Kräfte dem Vaterlande gewidmet hat, d. h. dem größeren wie dem engeren, solange dies vereinbar ist."

Sendung) und Widersprüche. Niemand war da, zu arbeiten, als Graf Bülow (der die Gesandten sah und Vieles selbst schreiben mußte) und dann Abeken, wie immer, mit vollster Hingebung. . . . . Below studirte die Acten, Graf. Dönhoff legte sie ihm aus, und wies ihn an; unterdessen kam Max von Gagern mit der (sogenannten) Vollmacht, und Herr von Auerswald arbeitete mit Rosenkranz. Der Boden brannte mir unter den Füßen. . . .

Stockmar's Brief vom 8. und seine Ablehnung kamen mir nicht unerwartet.*) Donnerstag, am 9., sah ich wieder den König, der mir im engsten Vertrauen die Gemeindeordnung zeigte, die er unterzeichnen sollte für die Vorlage in der Nationalversammlung. Wieder Klagen — Gelübde, bei einem gewissen Punkte Widerstand zu leisten —; an die Folgen des Beschlusses der Aufforderung an das Heer dachte Niemand weiter, als daß man entschlossen war, ihn nicht auszuführen. „Die Sache ist unsittlich und inquisitorisch, ich werde nicht das Unrecht thun", sagte mir Schreckenstein.

Ich hatte den Tag vorher Rauch's großes Werk gesehen und mit Entrüstung bemerkt, daß neben Kant, Lessing und Graun, Winckelmann fehlen sollte. „Man hat ihn nicht gewollt", sagte Rauch, „weil er katholisch geworden und unsittlich in Rom gelebt habe." Und nicht einmal unter den Namen war der seinige zu finden.

Ich trug die Sache dem Könige nach der Tafel vor, als „Fürbitte

---

*) Stockmar's Brief lautet im Wesentlichen:

„Soweit Sie allein und für Ihre Person zu wählen hatten, billige ich Ihren Entschluß, Sie konnten als guter treuer Mann nicht anders. Selbst wenn Sie sich vollkommen dem Irrthum hingegeben hätten, es wird soviel nicht zu bedeuten haben, denn es ist so spät in der Stunde geworden, daß nicht mehr viel darauf ankommen wird, ob der Einzelne den rechten oder den falschen Weg einschlägt, er wird doch nicht an den Ort kommen, an den er will. Worte thun es nicht mehr. Ich spreche daher auch nicht von frankfurter, sondern von berliner Atmosphäre. Nur wünsche ich, daß die Dinge in Berlin und Preußen wirklich Leib und Leben haben, und nicht in kurzer Zeit sich als Dunst und Nebel zeigen mögen. Sie sagen: Preußen verlangt weniger, als ihr ihm geben wollt! Ich antworte: Wenn Preußen wüßte, was und wieviel es wollte, so hätten wir schon längst gegeben, was noththut. Daß es kein einziger deutscher Fürst, keine Regierung aufrichtig mit Preußen meine, kann ich aus Erfahrung bestätigen. Aber Preußen meint es nicht einmal aufrichtig und ehrlich mit sich selbst. Preußen ist nicht in 1807, sondern in 1806, mit dem Entschlusse, wenigstens dem scheinbaren, seine 250000 nicht gegen Napoleon von 1806 oder 1848, sondern gegen ein ganz Europa durchzuckendes Erdbeben zu führen. . . .

„Ihr klagt, daß wir euch mit Sachsen, Hannover u. s. w. auf gleiche Linie stellen; hattet ihr Baiern, Sachsen, Hannover gegenüber je den Muth oder den Willen, euch auf eine höhere zu stellen? Nein, ihr habt euch selbst klein gemacht. Ich weiß wohl, es war nicht euer Ernst, aber man hat euch beim Worte genommen und nach euern eigenen Worten behandelt."

für einen großen Todten". Der König sagte (was ich mir gedacht), er wisse nichts davon; Rauch möge ihn nur machen, — wenn es nicht anders sein könne — an die Stelle des Oberpräsidenten von Schlabrendorf.

Ob es geschieht, ist mir sehr zweifelhaft.

Dem Könige sandte ich die Gemeindeordnung mit einem beschwichtigenden Briefe zurück. Am Tage vorher hatte ich eine Denkschrift entworfen, und am 10. eingereicht, über die weitere Fortbildung der Reichsverfassung. Ich trug die Grundzüge dem Könige vor, der damit ganz einverstanden war, allein nicht glaubte, daß die Frankfurter sich darauf einlassen würden. So hatte ich also mein Programm für die Frankfurter gegeben, und zugleich meine Weisung über die Absichten und Ansichten der Regierung empfangen. — Am Tage der Abreise empfing ich noch Georg's Klagebrief vom 10.*)

Auf des Königs Wunsch (trotz des Hofes) sollte ich Sonnabend in Sanssouci essen und dann den König nach Magdeburg begleiten. Die Sache war ruchbar geworden, und die westfälischen Katholiken der Nationalversammlung hatten Auerswald gesagt, ich sollte nach Köln und Münster gehen, und dann Cultusminister werden. Ich beruhigte Auerswald darüber und er die Herren. So ging der Aufenthalt in Berlin am 12. August zu Ende. —

Ich kann diese Erzählungen nicht schließen ohne einige Betrachtungen, die sich mir beim Scheiden über Berlin und Preußen aufdrängten. Ich habe schon angedeutet, daß mein Gefühl ein unheimliches war. Das alte Preußen war dahin. Die Monarchie Friedrich's des Großen, die mir an jenem Morgen (Juli 1844) gleichsam leibhaftig in Sanssouci vor den Geist getreten war — war gestorben und begraben. Vierzig Jahre des neuen Preußens, wie Stein und Scharnhorst es anlegten, schienen mit ihm in die Grube gegangen zu sein; die Unterlassungen Friedrich Wilhelm's III., seit 1815, und die unsicheren Schritte und Misgriffe seines geistreichen Sohnes schienen alles Gute und allen Fortschritt, der unverkennbar daneben herging, verschlungen zu haben. Der König hatte sich den Beruf geglaubt, die Zeit zu seiner Zeit zu machen, sie seine Sprache reden zu lassen — die Zeit und Sprache der geschichtlichen Entwickelung, welche die noch formlosen, aber gewaltigen Strebungen des Jahrhunderts für Irrthum und Täuschung hielt, und die Rettung in den Formen des Mittelalters suchte. Und doch war, endlich, eine Verständigung erfolgt. König und Volk sprachen sich aus durch den Vereinigten Landtag, und begannen sich zu verstehen. Nur einen herzhaftigen, aufrichtigen Schritt

---

*) Der Inhalt dieses Briefes besteht in näheren Einzelheiten über die Neubildung des Reichsministeriums und die Stimmung im Parlament nach der Weigerung Preußens, auf die frankfurter Vorschläge einzugehen.

vorwärts, und der Abgrund war ausgefüllt. Da kam der Mordanfall Tschech's — die wunderbare Rettung gab dem Könige neue persönliche Zuversicht; sie fand keinen Widerstand in Ministern, die selbst befangen waren in kirchlichen oder staatlichen Reactionen, und keinen Unterschied kannten zwischen der Treue eines Ministers und der eines Adjutanten oder Generals. Man war so weit gekommen, daß man in Krakau nur den großmüthigen und getreuen Bundesgenossen bedrängter Freunde sah, in der Schweiz nur den Kampf gegen die Revolution, mit Sonderbund und Jesuiten, und in der französischen Revolution nur den Sturz der „illegitimen Dynastie des Julius", worüber man sich ja doch unmöglich grämen könnte. Gleichzeitig sollte der drohende Sturm in Deutschland Hand in Hand mit Oesterreich beschworen werden: durch eine sogenannte Preßfreiheit, welche die Censur bedauern ließ, und durch einen Fürstencongreß in Pillnitz! Man wollte den Deutschen Bund zur Wirklichkeit machen — ohne das deutsche Volk; und man versprach baldige Beschlüsse, als die Revolution schon in Aller Herzen war. Da kam der 18. März mit dem verhängnißvollen Aufruhr — der Sturz am 19., der Umzug am 21. Am 24. der Entschluß wegen der Herzogthümer, ohne allen Gedanken an die Folgen, wenn der Krieg nicht mit dem ersten Schlage zu Ende gebracht wurde. Nun beginnt das Leiden der Monarchie; mit dem Thun war es aus, und ist es aus bis auf den heutigen Tag. Der 14. Juli (Zeughaussturm) und Peucker's Ansinnen weckte Leben. Der Gegenschwung des Preußenthums war eine Bewegung, welche Volk und Regierung näher zusammenbrachte — allein nur solange man mit Frankfurt nicht brach. — Deutschland von Berlin aus regieren zu wollen, erschien als ein Spott, und doch träumte das Preußenthum davon, eben wie Frankfurt von einer Verfügung über das preußische Heer träumte, das Einzige, was noch als Damm gegen die Revolution dastand. Der König konnte sich ins constitutionelle System nicht finden, und suchte die Macht des Königthums außerhalb desselben... Der Prinz und die Prinzessin von Preußen standen auf schmalem, schwerem Steige mit einem hoffnungsvoll aufwachsenden Thronerben. Keine Minister. Keine Staatsmänner. Kein Gehorsam. Kein Zusammenhang. Kein Vertrauen. O, welche Erinnerungen an 1806! Wer etwas vermochte, oder zu vermögen glaubte, hielt sich zurück, wie der Reiche sein Geld. Mit dieser Versammlung, welche in der Singakademie redete, konnte Niemand regieren: aber wer ohne sie? In Berlin war keine Sicherheit und Freiheit mehr vor den demokratischen Vereinen: aber wie und wo außerhalb Berlins? Mein fester Punkt blieb Deutschland. Keine Rettung für Deutschland ohne Preußen; keine für Preußen anders als mit und in Deutschland. Aber wie? Unklarheit und Mistrauen auf beiden Seiten, in Berlin und in Frankfurt; ausgebeutet von den Wühlern und den politischen Feinden Preußens, welches gar keinen wahren Freund hatte.

Oft wunderte ich mich, auf meine eigene Stellung hinsehend, daß ich noch auf meinem Platze war. Des Königs Günstlinge waren vom Schauplatze verschwunden, meist gestürzt und verrufen; die kirchlich Gesinnten standen im Verruf, die alten Diplomaten waren geächtet oder verbraucht; mein nächster politischer Freund und langer Amts- und Leidensbruder, Arnim, war gefallen. Ich begriff vollkommen, daß ich dieses Glück vorzüglich meiner Schrift über Schleswig und dem allgemeinen Rufe einer vortrefflichen Stellung in London und England verdankte. Ich fand doch aber auch eine Beruhigung darin, daß ich den Sturm, kirchlich sowol als politisch, immer und immer wieder, besonders seit 1840, vorhergesagt, und als kein anderes Mittel helfen wollte, mir durch Auftreten vor der Gemeinde Luft gemacht hatte. Aber um so größer war wieder mein Schmerz, wenn ich den Blick auf den König richtete, so vieler seiner herrlichen Vorsätze, Absichten, Plane gedachte, so vieler vortrefflichen Schritte vorwärts und so großen Edelmuthes selbst bei den falschen Schritten.

So fand ich denn meine Beruhigung zuletzt nur darin, daß ein großes Geschick sich erfülle, daß eine große Zukunft sich für Deutschland und also für Preußen eröffne, und daß es nicht mehr gelte, an sich zu denken und gute Tage für des Lebens Abend zu hoffen, sondern kräftig zu wirken bis zum Tode fürs Vaterland. Das Gelübde that ich, als ich Berlin verließ, froh, den Staub von den Füßen zu schütteln.

V. Reise nach Köln — die Feste in Köln — Bonn — Rückkehr. (13. bis 19. August.)

Des Königs Reise war ein ununterbrochener Triumphzug. Die ganze Bevölkerung erschien trotz des Regens an den Haltestellen und auf den Bahnhöfen; die Linie, Landwehr, Geistlichkeit, Schule, Groß und Klein, Alt und Jung. Alles wehte von flaggenden Fahnen, vorherrschend preußischen, doch auch deutschen. Magdeburg kündigte sich von weitem an; da waren an manchen Stellen die deutschen Farben vorherrschend, der König wandte sich aber, offenbar absichtlich, immer dahin, wo die preußischen vorherrschten. Ich erkläre mir dies darin, daß die Gesinnung, welche sich der deutschen Farben bediente, ihm verdächtig und verkehrt und feindlich war. Er wollte Preußen, wie er angekündigt, Deutschland zuführen, aber nicht vom Volke ins Schlepptau genommen werden. In Magdeburg selbst hätte eine von den Ministern censirte und dann zurückgenommene Adresse fast eine laute Misstimmung hervorgerufen. Es ging doch Alles gut ab. Abends saß ich bei der Tafel neben dem Präsidenten Gerlach; ich traf auch Bischof Möller. Das religiöse Agitationselement war verschwunden, durch das politische. Uhlich war nicht mehr Prediger, sondern Abgeordneter. Die „freie Gemeinde" löste sich auf mit dem Widerstande.

Ich ließ den König in Magdeburg und fuhr mit dem Nachtzuge nach

Köln, wo ich abends spät eintraf. Ich fand Georg in Helmentag's Hause. Der Erzherzog und Gagern waren bereits eingetroffen. Stockmar, der edle Freund, war wirklich gekommen — mit Camphausen; Beide hatten aber kein Wort Politik miteinander gesprochen auf dem ganzen Wege.

Montag früh (14. August) erschienen Arnim und Stockmar, zufällig Beide gleichzeitig. Es war eine peinliche Scene. Arnim begann gleichsam einen Anklageact oder eine Klage gegen und über mich. Ich suchte ihn zu überzeugen, daß Frankfurt unpraktisch gehandelt und Unbilliges gefordert hätte, und daß man Preußen wirklich Garantien bieten müsse. Stockmar schwieg. Endlich begann er zu sprechen: er begreife, daß man verschiedener Ansicht sein könne über den Weg, welchen man zu gehen habe, in Berlin und in Frankfurt; aber es gebe keine Rettung für Preußen als durch Deutschland, und der günstigste Augenblick sei wahrscheinlich vorbei. Wir wurden unterbrochen. Camphausen kam. Die Freunde ließen uns allein. Camphausen zeigte mir Vertrauen, in seiner Art, als eine holländische Natur. „Hätte ich gewußt, was ich jetzt weiß", sagte er unter anderem, „so hätte ich angenommen, als man vor drei Wochen mir die Präsidentenstelle anbot." Er schien Gagern zu trauen, aber nicht den Süddeutschen. Doch sprach er sich entschieden aus für das treue Festhalten an der deutschen Einheit.

Mir machte der ganze Mann einen sehr befriedigenden und ermuthigenden Eindruck. Leider sah ich ihn nicht wieder. Denn nun begann der Lärm und das Treiben der Festlichkeiten. Der König zog am Nachmittag spät ein, vom Erzherzog begegnet; wegen des Einzelnen beziehe ich mich auf den Bericht der Zeitungen. Dann begab er sich in das Regierungsgebäude, wo alle Behörden versammelt waren. Ich hatte mich hart am Eingange aufgestellt; der König bemerkte mich und reichte mir freundlich die Hand, mit freudestrahlendem Angesicht. Wirklich war der Empfang glänzend und herrlich. Der König empfing zuerst den päpstlichen Nuntius und die Bischöfe, die zur Feier gekommen, eingeführt vom Erzbischof von Köln. Dann folgte der merkwürdige Empfang der 25 Abgeordneten von der Reichsversammlung. Ich kam noch zu rechter Zeit in den Saal, um zu hören, wie der König, nachdem er besonders freundlich mit Herrn von Gagern geredet, sich zu der Versammlung wendete, und die vielbesprochenen Worte redete, deren Schluß war: „Vergessen Sie nicht, daß es Fürsten in Deutschland gibt, und daß ich einer derselben bin." In der Zeitung sind sie treu, eher etwas weniger schroff, mehr verbunden mit dem Vorigen, wiedergegeben, als sie gesprochen wurden.

Dienstag, der 15. August, war der große Tag des Festes. Morgens der Festaufzug der Bürgergarde, von Herrn von Wittgenstein geführt, vor dem Könige, dann der herrlichen Truppen. Von dort ging's zum Regierungshause. Der König ließ mich rufen, um mir zu sagen: Lichnowsky habe ihn angeredet: „Die Hand, welche das Schwert führt, muß auch den

Scepter tragen", und eine Audienz verlangt. Er wolle sich nicht mit ihm einlassen. Ich gab Lichnowsky recht in dem, was er gesagt, und was ich dem König in Berlin hundertmal gesagt, wie es mir schien, diesmal mit einigem Erfolg. Das Sträuben war geringer, obwol er immer (und mit Recht) betheuerte, er habe die Krone nie angestrebt, noch strebe er sie jetzt an.

Gegen 11 Uhr ging's zum Dom. Der Einzug war feierlich: der Empfang des Königs, seitens des Erzbischofs mit seinen acht Amtsbrüdern, vorn im Schiff, großartig. Die Rede von der Kanzel war weniger pfäffisch und kürzer, als ich erwartet hatte. Während der Messe stand der König; als der Erzbischof neben ihm, bei der Wandlung, niederkniete, ergriff er den Helm und hielt ihn in den Händen.

Um 1 Uhr war ich im Gürzenich. 1200 Gäste waren versammelt. An des Königs Tafel saßen rechts der Erzherzog, links die Prinzen Wilhelm und Karl — und ein Vicepräsident, welcher des Fürsten Salm Sitz mit Gewalt sich zueignete, als den geringsten, den er nehmen könne. Dem Könige gegenüber saß Gagern: er hatte den Platz zu des Königs Linken, als Präsident angesprochen, aber sich mit des Königs Erklärung, das sei gegen die Sitte, als ein Gentleman zufrieden gegeben. Neben ihm saßen links der Nuntius und Erzbischof, rechts Fürst Leiningen, Lichnowsky und Herr von Grote. Ich ward an die nächste Tafel gesetzt mit Humboldt, Schmerling, Soiron, Beckerath, Camphausen. Des Königs Minister waren zerstreut; sie zeigten einige Unruhe.

Nun konnte man sehen, daß das Fest mehr ein politisches als ein kirchliches war. Seit Karl V. hatte kein deutscher Kaiser hier gespeist, nun saßen der König und der Reichsverweser zusammen, und freie Verfassungen waren über ganz Deutschland verkündigt. Die Begeisterung machte sich kund in den Gesängen, wobei Alle einstimmten, und bei den Festtränken des Königs und des Reichsverwesers. Dann sollte Grote das deutsche Vaterland ausbringen, und darauf sogleich wollten die Herrschaften aufbrechen; allein der König stand auf, um „die Baumeister am großen Werke, die Nationalversammlung in Frankfurt" auszubringen. Darauf dankte Gagern und ließ die Nationalversammlung in Berlin und die Versammlungen anderer deutschen Staaten leben, wozu Soiron noch einige Worte hinzufügte. Nun war es hohe Zeit; Raveaux kündigte einen Trinkspruch an (ich glaube „Volkssouveränetät"). Die Minister eilten heran, der König brach auf — wir folgten. Unendlicher Jubel begleitete den König. Gagern ward festgehalten.

Stockmar kam zu mir, als Alles vorbei war. Er kündigte mir an, daß er zu König Leopold ohne Verzug reisen müsse und deshalb des Königs Einladung nach Brühl nicht annehmen könne. Wir besprachen nun ernst, ob wir nicht zu einem praktischen Einverständnisse kommen könnten; er sagte

mir seine Punkte; ich dictirte dann Georg das Programm in seiner Gegenwart, er genehmigte es mit den Worten: „Kein Wort mehr und keins weniger!“ *) So schieden wir. Stockmar reiste den Abend noch nach Brüssel ab.

In Brühl empfing mich Lord Cowley, den ich dem Könige vorgeschlagen einladen zu dürfen. Ich fand in ihm einen klugen und wohlwollenden Beobachter. Er hatte sich überzeugt, daß die Theilung von Schleswig das einzige Mittel sei, um Frieden herzustellen. Die Abgeordneten für Schleswig würden nicht von Frankfurt lassen und dieses sie nicht aufgeben. Ich sah Beseler, Hermann, Welcker und viele alte und neue Freunde: von Unterhaltung war keine Rede; einige flüchtige Worte mit Gagern, Mohl und Leiningen waren Alles, doch genug, um mich mit diesen Männern über den Hauptpunkt, das Verhältniß Preußens zu Deutschland, von meinem Standpunkte auszusprechen. Ich fand Anstoß bei Allen, mehr oder weniger, wenn ich die Idee aussprach: die Diplomatie müsse im Provisorium Preußen übertragen werden; weniger, wenn ich forderte, daß Preußen die Heeresordnung überlassen werde. Der Hauptgrund war immer: „Die Nationalversammlung werde dies nicht zugeben.“ Mohl hatte schon darüber Scrupel (so sehr ihn des Königs Worte im Gürzenich rührten), daß der Erzherzog-Reichsverweser die ganze Zeit preußische Generalsuniform trage, während Preußen die Huldigung verweigert! Arnim's Vor-

---

*) Das hier erwähnte Programm hat folgenden Inhalt:

„Es wird wahrscheinlich sehr bald die Frage an den König treten, ob er sich mit Preußen an die Spitze Deutschlands stellen will oder nicht; und zwar so, daß er darauf mit Ja oder Nein zu antworten hat.

„Der König sollte unbedenklich Ja sagen und hierbei insbesondere drei Punkte ins Auge fassen:

„1. Nur wenn der König sich an die Spitze Deutschlands stellt, kann dadurch das Loos der Fürsten ein ehrenvolles und haltbares werden.

„2. Oesterreich selbst wird durch eine solche Entscheidung in seiner Krise eine Stütze finden. Sei es, daß Oesterreich sich als ein Gesammtstaat gestalten wird, sei es, daß es die deutschen Erblande mit Böhmen von diesem Gesammtstaat ablösen und diese in Deutschland aufgehen lassen will, in keinem Falle kann es Deutschland regieren, vielmehr bedarf es der Hülfe und Stütze Preußens und Deutschlands, um die fremdartigen Einflüsse in seinem Inneren zu bewältigen.

„3. Der König kommt durch diese Wendung der Dinge am natürlichsten und glücklichsten aus den Verlegenheiten, welche eine unfähige preußische Constituante ihm verursacht. Die Verfassung Preußens, als der unmittelbaren Reichslande, und die Reichsverfassung bietet gerade diejenigen großartigeren Elemente dar, welche der König für sein Oberhaus wünscht.

„Es ist wünschenswerth, daß schon während der Provisorischen Regierung Anträge seitens Frankfurts erfolgen, wodurch die Organisation des Heeres und die auswärtige Vertretung als im Auftrage der Centralgewalt in Preußens Hände gelegt werden.“

schlag in seinem „Berlin und Frankfurt“ fand nicht mehr Gnade als der meinige, wie er sich denn auch praktisch von diesem wenig unterscheidet.

Dessenungeachtet kann ich nicht leugnen, daß ich mich unter den Männern von Frankfurt wohl fühlte. Es war mir, als sähe ich leibhaftig hier die einzige große Idee der Zeit, für welche zu leben und zu sterben es der Mühe werth ist. Es ward mir klar, daß Deutschland ebensowenig von Preußen regiert werden kann als von Süddeutschen, aber daß die Süddeutschen das Rechte wollten — obwol mit deutscher Unklarheit und süddeutscher Hast — als sie die große Bewegung anfingen. Von Persönlichkeiten machte mir nur Eine großen Eindruck: Gagern's. Heinrich von Gagern ist ein in Erz gegossener parlamentarischer Charakter, ein deutscher Parlamentsführer, vielleicht auch der Reichskanzler. Den übrigen fehlt es entweder an staatsmännischer Bildung oder an Energie. Von den Unsern gefiel mir Beckerath am besten; er ist aber weniger Staatsmann als der bedachtsame Camphausen.

In der großen Stunde auf dem Gürzenich verschwanden aber alle diese kritischen Bemerkungen hinter dem allgewaltigen Eindrucke des einigen wiederauferstehenden Deutschlands und seines Mittelpunktes, des deutschen Bürgerthums. Mein Auge ging über von Thränen der Freude und mein Herz von Gefühlen des Dankes, und heilige Gelübde gruben sich in meine Seele.

Brühl war ein königliches Fest, aber Alles war in Eile; die Herzen schnürten sich wieder zu, wie die Mantelsäcke beim Abreisen. Ich ließ mich dem Erzherzoge vorstellen; er sprach lange mit mir; der vorherrschende Eindruck war, daß er ein kluger Herr ist, deutsch gesinnt, aber Oesterreicher.

Der König wünschte, ich möchte doch bleiben. Ein Nachtquartier im Schlosse fand sich noch. Aber obwol ich bis Mitternacht wartete, sah ich den König an diesem Abende doch nicht mehr. Wohl aber am andern Morgen. Um $1/2$ 7 Uhr ertönte im Schloßgarten unter des Königs Fenstern, leise und lieblich, eine Hornmusik des Regiments: ein Choral — ihm folgten Symphonien — allmählich lauter und lauter, dann wurden schöne Lieder vom Sängerchor desselben Regiments gesungen. Unterdessen kleidete sich der König an und empfing mich, sowie er in sein Zimmer trat. Der König hatte sein Herz voll, und so kamen wir von Einem zum Anderen. Doch setzte ich es durch, ihm Stockmar's und mein Programm vorzutragen und aufs ernsteste und eindringlichste zu empfehlen. Er hatte nichts Stichhaltiges dagegen einzuwenden, als daß man in Frankfurt nicht darauf eingehen werde, und so war es mir klar, daß ich es mit ihm würde durchgesetzt haben, wäre ich sein Ministerpräsident gewesen. Der König steckte das Blatt ein und versprach den Inhalt zu beherzigen, wenn die Zeit kommen sollte. Sehr lebhaft und aufgeregt war der König über die kirchliche Frage, offenbar als sich im Gegensatze fühlend nicht blos gegen die

herrschende Ansicht des Ministeriums, sondern auch gegen mich und meine Frage im letzten Briefe: „Haben Dir das die Juden gesagt?" Der Protestantismus sei verloren ohne die apostolischen Formen, d. h. ohne volle Wiedereinsetzung der von Christus und den Aposteln verordneten und gestifteten Aemter; man müsse, wie bei den Sacramenten, die Sache eben als ein Gebot nehmen, auf welchem Segen oder Fluch ruhe. Als wenn Jemand das bestritten, daß kirchliche Aemter da sein sollen! Politisch fand ich den König tief verletzt durch das Ansprechen der Souveränetät seitens der constitutionellen Versammlungen; es sei Treubruch, Meineid oder höllische Zerstörungswuth. Doch das war Gefühl, nicht Politik. Die Wogen legen sich, sobald der König sich im Wesentlichen auf dem alten Grund und Boden fühlt und die Theorien und die langen mittelalterlichen Plane und Träume vergißt über der Wirklichkeit. Die neue Formel findet sich — oder nicht: das Ding geht. Aber wir sollten nicht ungestört zusammensein. Zuerst meldete der Kammerdiener, daß es 3/4 auf 8 sei, dann der Adjutant, daß es 5 Minuten vor 8 sei, endlich General Rauch (ohne Zweifel von — — gesendet, dem meine Gegenwart ein Dorn im Auge war, obwol er sich diesmal — nach der Revolution — zwang, höflich zu sein), daß es 8 Uhr geschlagen. Alles das war aber nur, um mich wegzutreiben, denn als der König endlich aufstand, mich umarmte und entließ und dann ins Vorzimmer trat, erklärten die eiligen Herren — der Zug sei noch gar nicht da. „Nun, so wollen wir noch sprechen, bis er gekommen ist", sagte der König zu mir und ging wieder mit mir ins Cabinet. Das Gefühl von Berlin kam wieder über mich. Ich begleitete den König bis Köln im Zuge und sah ihn dann abfahren nach Münster. Ich aber blieb den Tag über in Köln, wohin ich Amtsrath Francke aus Holstein beschieden hatte.

Ich fand ihn schon warten. Wir sprachen die holstein-schleswig-dänische Frage durch. Ich redete ihm mit voller Offenheit; er zeigte sich als ein verständiger, über Provinzalbelänge und Parteien hinausgehender Mann; doch nicht ohne Unklarheit und Selbsttäuschungen .... Doch im Allgemeinen war die Unterhaltung befriedigend.

Um 12 Uhr traf ich Humboldt im Dome. Boisserée und Zwirner führten uns. Hier war ein Beweis, was der feste Wille des Volkes vermag, wenn die Ausführung in verständige Hände gelangt. Der Dom war so weit vollendet, daß er als Kirche eingerichtet werden konnte, am 600jährigen Tage seiner ersten Grundlegung. 600,000 Thlr. war der Ueberschlag gewesen 1842, 580,000 hatten hingereicht zur Ausführung, und zu welcher edlen und kunstreichen Ausführung in Allem, was als vollendet gegeben wurde! Eine Million mehr wird gefordert, das Mittel- und Querschiff fertig zu wölben (bis dahin bleibt die trennende Stützmauer vor dem Chor), dann drei Millionen für die Thürme; doch eine Million würde genügen, den Bau des einen Thurmes so hoch zu führen, als der andere ist (unge-

fähr 230 Fuß) und das Portal auszubessern, wodurch zwei Bogen des Langschiffes frei werden würden, die in den Thürmen liegen. Die Pfaffenränke der ultramontanen Partei .... werden aber wahrscheinlich den Fortgang hemmen; denn ihre Anmaßungen und Einseitigkeiten haben den Unwillen der Protestanten erregt, die das Ganze angeregt und das Meiste beigesteuert hatten. Als Zwirner am 14. an der Spitze des Bauvereins den Dom dem Erzbischof feierlich übergab, sagte dieser dem edlen und aufopfernden Manne auch nicht Ein Wort des Dankes und der Anerkennung. Zwirner ist Protestant. Boisserée, selbst Katholik, war empört. Die von dem König von Baiern geschenkten Fenster sind die schönsten Glasfenster, die ich gesehen, und von wunderbarer Gesammtwirkung. Sie stehen würdig denen der anderen Seite aus dem 15. Jahrhundert gegenüber. Wir sahen später Zwirner's Zeichnung in seinem Hause. Er erklärte uns, daß er seine 400 Arbeiter so behandle, daß jeder Alles mache, was er vermöge. „Es würde vielleicht äußerlich das Werk mehr fördern, wenn ich das Princip der Theilung der Arbeit strenger durchführte; allein erstlich ist das physisch grausam; der Mann, der sich müde gearbeitet im Aushauen des rohen Steines, ruht sich aus bei feineren Arbeiten, und dann ist's doch geistig sehr hart und unmenschlich, einen Menschen zu der rohesten Arbeit ausschließlich zu verdammen. Jeder kommt also bei mir, soweit er kann. Kann er nicht bis zum Höchsten und zeichnet sich darin nicht aus, so fängt er wieder an auszuhauen aus dem Groben. So ist in Allen ein Kunstgefühl erweckt und ein Gefühl der Würde ihres Handwerkes. Den Begabteren überlasse ich alle Einzelheiten in der Ausführung; sie erfinden neue Verzierungen und auch Schwänke. Hier (am Nordeingange) finden Sie die Bürgerwehrmütze als Verzierung angewandt; sehen Sie, wie zierlich und lebendig das Laubwerk gedacht und gearbeitet ist. Das ist Alles das Werk und die Erfindung meiner Steinmetzen. Die Statuen sollen so gut gemacht werden, als es die Kunst jetzt vermag; nicht in todter Nachahmung der Unvollkommenheiten des Mittelalters, in welche diejenigen das Eigenthümliche des gothischen Stils setzen, welche sein eigentliches Wesen gar nicht verstehen." War das nicht Alles echt künstlerisch und echt deutsch? Auch lohnte den edlen Mann die Liebe seiner Arbeiter und der ganzen Bürgerschaft am nächsten Tage mit einem schönen Ehrenzuge zu seinem festlich von jenen geschmückten Hause, und einem Gesange und frischen Reden.

Wir aßen bei Helmentag, lauter Waldecker: Rauch, Kaulbach und ich, und unterhielten uns gemüthlich über Heimatliches und Vaterländisches, mit freier Heiterkeit. Kaulbach ist voll Humors, Rauch immer frisch. — Nachher besahen wir noch Cornelius' herrliche Schöpfung: die vier apokalyptischen Reiter für den Campo santo, wol das Gelungenste, was der geniale Künstler ausgeführt.

Am nächsten Morgen, Donnerstag, flog ich nach Bonn, nachdem ich Stockmar Rechenschaft gegeben von dem in Brühl Besprochenen.*) Zuerst zu Arnim. Die erste Stunde war peinlich. Ich legte ihm Rechenschaft ab von dem, was zwischen dem Könige und mir über ihn vorgefallen war. Arnim war tief verletzt, daß der König ihn nicht eingeladen zu den Festen in Köln und Brühl, obwol er sich angemeldet. Ich sagte ihm, der König habe gesagt, er sei ja als Kammerherr immer befugt zu erscheinen und er werde ihn gern wiedersehen. Das genügte Armin nicht, er wollte aus Dienst und Vaterland treten, was ich ihm jedoch als Freund abrathen

*) Wir entnehmen diesem Briefe die folgenden Mittheilungen:

„Ich habe die vier Punkte vorgelesen und offen erläutert. Natürlich fand sich mancher Widerspruch. Zuletzt kam aber Alles auf den Punkt zurück: «Anträge von der Nationalversammlung, in dem Sinne der Vorschläge wegen Vertretung und Heer während der Regentschaft, müßten von den Fürsten unterstützt kommen, um mit Ehre und gutem Gewissen angenommen werden zu können.» — Ich fragte, ob der König dabei an einer Form hänge? ob collectiv? ob einzeln? Er sagte: «Daran liege nichts. Aber er könne eine Usurpation, gegen die er protestire, soweit Preußen betheiligt sei, nicht gutheißen, da sie gegen die Anderen laufe.» ....

„Soweit der Bericht. Nun will ich Ihnen schreiben, wie ich zu der Sache stehe, nachdem ich mit Gagern und den leitenden Männern der frankfurter Versammlung, besonders mit Robert Mohl, der doch der beste süddeutsche Kopf ist, gesprochen.

„1. Es will Keinem der süddeutschen oder Gagern'schen Partei in den Kopf, Preußen Heer und Vertretung zu übergeben, was ich offen von ihnen gefordert. Sie sind alle trunken von ihrem eigenen, persönlichen und collectiven Souveränetätsschwindel.

„2. Sie werden also ebenso gewiß jetzt mit dem Kopf an die Wand rennen, in ihrem Schatten-Vertretungssystem, als in ihrem ohnmächtigen Versuch, Preußen in seinen Heeresangelegenheiten zu befehlen, statt seine Dienste in Anspruch zu nehmen als Bevollmächtigten des Reichs.

„3. Das ganze Ministerium ist unhaltbar und verdient auch gar nicht länger als vierzehn Tage zu bestehen. Solange ein Reichsministerium sich nicht redlich und ohne kühne Griffe mit den preußischen Abgeordneten und dem Reste der Rechten und des Centrums verständigen und der Linken den Krieg erklären will, ohne Verhandlung über Grundsätze, kann es nicht bestehen, noch Gutes thun.

„Die Herren haben sich überzeugen müssen, daß Preußen leibt und lebt, und daß der König wieder mit dem Volke zusammensteht und von ihm getragen wird. Sie müssen einsehen, daß sie Preußen nicht in französische Departements und Präfecturen auflösen können. Aber sie hassen es dafür nur noch mehr.

„Hier einige kleine Personalien..... Drei Abgeordnete und Unterstaatssecretäre kamen zu Herrn von Münch, dem ordnenden Kammerherrn, und sagten, auf den Hofmarschall Grafen Keller hinzeigend: «Das geht nicht, der Mann darf mit dem Stocke nicht hier umhergehen.» Es bedurfte langer Erklärung, um ihnen deutlich zu machen, daß der Stock ein Stab sei, womit er seinen Untergeordneten ein Zeichen gebe, mit Stampfen auf den Boden u. dgl., und daß er damit Niemand schlage, nicht einmal die Bedienten."

mußte. Wir kamen dann auf unsere Meinungsverschiedenheit in Beziehung auf die Stellung Preußens; es sei jetzt zu spät, meinte er, allein die Schuld sei Preußens allein. Ich ertrug seine Vorwürfe, weil ich fühlte, daß er unglücklich war und ich glücklich, und daß meine heftigen Reden ihm nicht größere Wirkung gemacht haben würden als meine ruhige Vertheidigung.

Wir sahen seine liebe Else; ich fühlte aus ihren Augen das Bild der engelgleichen Mutter mir entgegenstrahlen; auch er erfreute sich des lieblichen Kindes und meiner Freude an ihr; unser Gespräch wurde heiter, und bald trat der alte vertraute Freundeston wieder ein.

Wir speisten alle bei Brandis, wo auch Welcker war. Ich fand alle Freunde entrüstet über das demagogische Treiben und stark preußisch gesinnt, ohne jedoch die deutsche Einheit aufzugeben. Wir gingen dann zu Boisserée, der mir sein kleineres Domwerk schenkte, und eilten zum Bahnhofe. Leider hatte ich Dorner nicht sehen können; welche Freude, als ich beim Einsteigen hörte, er sei zufällig da, um einen Freund einsteigen zu sehen! Ich schlug ihm vor, mit mir bis Köln zu fahren. Er willigte ein, der Zug rollte fort und wir befanden uns allein im Wagen. Ich begann sogleich, nachdem ich ihm für seinen Brief gedankt, da anzuknüpfen, wo ich die Untersuchung im „Ignatius" gelassen. Ich erklärte ihm, seine zweite Ausgabe sei mir zu kirchlich dogmatisch; ich begreife nicht, wie er anlanden wolle bei der neuen Begründung der Christologie. Er versicherte mich, seine Ansicht sei wesentlich keine andere geworden; er sei aber wol zu weitläufig gewesen; er glaube noch, daß der Buchstabe der alten Christologie wissenschaftlich unhaltbar sei, obwol er sie für wesentlich wahr halte, in dem Kreise, welchen sie beleuchtet habe. Wir redeten dann hin und wieder, erklärend, annähernd. Die „Deutsche Theologie" war auch ihm ein heller Punkt, aber unsere Exegese stimmte nicht ganz zusammen, und wir kamen zwar uns näher, aber nicht der Sache. Wir führten die Zwiesprache im Hause fort, bis die liebe Hausfrau zum Nachtessen rufen ließ.

So waren festliche, schöne, gemüthliche Tage vorüber. Ich sah sie enden mit inniger Dankbarkeit, gesehen und gefühlt zu haben, wie es in Deutschland aussah, und befähigt zu sein, mir klarer zu machen als zuvor, was ich für dasselbe etwa thun könnte außer meinem unmittelbaren Berufskreise. Ich nahm Abschied von dem edlen, treuen Freunde Helmentag und seiner gemüthlichen Gattin, dann auf dem Bahnhofe von Georg, der nach Frankfurt zurückeilte. Karl und ich flogen nach Ostende. In Löwen entdeckte mich Herr von Gumpach, ein geheimnißvoll nach Belgien verschlagener bairischer Protestant und Gelehrter, Schriftsteller über theologische Gegenstände in partibus infidelium. Wir füllten die Wartezeit mit Gesprächen aus.

Als wir in Ostende anlangten, war das englische Schiff bereit. Wir hatten eine herrliche Fahrt; um 1 Uhr waren wir im Hafen von Blackwall, wo Ernst mit dem Wagen unser wartete. In Carlton Terrace angelangt, schrieb ich sogleich einen Brief an Arnim, einen an den König*) und einen an Graf Bülow**), und um 5 Uhr rollte der eigene Wagen nach dem lieben Totteridge Park, wo Frau und Kinder mich liebevoll empfingen. Soli Deo gloria!

---

*) Der wesentliche Inhalt dieses Briefes ist:

„Wie sollte ich es Ew. Maj. Scharfblick verbergen können, wie meinem allergnädigsten Herrn verbergen dürfen, daß ich mit noch schwereren Besorgnissen das Vaterland verlassen habe, als ich es betreten? Ich erblicke Ew. Maj. in den größten Conflicten zwischen dem Alten und dem Neuen, zwischen Potsdam und Berlin, zwischen Preußen und Frankfurt. Die nationale Reaction in Preußen ist in ihrer Allgemeinheit eine Regung zum Leben, insofern sie Dynastie und Volk wieder näher bringt, selbst in den Schichten des Liberalismus, und insofern sie die frankfurter Versammlung auf die Realität stößt, welche sie aus den Augen zu verlieren im Begriffe stand.

„Das Fest in Köln und Brühl ist eine von Gott gesandte Fügung: ganz Deutschland hat seinen König wiedergesehen und erkannt, so gut wie Preußen seinen Friedrich Wilhelm IV. — Aber ich traue der weißschwarzen Reaction ebenso wenig höhern politischen Verstand zu, und bei Vielen ebenso wenig Redlichkeit, als der deutschen. Beide decken manche böse Absicht. Die Macht der Zeit liegt in dem Streben Deutschlands zur Einheit. Von ihm hängt Leben und Tod ab. Frankfurt ist noch im Rausche, allein seine Führer meinen es mit Ew. Maj. und Preußen ehrlich, was ich von keinem der deutschen Fürsten glaube; wenigstens von keinem der Könige."

**) In diesem Briefe an Graf Bülow heißt es:

„Meinen Haupteindruck kann ich in folgende Worte zusammenfassen.

„Hinsichtlich Deutschlands:

„die vorherrschende Macht der Gegenwart in Deutschland ist die große Volksbewegung, um die Einheit Deutschlands zu Stande zu bringen: die Zukunft gehört dem, welcher sich ihrer bemächtigt.

„Hinsichtlich Gagern's und der leitenden Männer im Reichsministerium und im Parlament:

„sie wollen Preußen an die Spitze Deutschlands stellen, wissen selbst aber noch nicht wie, und noch weniger ist ihnen klar, in welcher Weise sie durch das Provisorium auf das Definitivum hinleiten sollen. . . .

„Der Schluß von dem Allen ist mir dies: Um Gotteswillen keinen Bruch mit Frankfurt, tausendmal besser doch kommen wir mit den Leuten dort fort als mit den Fürsten. Es ist wahr, die Reichsfarben werden jetzt von der Revolution misbraucht. Die schwarzweiße Reaction ist aber jetzt bei Vielen die Decke von einer viel schlimmeren, weil viel gefährlicheren Reaction, einer politischen Contrerevolution. Was kann sie hervorbringen als das Schlimmste?"

Die Zeit zwischen den beiden Reisen.
(20. August 1848 bis 5. Januar 1849). „Hoffen".*)

I. Der erste Versuch der Verständigung. Das zweite Sendschreiben. Die Malmöer Verhandlungen und der Barrikadenkampf in Frankfurt. (20. August bis 20. September 1848.)

Wenn ich die Küsten Albions mit ganz besonderer Freude begrüßte, so noch mehr die ruhigen Räume und Gänge von Totteridge Park. Ich hatte nun endlich das neue Preußen und das neue Deutschland gesehen; ich hatte meine eigenen Eindrücke empfangen, mein Gemüth war von den verschiedenartigsten Empfindungen bewegt; größerer Glaube als zuvor an den Ernst und einstigen Sieg der Einheitssache, aber auch größere Kenntniß der zu überwindenden Gegensätze und Schwierigkeiten. Berlin war in der Revolution; eine dumpfe Erbitterung lag wie eine Donnerwolke über Süddeutschland. Die politischen Ansichten in Deutschland, sobald sie über das gewöhnliche Gleis des constitutionellen Mechanismus hinausgingen, waren weit auseinandergehend und schienen mir durchweg unklar. In Preußen mußte gehandelt werden. War das Ministerium entschlossen, fähig und im Stande zu handeln? Schreckenstein hatte seinen sittlichen Unwillen ausgesprochen über die inquisitorische Zumuthung der Kammer in Beziehung auf das Heer; allein das war ja noch keine Lösung. An diesem Mangel von That ging das Ministerium Auerswald unter. Pfuel trat vor als Mann der That (21. September). War er der Mann der That? Ich war geneigt, ihm Thatkraft zuzutrauen von seinen früheren Jahren her. Aber ich konnte nicht vergessen, daß der selige P. mir gesagt, ein trefflicher Menschenkenner: er sei ein dämonischer Mensch, ohne Halt und Verlaß. Damit stimmte Vieles in seinem Leben und auch sein unbegreiflicher Vorschlag in der schweizer Krise, Neuenburg von der Schweiz zu trennen oder gar die Schweiz selbst zu theilen. P. hatte mich schon früher vor ihm gewarnt.

---

*) Ein „Vorwort" zu diesem Tagebuch (Totteridge Park, 16. April 1849) sagt unter anderem: „Eine schwerere Krise als die von 1848 scheint im Anzuge. In einem so angstvollen Zustande ist es eine Erholung und Reinigung, den Geist zurückzuführen zu dem Verlaufe jenes Zeitabschnittes, der dadurch auch in jedes Einzelnen Leben sich als Abschluß darstellt. Noch sind die Eindrücke der letzten acht Monate frisch, und wenn sie mir auch nicht bereits Geschichte geworden, so stehen sie mir doch in ihren Umrissen gegenständlich vor Augen. Wer weiß, was die nächste Zukunft bringt! und außerdem

Vitae summa brevis
Spem nos vetat inchoare longam.

. . . Geschichte zu geben strebe ich nicht an, aber wahre Eindrücke der durchlebten nächsten Vergangenheit will ich geben und bin ich mir bewußt zu geben, da ich in jenen Verhandlungen nichts Selbstisches gesucht und festgehalten habe."

Aber ich eile der Geschichte vor. Nach London zurückgekehrt, fand ich alles dortige Streben rein provinzial, insularisch, verstockt. Der großen Weltbewegung Wehen entzogen durch glückliche Mischung der gesellschaftlich-politischen Elemente unter den Besitzenden, Gebildeten und Organisirten, war England, Volk und Staatsmänner, auch dem ganzen Zuge und Verständnisse dieser mächtigen Bewegung entfremdet. Es verneinte ihre Wesenheit. Sie war ihm nur ein Wesen des Bösen; den Whigs die Tyrannei des Absolutismus, den Tories die Tyrannei der Revolution. Die alte Ordnung (meinten sie) hätte noch lange bestehen können, wenn nur nicht die Könige Constitutionen gegeben oder wenn sie sie gehalten hätten; Frankreich war der ganzen Bewegung Ursache und Veranlassung, oder Louis Philippe und Metternich. Daß in den deutschen Völkern ein eigenes Leben seit 40 Jahren sich entwickelt und der Wille sich gebildet, ein Volk, eine Nation zu sein, — das wußte Niemand, weil man sich nie darum bekümmert und weil es unbequem war, an ein Unbekanntes, Zukunftvolles zu glauben. Das Ministerium und die Whigs überhaupt stellten insofern noch das Bessere dar, als sie doch noch an die Freiheit als ein politisches Element, als politische Macht glaubten, auf welche zu achten, welcher Rechnung zu tragen weise sei. In der Nation selbst aber, auch ohne die Whigs auszunehmen, lebte gar kein Mitgefühl für die Freiheit vom menschlichen Standpunkte aus. Sie stand zur Freiheit wie Pilatus zur Wahrheit, vom theoretischen Standpunkte, und wie der Pharisäer dem Zöllner gegenüber vom praktischen. Die politische Freiheit war ihnen ein *ἅπαξ λεγόμενον*, ein Anglicismus, für die Frommen eine Belohnung der Frömmigkeit oder eine Erhörung des Gebetes der Liturgie: „Lord, make thy chosen people joyful!" Die Demüthigsten sprachen mit Dankbarkeit davon und wollten es nicht „berufen", aber doch gern hören. Die Klugen beriefen sich auf die ungestörte Ruhe, den Wohlstand, die Höhe der Staatspapiere; dabei vergessend Irlands, der Trostlosigkeit des Zustandes der unteren besitzlosen Klassen in Stadt und Land, der Versunkenheit und des sichtbaren Sinkens des geistigen Lebens in der gesammten Nation und der hoffnungslosen Unfreiheit des Geistes in allem Religiösen und Kirchlichen.

Ich bekämpfte mit Stockmar, Meyer und einigen geistesverwandten Engländern, wie Hare und Thirlwall, Lyell und Dasent, die innere Erbitterung, die ich als Deutscher tief empfand, wenn ich sah, wie wir den Haß mit Frankreich theilten, die Verachtung, den Hohn aber allein trugen. Ich zog mich zurück von allen englischen Gesellschaften, soviel ich konnte, schloß mich dagegen sehr an die Bancrofts an, Mann und Frau.

Um mir Luft zu machen, beschloß ich ein zweites Sendschreiben über die Bundesverfassung und die Möglichkeit und Dringlichkeit, das Provisorium zu organisiren, an meine geliebten Landsleute zu richten, zugleich als Verständigung mit dem Könige wie mit den Männern in Frankfurt

(5.—7. September). Wie ich das Ganze vollendet und schon an den treuen Georg eingesandt zum Drucke*), kam der Sturm in Frankfurt (13. September), welchem die Malmöer Verhandlungen im Parlament (5. September) zum Vorwand und zur Veranlassung dienten. Diese Ereignisse ergriffen mich tief. Ich schrieb über die Malmöer Sache (10.—14.), was ich mit Wahrheit sagen konnte zur Beruhigung und Abwehr. Denn die ganze Idee, in Malmö zu unterhandeln, war ja natürlich ein Fehler, eine falsche und zum Theil verrätherische Politik, die Dänemark nur mehr verstockte und erbitterte. Aber indem ich nun auf den praktischen Vorschlag der Organisation des Provisoriums, durch Feststellung der Kreise oder Staateneinheiten, zurückschaute, drängte sich mir der Gedanke auf, ob man nicht am Ende am weisesten thäte, diese Organisation ins Definitive zu schieben und ohne Weiteres Preußen an die Spitze einer Bundesverfassung mit Volkshaus und Staatenhaus zu stellen. Ich führte aus, wie Preußen, als Preußen, dabei ebensowol seine politische Spitze verlöre wie Baiern und Sachsen; daß es nur, wie im Zollvereine, dadurch gewinne, daß es sich in ein Ganzes werfe, welches durch die Vereinigung zur steigenden Macht würde.

Bei dieser Arbeit trat mir schon vor die Seele, daß Oesterreich dem deutschen Reiche nicht beitreten könne. Wie sollte es sich unterordnen? Seine nothwendige Selbständigkeit als Gesammtstaat machte ich ja auch schon bei dem Vorschlage über die diplomatische Vertretung Deutschlands durch Preußen geltend. Allein ich ließ doch den Gedanken an Ein Deutschland, Oesterreich einschließend, nicht fahren, obwol Stockmar schon im April mir das richtige Losungswort der Zeit ausgesprochen hatte.

Kaum hatte ich die Nachschrift vollendet, so stieg mir der Gedanke an eine gründliche Erörterung des Wesens des Bundesstaates auf, mit besonderer Hervorhebung des Vortheils, welchen das wiedergeborene Deutschland über alle anderen Staaten Europas haben werde; die freie Landschaft (von Preußen zuerst angestrebt und bis auf einen gewissen Grad dargestellt) und die Staatenunabhängigkeit im Bunde, als die beiden höchsten Verwirklichungen der freien Selbstregierung, wodurch große Staaten jetzt noch, und zwar monarchisch, möglich würden. Ich gab aber diesem Gedanken erst im October Gestalt.

*) Bunsen's „zweites Sendschreiben" ans Parlament trägt den Titel: „Vorschlag für die unverzügliche Bildung einer vollständigen Reichsverfassung während der Verweserschaft zur Hebung der inneren Anstände und zur kräftigen Darstellung des Einen Deutschlands dem Auslande gegenüber." In dem ersten Sendschreiben (vom 7. Mai 1848) war „zur Prüfung des Entwurfes der Siebenzehn" das „eigenthümliche Verhältniß der deutschen Bundesverfassung zu den Verfassungen Englands und der Vereinigten Staaten" dargethan worden. Schon unter dem 21. März 1848 hatte übrigens eine (noch ungedruckte) Denkschrift Bunsen's seine Gedanken über die deutsche Bundesverfassung entwickelt. Den Zusammenhang dieser Denkschriften untereinander zeigen die im Anhang mitgetheilten Auszüge.

Der furchtbare Kampf in Frankfurt ergriff mich tief wegen des Mordes der beiden tapferen Männer; an sich erschien er mir als Sturz der republikanischen Wühlerei.

Mit viel größeren Sorgen blickte ich nach Berlin. Das Ministerium hatte nichts gethan, um dem Stein'schen Antrage zu begegnen. War es Schreckenstein's Schuld, oder lag seiner Unthätigkeit das Widerstreben gegen nicht parlamentarische Mittel der Begegnung zu Grunde? Am 7. September wurde das Ministerium geschlagen, am 21. trat Pfuel endlich auf als der „Mann der That". So hoffte man: denn offenbar mußte jetzt gehandelt werden! *) Das schrieb ich auch dem König am 16. Der Gedanke beschäftigte mich um so lebhafter, als Georg, nach Erwägung der Umstände, meine ganze Nachschrift ungedruckt gelassen hatte.

II. Die Vorverhandlungen über die Vertretung Deutschlands in London. (21. September bis 5. December.)

Am 21. September trat Pfuel ein. Die Verwirrung wurde immer größer, ohne daß es zur Krisis kam.**) Die nun folgenden sieben Wochen

*) Unter den Mittheilungen über die englische Auffassung der deutschen Krisis befindet sich die folgende: „daß alle Menschen in England, bis hinab auf die radicale Presse, einig sind in der Verdammung der berliner Versammlung, obgleich der dortige Berichterstatter des «Morning Chronicle» meint, es sei besser, to give M. M. Stein, Rodbertus & C[y] a rope to hang themselves — in acht Tagen, als die Herren auseinanderzujagen."

**) Diese Situation malt unter anderem ein Brief eines berliner Diplomaten vom 27. September: „Ich muß Ihnen doch ein kleines Lebenszeichen geben, obgleich ich eigentlich nicht sagen kann, ich lebe; so verzweifelt bin ich über die Art, wie die Sachen gehen, hier und in Frankfurt. Hier, wo man die materiellen Mittel hat, keine Energie — dort eine Energie, die auf dem leeren hohlen Nichts eitler Träumereien ruht und darum bald in sich selbst zusammenbrechen wird." — In einem anderen Briefe vom 23. October heißt es: „Die Entscheidung kommt nicht von selbst, und man will sie auch nicht machen helfen; so hinkt Alles in gegenseitigem Mistrauen weiter, und das Gouvernement verliert immer mehr Terrain.... Statt auf gutem Terrain den Conflict zu acceptiren, zieht man sich immer weiter von ihm zurück. Das heißt den Frieden erhalten um den Preis der Existenz; eine Politik, die nicht einmal die Befriedigung hat, vor einem Tilsiter Frieden Jena und Eylau verloren zu haben. Pfuel scheint völlig alt und confus, sitzt ewig bei dem republikanischen Varnhagen und läßt sich von dito Weibern beherrschen. Darüber große Unzufriedenheit in Potsdam.... So bläst noch immer der Märzsturm, der damals das Staatsschiff auf die andere Seite warf, in seine Segel, und wird es auf dem Felsen zerscheitern, wenn es nicht ein Ereigniß im entgegengesetzten Sinn abermals herumwirft und den Curs verändert.... Hierzu kommt nun noch Frankfurt mit seinen Prätensionen einer Oberherrschaft, an welcher Preußen keinen Theil hat.... Sowie Frankfurt conservativ wird, wie es zu seiner eigenen Erhaltung seit dem 18. September zu thun strebt, depopularisirt es sich und verliert in Deutschland an moralischer Macht, die sich hier jetzt vorzugs-

bis zum Einrücken des Militärs in Berlin, unter Brandenburg's Ministerium, waren fürchterlich. Man sah das Unglück herankommen, ohne daß ihm entgegengetreten wurde. In Frankfurt ging man seine Wege fort, als wenn die Grundrechte Alles, die Verfassung und die darauf gestützte Einigung nichts wären.

Um mich von unerträglichem Schmerze zu befreien, begann ich mit Anfang October eine Form für die oben angedeutete staatsrechtliche und geschichtliche Arbeit über die Bundesverfassung. Aus dem Entwurfe von Sendschreiben wurde bald ein Buch.*) Ich rede davon schon, als fortgeschritten, in meinem Schreiben an den König vom 8. October. Aber schon in dem Briefe an Camphausen vom 22. September**) findet sich die

---

weise nur den destructiven Tendenzen zuwendet. Dies fühlend, streben sie jetzt in Frankfurt so sehr nach materieller Macht und suchen sie Preußen durch Drohung oder Unterhandlung abzugewinnen. Allein Alles, was sie uns als Preis der Abtretung bieten, ist der reinste Humbug. Wie wird wol ein deutscher Mann sich von einem anderen beherrschen lassen? Das Einheitsgefühl ist da, aber jenes Sondergefühl ist auch da, und jedes dieser beiden widersprechenden Gefühle tritt allsogleich hervor, sowie man ihm Gewalt anthun will." Ueberhaupt liegen aus der ganzen Zeit der Revolution fast tägliche Berichte von Freundeshand vor, sowol aus Berlin wie aus Frankfurt.

*) Diese ausführliche Arbeit über „Deutschlands Vergangenheit und Zukunft" würde bei Herausgabe von Bunsen's politischen Denkschriften nicht fehlen dürfen. Hier sei wenigstens (außer den sogleich folgenden Grundgedanken) noch das Schema des Inhalts mitgetheilt: Einleitung: I. Was will unsere Untersuchung darthun? II. Wohin geht Europa? III. Wohin geht Deutschland? — Erstes Buch. Deutschlands Vergangenheit oder die Vorbereitung zum freien und künftigen Bundesstaat. I. Die Anfänge. II. Das Grundprincip der Entwickelung. III. Die germanischen Staaten im westlichen Römerreiche. IV. Karl der Große und das Deutsche Reich. V. Der reine Feudal-Bundesstaat oder das 10., 11. und 12. Jahrhundert. VI. Die Freien Städte, der Anfang der Entpuppung. VII. Maximilian I. VIII. Karl V. IX. Die Auflösung des alten Reichs. X. Der Untergang des alten Reichs. XI. Das neunjährige Zwischenreich und der dreiunddreißigjährige Bund. XII. Die selbständige Stellung und politische Ausbildung des preußischen Staates. XIII. Die deutsche Einheitsbewegung zu Anfang 1848. XIV. Das Gesammtergebniß der geschichtlichen Betrachtung. — Zweites Buch. Deutschlands Zukunft. I. Die Formel des constitutionellen Einzelstaates. II. Die allgemeine Formel des Bundesstaates. III. Die Formel des germanischen Bundesstaates in den Vereinigten Staaten. IV. Anwendbarkeit dieser Formel auf das neue Deutschland. V. Das Reich und die Staatenprincipien. VI. Die Reichskreise in ihrem Princip. VII. Die Formel für die ausübende Gewalt. VIII. Die Formel für die gesetzgebende Gewalt. IX. Die Formel für die richterliche Gewalt. X. Die Formel der Bundesverwandtschaft. — Schluß. I. Die Folgen für Deutschland. II. Die Folgen für Europa. III. Blick in die Zukunft unseres Geschlechts.

**) Ueber die in Bunsen's zweitem Sendschreiben ans Parlament ausgesprochenen Ideen heißt es in diesem Briefe: „Solche Gedanken verletzen vielleicht hier und da einen örtlichen und persönlichen Ehrgeiz; allein sie werden dem wahren

Grundidee klar ausgesprochen: Preußen muß in Deutschland aufgehen, indem es an seine Spitze tritt; es muß als erblicher Präsident den Bundesstaat regieren, mit Ausschluß aller Ideen von Directorium und dergleichen, wogegen ich in der Nachschrift zum zweiten Sendschreiben so heftig (wie es manchen damals schien, unnöthigerweise) geeifert hatte. Aber Preußen, als Preußen, kann gar keine politische Macht oder politische Verfassung haben, sondern nur als Reichsoberhaupt. Man kann Deutschland nicht von Berlin und von der Wilhelmsstraße regieren. Nach beiden Seiten hin muß also die Idee des Bundesstaates nach Principien festgestellt werden: im Gegensatze des Einheitsstaates und im Gegensatze des Staatenbundes. Dieser philosophisch-staatsrechtlichen Untersuchung mußte aber (so schien mir) die geschichtliche Nachweisung vorhergehen, daß das deutsche Volk ursprünglich ein Bundesvolk gewesen, daß es immer den Bundesstaat angestrebt, daß es ebendeswegen sich langsamer und vollkommener entwickelt als die Einheitsstaaten, endlich daß jetzt zum ersten male alle Elemente sich vereinigt finden, welche zur Verwirklichung jenes Urstrebens, jenes organischen Triebes gehören.

Als Einleitung bot sich die Betrachtung dar: Wohin geht Europa? wohin geht Deutschland? Damit war auch der Schluß angedeutet: Was wird das neue Deutschland in Europa sein und werden? und wie wird es seinerseits suchen müssen, die großen allgemeinen Aufgaben der Zeit zu lösen, wenn die politische Formfrage beseitigt sein wird?

Am 15. October begann ich endlich zu schreiben, abzufassen.

Die Arbeit schritt rasch vorwärts. Bis zum 23. October war der erste Guß vollendet.

Dann begann die Arbeit von neuem, mit verstärktem Muthe. Ich hatte bei dem ersten Sturmanlauf viel gelernt, viele Lücken beobachtet. Es ging ans Forschen, dazwischen ward abgefaßt. Ich fühlte frische Schöpfungskraft.

Alles Aeußere war betrübend. So des Königs, von Aufregung gegen Frankfurt, als Herd der Revolution, übersprudelnder Brief vom 21. Ich antwortete beschwichtigend am 8. October. Am 24. October entwickelte ich ihm die unterdessen philosophisch und historisch durchgearbeitete Idee des bundes verwandtschaftlichen Verhältnisses Deutschlands zu Oesterreich. In einem Schreiben an Usedom (welches ich nicht absandte, da ich die Idee verwarf) besprach ich die Frage: ob die Stellung der Minister zum

---

Staatsmanne und aufrichtigen Vaterlandsfreunde anders erscheinen. Hinsichtlich des Königs liegen meine Besorgnisse auf einer ganz anderen Seite. Er muß erst mehr ins 19. Jahrhundert sich hineinleben, und über die Stellung Oesterreichs zum deutschen Kaiserthum sich keine Täuschungen machen. Ich habe nach beiden Seiten hin meine Ueberzeugung in Berlin so ausgesprochen, wie sie jetzt in die Oeffentlichkeit tritt."

Parlament im deutschen Bundesstaate nicht nach amerikanischem Vorgange sollte entschieden werden? *)

Hinsichtlich der äußeren Politik liegt meinen Papieren eine Denkschrift über die österreichische Politik in Oberitalien bei **): im September (Anfang) hatte ich eine über die englische Politik eingereicht.

Am 31. October begannen die drohenden Bewegungen in Berlin, welche am 8. November die Verlegung der Versammlung nach Brandenburg zur Folge hatten, am 10. die Rückkehr der Truppen, am 11. die Auflösung der Bürgergarde, am 12. die Erklärung des Belagerungszustandes. Am Tage vor dem Einzuge der Truppen schrieben der Prinz und die Prinzessin von Preußen mir mit warmer Herzlichkeit, bei Uebersendung des Bildnisses des Prinzen, mit der einfachen Inschrift „1848". Ueber die Ereignisse selbst hielt mich der liebe, treue Abeken durch fast tägliche Mittheilungen in Kenntniß.

Am 18. November schrieb ich an den König, dem ich bis dahin keine Freudigkeit gefühlt hatte eine Ansicht oder einen Rath mitzutheilen. Ich meldete ihm, daß die Minister die geschehenen Schritte billigten: aber (wie ich) Zweifel hegten, ob Graf Brandenburg und seine Collegen, die Männer der muthigen That, auch die Führer der Kammern sein könnten. ***) Mein

---

*) Die damalige Correspondenz Bunsen's und Usedom's bezog sich gleichzeitig auch auf die italienische Frage, und dürfte ein Ausspruch des Letzteren (vom 26. October) gerade heute besonderes Interesse erwecken: „Von Anfang an bin ich mit Lord Palmerston überzeugt gewesen, daß nach den Ereignissen von Mailand und noch mehr nach denen von Wien Oesterreich den Besitz des gesammten Lombardo-Venetianischen Königreichs auf die Länge nicht halten kann. Man ist durch die Analogie eigener Freiheiten, Grund- und anderer Rechte genöthigt, den Italienern bei sich gleiche Freiheit und Bewegung zuzugestehen, welche sie nicht zu ihrer Zufriedenstellung, sondern für die Erringung ihrer Nationalunabhängigkeit benutzen werden. Hieran liegt ihnen mindestens ebenso viel als an freien Institutionen, wenn nicht noch mehr, da sie fürchten müssen, die Freiheiten möchten — unbeschützt durch Nationalunabhängigkeit — leicht wieder austriacisirt werden. Alle gewährte Freiheit wird, je größer sie ist, dann desto mächtiger im Sinne der Nationalunabhängigkeit, d. h. der Losreißung von Oesterreich ausgebeutet werden; man legt nothwendig den Keim zum Untergang des eigenen Werkes."

**) Diese Denkschrift „Ueber die oberitalienische Angelegenheit", vom 31. October 1848 datirt, mußte ebenso wie eine Reihe anderer für jetzt zurückgestellt werden.

***) Die nähere Darlegung über diese Frage lautet: „Die ungünstigen Nachrichten, welche Lord Palmerston und die Zeitungen über die überwiegend schlechte Stimmung in Preußen und Deutschland erhalten, haben die hiesigen Staatsmänner keineswegs irregemacht in ihrer Ansicht von der Nothwendigkeit, das Ansehen der Gesetze und der Regierung herzustellen, und von der vollen Gesetzlichkeit der getroffenen Maßregeln. Aber sie machen sie geneigt zu glauben, daß alle Umstände und Persönlichkeiten entfernt werden sollten, welche jene wenn auch noch so unbegründeten Besorgnisse im deutschen Publikum erregt haben. Die Wahl von

eigener Vorschlag (den ich früher an Abeken mitgetheilt) ging dahin, man solle die constituirende Versammlung auflösen und bis nach Entscheidung über die Reichsverfassung vertagen. Es scheint, daß man (natürlich zu spät) in diesem Sinne einige schwache Schritte in Frankfurt gethan, aber die ganze Idee war in Berlin nur eine Nothhülfe in Verzweiflung, denn Niemand traute Frankfurt, und man wollte Deutschland an Preußen ziehen, nicht Preußen an Deutschland hingeben. So fand auch Gagern die Lage der Dinge, als er am 24. November in Berlin eintraf. Die herrschende Ministerialpartei war durchweg schwarz-weiß, das Preußenthum trat wieder stark hervor unter den höheren Offizieren und bei den märkisch-pommerschen Junkern, ebenso der Territorialaristokratismus, beim Könige persönlich eine mit Mühe unterdrückte Leidenschaft gegen die Revolution und deshalb gegen Frankfurt. Gagern's edle und hohe Persönlichkeit machte einen Eindruck auf den König, er umarmte ihn beim Scheiden und nannte ihn Freund; daß er dabei gehofft habe, dieser Freundschaft nie zu bedürfen, gestand er mir übrigens im Januar. Dieses Gefühl steigerte sich immer; es ward geschürt durch die Camarilla, welche täglich ihr Losungswort durch Gen. R. vom Freiherrn v. M., dem r. Gesandten, empfing. Die Fürsten und Könige Deutschlands thaten auch treulich das Ihrige. Gagern's Anerbieten, dem Könige die Zustimmung der Fürsten zu schaffen, erschien also dem König als eine Drohung, den rechtmäßigen Landesherren Gewalt anzuthun. Daß Versprechungen und Zusagen vorlagen — daß die Fürsten dem Parlament und der Centralgewalt ungeheure Macht zuerkannt — daß endlich weder ein einzelner Fürst, noch deren Gesammtheit, Deutschland als Reich darstellten und die Herren der deutschen Nation waren, das Alles wurde übersehen und für Nichts geachtet. Gagern machte (nach A.) in Berlin „allenthalben den übelsten Eindruck". Man sprach zwei verschiedene Sprachen, und wunderte sich gegenseitig über die greuelhafte Unwissenheit, Verkehrtheit und Anmaßung des anderen Theiles.

Einen ganz anderen Eindruck machte Gagern's denkwürdiger Vorschlag, in seiner Rede vom 30. October, auf das englische Ministerium. Lord John Russell empfing am 2. November den ausführlichen Bericht Lord Cowley's über diesen Plan, welchen Gagern mit ihm am Tage vor jener Rede ausführlich durchgesprochen hatte. Er wünschte mich zu sprechen und erklärte mir: dies sei die erste staatsmännische Idee, welche die englische Regierung begreifen könne. Die Idee, Oesterreich und Deutschland zu

---

Männern, welche nicht als Feinde der constitutionellen Monarchie, sondern umgekehrt durch constitutionelle Gesinnungen auch in früherer Zeit bekannt sind und in dieser Beziehung Garantien geben, welche keine königliche Machtvollkommenheit, für den gegenwärtigen entscheidenden Augenblick wenigstens, ersetzen kann — eine solche Wahl scheint hier dringend nothwendig, sobald die Ruhe in Berlin hergestellt ist."

Einem Reiche zu verbinden, sei entweder eine Thorheit und ein Unsinn, oder eine Maßregel, die ganz Europa gegen diesen Versuch einer Universalmonarchie bewaffnen müsse. Gelinge das Unternehmen nicht, so erfolge Anarchie, Bürgerkrieg, Einmischung von Frankreich und Rußland, allgemeine Verwirrung. Gelinge es (gegen alle menschliche Wahrscheinlichkeit), so bedrohe ein Reich von 74 Millionen im Herzen Europas die Unabhängigkeit des Festlandes und damit England. Dieses werde daher jenen Plan begünstigen. Jetzt wünsche man vor Allem, daß Preußen Frankfurt freundlich entgegenkomme, was in diesem Augenblick nicht der Fall zu sein scheine.*) Ich stimmte natürlich Lord John in dieser politischen Ansicht mit voller Ueberzeugung bei und bestärkte ihn in der Ansicht: ein selbständiges Deutschland mit einheitlicher Bundesregierung sei die sicherste Gewähr des Friedens und der Freiheit, sowie die einzige wahre Stütze des österreichischen Gesammtstaates, welcher auf jeden Fall eines Stützpunktes bedürfe.

Es war mir merkwürdig zu sehen, wie schnell und sicher die englischen Staatsmänner jene Idee aufgefaßt und in ihrer europäischen Bedeutung erkannt hatten, während man in Berlin so wenig davon begriff. Ich stattete deshalb einen ausführlichen Bericht darüber ab und schrieb unterm 10. November noch vertraulich über das Ganze an Graf Dönhoff.

Mir selbst war dieser Umschwung der Politik des englischen Ministeriums, welches bis dahin ohne allen Glauben an die Einheit Deutschlands gewesen, ein neuer Antrieb, mein geschichtlich-staatsrechtliches Werk zu vollenden und nach allen Seiten hin vollkommen zu machen. Ich war mir bewußt, in den Hauptpunkten in der Wahrheit zu stehen und eine reiche Ader europäischer Staatsweisheit und Zukunft entdeckt zu haben.

Am 5. December verlieh der König die Verfassung, nachdem am 27. November das damalige österreichische Ministerium sich im Manifeste von Kremsier, wie es schien, im Sinne jener Politik ausgesprochen. Mit dem 5. December beginnt aber auch für mich eine neue Epoche, durch den Antrag der Stelle eines deutschen Bevollmächtigten. Die Verhandlungen über die Nothwendigkeit einer Vertretung Deutschlands bei den zu eröffnenden Conferenzen und über die Räthlichkeit der Verbindung der deutschen und preußischen Vertretung bildeten den Gegenstand vielfacher Berichte nach Berlin im Monat November.

---

*) Unter den weiteren Aeußerungen Russell's ist besonders seine Auffassung des frankfurter Parlaments charakteristisch: „Ich gestehe, daß Preußen Alles gethan, was gewünscht werden kann, und daß der hinsichtlich der gemeinschaftlichen Vertretung gemachte Vorschlag die natürlichste Lösung darbietet. Ich füge nur hinzu, daß ich zuversichtlich hoffe und dringend bitte, die königliche Regierung wolle wohlmeinenden unpraktischen Professoren und nicht sehr in den Formen erfahrenen improvisirten Staatsmännern soviel entgegenkommen als nur möglich; denn es ist von der größten Wichtigkeit, daß die Sache bald erledigt werde.“

III. Die Verhandlungen über die Vertretung Deutschlands in London für die dänische Unterhandlung und über die deutsche Frage, bis zur Berufung nach Berlin und Abreise dahin.
(5. December 1848 bis 6. Januar 1849.)

Die ganze Geschichte dieser Verhandlungen ist von mir actenmäßig in der Beilage zur Antwort auf des Königs Charfreitagsbrief 1849, und so vollständig dargelegt, daß ich hier nur den Schlüssel geben will zu der Stellung der Gemüther während jener Verhandlungen. *)

Zuerst wollte man in Frankfurt keine preußische Vertretung des Reichs, dann wollte man sie in London ausnahmsweise, weil man sich nicht zu helfen wußte. Schmerling persönlich wollte sie eigentlich gar nicht, er konnte sich aber nicht der Nothwendigkeit entziehen. In Berlin mistraute man der ganzen Sache: denn die vorherrschende Idee dort war und blieb, Deutschland zuerst dictatorisch, dann durch verfassungsmäßiges Aufgehen Deutschlands in Preußen, zu beherrschen. Unterdessen hatte man kaum Zeit, eine politische Idee durchzudenken, welche über das Brandenburger Thor hinausging. Ich machte mir darüber noch Täuschungen, ich rechnete auf die Fortdauer des ursprünglichen Instincts und Willens; aber diese Täuschung gab mir den Muth, den ich vielleicht sonst nicht gehabt, nach beiden Seiten die Wahrheit zu sagen, immer festhaltend, daß ich trotz Allem mit Preußen stehen und fallen müsse und wolle.

Ich habe auch wenig zu sagen über den Briefwechsel mit dem Könige hinsichtlich der deutschen Frage selbst. Die Actenstücke sprechen für sich selbst. Betrachtungen darüber jetzt anzustellen, ist zu schmerzlich.

Der zuerst von Stockmar ausgesprochene Gedanke: vor Allem müsse Oesterreich ausgeschieden werden, bestätigte sich mir immer mehr. Die Verhandlungen darüber und insbesondere der Brief des Königs vom 13. December führten zum Schreiben an denselben vom 23. December. Der König warf mir vor, „ich verstehe ihn nicht, oder vielmehr, ich könne ihn nicht begreifen“. Ach, wie wahr! Nein, wer konnte ihn begreifen, der ihn verstand! Der König wollte die Reichskrone, aber von den Fürsten, als die allein ein Recht hätten, sie ihm zu geben. Die ihm gebotene sei ein Schimpf und eine Schande für einen Hohenzoller. . . .

Ich schrieb dem König zuerst nur praktisch, ihn aufzufordern, sich ohne Oesterreich an die Spitze zu stellen, sobald die Zustimmung der Fürsten eingegangen sei. Ueber das auf mich Bezügliche in des Königs Brief ging ich weg. Aber es kränkte und betrübte mich im tiefsten Herzen.

---

*) Bunsen's Verhandlungen über die schleswig-holsteinische Frage hängen so sehr mit den vorhergehenden und nachfolgenden Stadien derselben zusammen, daß sie nur im Zusammenhang mit diesen dargestellt werden können; sie werden daher hier nicht näher berührt werden.

Mein Brief an Stockmar vom 25. December spricht diese Stimmung aus.*) Ich fühlte mich gedrungen, den König stärker anzufassen. Dies führte zuerst zur Ausarbeitung der Denkschrift (24. December): „Das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland", welche später in Frankfurt gedruckt wurde (Beilage zur „Deutschen Zeitung") mit einigen Auslassungen.**)

Des Königs leitende Idee war: Organisation des Provisoriums durch die Fürsten, einschließlich Oesterreichs, also das Gegentheil von dem, was ich wollte und anrathen mußte. Der Punkt, worin ich mit dem König übereinstimmte, war, daß die Versammlung in Frankfurt nicht das Recht habe, einseitig abzuschließen. Einen Vorschlag, wie eine Verständigung möglich gemacht werden könne, enthält die zweite Denkschrift der Weihnachtstage (26. December).***) Ich hielt damals noch für möglich, daß die Versammlung sich vertagen werde, um einer Berathung im gemeinsamen Ausschusse Raum zu geben. Dies war ein Irrthum: das Vertrauen der Versammlung in ihre eigene Lebensfähigkeit war gering, das auf die Fürsten und eine Verständigung mit ihnen ohne Zwang unbedingt Null.

Der König konnte auf meine Einwürfe und Vorschläge weder eingehen, noch sie ganz von sich werfen. So befahl er mir (27. December), nach Berlin zu kommen, noch ehe meine zweite gewappnete Antwort eintraf. Ein Brief vom zweiten Weihnachtstage, worin ich, um des entschiedenen Zwiespalts willen, um meinen Abschied bat, ward zurückbehalten, weil ich fühlte, daß ich noch gereizt war. Erst am 30. sandte ich die Denkschriften ab.

Ich erhielt des Königs Schreiben gerade, wie ich am Abende des Jahresschlusses mich bereitete, um zu den Meinigen zu gehen, die versammelt waren zum Singen der schönen Schlußlieder und einem stillen Stündchen zur Betrachtung und Erbauung. Da fuhr ein Wagen vor: der Feldjäger stieg aus und überbrachte mir den königlichen Brief mit einigen Zeilen des Grafen Bülow (28. December). Ich eröffnete jenen nur, um zu sehen, was er brachte, und steckte ihn, nachdem die ersten Zeilen mir dieses gesagt,

---

*) Der Grundgedanke dieses Briefes ist: „Nichts kann geschehen, weder in Frankfurt, noch in Berlin, noch im übrigen Preußen, bis Oesterreich ausgeschieden ist." Der Schluß lautet: „Ich bin entschlossen, Alles, d. h. meine dienstliche Stellung selbst, daranzusetzen; denn jetzt gilt es um Sein oder Nichtsein für das Vaterland."

**) Ein Auszug aus dieser Denkschrift folgt — in Verbindung mit den übrigen ähnlicher Art — im Anhang.

***) Der Titel dieser Denkschrift lautet: „Ueber die dringende Nothwendigkeit, daß die deutschen Fürsten sich über die Vereinbarung der Reichsverfassung miteinander und mit der frankfurter Versammlung verständigen, und wie das bewerkstelligt werden könne."

sogleich bei. Nach der Hausandacht las ich ihn und theilte die Entscheidung mit.

Eine Erkältung, von der ich nicht hergestellt war, machte es unmöglich, sogleich abzureisen. Ich benutzte die Zeit, Einiges abzuschließen, und schrieb insbesondere die letzten sechs Kapitel des zweiten Buches meiner Schrift über die Bundesverfassung. So reiste ich am 6. Januar ab. Ich gerieth in einen Schneesturm unweit vom Harz und kam erst am 11. Januar an.

Meine beiden Denkschriften hatten sich mit dem Rufe des Königs gekreuzt. Sie waren aber schon in die Verkettung einer ganz entgegengesetzten Politik gerathen.

Glücklicheren Boden fanden sie bei Gagern. Ich hatte ihm beide Denkschriften mitgetheilt, die eine ganz geheim. Seine Antwort an mich ist mir ein köstliches Angedenken und bildet den Anfangspunkt einer politischen Freundschaft, welche bald eine persönliche wurde und hoffentlich bis zum Grabe dauern wird. *)

Der Aufenthalt in Berlin und Frankfurt.
(11. Januar bis 14. Februar 1849). „Kampf."

I. Der Aufenthalt in Berlin vom 11. bis 24. Januar 1849.

Im Laufe des Monats December hatten auf Befehl des Königs vertrauliche Besprechungen in Wien stattgefunden zwischen Graf Bernstorff und dem Fürsten Schwarzenberg, über die Organisation eines Provisoriums durch die „sechs Könige" mit Vortritt Oesterreichs und Preußens. Im November hatten Würtemberg und Baiern Klindworth mit förmlicher Beglaubigung der Könige (eigenhändig seitens des K. von W., beide jedoch ohne Gegenzeichnung) nach Berlin gesandt, um ohne Oesterreich zu einem Fürstenbunde zu gelangen. Das berliner Ministerium weigerte sich, Kl. zu sehen: — — setzte es endlich durch, daß man ihn anhörte. Der Antrag war: ein Directorium zu bilden, mit Preußens Vorsitz: „ein dummer Vorschlag", sagte der Abgesandte, „aber er ist nur als Einleitung zu betrachten, wir können hier in Berlin daraus machen, was wir wollen" (d. h. sie senden mich, ich aber will euch dienen, wenn ihr mir's lohnt). Die sittliche Entrüstung behielt die Oberhand; man wies ihn ab. Beide Könige spielten falsches Spiel, das falscheste der K. von W., dessen Charakter mir Stein 1821 ganz so geschildert hatte: „durch und durch falsch, der einzige böse Fürst in Deutschland." Stockmar war von Herrn von Hügel (dem früheren Gesandten in London) ein eigenhändiger Brief des Königs an ihn im October in Frankfurt gezeigt worden, worin er, der König, seine

---

*) Gagern's Brief vom 25. December 1848 ist bereits oben (S. 437—438) mitgetheilt.

Bereitwilligkeit aussprach, zu der Hegemonie Preußens seine Zustimmung zu geben; allerdings seien ihm von Oesterreich und dem Reichsverweser schöne Anerbietungen gemacht, insbesondere auch in Beziehung auf die Oberfeldherrnstelle (!) St. begnügte sich, H. zu sagen: „der König sei jetzt auf dem rechten Wege, er solle nur danach handeln.“ Da aber nun Preußen ihm nicht entgegenkam, versuchte er es auf einem anderen Wege, bis er späterhin geradezu sich für Oesterreich erklärte! . . .

Der König von Preußen wollte dagegen offen mit Oesterreich vorangehen und die anderen Könige und dann die übrigen Fürsten heranziehen; es sollte eine Revision der frankfurter Verhandlungen vorgenommen und dann zur Vereinbarung mit der Versammlung geschritten werden, vermittelst eines von den Fürsten zu ernennenden Staatenhauses.

Das Ministerium hatte sich, obwol nur in vertraulicher Form, in diese Idee auf des Königs eifriges Drängen eingelassen. Gleichzeitig war Camphausen nach Berlin berufen, da er sein Verbleiben auf dem frankfurter Posten an eine entschiedene Erklärung Preußens, auch ohne Oesterreich vorangehen zu wollen, knüpfte, und an die Annahme der Grundrechte. Er war einige Tage vor mir eingetroffen.

Beim Anfahren mit dem Eisenbahnzuge in Potsdam am 11. morgens fand ich einen Willkommbrief des Königs, der dort schon zwei Tage auf mich gewartet hatte; er lud mich für den Mittag nach Charlottenburg ein. Der Brief war der eines Freundes, mit leisem Schmälen darüber, daß ich im vorletzten Briefe ihm den Dienst aufgekündigt. Halb unwohl flog ich nach Charlottenburg. Nach der Tafel folgte ich dem König ins Cabinet, wo er mich umarmte, als ich ein Wort über den Sinn jener eventuellen Aufkündigung sagen wollte. Der König gab mir (in Graf Brandenburg's Gegenwart) seine eigenhändige Denkschrift vom 4., welche Graf Brühl am 5. nach Olmütz gebracht hatte, und die darauf erfolgte erste Antwort. Oesterreich wollte nichts wissen, weder von Volks- noch von Staatenhaus. Frankfurt sollte gesprengt werden; als Grundlage der militärischen Restauration trat eine Mediatisirung Deutschlands zu Gunsten der sechs Könige hervor, kurz eine in Deutschland bisher unerhörte Gegenrevolution, die zugleich zeigte, was man für Oesterreich selbst beabsichtige: eine Polonisirung Deutschlands unter Oesterreich, dieses Reich selbst durch Militärgewalt unter dem Scheine eines Centralausschusses in Wien regiert. Ich war wie vom Blitze getroffen über dieses Alles und nahm gern die Papiere mit mir, um meine Ansichten niederzuschreiben.

Ich brachte die nächsten Tage (12. bis 15.) theils im Bette zu, theils am Schreibtische. Das Wetter war abscheulich, und ich fühlte die Nothwendigkeit, mich mit der physischen wie mit der geistigen Atmosphäre Berlins ins Gleichgewicht zu setzen, ehe ich mit entschiedenem Rath und Handeln aufträte.

Freitag, den 12., sah ich Graf Bülow bei mir. Er vertraute mir, daß er bis auf einen gewissen Grad sich genöthigt gesehen habe, auf die olmützer Unterhandlung einzugehen; ich sprach ihm meine Befürchtungen und Warnungen darüber aus, und rieth ihm, von jetzt an dem ganzen unglückseligen Getriebe entgegenzutreten. Er erklärte sich damit einverstanden, machte mich aber aufmerksam auf die Schwierigkeit seiner Stellung neben Brandenburg, den der König unter vier Augen für sich gewinne, und neben Collegen, die nichts von Politik verständen, gegenüber einem König, der die ganze Politik selbst führen wolle nach eigenem Gutdünken und ohne alle Rücksicht auf constitutionelle Formen.

Zwei andere wichtige Unterredungen hatte ich mit Camphausen. Dieser brave und edle Mann glaubte zuerst, ich werde ihn in Frankfurt ersetzen; als ich mich aber offen über meine politische Ansicht erklärt und ihm Pfänder meines Vertrauens gegeben hatte, kam er mir vertraulich entgegen. Wir sprachen uns über die große Zukunft unseres Vaterlandes aus und über die Mittel, sie herbeizuführen, oder vielmehr zu verhindern, daß sie nicht im Keime, fürs erste wenigstens, erstickt werde.

Bülow theilte mir am 15. (Montag) den Entwurf mit, welchen Camphausen zum Eingange der von Preußen zu erlassenden Erklärung vorgelegt hatte. Wir fanden ihn Beide zweckmäßig, und ich versprach ihm, beim König dahin zu wirken, daß eine solche Erklärung erfolge. Auch Graf Brandenburg war für diesen Schritt.

Unterdessen arbeitete ich die mir vom König aufgetragene Kritik seines eigenen Vorschlags und des österreichischen aus. Sie trugen beide das Datum des 13., an welchem sie auch fast ganz vollständig geschrieben sind. *)

Ich sandte sie dem König am 16. (Dienstag) ein, mit einer zusammenfassenden Darstellung meiner Ansichten über die Politik des Augenblicks, wobei ich auch die Nothwendigkeit hervorhob, Camphausen in Frankfurt zu halten, und die Hoffnung aussprach, ihn von der Forderung der Annahme der Grundrechte in diesem Augenblick abzubringen. Dies that ich auch gleichzeitig mit Erfolg. Endlich brachte ich auch die Idee zur Sprache: das künftige preußische Oberhaus durch die Provinzialstände zu bilden. Ich meldete mich in diesem Schreiben gesund und ward nun fast täglich

*) Das Resultat der Kritik des österreichischen Vorschlags ist: „Man wird sagen, der große Kurfürst hätte vergebens gelebt und Friedrich der Große hätte umsonst seine Kriege geführt, wenn Preußen unter Oesterreich stehen sollte, in einem deutschen Reiche, dessen Hälfte Preußen fast durch seine eigenen Länder bildet, und dessen Ganzes es allein zu schützen und zusammenzuhalten hat, an welchem aber Oesterreich nicht theilnehmen kann, ohne entweder sich selbst zu zerstören, oder Deutschland der Nothwendigkeit seiner eigenen Politik aufzuopfern. Und dieser Behauptung wüßten wir nicht entgegenzutreten!" Die Denkschriften selbst folgen im Anhang.

nach Charlottenburg geladen, außer am Ordensfeste, wo ich den König in Berlin sah (Donnerstag).

Ueber die dem König gelegentlich gemachten Aeußerungen finde ich Folgendes, auf einem als Bruchstück eines Tagebuchs beschriebenen Blatte verzeichnet:

„Berlin ist voll davon, daß Camphausen ausscheiden will. Dies ist leider nur zu wahr. Er sagte mir: «Ich kann nicht der Todtengräber am Grabe aller Hoffnungen des deutschen Volkes sein. Will man die Einheit und Freiheit Deutschlands nicht, so scheide ich aus und ziehe mit den Meinigen nach Amerika.»

„Die Grundrechte wird Camphausen aufgeben. In der österreichischen Angelegenheit denkt er wie ich.

„Die Zeit fordert zum schleunigen Handeln auf, wie Ew. Maj. selbst fühlen und sagen. Allenthalben reißt Anarchie ein. Ew. Maj. wollen die Revolution bekämpfen, aber eine Contrerevolution ist unmöglich, wenn sie auch im Anfange gelingen sollte. Aber leicht und von der Vorsehung als das rettende Werk geboten ist's, der Revolution entgegenzutreten mit der Mehrheit der frankfurter Versammlung, und zugleich allen billigen Erwartungen Oesterreichs hinsichtlich des Bundesverhältnisses zu entsprechen. Ew. Maj. müssen annehmen, was Deutschlands Fürsten und das durch die frankfurter Versammlung dargestellte deutsche Volk bieten und bieten werden. In der holsteinischen Angelegenheit liegt ein neuer Beweis, wie nothwendig es ist, jetzt und in diesem Sinne zu handeln; was man verlangen muß, ist billig, und wird zugestanden werden, sobald Deutschland einig dasteht.

„Wollten Ew. Maj. jetzt nicht in diesem Sinne handeln, und auf jenem Wege nicht kräftig bis zum Ziele fortgehen, was würde aus Ihren eigenen Zusagen werden?"

Welcher Abgrund aber zwischen meiner Ansicht der ganzen Sachlage und der des Königs war, zeigte sich mir erst recht bei dem ersten zusammenhängenden Vortrag, den ich, ganz ohne Zeugen, am Freitag, den 19. Januar, nach der Tafel im Cabinet des Königs in Charlottenburg hielt.

Der König hatte Denkschriften und Briefe gelesen. Er erklärte aber, er könne in der Hauptsache mir durchaus nicht beistimmen, und er wolle jetzt Alles anwenden, um mich für seine Ansicht zu gewinnen. Und nun hielt er eine Rede voll begeisterter Aussprüche über die Pflicht, der Revolution entgegenzutreten und über den Wunsch, gleichzeitig der Nation zu genügen, wobei er Gagern und die mit ihm verlebte Stunde erwähnte, mit einem Gemisch von Bewunderung und Abscheu. So oft ich Gelegenheit hatte, machte ich meine Gegenbemerkungen. Zuletzt gerieth der König in einen heftigen Ausbruch von Zorn, nicht gegen mich, den er zwar als einen Verirrten oder Verblendeten, aber immer als geliebten Freund

behandelte, wohl aber gegen die ganze Bewegung von 1848 in Preußen und in Frankfurt. . . .

Ich entschloß mich, ernster als je zu reden, zu seinem Gewissen wie zu seinem Verstand. Beim ersten Ansatz versagte mir die Stimme, Thränen erstickten meine Stimme, ich mußte einige Minuten einhalten; dann aber sagte ich dem Könige ungefähr Folgendes:

„Ew. Maj. sind von Gott gestellt zwischen Volk und Fürsten Deutschlands. Sie erkennen dies jetzt selbst an. Aber eben weil Sie an Gottes Statt sprechen und richten, müssen Sie mit gleichem Gewicht wägen. Das thun Sie nicht. Sie vergessen alles Unrecht der Regierungen, Sie vergessen alle Unterlassungs- und Begehungssünden der Fürsten in jener furchtbaren Zeit nach dem großen Kriege; Sie verschließen Ihr Herz der Stimme, dem Flehen, der Noth, der Verzweiflung des Volkes. Nicht des eigenen. Ich rede nicht von Preußen. Aber ich rede von Deutschland. Kein Fürst, selbst Sie nicht, auch nicht der Fürsten Gesammtheit, sind die Herren des deutschen Volkes als Nation. Sie hat ein Recht, Nation wieder sein zu wollen, und also über sich, wie über den Fürsten, in der Sphäre des Bundesreichs, Einen Herrn zu haben, heiße er nun Kaiser oder König, oder wie er wolle. Dieses Recht verkennen Sie. Sie verkennen ferner die Entschiedenheit des Willens der Edelsten des Volks, den Ränken Oesterreichs und Baierns, und der Feindseligkeit aller übrigen Könige entgegenzutreten, und nicht zu ruhen, bis jene Bundeseinheit erstrebt ist. Sie vergessen, daß das Parlament diese Bewegung in eine verfassungsmäßige Bahn geleitet, daß es, der Hauptsache nach, ein conservatives Element gewesen, daß die von ihm ausgegangene Verfassung in den Hauptpunkten richtig gegriffen ist. Davor Ew. Maj. zu warnen ist meine Pflicht, aber sie ist eine schwere."

Meine innere Bewegtheit bei dieser Anrede und meine offenbare innere Angst vor dem kommenden Geschick, wenn der richtige Weg nicht eingehalten werde, vor Allem wol das Mitgefühl meiner tiefen Ueberzeugung sowie meiner unwandelbaren, treuen Liebe zu ihm, machten auf den König einen Eindruck. Er gab mir einige vertrauliche Briefe von Radowitz und Boddien und beschied mich auf den nächsten Tag zum geschäftlichen Vortrag über die Verhandlungen. Die Hauptmittheilung aber war die Antwort des olmützer Cabinets vom 17., die Brühl zurückgebracht.

Es war über 8 Uhr abends, als ich, ohne zur Abendgesellschaft der Königin zu gehen, tief bewegt zu Hause fuhr. Ich betete. . . . .

Sonnabend, den 20., fuhr ich zum Vortrag hinaus. Graf Brandenburg war gegenwärtig. Der König war ruhiger und hörte zu. Seine Einwendungen waren immer dieselben; er mußte mir recht geben, daß die österreichischen Vorschläge Deutschland zersplitterten und Preußen vernichten wollten, allein er trat deshalb doch nicht unseren Vorschlägen bei. Graf

Brandenburg war nämlich in den Hauptpunkten meiner Ansicht. Es war schon wieder ziemlich spät, als wir an die praktische Frage kamen: ob die zu eröffnende Berathung der deutschen Regierungen nicht eine allgemeine sein müsse und nicht ein Königsrath? Natürlich bestand ich auf jener, leugnete die Befugniß von diesem.

„Wir wollen doch einen Augenblick C. hereinrufen" (sagte der König), „er ist im Vorzimmer." Ich rief ihn ins Cabinet. Der König trug den Punkt vor. C. stimmte dem König bei: man thue besser daran, mit Oesterreich und den Königen anzufangen.

Während er sprach, faßte ich den Entschluß, gar keine Kenntniß von C. zu nehmen, und ohne alle Hoffnung des Erfolgs, aber auch ohne allen Rückhalt, in kalter Geschäftssprache, um die Erlaubniß zu bitten, meinen Vortrag kurz vollenden zu dürfen.

Der König gab sie mir: ich trug vor, worin Radowitz und ich übereinstimmten, worin nicht; ging ein auf die Idee des Bundes, zeigte, daß jenseit desselben nur ein völkerrechtliches Verhältniß liege, das sich aber durch die moralische Kraft der Bundesverbindung als ein sehr starkes Trutzbündniß zeigen werde, und daß hiernach zu handeln sei.

„Was denn verlangen Sie?" fragte der König. „Nichts", erwiderte ich, „als daß Ew. Maj. genehmigen, daß die Circularnote abgehe; sie ist nothwendig und stört das Verhältniß zu Oesterreich nicht."

„Haben Sie sie gelesen?"

„Natürlich, jedes Wort erwogen."

„Billigen Sie sie?"

„Durchaus."

„Nun" (zu Graf Brandenburg gewandt), „so lassen Sie sie abgehen: nur daß deshalb die Verhandlungen mit Oesterreich nicht abgebrochen werden."

Graf Brandenburg war wie aus den Wolken gefallen: C. machte ein seltsames Gesicht. Der König stand auf, nachdem er noch einige Worte hinzugefügt, und ging in sein Ankleidezimmer. Wir sahen uns drei einander an. „Des Herren Kopf ist anders organisirt als der eines anderen Menschen" (sagte Graf Brandenburg), „weshalb hat er sich so lange gesträubt, und weshalb unmittelbar nachher auf einmal nachgegeben?" C. schwieg; ich auch, und eilte fort, um Graf Bülow die Kunde zu bringen, womit ich ihn sehr erfreute.

Am selbigen Abend schrieb er noch einige vorläufige Worte an Camphausen nach Frankfurt; am Sonntag ward Alles ausgearbeitet. Montag war Urwahl, und keine Feder in Bewegung zu setzen. Dienstag am 23. gingen die Ausfertigungen ab an alle Höfe, nachdem Graf Brandenburg den Grafen Trautmannsdorff mit der Nachricht erfreut hatte, die alle seine Pläne zerriß.

Nachdem ich selbst am Sonntage (21. Januar) Gott in der Universitätskirche (wo Nitzsch predigte) gedankt, und Montag dem König meinen Glückwunsch zu seinem Entschlusse mitgetheilt, mir auch die Erlaubniß zur Reise nach Frankfurt erbeten, nahm ich von ihm am Dienstag Abschied. Wir sprachen unbefangen über die frankfurter Verhältnisse: „Halten Sie fest", sagte der König, „wie überzeugt ich bin, daß die deutsche Sache verloren ist, wenn Frankfurt untergeht, und die Angelegenheit in die Hände der Fürsten fällt." Daraus wollte er aber keineswegs den Schluß ziehen, den jeder Andere daraus gezogen hätte: er sah sein dictatorisches Einschreiten mit den Fürsten, aber an deren Spitze, als die einzige Rettung an, und rechnete dann noch auf eine Verständigung mit Frankfurt. Er wollte die deutsche Frage lösen als Obrigkeit, damit die Revolution nicht zur Herrschaft gelange.

Er sagte dies nicht mit so vielen Worten, aber seine ganze weitere Handlungsweise hat gezeigt, daß dies seine Ansicht war und blieb. Ein Wort, das er während meines damaligen Aufenthalts oft wiederholte, zielt auch dahin: „Es kann kein Segen daraus kommen, wenn die Idee der Obrigkeit nicht wieder vorher hergestellt wird."

Darin waren wir, grundsätzlich, Alle einig; allein wir konnten nicht vergessen, daß wir in der Revolution waren, und daß man aus einer Revolution nur durch Verständigung wahrhaft siegreich hervorgeht; daß man eine zerbrochene Freiheit nicht wieder willkürlich aufbaut, wenn man auch redlich es will; daß endlich die deutsche Nation ebenbürtig war, alle Fürsten aber feindlich, die mächtigsten ....

II. Aufenthalt in Frankfurt — Rückkehr nach Berlin — Reise. (24. Januar bis 17. Februar.)

Die Verabredung mit König und Ministern war diese: Mein amtlicher Auftrag war Schleswig. Hierüber hatten meine Vorschläge ungetheilten Beifall gefunden. Ich sollte meine Instruction von Frankfurt erhalten, aber die k. Regierung sollte damit einverstanden sein. Zu dem Zwecke legte ich einen allgemein gehaltenen Entwurf bei, den ich dem Grafen Bülow vortrug, und mit Meyendorf durchsprach. Seine Ausarbeitung sollte in Frankfurt stattfinden, nachdem ich das Reichsministerium zu der Ansicht geführt und für sie gewonnen haben würde. Das Ergebniß sollte dann weiter in Berlin besprochen werden. Dabei war Vieles in meine Hände gelegt, Niemand fast glaubte, daß mir das Reichsministerium seine Zustimmung dafür geben würde; der Vorschlag war nicht gemacht, beliebt zu sein im Volke, es gehörte Vertrauen und Muth dazu, ihn zu genehmigen. Mir war aber dafür nicht bange. Ich wußte nicht, ob der Plan gelänge; aber das wußte ich, Deutschland mußte friedlich auftreten, und nichts Anderes ließ sich vornehmen. Die Zeit lief endlich für Deutschland, das

war Glaubenssache. Meine Stellung selbst war eine redliche, offene, kühne: ich blieb preußischer Gesandter, aber meine Weisungen kamen nur von Frankfurt, an welchem Orte Preußen seinen Einfluß auf sie ausüben mußte. Redliche Männer waren auf beiden Seiten, das Uebrige mußte sich finden. Niemand konnte, wie die Sachen einmal lagen, die Verhandlung führen außer mir.

Das also, und das allein war meine amtliche Stellung.

Hinsichtlich der deutschen Angelegenheit aber erbat und erhielt ich vom König die einzige Freiheit, zu sagen, was ich dächte, dabei ausdrücklich bemerkend: dies sei nur meine persönliche Ansicht. Die Minister waren zwar gewissermaßen deutsch gesinnt, allein nicht in meinem Sinne; der König wieder anders. Als ich in Berlin ankam, fand ich große Unkenntniß. Man hatte theils aus Dumpfheit und eigener Noth, theils aus Misliebigkeit der Sache oder Rathlosigkeit und Unklarheit seit Arnim's Austritte die deutsche Sache eben gehen lassen, wie man im Schiffbruch ein anderes Schiff derselben Flotte gehen läßt, wie es will und kann. Kein einziger der dortigen Staatsmänner, außer Eichhorn, sah in der deutschen Sache eigentlich und wesentlich mehr als ein Mittel, Preußen als Schutzherrn an die Spitze Deutschlands zu stellen: daß die preußischen Kammern aufhören müßten, eine politische Stellung zu haben, wenn das deutsche Parlament verfassungsmäßig als Darstellung des Bundesstaates dastehen würde, erregte, als ich es den Ministern aussprach, großes Befremden. Weniger beim Könige: ihn sprach die in Brühl zuerst ihm vorgetragene Idee an, daß er dadurch der berliner Kammer und eines preußischen Ministeriums quitt werden könne. Bei ihm stand nur Oesterreich im Wege und mittelalterliche Ideen von Schirmherrschaft und landesväterlich-militärisch-constitutioneller Lehnsdictatur oder gar der zweite Platz neben Oesterreich. Beide Widersprüche, oder besser gesagt, widerstrebende Ansichten, machten mir eben nicht viel Sorgen, weil die Ereignisse offenbar stärker waren als dergleichen Widerstandskraft und Wille. Die Reichsverfassung mußte doch früher oder später zu Grunde gelegt werden; man konnte wesentlich nicht anders wollen, weil die Nation wesentlich nicht weniger annehmen wollte, als eine Nation zu sein; die Bundesform ist aber dafür gewiß die freieste und am wenigsten beengende. Auf Gagern und seine Freunde hatte ich volles Vertrauen, auf die Nation unbeschränktes, ich glaubte an sie.

Meine Ansicht machte eine Vermittelung möglich zwischen Preußen, Oesterreich, den Fürsten und Frankfurt. Ich war mir darüber vollkommen klar, daß der richtige Plan für Alle ein Vortheil und für Alle zugleich eine Nothwendigkeit war, falls sie Politik üben wollten. In diesem Sinne sprach ich mich deshalb unbefangen gegen Alle in Berlin aus: noch am Tage vor der Abreise gegen Graf Lerchenfeld, der, nach München berufen, durchaus vorher mit mir sprechen wollte, in der Hoffnung, ich werde ihm

die Idee des Cabinets aussprechen. Ich vermuthe, daß er mir kein Wort geglaubt hat; ich hatte aber das frohe Bewußtsein, ihm die volle Wahrheit gesagt zu haben, ohne irgendein Geheimniß zu verrathen. Ich beschwor ihn, dem König Max zu rathen, sich auf die Ausbildung des Reichsraths ernstlich einzulassen; damit lasse sich Alles erreichen, was er wünschen müsse und erlangen könne.

Mittwoch, den 24., reiste ich ab und gelangte, trotz eines Versehens auf dem Bahnhof in Köthen, vermittels eines Extrazugs doch zu rechter Zeit nach Eisenach und war am folgenden Abend in Frankfurt; leider zu spät, um an einem für mich veranstalteten großen Abendfeste bei Camphausen theilzunehmen. Karl hatte ich in Berlin zurückgelassen, wo er mir sehr hülfreich und lieb gewesen war; in Frankfurt fand ich, ein reicher Vater, Georg wieder. Mit ihm ging ich den nächsten Tag zu Cowley, nachdem ich am Morgen bei Gagern (der krank war) und Anderen Besuche gefahren war. Die österreichische Frage war vom 5. an im Parlament verhandelt: Gagern hatte an jenem Tage ein schönes, amtliches Schreiben an Kirchgeßner über das Verhältniß der Centralgewalt zu Oesterreich erlassen mit Bestehen auf selbständiger Unterhandlung; darin, und vor dem Hause hatte er ganz die Ansichten entwickelt, die er am 30. October bereits ausgesprochen; er war aber diesmal klarer und eingehender gewesen und hatte sich auf den Bund von 1815 gestützt, wie ich in meiner Denkschrift. Sonnabend, Sonntag und Montag sah ich ihn und seine Freunde, das Herz ging mir auf, wie ich mit diesen Männern zusammentraf; es war mir, als wäre ich aus der Fremde in die eigentliche Heimat gelangt. Fremd war mir das Preußenthum, beengend die Wilhelmstraße, zuwider die Säle der Camarilla. Dort war ich ein Ausländer, ein Emporkömmling, ein Liberaler, oder, wie die „Neue Preußische Zeitung" mich nannte, „ein Mann von hirnverbrannten, sinnenzerrüttenden Vorschlägen und Planen". Hier war ich ein Deutscher unter Deutschen, ein Bürgerlicher unter Bürgerlichen, ein Patriot unter Patrioten. Zum ersten male in meinem Leben fühlte ich mich als deutscher Staatsmann, und in Geschäften als Deutscher und in Deutschland.

Die erste Woche in Frankfurt (28. Januar bis 3. Februar) ging fast ausschließlich (außer dem leidigen Essen der Festmähler, die mir gegeben wurden) mit der Behandlung der schleswiger Angelegenheit hin. Ich verweise hier wegen des Näheren auf die Acten. Es war eine Freude, die Verhandlung: es gab tüchtige Stöße im Reichsministerium, wo Alle, und besonders die Unterstaatssecretäre, mitsprechen wollten; allein es war eine männliche und deutsche Besprechung, und vor Allem leuchtete Gagern's leitende Umsicht. Ich mußte zwar Einiges nachgeben hinsichtlich der Stellung Schleswigs zu Deutschland, was mir nicht möglich auszuführen schien; allein in der Hauptsache setzte ich doch mein Memorandum durch; die an

Palmerston zu machende Eröffnung der Art, worin Deutschland den Plan der „Selbständigkeit Schleswigs“ auffassen könne und sich aneignen wolle. Das Ministerium zeigte Muth im höchsten Grade, auch die Holsteiner gaben so viel nach, als ich erwarten konnte und fordern mußte; — — allein war und blieb ein Thor, und — — zeigte sich als unaufrichtig. Präsident Beseler war der Einsichtigste und Eingehendste. Schmerzlich war Allen die Entscheidung, aber sie nahmen sie mit Vertrauen an.

Sie erfolgte Sonnabend, am 3. Februar. Die amtliche Erklärung an Lord Cowley trägt diesen Tag an der Stirn.

An demselben Tage begann ich nun aber auch meine deutschen Arbeiten. Ich hatte in der Woche Vieles gelernt, über Vieles meine Meinung festgesetzt, über Einiges, aber nicht Wesentliches, sie geändert. Ich sah, was möglich und nicht möglich war. Vincke's Bekanntschaft, die ich erst in der nächsten Woche machte, gab mir große Hoffnung für das nächste preußische Ministerium. Es erschien mir als möglich, daß er sich mit dem Könige verständigen könne.

Am 3. und 4. schrieb ich das „Gutachten über die zu erlangenden Abänderungen des frankfurter Verfassungsentwurfs“; am 5. die „Grundlinien über das Verhältniß des deutschen Reiches zu Oesterreich“. Die weiteren Betrachtungen begann ich am 6., am 7. besprach ich sie mit Camphausen, dem ich die berliner Papiere mittheilte, am 8. vollendete ich sie, nachdem ich alles Frühere Gagern mitgetheilt, das Gutachten auch Vincke.*) Meinen Vorschlag über den Reichsrath wollte Niemand weder recht angreifen noch mit Liebe aufnehmen; die näheren Bemerkungen sind am Rande beigeschrieben. Die Ansichten wegen Oesterreich kamen Allen bedenklich vor in der Ausdehnung, die ich ihnen gegeben. Erst in jenen letzten Tagen ging ich zu Radowitz, mit dem ich bis dahin nur freundlichen Gruß schriftlich gewechselt. Er stimmte mir in Allem bei, mit folgenden Abweichungen: Er bestand auf einer mehr als völkerrechtlichen Form des Verhältnisses zu Oesterreich als Gesammtstaat. Er wollte dem Könige nicht mehr geben, als was einem „Vorstande“ des Fürstenrathes zukommt; diesem, dem Reichsrathe, aber neben den Rechten, der Executive gegenüber, welche ich forderte, jedenfalls die Theilung der Initiative und der Sanction. Mehr würden „die katholischen Sympathien des Südens“ nicht vertragen. Man setze sonst Alles aufs Spiel. Jedenfalls war in jenem Vorschlage die Erblichkeit und die Idee des Bundesstaates mit Ausschluß Oesterreichs begriffen. Das genügte mir, um an seine Ehrlichkeit zu glauben; denn das stimmte überein mit den Aeußerungen an den König. Niemand aber außer mir traute ihm. Seine spätere Handlungsweise hat aber doch bewiesen, daß ich recht hatte ihm zu trauen, soweit seine Versicherung ging.

---

*) Beide Denkschriften folgen im Anhang.

„Die kirchliche Frage", sagte ich ihm, „kann jetzt deutsche Politiker nicht trennen." „Davon bin ich überzeugt", antwortete er, „aber ich allein von meinen Glaubensgenossen im Parlament; ich werde mit ihnen Allen darüber brechen müssen, wenn die Zeit kommt, sich auszusprechen." Und so ist's geschehen; nur Einer von mehr als funfzig Ultramontanen, die sonst nur auf ihn sahen, stimmte mit ihm für den preußischen Kaiser.

Die letzten Tage ward die Wohnung von Besuchenden nicht leer. Ich fühlte, es war Zeit, daß ich wegging. Auf einem Tagebuchblatte finde ich Folgendes verzeichnet:

Besuche am Mittwoch, den 7. Februar:

8¾. Leban, Handwerker von Offenbach, auf dem Wege nach Jerusalem.

9. Beseler, Expräsident der Provisorischen Regierung in Schleswig-Holstein.

10. Bernhardi, Bibliothekar aus Kassel, Abgeordneter.

10½. v. Dusch, badischer Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

11. Balan, preußischer Resident.

11¼. Fürst Leiningen.

12. Prinz Adalbert von Preußen.

12½. Joukoffski und Radowitz.

1. Camphausen.

2. Ausfahren ꝛc.

Besuche am Freitag, den 9. Februar (Tag der Abreise):

8½. Graf Giech und Herr von Rotenhan (offenes Gespräch über die bairische Politik; Beide erklärten, sie seien entschlossen, mit ganz Franken für den Erbkaiser zu stimmen; zwei edle deutsche Männer!).

9½. Radowitz — Becker (aus Gotha, der treue alte Freund und gute deutsche Bürger!).

11. Duckwitz — Legationsrath Balan.

1. Lord Cowley und Gagern.

Um 3 Uhr zum Reichsverweser: Empfangs- und Abschiedsaudienz als Bevollmächtigter. Aufwartung bei Frau von Brandhof. Vorfahren bei Herrn von Schmerling und Vincke.

3½. Beckerath.

4. Vincke (politisches Gespräch: ob Berlin oder Frankfurt der Hauptpunkt für die preußischen Abgeordneten? — über Reichsrath).

6. Camphausen.

7. In dem Eilwagen nach Eisenach. Ein Freund bringt den ersten Abdruck der österreichischen Erklärung.

Ich schied von Frankfurt mit freudiger Dankbarkeit für den Erfolg meiner Unternehmungen, für alle Liebe, die ich dort gefunden, und für den Trost und Glauben, den ich mir für die schwere Zukunft im Herzen des

deutschen Volkes geholt, bei Männern, wie Arndt, dem ewig jungen, dem hohen Gagern, dem edlen Beckerath, dem rührigen Duckwitz, dem trefflichen Bassermann, bei Vincke, Saucken-Tarputschen, Carl und anderen deutschen Preußen, Radowitz nicht am mindesten. Ich trug das Bewußtsein in mir, daß keine Macht der Erde im Stande sei, das dort angefangene Werk zu zerstören, was auch die Geschicke der nächsten Monate und Jahre bringen möchten. Nie schaute ich klarer an, daß Deutschland Ein Land sei, und die Deutschen die erste Nation Europa's zu sein Bestimmung, Mittel, Kraft und Muth hätten.

Sonntag Morgen, 11. Februar, um 6½ Uhr war ich in Berlin. Ich schrieb sogleich einen Bericht an den König, um nicht nöthig zu haben, einen ausführlichen später zu schreiben. Ueber die schleswigsche Sache sagte ich, daß des Königs friedliche Absichten und Vorschläge freundliches und williges Entgegenkommen gefunden. Ueber Deutschland stellte ich fünf Sätze als entschieden auf: 1) Erblichkeit, 2) Revision, jedoch ohne Vertagung, 3) Nothwendigkeit, daß Preußen sich erkläre, im Geiste der Circularnote vom 23. Januar ohne Oesterreich sich an die Spitze der Bundesbewegung setzen zu wollen: dabei 4) volle Freiheit jedem Mitgliede gebend, einzutreten oder nicht, endlich 5) rathend, vor Allem den Hebel, Frankfurt, nicht zu zerbrechen. Wenn ich die vier Seiten dieses Briefes jetzt lese, und der letzten zwei Monate gedenke, so wird mir das Herz schwerer, als es schon ist.

Der König antwortete mir umgehend, in Hast, denselben Tag: „Er werde Nichts von dem Allen thun, — der Weg, den man eingeschlagen, sei ein Unrecht gegen Oesterreich, — er wolle mit dem Fortfahren einer so abscheulichen Politik nichts zu thun haben, sondern überlasse sie dem Ministerium, — aber komme die persönliche Frage, dann werde er als Hohenzoller antworten, um als ehrlicher Mann und Fürst zu leben und zu sterben."

Ich erfuhr alsbald den Commentar von den Ministern. Bald nach der Abreise war der König gänzlich umgeschlagen: ein geheimer Briefwechsel mit Olmütz ward durch — — fortgeführt; an die Nothwendigkeiten der Kammern und der Verständigung mit ihnen ward nicht gedacht; der König wollte die Politik allein führen.

Ich bewältigte den Schmerz .... und war doppelt froh, meine Abreise dem Könige auf Mittwoch angekündigt zu haben. Das Wiedersehen war freundlich. Der König las mir den Brief an den Prinzen Albert vor, den ich mitnehmen sollte, und worin er sagte: „nie habe er so sehr einen Schritt bereut als den, zu welchem ich ihm gerathen. Er, der Prinz, solle mich aber selbst darüber hören."

Er theilte mir ferner den merkwürdigen, hinterlistigen Brief des Königs von Würtemberg mit, der nun ganz von Oesterreich gewonnen war. Ich sollte daraus sehen, wie die ganze Welt jetzt gegen Preußen sei.

Noch an demselben Abend schrieb ich Camphausen, mit dem und Vincke

und Gagern ich mich durch Handschlag zum treuen Festhalten an der deutschen Sache verbunden hatte, um Gottes willen Berlin als den Schwerpunkt der deutschen Angelegenheit anzusehen und mit den anderen preußischen Abgeordneten zur Eröffnung der Kammern hierherzueilen. Ausführlicher schrieb ich ihm am 13. An diesem Tage schrieb ich auch an Vincke; beim Könige beurlaubte ich mich nach der Tafel. Er ward gegen das Ende wieder ganz zärtlich und berührte die schmerzlichen Punkte nicht mehr. Er erzählte mir, welchen Trost er in verzweiflungsvollen Stunden im Glauben und im Gebete gefunden, wie er auch in der Nacht vom 19. und 20. ohne alle Furcht und Besorgniß für sein Leben gewesen. Das große Misverständniß am 19. bleibe ein Geheimniß. Ein Adjutant, dessen Namen Niemand wisse, habe den misverstandenen Befehl zum Abziehen gegeben, statt daß er, der König, befohlen hatte, die Truppen sollten abziehen nach dem Schlosse hin. Dieses Räthsel konnte oder wollte mir Niemand lösen.

Ich schied mit Thränen, schweigend, schweren Herzens. Am Mittwoch schrieb ich wieder an Camphausen, — auch Gagern theilte ich den Stand der Sache mit. Abends speiste ich bei Westmoreland, nachdem ich am Morgen eine heftige Scene mit M... gehabt. Ich trug ihm die wesentlichen Punkte des Memorandums vor. Da wollte er mich einschüchtern. „Sie wissen, daß Sie nie vorher von der Formel von Norwegen sprachen, das haben Sie sich in Frankfurt aufreden lassen, aber das ist Krieg, ich arbeite hier gegen Sie, ich bin ganz feindlich ꝛc." Ich antwortete ihm mit großer Ruhe und gehaltenem Tone: „Lassen Sie das hohe Reden, das macht auf mich keinen Eindruck, ich kann auch laut reden, es ist aber besser, wir besprechen uns ruhig. Sie wissen sehr gut, daß ich Ihnen dieselben Worte: «das Verhältniß Norwegens solle die Basis bilden», vor meiner Abreise vorgelesen; besser aber müssen Sie noch wissen, daß Graf Nesselrode diese Formel in einer Depesche an Herrn von Budberg gebilligt hat!" Er wurde nun (ich weiß nicht ob beschämt) ruhig und einlenkend, und schloß mit sehr süßen Worten. Wie schade, daß ein gemüthlicher Mensch und Ehrenmann sich zu einer solchen Diplomatie herabläßt.

Graf Bülow gab einige sehr richtige Gründe an, weshalb einige Punkte des Memorandums ganz, andere vorerst wegbleiben müßten. Es waren großentheils die Punkte, welche man mir in Frankfurt aufgetragen; außerdem die Neutralität Schleswigs, mein eigener Gedanke, von dem er mich aber leicht überzeugte, daß er nicht praktisch und bedenklich sei.

So verging der letzte Tag in Berlin. Aber den Abend brachte ich noch eine erfreuliche Stunde beim Prinzen und bei der Prinzessin von Preußen zu. . . .

Dann sah ich Pertz und eilte, schon spät, zum theuren, geliebten Lepsius, wo ich jüngere germanische Freunde traf, unter Anderen — — aus Nürnberg und — — aus Braunschweig, die mir zu meinem ersten Theile

des Verfassungsbüchleins manche Glosse geliefert. Wir tranken auf Deutschlands Wohl und schieden um 10. Abeken begleitete mich zur Eisenbahn.

Am nächsten Morgen, Donnerstag den 15., waren wir um 6 Uhr in Braunschweig nach der Eisenbahn. Um 11 Uhr morgens, am Sonnabend, 17. Februar, langten wir nach einer herrlichen Fahrt im Mondschein und bei Frühlingsmorgensonne von Dover in Carlton Terrace an.

Ich meldete mich bei Lord Palmerston einen Tag früher, als ich versprochen, und fuhr mit den Theuren nach dem lieben Totteridge.

Leben und Thun in England
vom 18. Februar bis 17. Juni 1849. „Aufgeben."*)

Allgemeine Uebersicht und Rückblicke.

Wie ich Frankfurt verlassen hatte mit dem sehnsüchtigen Wunsche, dort einmal im Mittelpunkte des deutschen Lebens wirksam sein zu können, so Berlin mit einem physischen Widerwillen gegen den Gedanken, dort zu leben oder zu sterben. Ein allgemeines Misbehagen hatte mich schon 1845 dort stärker als je beschlichen, es war 1848 bis zum Ekel gestiegen; jetzt hatte moralischer Unwille, Unmuth und Schmerz für immer in der Seele sich festgesetzt. Mehr als je fühlte ich mich ein Fremder in der Hauptstadt des Vaterlandes, abgestoßen selbst in des Königs eigener Wohnung. Die unheimlichen Gesichter in den Vorzimmern riefen mir 1806 zurück: kein freier Sinn, kein frisches Herz, kein Mensch unter allen den Menschen, die dort umherschlichen und saßen. Da saß — —, dem meine Gegenwart ein Dolchstich war, und den ich, trotz seiner Ehrlichkeit, weit weggewünscht hätte; ein junger — —, der den Politiker machen wollte; bisweilen — —, den ich zu ehrlich war zu besuchen, und der mich ebenso mied wie ich ihn; vor Allen aber — —, M.'s Organ beim Könige. Durch ihn erfuhr der König jeden Morgen alle nur aufzutreibenden, unangenehmen und aufregenden Nachrichten, bald von der Unart der frankfurter Redner, bald von Gagern's wühlerischen Aussprüchen und Planen, bald von diesen und jenen Klagen deutscher Fürsten, Grafen und gedrückter Wohlgesinnten im Lande. Auch höhere Politik ward getrieben. Der durchaus beschränkte und der Politik fremde — — besprach mit mir die Denkschriften. Durch — — drohte der Kaiser dem Könige, brieflich oder mündlich. So bildeten sich in dem Cabinet des Königs Gedanken,

---

*) Während das Tagebuch über „Die Zeit zwischen den beiden Reisen" das „Hoffen", und „Der Aufenthalt in Berlin und Frankfurt" den „Kampf" darstellt (vgl. S. 474, 485), ist seit der Rückkehr nach England die Zeit des „Aufgebens" gekommen. Das Tagebuch über das „Leben und Thun in England", von dem hier der Anfang mitgetheilt ist, behandelt in seinem weiteren Verlauf besonders den Ausgang der schleswig-holsteinischen Sache.

Plane, Gefühle, gegen welche die Minister vergebens ankämpften; geheime Briefwechsel, welche die Politik beherrschten und die Diplomatie verdarben. Ich hatte selbst schon 1848 von diesen Zwischenträgereien Spuren entdeckt, ja von ihnen gelitten. Der Lady — — hämischer Brief an Frau von M. kam auf diesem Wege zu des Königs Kenntniß. Jetzt aber war ich tiefer hinter die Coulissen getreten und hatte die politische Wühlerei und ihre verderblichen Wirkungen mit Händen gegriffen. . . . . Die Worte vergingen mir im Munde, wenn ich diese Gesichter ansah. Humboldt's Gegenwart war ein Trost, und bisweilen auch hier und da ein Mann der Geschäfte, der mich aus früherer Zeit kannte. Der Haß des Junkerthums und der Bureaukratie, der mich nun zwanzig volle Jahre verfolgt hatte, trat mir schroffer als je entgegen; ebenso ihre heillose Unfähigkeit und unverbesserliche Beschränktheit, welche die Erbitterung über 1848 nur noch mehr hervorhob. Aber auch bei den würdigen Männern im Ministerium fühlte ich mich fremd, in ihren Häusern, Familien und Gesellschaften einsam. Graf Brandenburg zog mich an durch seine einfache Gutmüthigkeit und seine edle Hingebung an den König, allein seine ganze frühere Richtung war ein Tadel der meinigen, und so umgekehrt. Graf Bülow schenkte mir Vertrauen, das ich völlig erwiderte; er wollte entschieden das Bessere, aber er konnte sich des Preußenthums nicht entschlagen, und der deutschen Bewegung als solcher war er ganz fremd. Die übrigen Minister sah ich kaum; — — sah aus wie ein verbissener Bureaukrat, überhaupt war Verbissenheit der vorherrschende Ausdruck. Gerlach und die anderen Männer des „Politischen Wochenblattes" ergingen sich, in Gemeinschaft mit dem politisch tief unsittlichen Leo, in Schmähungen alles Deutschen und gaben ihrer Feindschaft gegen mich freien Lauf in ihrem Parteiblatte. Ein wirklicher Staatsmann war nirgends zu schauen. Und was sollte er auch bei dieser Gestaltung der Dinge in Charlottenburg anfangen? Der König wollte die Politik allein führen; er wollte Dictatur üben neben der Constitution, und dabei doch als freisinniger, constitutioneller Fürst angesehen werden, obwol er das constitutionelle System für ein System des Truges und Luges hielt. Der Treue, der Zucht und des Muthes im Heere sich mit gerechtem Stolze freuend, glaubte er durch die Soldaten am Ende den politischen Knäuel entwirren zu können; tiefe Erbitterung über den 19. und 21. März hatte sich in sein edles Herz eingefressen, und diese trug sich mehr und mehr auf Frankfurt über. Oft kamen ihm wirklich deutsche und freisinnige Gefühle und Gedanken, aber die Umgebung und die geheimen Schreibereien von Olmütz und München ließen sie nicht aufkommen. Wie ich mich auch des Gedankens erwehrte, ich konnte es mir nicht verhehlen, daß der edle Fürst sich und dem Vaterlande ein schweres, schweres Geschick bereitete, welches unabwendbar schien. Menschlicherweise war jede Hülfe unmöglich, wenigstens solange der König

in Charlottenburg und Berlin blieb. Einem geistreichen, möglichst vornehmen oder europäisch berühmten, deutschen Ministerium hätte er sich vielleicht noch gefügt, aber einem preußischen, märkisch-pommerisch-sächsisch-berlinischen nimmer! Der Gedanke, daß Unterthanen und solche, denen er sich in Erfahrung und Talent überlegen fühlte, seine Politik leiten, ihm verwehren sollten, zu handeln wie er wollte, — der Gedanke war ihm unerträglich. Was mir früher, selbst 1848 noch, Zufälligkeit, Vorübergehendes geschienen hatte, stellte sich mir jetzt als Grundcharakter und Geschick dar. ... Ich fühlte mich an ihn gefesselt durch Liebe und Dankbarkeit, allein das eigentliche Seelenband war zerrissen; die Hoffnung, die ich auf ihn gestellt, erschien mir als Täuschung, die Zukunft, seine und des Vaterlandes, dunkel, jedes nähere Verhältniß im Dienste als Staatsminister unmöglich ohne baldigen, schweren Bruch. Rings um mich her aber erblickte ich Nichtachtung, Mistrauen, Haß, Erbitterung gegen den König, die mein Herz ebenso sehr empörten als verwundeten. ... Und das bei einem so edlen, so selten begabten, so hochherzigen und überragenden Fürsten, geboren, die Wonne seines Volkes, die Zierde des Jahrhunderts zu sein. ...

Anhang.

Auszüge aus Bunsen's Denkschriften in den Jahren 1848—1849.

I.

Aus der Denkschrift über die deutsche Bundesverfassung, vom 21. März 1848.

Infandum . . . renovare dolorem.

Der Deutsche Bundestag, das Kind einer verkrüppelten und zuletzt auf ein Geringstes zurückgeführten Verfassung, hat in 33 Jahren sich selbst gerichtet. Von 1815 bis zu den Karlsbader Beschlüssen im September 1819 that er wenig Gutes, von da an nichts als Böses und Unrühmliches. Von jenem furchtbaren Zeitpunkte an war er das Werkzeug der Heiligen Allianz: ein bloßer Fürstenbund zur Unterdrückung der Freiheit der Völker, unkräftig nach außen, und bei der ersten Aufforderung, das Vaterland zu schützen, unfähig wie unwillig, die Bundespflicht zu erfüllen. Luxemburg ist der schimpflichste Name der deutschen Geschichte nach außen, wie mainzer Centralcommission nach innen. Kein edler und bedeutender Mann der großen Zeit blieb unberührt von ihrem inquisitorischen Drucke; wenn sie Stein, den Hochgestellten, nicht in den Kerker werfen oder verbannen konnte, so verunglimpfte sie ihn durch bezahlte Schriftsteller, und hielt ihn wie einen Pestkranken fern von allem öffentlichen Leben; sie verbannte Niebuhr nach Rom, wie später nach Bonn; Humboldt in das, nur durch seinen Genius verschönerte Patmos, wo er Athens und Spartas gedachte; sie ließ Gneisenau als Verdächtigen sterben, Schleiermacher entging der Verfolgung nur durch die Weihe des Propheten, Arndt ward mishandelt und wie ein Verbrecher von dem Inquisitionsrichter verhöhnt und von dem Hauptwerkzeug der Tyrannei, Kamptz, noch vor wenigen Jahren angegriffen wegen eines Aufrufs zum Aufruhr und Morde in Gestalt einer freventlich misverstandenen Randbemerkung Friedrich Wilhelm's III. Eichhorn, der jetzige Minister, ward als gleich verdächtig beobachtet, und lebte jahrelang in der

Erwartung, daß man auch seine Papiere ihm wegnehmen und ihn verhören und verhaften würde wie Arndt. Metternich verlangte wiederholt seine Absetzung. Preußen ward durch Metternich regiert vermittels Wittgenstein's, dessen Creaturen Kamptz und jener unselige Tzschoppe waren, der Hauptinquisitor, welcher als Wahnsinniger endete, von der göttlichen Rache getrieben sich als den längst vergebens aufgesuchten Haupt- und Centraldemagogen erkennend. Mehr als 500 Männer und Jünglinge wurden jahrelang in Kerkern und auf Festungen gehalten, theils als nur der „demagogischen Umtriebe“ verdächtig, theils wegen unschuldiger oder wenigstens unschädlicher Studentenverbindungen mit republikanischen Träumen, in welche sie die Vereitlung der gerechtesten Hoffnungen und die systematische Unterdrückung alles politischen Geistes trieb. Hunderte starben im Kerker, Andere verloren in ihm Gesundheit oder Vernunft oder beide; nach 10 oder 15 Jahren freigelassen, fanden sie sich zum Hungertode verurtheilt, als unwürdig erklärt zum Staatsdienst, d. h. zum Leben, wofür allein sie gebildet waren. Und wenn die Zahl dieser edeln Opfer geringer war als die, welche Alba durch Schwert, Galgen und Scheiterhaufen tödtete, so drang die furchtbare Tyrannei in Preußen und zum Theil in Baiern, in geringerem Grade auch in den anderen deutschen Staaten (mit Ausnahme Oesterreichs, wo reiner Tod herrschte) durch die Kraft des Polizeistaates viel tiefer als irgendeine frühere Verfolgung, und mehr als irgendein bleibender, geistlähmender Druck, den Deutschland je im Großen erfahren, in das ganze Geschlecht ein, welches von 1820—1840 aufwuchs. Es ist diese unheilige und doch mit dem Heiligen spielende Reaction, welche die Blüte des Volkes, leiblich, geistig, sittlich, auf Schulen und Universitäten geknickt hat. Alle Schul- und Studienordnungen der schönen Zeit von 1808—1817 wurden nach diesem System abgeändert, die höhere Staatserziehung sollte das Mittel sein, den unbändigen Geist der Jugend zu brechen. Und welcher Jugend! Einer Jugend voll Unerfahrenheit, wie jede andere, aber voll einer sittlichen und geistigen Erhebung und Begeisterung, welche einzig in der neueren Geschichte dasteht.

Dieses System allgemein zu machen in Deutschland, war die Aufgabe des Bundes, es ist seine ewige Schmach, sie mit Beharrlichkeit verfolgt und nur zu erfolgreich gelöst zu haben.

Das Jahr 1840 und die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. löste dem fast verzweifelten Geschlechte, das aufgewachsen war in jener fluchwürdigen Zeit, oder aufwuchs in ihren Folgen, so weit wenigstens Herz und Zunge, daß es wieder aufzuathmen begann. Unter allem Drucke hatte sich doch manches wenngleich gehemmte Leben im Keime entwickelt, langer Frieden hatte dem Bürgerstand Wohlhabenheit und Bewußtsein seiner Macht und seines Berufes gegeben. Das brach jetzt hervor, nicht mehr grübelnd und ins bodenlose Allgemeine sich vertiefend, sondern die Wirklichkeit des Lebens mit Besonnenheit anstrebend. . . Aber dem Bunde war nicht zu helfen. Nach 25 Jahren war weder das Bundesheer in rüstigem Stande, noch die Bundesbefestigung zum Schutze des Oberrheins auch nur begonnen. Die mit dem Blute der Freiheitskämpfer errungenen Millionen schliefen, fast ganz fruchtlos, in den Gewölben, oder halfen das königliche Judenhaus auf den Geldthron setzen. Friedrich Wilhelm IV. löste den Gordischen

Knoten, den niedrigste Gesinnung geschürzt zum Hohne Deutschlands, indem er die mangelnden fünf Millionen zum Bau Ulms hergab, und dadurch Metternich's Zustimmung zu Rastadt erkaufte. Der Bau ward begonnen, ist aber 1848 noch nicht bis zur Vertheidigungsfähigkeit gediehen, und kann von Strasburg aus leicht zerstört werden, wenn der Krieg jetzt ausbricht.

So wie der Bund die Bundeswehr nicht möglich machte (was 1830 und 1831 bis zur Sendung Clam's nach Berlin auf Preußens Anregung geschah, war, wie der Zollverein, außerhalb des Bundes), so verhinderte er durch Festhalten der „provisorischen Gesetzgebung von Karlsbad" die Freiwerdung der Presse, und machte dadurch die Regierungen noch mehr wehrlos, als er die öffentliche Meinung ihnen verdeckte, wenn sie sehen und hören wollten.

Wäre dem Bunde noch eine Achtung und Ehre geblieben, so mußte sein ehrloses Benehmen bei der Revolution Ernst August's in Hannover diesen Rest völlig vernichten.

Das war der Bundestag, welchen die Revolution von 1848 vorfand!

Aber noch ehe sie ausbrach, hatte ein Geisterhauch urplötzlich eine neubelebende Idee in dem deutschen Volksbewußtsein angeregt. Die Vertretung des deutschen Volkes auf dem Bundestage ward von Bassermann und Welcker gefordert, und ein Echo von Millionen kam dem Worte entgegen. Das Schicksal selbst schien allenthalben für Deutschlands Herstellung zu wirken; Baiern, vom Pfaffendrucke erlöst, ward durch eine Verkettung von Umständen, bei denen das Einwirken edler Männer doch das Bedeutendste ist, an die Spitze derselben kräftigen Einheitsbewegung gestoßen, welche es 1815 und später so beharrlich bekämpft hatte.

Europa vernahm den seltsamen Laut zuerst mit Lächeln, dann mit Schrecken, wenige Freunde nur mit freudigem Staunen ob der unzerstörbaren deutschen Natur. Aber wie soll der besonnene Staatsmann sich bei der hingeworfenen Idee einer Versammlung von 400 bis 1000 Volksvertretern beruhigen, welche entweder die Republik ausrufen oder wenigstens die Monarchien Deutschlands zerstören müßte?

Wir wollen versuchen, zu einer sicheren praktischen Grundlage dadurch zu gelangen, daß wir, von der bestehenden Bundesverfassung ausgehend, den möglichen dauernden Zweck und Gegenstand einer Erneuerung desselben auf der Grundlage der Volksvertretung ins Auge fassen, und dadurch uns ins Klare setzen über die Mittel, welche zur Verwirklichung der schönen Idee erforderlich erscheinen. Grundgedanke ist, daß die Thätigkeit eine reine Bundesthätigkeit sei und in die Staatenregierung nicht eingreife. Dieser vorläufigen Untersuchung lassen wir dann zwei Vorschläge folgen. Beide setzen ein Bundeshaupt und vereinte Vertretung der Regierungen und des Volkes voraus.

A. Der erste geht von der Idee aus, die Versammlung der 17 Abgesandten der Fürsten und Regierungen als Bundesministerium der Versammlung der abgeordneten Vertreter des deutschen Volkes gegenüberzustellen.

B. Der zweite faßt die (durch Curiatstimmen der Mediatisirten zu erweiternde) Versammlung der 17 oder auch der 69 als ein Oberhaus

auf, welchem das Haus der Volksvertreter als Unterhaus gegenübersteht. Das Ministerium würde hierbei vom Bundeshaupt aus beiden Häusern nach seinem Ermessen gebildet.

Wir nehmen den jetzigen Bestand der 38 deutschen Herrschaften als gegeben und nothwendig fortdauernd an. Es handelt sich nur darum, diesem übermäßig ausgebildeten Pole des besonderheitlichen Lebens eine entsprechende Kraft des allgemeinen oder Bundeslebens gegenüberzustellen. Wir dürfen nicht zerstören, was wir besitzen, sondern müssen es vervollständigen.

Indem wir uns streng an die bestehende Bundesverfassung halten, finden wir folgende fünf große Gegenstände der Bundesregierung theils ausdrücklich vorbehalten, theils durch den großartigen Ausdruck „der Sorge für innere und äußere Sicherheit des Vaterlandes" mit Nothwendigkeit gegeben.

Und hieran müssen wir uns halten.

Festgehalten muß der Grundsatz jedes Bundesstaates wie jedes Staatenbundes werden:

nichts kommt der Bundesregierung zu, als was bestimmt von der Gesammtheit der oberherrlichen Staaten ihr übergeben worden, aus deren Vereinigung der Bund entstanden.

Nur muß daneben auch der Grundsatz festgehalten werden:

diese Vereinigung selbst ist eine nothwendige, unauflösliche, in Keines Willkür gestellte: die Einheit Deutschlands, durch Stamm, Sprache und tausendjährige Geschichte gegeben, ist älter als die einzelnen, großentheils erst durch Napoleon oberherrlich gewordenen Regierungen.

Die Bundesacte und die Verhandlungen, welche ihr vorhergingen, erkennen den zweiten Grundsatz ebenso bestimmt an als den ersten.

Jene fünf Gegenstände sind:

I. Die Bundeswehr: also Bundesheer, Bundesfestungen und in vielleicht ganz naher Zukunft Bundesflotte. Ihr entspricht die, auch bereits wieder angenommene, deutsche Bundesfahne mit den alten drei Reichsfarben und dem Doppeladler.

II. Das Bundesgericht, seitdem ausgebildet in dem Austrägalgerichte: Entscheidung bei Streitigkeiten zwischen Bundesstaaten und zwischen Regierungen und Ständen. Dies ist die einzig mögliche deutsche Form für das Gericht über ein verantwortliches Bundesministerium, wenn die Reichsversammlung es in Anklage setzt. An dieses Gericht wird auch anzuschließen sein, was sich für Einheit des deutschen Rechts thun läßt.

III. Bundesvertretung im Auslande. Der Bund kann Gesandte empfangen und senden, natürlich nur für Bundeszwecke. Alles Uebrige bleibt den einzelnen Staaten. Wenn ein Bundeshaupt da ist, wird in gewöhnlichen Fällen ihm diese Vertretung obliegen. Fürsorge für die Auswanderer gehört hierher.

IV. Bundesverkehr, also der bundesgemäße Zoll-, Handels- und Schiffahrts-Verein, mit seinen Berathungen über gemeinsames Maß und Gewicht, und über Post- und Wegeordnung, ebenso über Patente für Erfindungen und Aehnliches.

V. Bundeskasse für die angegebenen Bundeszwecke: vorweggenommener Betrag aus der Zollvereinskasse.

Ueberblicken wir diese fünf großen Gegenstände, so stellt sich klar heraus, daß der Bund einer ununterbrochenen verwaltenden Thätigkeit und Behörde bedarf, und einer regelmäßig eintretenden und wiederkehrenden gesetzgebenden; daß aber die Verwaltung (durch einen Bundesrath oder Senat oder Ministerium seitens der Regierungen) nicht möglich ist ohne ein kräftiges Bundeshaupt.

Wie soll dieses Bundeshaupt sich finden?

Pfizer hat sehr gründlich nachgewiesen, daß das Bundeshaupt stark sein muß, daß der deutsche Staat, der es werden soll, auf jede eigene Politik verzichten muß, die nicht Bundespolitik sei, daß Preußen beide Eigenschaften vereinigen kann, sobald es ganz in den Bund tritt; mit einem Worte, daß es dem Bunde und dieser ihm bieten kann, was gegenseitig recht ist.

II.

Aus Bunsen's erstem Sendschreiben an das Deutsche Parlament,

vom 7. Mai 1848:

Die deutsche Bundesverfassung und ihr eigenthümliches Verhältniß zu den Verfassungen Englands und der Vereinigten Staaten. Zur Prüfung des Entwurfes der Siebenzehn.

... Ja, hohe Versammlung, ich glaube an die Zukunft Deutschlands; ich glaube, daß mir und meinen Altersgenossen noch die Freude zutheil werden soll, das in Wirklichkeit zu schauen, was wir in den Tagen unserer Jugend erflehten und erstrebten, wofür viele von uns kämpften und starben. . . .

Keine Nation kann, ohne unterzugehen, sich eine größere Aufgabe stellen, als die das Geschick ihr, zu ihrer Stunde, vom Tagewerke der Weltgeschichte zuweist. Aber auch nicht eine kleinere.

Die Aufgabe, welche uns gestellt wird in diesem erhabenen Augenblicke, ist die größte, an welche sich der europäische Geist seit dem Untergange des Römischen Reiches gewagt hat. Sie ist innerlich und äußerlich größer als diejenige, durch deren Lösung Hellas und später Rom die Geschicke der Menschheit für Jahrtausende bestimmten.

Erlauben Sie mir, hohe Versammlung, diese Behauptung durch wenige andeutende Worte zu rechtfertigen. Der Gedanke führt uns unmittelbar zum praktischen Ziele unserer Betrachtung.

Die Alte Welt ward groß durch die geistige und politische Bildung und Herrschaft freier Städte mit ihrem Gebiete. Ueber die Stadt als Grundlage der Freiheit vermochte die Alte Welt nie hinauszugehen. Rom

selbst, als es den größten Theil des bekannten Erdkreises beherrschte, kannte keine Verfassung, welche den Segen selbstverwaltender und ebenbürtiger, mitregierender Freiheit auch nur über die italischen Völker verbreitet hätte.

Der germanische Geist stellte die Forderung und gab die Möglichkeit, ein großes Volk und also ein ganzes Land zur Grundlage der Freiheit zu machen.

Nach langen Kämpfen des Mittelalters erst ward jene Möglichkeit wirklich.

Das System der Corporationen im Volke mußte erst in allen seinen Gegensätzen sich entwickelt haben, bis das ganze Volk als Träger der politischen Freiheit anerkannt, und als die einzig bleibende Einleibung des politischen Geistes in ihm dargestellt werden konnte. Der europäische Einheitsstaat war der nothwendige Gegensatz des Corporativsystems des Mittelalters. Er löste den Widerstreit zwischen Regierung und Volk in den meisten Ländern anscheinend zum Vortheile des Absolutismus. Aber der europäische Geist, erstarkt durch den gebildeten Bürgerstand, duldete ihn nur als Dictatur.

England stellte, erst seit 1688 mit voller Freiheit, den germanischen Gedanken in einem großen Maßstabe wirklich dar, jedoch als möglichst ungegliederter Einheitsstaat und in insularischer Form.

Der europäische Geist fand aber bald die Formel dieser großen Naturerscheinung. Die englische Verfassung, wie sie in ihren wesentlichen Bedingungen, unter veränderten Zuständen, in der belgischen sich wiederholt hat, ist, was sie sein mußte, die Ausprägung des starken und freien Einheitsstaates. Was diesem Grundgedanken der Einheit widerstrebte, hat im Laufe von anderthalb Jahrhunderten untergehen müssen. Was die Union mit Schottland begann und die mit Irland vervollständigte, hat die Reform durch Verallgemeinerung der englischen Zustände und durch deren Uebertragung auf Schottland und Irland vollendet. Auch Frankreich versuchte, 100 Jahre später, einen freien Einheitsstaat zu bilden. Für den Einheitsstaat hatten seine Könige seit 300 Jahren vorgearbeitet: die Republik verstärkte ihn durch die Kraft unbeschränkter Centralisation einer Volksmacht, das Kaiserreich durch die noch größere einer geordneten Beamtenhierarchie nach dem durchgeführten Gesetze überwachender Verwaltung. Die Bourbonen nahmen dieses System als gute Erbschaft an, und bauten die parlamentarische Freiheit auf Regierungsverwaltung. Orleans wollte zuerst die Gemeinde freigeben, allein es geschah nicht; die Gemeinde wollte oder konnte sich nicht selbst regieren.

So ist bis auf unsere Zeit der Einheitsstaat in Frankreich erstrebt, auf ganz entgegengesetzter innerer Grundanlage mit dem germanischen. Der englische Einheitsstaat ist gebaut auf Selbstregierung, auf das, was die frühere Schule bei uns die freie Verwaltung nannte. Der englische Staatsorganismus ist die Gesammtwirkung der selbständigen Bewegung aller unteren Sphären, von der Gemeinde an. Das englische Volk ist wesentlich frei deshalb, weil es seine eigenen Geschäfte treibt, in der Gemeinde, im Bezirke, in der Grafschaft, ohne Beamte der Centralregierung.

Die parlamentarische Freiheit Frankreichs beruht nur auf der Gleich-

heit Aller vor dem Gesetze; aber hinsichtlich der Verwaltung und Regierung ist diese Gleichheit nicht eine Gleichheit der Freiheit, sondern der Bevormundung, der Beamtung.

Dies ist ein Widerspruch: ihn lösen zu wollen dadurch, daß man an die Stelle einer Centralmonarchie eine Centralrepublik setzt, heißt nichts Anderes, als den Widerspruch größer machen. Denn Republik ist eine Frucht der höchsten Selbstregierung des ganzen Organismus, und im jetzigen Weltalter außerdem in großem Maßstab nirgends denkbar als unbeschränkte Centralgewalt ohne Verbündung (Föderalismus), wovon wir bald werden zu reden haben. Nach 60 Jahren Umwälzungen ist der Vorschlag, welchen in diesen Tagen der größte Denker und Schriftsteller Frankreichs, Lamennais, gemacht, der Vorschlag der Darstellung der freien Gemeinde, der selbstregierenden Municipalität, der erste Schritt, um die wahrhafte Freiheit in Frankreich wirklich zu machen. Denn ähnliche Gedanken in 1789 kamen nie vom Papier in die Wirklichkeit. Ob sie es jetzt thun, steht zu erwarten. Erst wenn der Gedanke der Selbstregierung redlich gewollt und durch aufopfernde und einsichtige Selbstthätigkeit der Bürger verwirklicht wird, erst dann hat Frankreich den socialen politischen Grund zu legen begonnen, auf welchem die germanische Freiheit Englands ruht, und in welchem Alles wurzelt, was bei uns von wahrer Freiheit erstrebt und errungen ist. Die Freiheit, Alles zu reden und zu schreiben, ist nur die formelle Bedingung, an sich kann sie ebenso gut zur Anarchie und zum Despotismus führen als zur geordneten Freiheit. Aber freie Selbstregierung führt mit Nothwendigkeit zur freien Verfassung des ganzen Staates. Sie, und nur sie allein kann diese Verfassung immer wieder verjüngen durch volksmäßige Fortbildung des Bestehenden, solange noch politisches Leben und bürgerliche Tugend im Volke lebt.

Bei dieser Verfassung des Einheitsstaates erscheint die Monarchie als Schützerin aller mehr aristokratischen oder mehr demokratischen Freiheiten: eine Verbindung dreier Elemente, welche Aristoteles und Cicero als das nicht verwirklichte Urbild der wahren Republik, d. h. des wahren freien Staates oder Gemeinwesens darstellten. Der Typus der englischen Verfassung, d. h. diese Form in ihrer Idee aufgefaßt, ist classisch, weil naturgemäß. Zu diesem allgemeinen Typus gehört aber die Form des Herrenhauses als ausschließlich erblicher Pairie ebenso wenig als irgendein Census oder eine andere Wahlbedingung; wesentlich gehört dazu nur die auf der freien Gemeinde ruhende Regierung durch ein erbliches monarchisches Oberhaupt, welches durch verantwortliche Minister die Ausübung der gesetzgebenden Gewalt mit einer doppelten Versammlung theilt: nämlich mit dem Ausdrucke des überwiegend erhaltenden Elementes im Oberhause oder Senate, und mit der Darstellung des vorherrschend fortbildenden oder Bewegungselementes im Unterhause, dem Hause der jezeitig gewählten Volksvertreter. . . .

Was sucht nun Deutschland?

Nicht den englischen Einheitsstaat. Er wäre nicht allein unmöglich, sondern er wäre für uns ein Rückschritt. Der gegliederte Organismus steht in der Natur auf der Stufenleiter der organischen Wesen höher als der ungegliederte oder weniger gegliederte. Selbständigkeit der Einzelnen,

bedingt durch den Zweck des Ganzen, ist die Natur jedes lebendigen Organes in der Natur. Ebenso ist es eine höhere Entwickelung der Freiheit, wenn die Centraleinheit eines parlamentarischen Staates nicht auf bloßen Gemeinden oder Verwaltungsabtheilungen, sondern auf bedingt selbständigen Staaten ruht. Bei größeren und politisch ausgebildeten Nationen ist diese letztere Form fast eine Naturnothwendigkeit. Denn nur so wird die allgemeine Oertlichkeit des politischen und also des ganzen geistigen Lebens der Nation zu sichern sein. Je größer die Nation, desto mehr ist die Centralisation der gesetzgebenden Gewalt ohne Landschaftlichkeit und Verbündung (Föderalismus) eine Gefährdung der Freiheit und eine Ertödtung des politischen Lebens im Volke. Auch ein Volksleben wird getödtet durch das Zuströmen des Blutes nach dem Haupte; es stirbt ab, zuerst geistig, dann politisch. Dies gilt in gewisser Hinsicht für den freien Einheitsstaat noch mehr als für den despotisch regierten. Die vollendete Centralisation eines allmächtigen Parlaments ist politisch einer der „tausend Wege des Todes" für das Volksleben, und eine Centralrepublik ist das Siegel dieses Todes, falls sie mehr sein will als die Vermittelung eines Anfanges der wahren Freiheit, und als Uebergang von einem Systeme des Scheines und des Truges zu einem der Wahrheit und des allgemeinen Vertrauens. Also Englands Formen können uns nicht genügen. Unsere Aufgabe ist eine andere, ich glaube eine höhere; ich meine, sie ist die Form der Zukunft. Aber gewiß ist sie die der ganzen germanischen Vergangenheit in Deutschland, und jeder wird zugeben, daß sie eine von der englischen Aufgabe wesentlich verschiedene sei.

Die amerikanische Formel ist die eines Bundesstaates. Insofern ist sie nothwendig die unserige.

Allein mit Ausnahme der vier Freien Städte sind die selbständigen Staaten Deutschlands nicht Demokratien, wie die nordamerikanischen, sondern constitutionelle Monarchien, ihrer Anlage und ihrer Richtung nach, von der englisch-belgischen Formel. Unter ihnen stehen obenan ein Kaiserstaat und ein Königsstaat, welche seit 1815 ihren Platz als zwei der fünf europäischen Großmächte einnehmen. Dann folgen vier Königreiche, alle, wie jene beiden Großmächte, durch nationale Fürstenhäuser regiert, welche mit den von ihnen regierten Stämmen und ihrer Geschichte innig verwachsen sind. Dasselbe gilt, im Maßstabe ihrer Größe, von den übrigen großherzoglichen, herzoglichen und fürstlichen Häusern. Alle stellen, wenn man Lichtenstein beseitigt, und die verschiedenen Linien einiger anderen kleinen Fürstenhäuser auf Einen Stamm zurückführt, einen Einheitsstaat dar, sowie ihre Länder eine stammliche Persönlichkeit im deutschen Volke. Jene Fürsten sind die bei weitem größten Grundbesitzer ihres Landes, und bilden für das wissenschaftliche und künstlerische Leben der Nation mehr oder weniger einen schützenden und fördernden Mittelpunkt. Alle unsere Fürstenhäuser haben geschichtlichen Ruhm: sie haben Helden in ihrem Stamme aufzuweisen; mehrere, selbst der kleineren, haben Deutschland Kaiser gegeben.

Wenn also eine weise und wahre Bundesverfassung nur diejenige heißen kann, welche die gegebenen politischen Elemente vereinigt, so ist es unmöglich, auf eine solche Grundlage constitutionell-monarchischer Bundesstaaten eine republikanische Bundesregierung zu setzen. Dies wäre eine

vollständige Umwälzung gesetzlich bestehender Wirklichkeit, und die Nation hat mit tausendfachen Stimmen erklärt, daß sie diese Umwälzung nicht will. Dies genügt zur Verständigung.

Ich selbst aber, hohe Versammlung, lege über diesen Punkt unbedenklich mein persönliches Glaubensbekenntniß offen dahin ab, daß ich die constitutionelle Monarchie da, wo sich die Elemente für sie finden, auch im Bundesstaate für die vollkommenste Form halte. Nur sie sichert die größte Freiheit bei der größten Entwickelung. Ihr Organismus ist ein höherer und umfassenderer. Die Vereinigten Staaten könnten keine Monarchie sich einverleiben ohne unterzugehen: Deutschland, als constitutionelles Kaiserreich, könnte unbedenklich eine Republik in sich aufnehmen zum Bundesgliede, ohne dadurch wesentlich mehr betheiligt zu werden in seinem Gesammtorganismus, als es jetzt durch die vier Freien Städte geschieht, welche vielmehr eine herrliche Zierde der Nation sind, und deren ich uns mehr wünschte, wie sie das alte Reich besaß.

. . . .

. . . .

Indem ich heute (11. Mai) den Druck dieses am 7. begonnenen Schreibens vollende, kommt mir die Nachricht zu, daß die Stadt Schleswig mir die Ehre erzeigt hat, mich zu ihrem Vertreter bei dem Deutschen Parlament zu ernennen. Sollte die mir hier übertragene Unterhandlung über die schleswig-dänische Angelegenheit mich des Glückes berauben, von diesem Ehrenrechte Gebrauch zu machen, so wollen Sie die vorstehenden Blätter als das politische Glaubensbekenntniß des abwesenden Mitgliedes über die große Verfassungsfrage ansehen und gütig aufnehmen....

Die Reichsverfassung ruht hiernach auf der breiten, lebendigen Basis der dem deutschen Volke gewährleisteten allgemeinen Rechte und auf den freien Verfassungen der einzelnen großen wie kleinen Bundesstaaten, welche wiederum auf Selbstregierung der Gemeinden und Landschaften gegründet sind. Für kirchliche Zerwürfnisse ist der Grund und Boden weggeschnitten: vollkommene Glaubens- und Religionsfreiheit wird Allen gewährleistet, und der Genuß bürgerlicher wie politischer Rechte soll durchaus unabhängig sein von dem Bekenntnisse; eine Ansicht, welche ich 1845 und 1847 öffentlich als die einzig richtige und als die bleibende Form der Zukunft dargestellt und vertheidigt habe....

Möge das große Werk, zu welchem die Vorsehung Sie berufen hat, von Ihnen bald, recht bald zu einer Entscheidung geführt werden, welche nicht allein einer vorübergehenden Volksaufregung, sondern den bleibenden Bedürfnissen unseres großen Vaterlandes, dem furchtbaren Ernste der Gegenwart und der Noth dieser Zeit entspricht....

III.

Aus Bunsen's zweitem Sendschreiben an das Deutsche Parlament,

vom 5. September 1848:

Vorschlag für die unverzügliche Bildung einer vollständigen Reichsverfassung während der Verweserschaft, zur Hebung der inneren Anstände und zur kräftigen Darstellung des Einen Deutschlands dem Auslande gegenüber.

Mehr noch ein Wort der Verständigung über den ernsten Augenblick der Gegenwart, als der Erklärung über einige, hier und da misverstandene Punkte, welche ich in meinem ersten Sendschreiben berührt habe, treten diese Zeilen vor Sie, mit der Bitte um geneigtes Gehör und um Beherzigung. Ganz Europa erblickte in der Wahl des Reichsverwesers, der einstimmigen und unverzüglichen Anerkennung derselben, und dem herzhaften Antritte der Reichsverweserschaft einen Wendepunkt in der Entwickelung des großen Werkes, welches Deutschland begonnen und dessen Gelingen Europa bezweifelt hatte. Allerdings hatten Ihre praktische Thätigkeit und die bedeutenden rednerischen und selbst staatsmännischen Fähigkeiten, welche sich unter Ihnen entwickelt, bereits manche Vorurtheile beseitigt. Diese Eigenschaften der Versammlung, die willfährige Theilnahme der Regierungen und die Einmüthigkeit der Nation hatten ferner Ihren Bemühungen die allgemeine Aufmerksamkeit der Staatsmänner in immer gesteigerter Weise zugewendet. Aber erst jenes große Ereigniß gab den erstaunten Beobachtern im Auslande den Maßstab des praktischen Ernstes, mit welchem die große Bewegung unseres Vaterlandes gemeint war, und beurkundete unverkennbar, selbst für die ganz Ungläubigen, einen wie besonnenen Fortschritt während sechs Wochen diese große Bewegung gemacht, welche, nach dreißigjährigem anscheinenden Schlafe, aber in der That nach ernster Vorbereitung der Nation während 40 Jahren, im Herzlande Europas ausgebrochen war. Die französische Republik hatte es, mit ihren berühmten Staatsmännern, gerade zu einem gestrengen militärischen Zuchtmeister gebracht, nach blutigem Umsturze und mörderischem Bürgerkampfe, als die deutsche Nation, in friedlicher Berathung, sich am 29. Junius einen Reichsverweser gab, und als am Tage darauf die Bevollmächtigten der Fürsten ihn anerkannten, und damit ihm und dem Reiche die in jenem Beschlusse ausgesprochenen Rechte feierlich zugestanden.

Gegen solche Thatsachen verstummte selbst der Hohn feindseliger Blätter des Auslandes.

Die Reise des Königs von Preußen zum denkwürdigen Feste in Köln, und seine dortige Begegnung mit dem Reichsverweser sowol als mit Ihren Abgesandten und anderen bedeutenden Männern aus Ihrer Mitte schien das Siegel auf diese innige Vereinigung aller Regierungen mit ihren Völkern zu dem großen Werke des deutschen Bundesstaates drücken zu müssen.

Woher denn plötzlich die schwüle Stille in Ihren Mauern? Woher das Gefühl der Unbehaglichkeit im Vaterlande? Woher die Töne des Mistrauens unter dem kaum verhallten Jubel der Freude? Woher die hämische Schadenfreude aller Abgünstigen im Lande und in der Fremde? Woher ihre wegwerfenden und höhnenden Redensarten über deutsche Einheit? Woher endlich (was dem deutschen Herzen das Schmerzlichste ist) selbst Verdächtigungen zwischen Organen der öffentlichen Meinung in Frankfurt und in Berlin, Verdächtigungen nicht blos des Handelns, sondern auch der Gesinnung?

Erlauben Sie, hohe Versammlung, daß ich Ihnen offen sage, was ich darüber denke. Die Centralgewalt hat als Reichsgewalt auftreten wollen, auf dem bloßen Grunde der eiligen und vorläufigen Bestimmungen Ihres Beschlusses vom 28. Juni. Sie hat ohne irgend vorhergehende Verabredungen den Beruf und die Macht gefühlt, die Form der Anerkennung des Reichsverwesers hinsichtlich des Heerwesens vorzuschreiben, und eine Huldigung der gesammten Heeresmacht der deutschen Staaten verlangt, auch in Preußen, welches unter seinen Fahnen mehr Truppen hält als das Doppelte von dem, wozu es für den Bundesdienst verpflichtet war, und in Oesterreich, dessen Heere vierfach und fünffach gemischt sind. Sie hat gleichzeitig geglaubt, eine Vertretung des Reiches schaffen zu müssen und zu können außerhalb der Vertretung der beiden Großmächte, um dadurch die politischen Fragen der Gegenwart mit den großen Mächten Europas vermittels ihrer eigenen Diplomatie dergestalt zu verhandeln, als wenn Preußen und Oesterreich (das erste wenigstens) aufgehört hätten, ihren Platz in Europa einzunehmen.

Preußens König hat seinen Truppen, in seiner Weise, den Antritt des Reichsverwesers angekündigt, und ihnen die Ueberzeugung ausgesprochen, daß sie in der Stunde der Gefahr auf seinen Befehl mit gewohnter Tapferkeit neben den anderen deutschen Brüdern für das gesammte Vaterland zu kämpfen bereit sein würden. Die preußische Regierung hat gleichzeitig ihre Bedenken gegen die angesonnene Form in der schonendsten, rücksichtsvollsten Weise dem Reichsministerium ausgedrückt. Sie hat bald darauf einen ausgezeichneten Stabsoffizier und hochgestellten Beamten im Kriegsministerium aus seiner Wirksamkeit entfernt, weil er in verletzender Weise jenen Erlaß des Reichskriegsministers besprochen und getadelt hatte. Ebenso hat sie, hinsichtlich der Vertretung, sich darauf beschränkt, zu erklären, daß Preußens Gesandte, während des jetzigen provisorischen Zustandes, nicht aufhören würden, wie bisher, bei allen Gelegenheiten die Belänge des Gesammtvaterlandes nach Kräften zu vertreten.

Kein böses Wort ist auf der einen oder anderen Seite über beide Punkte gefallen; allein es ist unleugbar, daß jene Schritte der Reichsminister eine Verrechnung, ein Uebersehen großer und ernster Wirklichkeit waren. Die Centralgewalt hat ferner geglaubt, sie könne von den Regierungen nicht allein Vertrauen, sondern auch Folgsamkeit fordern für Alles, was jenseit der Rechte des Bundestages liegt, deren Erbin sie ist, ohne daß die Reichsminister die ihnen unentbehrliche Stellung in der Nationalversammlung auch hinsichtlich des Verfassungswerkes eingenommen und geltend gemacht hätten. Das war eine zweite Verrechnung. Die Centralgewalt

hat endlich gehandelt, als ob sie glaubte, es könne, nachdem einmal ein Reichsministerium dastehe, ein Verfassungswerk überhaupt friedlich und förderlich zu Ende geführt werden, ehe alle die organischen Anstalten geschaffen sind, deren gegenseitig sich ergänzendes Wirken erst den einzelnen Staaten und ihren Regierungen die Gewähr glücklicher Lösung und friedlicher Verständigung geben kann. Das war die dritte Verrechnung und die schlimmste. Schon das Zweite war eine Nichtbeachtung dessen, was zu einer Bundesregierung gehört. Dies aber hat noch außerdem den Schein, als wolle sich die Centralregierung stützen auf den ärgsten aller Despotismen, nämlich denjenigen, welcher einer Versammlung nahe liegt, die mit Beanspruchung unbedingter Machtvollkommenheit und ohne alle Verantwortlichkeit in einem provisorischen Zustande als verfassunggebend und zugleich in das Ausübende eingreifend auftritt.

Dieses anscheinende Stützen auf einen solchen Despotismus müßte schon die ernstesten Besorgnisse aller wahren Freunde der deutschen Einheit erregen, wenn Ihre Versammlung ein Staatenhaus wäre, wie die constituirende Versammlung der Vereinigten Staaten, wie die Kammer der Vereinigten Niederlande, wie die verfassunggebende Tagsatzung der Schweiz es gewesen, und nicht vielmehr ein Volkshaus, im Zustande der höchsten Aufregung gegen die Staatenregierungen und gegen den Fortbestand der Staaten selbst, vom gesammten Volke gewählt. Mit kürzeren Worten: Die Centralgewalt hat die Wirklichkeit anfassen wollen ohne Handhaben; sie hat eine große verfassunggebende Versammlung leiten wollen ohne irgendeine Macht bei den Verfassungsberathungen; sie hat endlich die Kraft und Macht der Staaten und das unbedingt hingebende Vertrauen, ja ein selbstvernichtendes Verschwinden der Regierungen (unter welchen zwei europäische Großmächte) in Anspruch genommen, indem sie, namentlich von Preußen, für die ganze Dauer eines zeitweiligen Zustandes, in den ersten Anfängen eines noch ganz unentwickelten Provisoriums, die Auflösung seiner Heereszucht und damit seines Heeres und das gänzliche Zurücktreten aus den diplomatischen Verhältnissen des mit ihm durch die wichtigsten Verträge und Verhandlungen verbundenen Europa gefordert hat....

Ich werde nichts mehr sagen von dem Vergangenen. Die Krise ist da, und es gilt, sie zu überwinden — eine Verwickelung liegt vor, und es gilt, sie schnell, verständig und brüderlich zu lösen.

Ich glaube, wenn wir nur unsere jetzige Bundesverfassung in provisorischer Form vervollständigen, so wie wir es ohne alle Veränderung des Bestehenden und ohne alles Eingreifen sogleich können, so hören die Stockungen auf, so erhalten wir eine kräftige Centralgewalt und stehen schon, während der ferneren Monate oder Jahre der Berathungen über die Reichsverfassung, dem Auslande Vertrauen einflößend und zugleich Achtung gebietend gegenüber.

Auf diesen praktischen Punkt sind meine Vorschläge gerichtet. Ich habe sie auf die Wirklichkeit gebaut, und habe dabei nichts vorausgesetzt als Ihre Weisheit und Vaterlandsliebe, die Redlichkeit und Besonnenheit der Centralgewalt und der Staatenregierungen, und den unerschütterlichen Willen des deutschen Volkes, zur Einheit Deutschlands zu gelangen, ohne Zerstörung des Bestehenden. Ich unterwerfe meine Ansichten vertrauensvoll

Ihrem erleuchteten Urtheile und erbitte mir Ihr theilnehmendes Vertrauen und Ihre gütige Aufmerksamkeit.

In meinem ersten Sendschreiben habe ich die Ansicht zu begründen gesucht, daß der von uns zu schaffende politische Organismus nicht dem des constitutionellen Einheitsstaates, sondern vielmehr dem der Vereinigten Staaten entsprechen müsse, in der eigentlichen Form der einzelnen Organe aber den Charakter der constitutionellen Monarchie an sich tragen würde, wenn er naturgemäß und dauernd sein sollte.

Ich habe ferner in jenem Schreiben entwickelt, wie ein Bundesstaat neben dem Volkshause, als der Darstellung der deutschen Nation, ein Staatenhaus bedarf als Vertretung der einzelnen Staaten selbst, aus welchen der Bundesstaat gebildet werden soll. Neben diesem gesetzgebenden Körper, dessen Doppelheit, mit weit mehr organischer Nothwendigkeit und Bedeutung als im Einheitsstaate, aus den Elementen des Bundesstaates hervorgeht, habe ich ferner einen fürstlichen Reichsrath gefordert, welcher nicht neben den gesetzgebenden Versammlungen stände, sondern neben der ausübenden Gewalt, dem Reichsoberhaupte und seinem Ministerium. Ich habe vorgeschlagen, einem solchen Rathe im Wesentlichen diejenigen Rechte zuzutheilen, welche der amerikanische Senat in seinen executiven Sitzungen dem Präsidenten gegenüber ausübt, und die man als Vetorecht oder als Recht der Zustimmung bezeichnen kann. Ich bin davon ausgegangen, daß die Schließung von Verträgen, die Beschlüsse über Krieg und Frieden nicht ohne die größte Begriffsverwirrung und Schwächung der Regierung von der Zustimmung eines gesetzgebenden Körpers abhängig gemacht werden dürfen, daß aber in einem Bundesstaat irgendwo eine prüfende, und wo es ihr nothwendig scheint, ablehnende, keineswegs jedoch selbst handelnde Behörde bestehen muß. Ihr liegt ob, bei so wichtigen Handlungen zu untersuchen, zu prüfen, einzustimmen oder abzulehnen. Im letzten Falle erfolgt eine weitere Eröffnung der Regierung. Eine solche Gewalt zeigt sich in den Vereinigten Staaten als höchst wohlthätig. Es versteht sich, daß die unmittelbare Einwirkung des gesetzgebenden Körpers und namentlich des Volkshauses, selbst bis zur Verweigerung der Geldbewilligungen, dadurch nicht ausgeschlossen oder aufgehoben wird. Ebenso wenig wird die Nothwendigkeit geleugnet, die Ausführung der Verträge im Innern durch gesetzgebende Beschlüsse ins Werk zu setzen. Ein solches Zustimmungs- und Ablehnungsrecht wird auch da stattzufinden haben, wo es sich um solche militärische oder diplomatische Ernennungen handelt, welche der ausübenden Gewalt zuerkannt sind. Der Präsident der Vereinigten Staaten allein hat diese Ernennungen, aber der Senat kann gegen die bezeichnete Person Einsprache thun, und dadurch den Präsidenten nöthigen, eine andere mehr geeignet scheinende und mehr genehme Person zu ernennen.

Diese Berechtigung fließt nicht aus der republikanischen Form des amerikanischen Bundesstaates, sondern aus dessen Charakter als eines organischen, freien Bundesstaates. . . .

IV.

Aus der Denkschrift vom 24. December 1848:

Grundlinien einer staatsrechtlichen Untersuchung über das Verhältniß Oesterreichs zu Deutschland und die dringende Nothwendigkeit, dasselbe vor allem Anderen festzustellen.

(Vgl. S. 484.)

Erster Theil: Grundlinien der staatsrechtlichen Untersuchung.*)

D. Oesterreich kann als selbständige Gesammtmonarchie nur in das Verhältniß der Bundesverwandtschaftlichkeit treten mit einem selbständigen durch das deutsche Element ihm eng und unauflöslich verbundenen deutschen Reiche.

Die Formel dieser Stellung für Oesterreich würde diese sein: Oesterreich reorganisirt sich als ganz selbständiger Staatenbund auf dem Grundsatze der Gleichberechtigung der verschiedenen volklich-staatlichen Elemente und hinsichtlich der deutschen Lande auf der Basis des Bundes von 1815 mit dem Princip fortschreitender möglichster Annäherung an das einheitliche Deutschland im Sinne der Bundesverwandtschaftlichkeit.

Dies und dies allein entspricht den staatsrechtlichen Anforderungen Deutschlands sowol als der österreichischen Monarchie. . . . Im Programm des jetzigen Ministeriums wird zuvörderst der Grundsatz festgestellt, daß die Monarchie als ein Staatenbund reorganisirt werden soll nach dem Princip der Gleichberechtigung der verschiedenen darin begriffenen Völkerschaften und Staaten. Ein solcher Staat bedingt ein neues österreichisches Staatsrecht, welches auf die Idee eines innig und gleichartig in allen seinen Theilen zusammenhängenden Gesammtstaates gegründet ist, und auf diesen Principien allein aufgebaut werden kann. Alles, was außerhalb dieses Principes liegt, also das ganze Staatsrecht eines Bundesstaates, muß, wenn der Gesammtstaat Oesterreich bestehen soll, allmählich beseitigt und umgestoßen werden nach dem Princip der Selbsterhaltung, welches sich allenthalben als das stärkste erweist. Das neue Oesterreich bedingt mit Nothwendigkeit die neue österreichische Politik. Das neue Staatsrecht gründet nothwendig starkberechtigte Landtage der einzelnen Provinzen und, wenn die verheißene Gesammtverfassung zu Stande kommt, einen Reichstag über den vielen Landtagen: jedenfalls eine Politik, zu welcher die Völker selbst mehr oder weniger mitwirken, nicht, wie bisher, eine bloße Hof- und Cabinetspolitik auf dem Grunde des durch Schwäche gemilderten Hausdespotismus. Das heißt mit anderen Worten: alle Folgerungen des neuen österreichischen Staatsrechts machen ein deutsches Bundesrecht und eine darauf gebaute deutsche Politik als oberstes Princip noch unmöglicher für das nationale als für das alte rein dynastische Oesterreich.

*) Dieser erste Theil zerfällt in die Abschnitte: A. „Das Bundesverhältniß von 1815 ist durch die begonnene Reform und Umgestaltung nicht aufgehoben, sondern bleibt für beide Theile bindend." B. „Nach den bereits feststehenden Grundsätzen der künftigen Reichsverfassung kann eine überwiegend nicht-deutsche Macht überhaupt nicht in die Reichseinheit eintreten." C. „Oesterreich kann weder aus dem Bunde aus-, noch in das Reich eintreten." D. (Siehe oben.)

Oesterreich kann nicht glauben, daß Deutschland sich noch ferner gefallen lassen werde, die einzige große europäische Nation zu sein, welche kein vernünftiges Staatsrecht und keine eigene Politik hat. . . .

Wenn es in dem Programm noch ferner heißt: „Erst wenn das verjüngte Oesterreich und das verjüngte Deutschland zu neuen und festen Formen gelangt sind, wird es möglich sein, ihre gegenseitigen Beziehungen staatlich zu bestimmen. Bis dahin wird Oesterreich fortfahren, seine Bundespflichten treulich zu erfüllen", — so ist das entweder eine absichtlich doppelsinnige Redensart oder ein heillos unklarer Ausdruck.

Soll damit gesagt sein, daß man sich vorerst nur auf die Basis von 1815 beschränken und sich mit Deutschland in das staatsrechtliche Verhältniß der Bundesverwandtschaftlichkeit zweier selbständigen Reiche stellen, die weitere Ausbildung dieses Verhältnisses aber sich gegenseitig offen halten wolle, so ist nichts dagegen zu erinnern, als daß dieser Hauptpunkt sehr schlecht ausgedrückt ist in einer übrigens sehr klar und gut geschriebenen Urkunde. Soll aber jene Redensart andeuten, Deutschland müsse mit seiner Reconstruction warten, bis Oesterreich mit der seinigen zu Stande gekommen, so entbehrt diese Forderung nicht allein eines staatsrechtlichen Grundes, sondern sie beruht entweder auf einer seltsamen Unklarheit oder auf einem gegen Deutschland verrätherischen, für Oesterreich gefährlichen, gegen beide unredlichen Hinterhalte. . . . Jeder Theil muß und kann dem anderen helfen, seine Reorganisation möglichst schnell und friedlich zu vollenden: in der möglichsten Annäherung des Bundesstaates Deutschland und des Gesammtstaates Oesterreich werden sich beide Theile gewiß auf halbem Wege entgegenkommen. . . .

Zweiter Theil: Grundlinien der politischen Betrachtung über das Verhältniß zwischen Oesterreich und Deutschland.

Kein weiser deutscher Fürst oder Staatsmann wird die Stellung der europäischen Politik zu der neuen deutschen Verfassung übersehen. Die europäische Politik kann sich aber nur mit demjenigen Plane einverstanden erklären, den wir staatsrechtlich als allein zulässig erkannt haben. Abgesehen von aller Eifersucht und allem Neide gegen das Aufstreben einer bisher so verachteten und so verächtlich behandelten Nation muß jeder europäische Staatsmann sich aus guter Politik gegen jede andere Lösung dieser Frage erklären, wohl aber für diejenige, welche aus dem Standpunkte des deutschen Staatsrechts als die allein mögliche sich ergibt. Wenn ein Staat sich bildet auf einem staatsrechtlichen Princip, welches mit einem inneren Widerspruche und Unrechte behaftet ist, so wird ein erfahrener Politiker nicht auf seine lange Dauer rechnen. Es müssen infolge solcher Widersprüche sich früher oder später Störungen, oft sogleich Umwälzungen ergeben. Ein solcher Zustand von mehr als 70 Millionen im Herzen Europas muß aber für jeden besonnenen Staatsmann höchst bedenklich sein.

Sollte jedoch, wider alles Erwarten, eine so ungeheure Masse sich wirklich zu einem einigen und einheitlichen Reiche erheben und dauernd befestigen, so müssen die drei übrigen Großmächte und die kleineren mit ihnen einem solchen Ereignisse mit gerechten Besorgnissen entgegensehen. Insbesondere aber müssen sich Frankreich und Rußland gleichmäßig von ihm bedroht halten. Es ist nicht anders zu erwarten, als daß sie Alles

anwenden, damit der Plan scheitere. Sind sie doch schon jetzt der deutschen Einheit gram, und werden nur durch ihre eigenen Besorgnisse oder Machtlosigkeit abgehalten, offen gegen sie aufzutreten und zu versuchen, jene Einheit mit Gewalt im Keime zu ersticken. Es liegt aber die Versuchung sehr nahe, es durch treulose Rathschläge und feine Ränke zu versuchen.

Die Bildung einer solchen Monarchie oder auch nur eines einheitlichen österreichischen Gesammtstaates, welcher den herrschenden Einfluß in Deutschland hätte, müßte zu einem engen Bündnisse Frankreichs und Rußlands führen. Beiden, vereinigt, würde es leicht sein, alle kleineren Mächte des Festlandes in ihre Politik hineinzuziehen. Daß in der Partei der Bewegung sowol in Deutschland als in Oesterreich Eroberungspläne unter dem Titel von „nationalen Missionen" im Schwunge gehen, ist ja von der Tribüne in Frankfurt, selbst von angesehenen Männern, so unbefangen verkündigt, als könne Niemand daran Anstoß nehmen, oder als wisse man vorher, daß es nicht so schlimm gemeint sei.

Unter diesen Umständen muß eine unabhängige Gestaltung beider Reiche, Deutschlands und Oesterreichs, nach der oben angegebenen Formel Europa nothwendig als ein minderes Uebel erscheinen. Ja man kann sagen, daß, wenn Deutschland mit mehr Ruhe und Besonnenheit und mit angemesseneren Formen als bisher auftritt, die Zeit nicht fern ist, wo weise und wohlgesinnte Staatsmänner in Rußland und Frankreich die deutsche Einheit bald als ein großes Gut ansehen werden, nämlich als ein conservatives Element, als eine Gewähr des Friedens, dessen alle Reiche und alle Nationen bedürfen. Weder ein deutsches Bundesreich noch ein österreichischer Gesammtstaat können ihren Nachbarn ernsthafte Besorgnisse einflößen, noch auch das bundesverwandtschaftliche Verhältniß beider. Ein wahrer Bundesstaat kann nie sich erobernd andere Stämme einverleiben, weil die Ungleichartigkeit der Mitglieder und Interessen sein Grundprincip der Gleichartigkeit und Gleichberechtigung zerstören muß. Außerdem leidet immer ein Theil der Mitglieder mehr von einem Kriege als der andere, und deshalb ist die Regierung eines Bundesstaates nothwendig friedlich und gegen alle Eroberungskriege.

Die Vereinigten Staaten erobern und erkaufen ungeheure menschenleere Länderstrecken, sie einverleiben sich aber keine fremden Elemente. Ein buntschediger Staatenbund endlich, wie der österreichische, hat die ganze Kraft der Regierung nöthig, damit die Einheit erhalten werde. Nur in der Erhaltung des Friedens können so ganz verschiedene Nationalitäten und Interessen zusammenkommen. Darauf allein wird also auch das Bundesverhältniß Oesterreichs mit Deutschland seine europäische Wirksamkeit erstrecken können.

Dies ist der Grund, weshalb die großbritannische Regierung mit dem wahrhaft staatsmännischen Blicke, welcher sie auszeichnet, sogleich jene Eventualität mit Vertrauen begrüßt und sich ohne Bedenken aufs günstigste für ihre Verwirklichung ausgesprochen hat.

Die innere Politik beider Theile führt zu demselben Ergebnisse. Oesterreich bedarf Deutschlands Schutz im Westen, Deutschland Oesterreichs Schutz im Osten. Indem Oesterreich 1815 Deutschland jenseit der Donau aufgab, sprach es sich eigentlich für eine ehrliche und klare Politik, die

Forderung eines von ihm unabhängigen, aber ihm eng verbündeten Deutschlands selbst aus. Es ist so thöricht gewesen, sich selbst zu betrügen, indem es Deutschland betrog. Jetzt muß es jedenfalls, wenngleich in der elften Stunde, einsehen, daß nur ein starkes einheitliches Deutschland diesen Schutz gewähren und vor Allem ihm im Innern seine sehr schwierige Reorganisation sichern kann. Trügt nicht Alles, so stehen im Osten Europas größere Veränderungen bevor als im Westen. Die untere Donau ist mehr bewegt und bedroht als der Rhein. Oesterreich kann, wenn dieser Sturm ausbricht, nur in einem starken, mit ihm zur Vertheidigung verbündeten Deutschland seine Stütze finden. . . .

Die Slaven sind nur zufrieden, wenn die Besorgniß verschwindet, daß sie sich von 40 Millionen Deutschen sollen beherrschen lassen in einer Monarchie, deren Mehrheit sie bilden. Einem bundesverwandtschaftlichen Verhältnisse Oesterreichs mit Deutschland sind aber die slavischen Politiker aus sehr begreiflichen Gründen umgekehrt sehr zugethan. Denn darin allein sehen sie eine Garantie für die wirkliche Gewährung und Erhaltung der ihnen verheißenen Freiheiten. Ihre Freiheit kann weder erzielt werden, noch im Gesammtstaate zu Stande kommen, wenn die deutsche Freiheitsbewegung unterdrückt wird und die deutsche Einheit außerhalb Oesterreichs nicht zu Stande kommt.

Dasselbe gilt von den Magyaren.

Die Möglichkeit des Fortschrittes in Civilisation und Freiheit hängt aber auch für das deutsche Oesterreich selbst davon ab, daß sich eine freie deutsche Nation als Reich bildet, und daß die österreichische Gesammtmonarchie mit Deutschland in Verbindung bleibt. An die Stelle des Despotismus ist in Wien sogleich Pöbelherrschaft getreten. Daß das Volk in Oesterreich eine constitutionelle Verfassung will, mit demselben Maße wie die übrigen deutschen Stämme, leidet keinen Zweifel, allein der Uebergang dazu wird schwer und langsam sein, da die Regierung seit Jahrhunderten alle Vorbereitungen versäumt, allen Fortschritt unterdrückt hat. . . .

So viel von der österreichischen Politik. Werfen wir nun noch einen Blick auf Deutschland selbst im engeren Sinne: auf das Deutschland des künftigen Reiches. Die Ausscheidung Oesterreichs aus den Berathungen über die künftige Reichsverfassung ist die erste Bedingung, um eine völlige Anarchie zu verhüten. . . .

Die österreichischen Abgeordneten schlugen sich zur Linken, damit kein Beschluß zu Stande käme. Die Anarchie herrscht in Frankfurt. . . . Unterdessen tritt ein Napoleon an die Spitze Frankreichs, Rußland und Frankreich drohen in Dänemark. Der in wenigen Monaten bevorstehende Krieg in Italien kann den Feind an die Grenzen Deutschlands führen. Süddeutschland, Sachsen und Thüringen sind in Anarchie. . . .

Eine ungesäumte Vereinbarung zwischen Fürsten und Parlament kann allein retten.

Allein wie ist diese möglich, ohne daß gleichzeitig das Verhältniß mit Oesterreich festgestellt wird? Wie aber kann dies geschehen, ohne daß Oesterreich aus jenen Berathungen ausscheidet, indem seine Regierung mit der Centralgewalt und den Fürsten Verhandlungen eröffnet auf der Basis, die sich, staatsrechtlich und politisch, als die einzig mögliche zeigt? . . .

V.

Aus der Denkschrift vom 26. December 1848:

Ueber die dringende Nothwendigkeit, daß die deutschen Fürsten sich über die Vereinbarung der Reichsverfassung miteinander und mit der frankfurter Versammlung verständigen, und wie das bewerkstelligt werden könne.

(Vgl. S. 484.)

... Nachdem die Fürsten die Berufung einer constituirenden allgemeinen deutschen Versammlung genehmigt und Wahlen dafür angeordnet hatten, versäumten sie, sich untereinander zu verständigen, ehe das Parlament zusammentrat, und ließen dieses sich gleichsam als eine Convention selbst constituiren, anstatt sich ihm als Regierungsbehörde gegenüberzustellen. Dies wird die Geschichte entweder der Kurzsichtigkeit und Rathlosigkeit aller Fürsten zuschreiben oder der Feindseligkeit und Hinterlist einiger. Es wäre voreilig, darüber jetzt urtheilen zu wollen. Die Thatsachen liegen noch nicht vor. Nach wenigen Jahren wird der Schleier des diplomatischen Geheimnisses gelüftet sein. Das jedoch steht schon jetzt urkundlich fest, daß die wohlgesinnten, leitenden Männer des Parlaments und manche andere Vaterlandsfreunde, und unter ihnen selbst Fürsten, es damals an Bitten, Ermahnungen, Vorstellungen nicht haben fehlen lassen.

Der Eindruck im Volke ist jetzt überwiegend ein für das Ansehen und den Ruf der Fürsten ungünstiger, und dadurch für das ganze Vaterland höchst betrübender. Das Volk sieht darin eine Barrikadenpolitik, ein Abwarten, um die ganze Bewegung nicht sowol ins Gleis zurückzuführen, als durch ihre eigenen Ausschweifungen zu vernichten. Ein giftiges Mistrauen ist die Folge davon. Gleichzeitig damit gibt sich allenthalben ein Verlangen des Volkes nach Herstellung der Ruhe, des Vertrauens, des Verkehrs kund, und das Ansehen der Versammlung, die so viele Zeit mit Grundrechten und Nebensachen verloren hat, ist entschieden gesunken und im fortdauernden Sinken....

Preußens König hat seinem Volke eine Verfassung gegeben, welche freisinniger ist als die belgische und Lebenselemente der erhaltenden Entwickelung in sich trägt, welche der belgischen und allen anderen bisherigen Verfassungen fehlen, und den Weg durch ganz Europa finden werden....

Sollten wider alles Erwarten die übrigen Könige sämmtlich sich weigern, dem Plane beizutreten, so bleibt nichts übrig, als nichtsdestoweniger mit den Gleichgesinnten unverzüglich vor der Nation aufzutreten; denn der Entschluß ist entscheidend für Krieg und Frieden, für Leben und Tod, für Sein und Nichtsein. Preußen muß bei den Fürsten wie beim Parlament die Initiative ergreifen....

Wenn das deutsche Reich irgendeiner Regierung und ihren Ständen nicht gefällt, so bleibe ein solcher Staat nur auf dem Grund und Boden der Bundespflichten und Rechte von 1815. Das ist Recht für ihn und

die anderen. Es tritt deshalb weder ein rechtsloser noch ein feindlicher Zustand ein, sondern nur ein unvollkommener und für Alle unbequemer. Kein Bundesstaat kann sich halten, ohne daß die einzelnen Glieder darin ihren Vortheil finden. Das werden also die einzelnen Regierungen mit sich selbst und mit ihren Ständen auszumachen haben. Ein Bundesreich auf Zwang gebaut ist ein innerer Widerspruch.

VI.

Politische Kritik des preußischen Vorschlags vom 4. Januar 1849.

(Berlin, 13. Januar 1849.)

(Vgl. S. 487.)

Der in der Denkschrift vom 4. Januar entwickelte Plan geht von zwei unbestreitbaren Annahmen aus. Die erste ist diese: es sei von der größten Wichtigkeit, daß Oesterreich und Preußen in diesem Augenblicke zusammen wirken für die deutsche Angelegenheit. Hierbei ist nur zu erinnern, daß der Politiker zuerst zu fragen hat: auf welcher Basis eine solche Zusammenwirkung stattfinden solle? Denn dasselbe Princip ist von 1815—1847 das leitende für die preußische Politik gewesen, und seine Anwendung hat weder Preußen noch Deutschland befriedigt.

In Beziehung auf den Augenblick der Gegenwart aber muß die vorliegende Denkschrift sich unumwunden dahin aussprechen, daß die erste vorläufige Bedingung eines solchen Zusammenwirkens die sei, daß Oesterreich seine Stellung im Bunde, aber neben dem engeren deutschen Reiche nehme. . . . Dieser Punkt beherrscht den gegenwärtigen politischen Moment.

Die zweite Annahme ist: es müßten die deutschen Fürsten und Obrigkeiten jetzt in die Berathung des Verfassungswerkes eintreten. Daß dieser Anspruch gegründet sei, wird Niemand leugnen, der den alten Rechtsboden nicht als untergegangen ansieht. Es fragt sich nur, welches unter den gegenwärtigen Umständen die mögliche Form des Verständnisses sei, nach der Stellung, welche Frankfurt einmal theils mit Zustimmung, theils mit Zulassung der Fürsten eingenommen hat und behauptet?

Wahrscheinlich wird die Versammlung mit bedeutender Mehrheit den Anspruch der Fürsten auf Vereinbarung im Princip verwerfen. Dies ruht auf der in allen Kreisen herrschenden Ueberzeugung, daß eine förmliche Berathung der Fürsten in einem Collegium, dessen einstimmige Zustimmung nöthig wäre zur Annahme und Ausführung der Verfassung, zu nichts führen würde. Allein es leidet keinen Zweifel, daß Heinrich von Gagern nichts mehr wünscht, als daß die einzelnen Regierungen, Preußen vor Allen, sich darüber äußern, was sie an der berathenen Verfassung

verändert wissen wollen. Er fühlt sich Macht und Willen, Preußens Einsprüchen über jeden einzelnen Punkt Geltung zu verschaffen....

Der königliche Vorschlag in seiner Gesammtheit geht dahin, daß alle deutschen Regierungen zu einer Vereinbarung zusammentreten sollen: so nämlich, daß die sechs Könige sich zuerst als Königscollegium constituiren, dann aber, daß diese mit allen anderen Fürsten und Obrigkeiten ein Staatenhaus beschicken.

In dieser Verbindung von Königscollegium und Staatenhaus liegt ein schönes Gerechtigkeitsgefühl, denn es ist nicht zu leugnen, daß die sechs Könige kein ausschließliches Recht haben den anderen Fürsten gegenüber. Allerdings muß aber bemerkt werden, daß ein Staatenhaus, zu dem die Stände nicht mitgewirkt, das nicht aus freien Mitgliedern bestände, welche nach ihrem Gewissen zu stimmen vereidigt wären, nicht wohl diesen Namen führen kann, insofern die einzelnen Staaten constitutionelle sind. Denn in diesen ist die legislative Thätigkeit zwischen der Krone und den Kammern getheilt, und das Staatenhaus soll ja nur die Gesammtdarstellung dieser legislativen Thätigkeit der einzelnen Staaten sein....

Nach den vorliegenden Anerkennungsacten seitens der Regierungen ist es unmöglich, dem Königscollegium das Recht zuzusprechen, die provisorische Centralgewalt von der frankfurter Versammlung ganz zu trennen und zur „ausübenden Behörde des Königscollegiums" zu machen. Selbst nach ältestem deutschen Rechte ist das Reich nicht beschlossen in der Gesammtheit der Fürsten; eine Mitwirkung des Volkes (früher oft in der Form von Vorberathungen des Stammes mit seinem Herzoge, was also jetzt durch die repräsentative Form ausgedrückt wird) ist immer vorausgesetzt, oft ausdrücklich und förmlich erwähnt. Außerdem ist aber die Centralgewalt eingesetzt auf den Beschluß vom 28. Junius, und am 30. von den Bevollmächtigten der Regierungen in Frankfurt anerkannt.

Nicht also durch ein anerkanntes und unbestreitbares Recht, sondern nur durch einen Gewaltstreich könnte das Königscollegium an die Stelle der Centralgewalt treten.... Das führt nicht zum Bruch mit der Centralgewalt und Nationalversammlung, sondern ist der Bruch mit ihr und zugleich der Bruch aller ihnen gegebenen Anerkennung. Die Leitung der Angelegenheiten des deutschen Reichs wäre alsdann in den Händen von Königen, deren keiner noch zugesagt hat, dem Reiche beizutreten, deren einer auf keinen Fall ehrlich beitreten kann!

Sollte dergleichen zu versuchen politisch sein, wenn man zugleich überzeugt ist, daß der Sturz Frankfurts der Sturz der deutschen Einheit sei, und daß die deutsche Sache für verloren gelten müsse, wenn sie in die Hände der deutschen Fürsten geräth? —

In Beziehung auf die Andeutungen am Schlusse über die definitive Form der Reichsregierung muß die ernste Mahnung ausgesprochen werden, daß man doch ja auch nicht entfernt daran denke, ein römisches Reich wieder aufzurichten (das von Anfang an ein Trug gewesen, dann ein Fluch und das für ewig untergegangen), noch an ein Lehns- oder Statthalterverhältniß Preußens zu Oesterreich, noch endlich an eine vielköpfige Reichsregierung, Trias oder wie eine solche politische Monstrosität heißen mag. Jenes würde das preußische Volksgefühl noch mehr belei-

digen als das deutsche Nationalgefühl. Dieses wäre eine Verkennung der ersten Principien eines lebensfähigen Bundesstaates. Ebenso wenig endlich genügt ein Schutzverhältniß: die ausübende Reichsgewalt kann nur in den Händen Eines Oberhauptes liegen, und dies kann nur der König von Preußen sein; alle nur möglichen Rechte der übrigen Könige hinsichtlich der ausübenden Gewalt sichert ein Königscollegium oder Reichsrath, wie anderwärts entwickelt ist.

VII.

Denkschrift über den österreichischen Vorschlag.

(Berlin, 13. Januar 1849.)

(Vgl. S. 487.)

Der Vorschlag Oesterreichs geht einfach dahin, Deutschland in sechs Königreiche zu theilen, die übrigen deutschen Staaten zu Gunsten Preußens und besonders der kleineren Königreiche zu mediatisiren, diese Königreiche selbst aber unter Oesterreichs Einflusse Preußen gegenüberzustellen und zur festen Opposition gegen Preußen zu machen, damit Oesterreich, wie auch die Karten fallen mögen, nicht allein der alte Einfluß gesichert bleibe, sondern ein noch viel größerer bereitet werde.

Hier ist der Beweis dieser Behauptung. — Die Mediatisirung der kleineren Staaten liegt so auf der Hand, daß es unnöthig ist, durch eine politische Beweisführung darzuthun, daß es nach dem Plane Oesterreichs sich um nichts weniger handelt. Die Mediatisirung ist der Köder, durch welchen Oesterreich (d. h. Schmerling und, auf seine treulosen Rathschläge hin, der Reichsverweser im Bunde mit dem Fürsten Schwarzenberg) die übrigen Könige zu dieser unerhörten Gegenrevolution glaubt anlocken zu können. Es ist ausgesprochen, daß nicht allein militärisch, sondern auch ständisch die kleineren Staaten sich an das Königshaus „der Gruppe" anschließen sollen.

Es ist wichtig, diesen Punkt scharf ins Auge zu fassen. Er gibt den Maßstab für den Charakter des ganzen Planes. Unter jenen zu mediatisirenden Staaten befinden sich Baden (nicht viel kleiner als Würtemberg), die beiden Hessen, Braunschweig, Nassau, die Hansestädte. Als Napoleon den Rheinbund stiftete, erlaubte er sich keine so große Gewaltthätigkeit. Und das war 1806, der österreichische Vorschlag steht auf der Höhe von 1848! Das österreichische Ministerium (d. h. Schmerling) wird natürlich die Krallen zurückziehen, sobald es sieht, daß es sie zu früh ganz ausgestreckt; bessere Zeiten werden abzuwarten sein. Aber der politische Gedanke liegt klar vor. Er wird von der Geschichte scharf und strafend gerichtet werden. Die öffentliche politische Meinung wird ihn aber in wenigen Wochen oder höchstens Monaten etwa so bezeichnen:

Ein Versuch, die deutsche Nation durch eine Contre-Revolution zu polonisiren, zur Strafe dafür, daß sie einen deutschen Kaiser verlangt und den Anspruch gemacht, eine Nation zu sein und nationale Politik zu haben, wie jede andere große Nation die ihrige hat: Preußen aber zur gehässigen Ausführung zu gebrauchen und dadurch zu stürzen.

Wir kommen nun auf die Stellung, welche die Ausführung jenes Vorschlages Oesterreich und Preußen in der definitiven Reichsverfassung geben würde. Eine Reichsregierung (und also ein Reich) ist bei solcher Theilung rein unmöglich, wenn diese Theilung nicht auch schon an sich eine Revolution wäre. Dies beweist die folgende politische Betrachtung.

Oesterreich kann nur einen von zwei Fällen im Auge haben. Entweder will es auf einen Bund hinarbeiten oder auf ein Reich.

Wenn auf einen Bund, so muß der Bundestag hergestellt werden, und die Regierung durch den Bundestag. Eine parlamentarische Regierung mit Oberhaupt, Volks- und Staatenhaus ist damit unvereinbar. Die Bundesgewalt kann, nach der Knechtung aller Staaten zweiten und dritten Ranges, nur noch geringer, noch illusorischer sein als die alte, denn die sechs großen Fürsten werden sich nur um so weniger in ihrer Souveränetät beschränken lassen von einer Gewalt, die sie, einzeln, im Stande sind zu stören, verbündet gänzlich zu lähmen.

Diese Verbündung der vier kleineren Königreiche ist durch das Wesen des österreichischen Vorschlages für den unbefangenen Politiker vollständig als eine nothwendige Folge gegeben. Schon bei Annahme eines ganz paritätischen Bundes. Denn auch in ihm steht Oesterreich als der natürliche Beschützer der Unabhängigkeit und Unbeschränktheit der vier kleineren Könige da, gegenüber Preußen, welches allein die Macht wie den Willen haben kann, die Bundesgewalt im Belange Deutschlands und deutscher Freiheit zu üben.

Aber Oesterreich gewinnt den Zweck der Polonisirung Deutschlands in noch höherem Grade, sobald man, um Preußen zu gewinnen, und die öffentliche Meinung Deutschlands zum Scheine zu befriedigen, dem Könige von Preußen eine Art Lehnprimat oder Reichsverweserschaft oder Statthalterschaft des (sogenannten) Heiligen Römischen Reiches in Deutschland verleihen will. Denn Oesterreich weiß, daß es selbst gar nicht im Stande ist, Deutschland zu regieren. Nicht einmal den geheimen Vertrag von 1815 ist es zu erfüllen im Stande, wonach ihm die Leitung von Süddeutschland zufiel. Aber es kann (und jener Plan zeigt, daß es will) denselben Zweck auf eine viel bessere Weise erreichen. Gerade indem es Preußen voranstellt und sich selbst zum Scheine zurückstellt, wird es das stehende Haupt der anti-preußischen Opposition. Vor Oesterreich, welches auf die Donau- und Alpenlinie angewiesen ist, fürchtet sich kein deutscher König; vor Preußen fürchten sich Alle, nämlich deswegen, weil Preußen allein eine ehrliche nationale Politik fassen und durchführen könnte, wenn man nur ihm nicht wehrte.

Alles dieses gilt gegen den Plan an sich. Er wäre das, was hier von ihm gesagt ist, wenn auch seit 1815 nichts geschehen, wenn 1848 gar nicht dagewesen wäre. Es ist aber doch nicht unbillig noch unnöthig, sich die Ausführung dieses Planes zu denken mit Beziehung auf die ungeheuren

Ereignisse des verflossenen Jahres, und zwar insbesondere auf das, was in Deutschland und in Preußen geschehen ist.

Zuerst in Beziehung auf Frankfurt und die dort berathene deutsche Verfassung. Man muß hier sich besonders Alles vergegenwärtigen, sowol in Deutschland als in Preußen, was die Regierungen, Oesterreich und Preußen an der Spitze, am 1., am 8., am 10. März und dann in den folgenden öffentlichen Erklärungen und Handlungen bis zum 29. Junius gesagt und gethan haben. Die hannoverische Regierung hat neulich (nicht ohne einen Seitenblick auf Preußen) von Herrn von Wangenheim eine Zusammenstellung der hauptsächlichen Actenstücke drucken lassen, auf welche Jeder zur Auffrischung des Gedächtnisses hingewiesen werden kann.

Bedenkt man dieses, so muß man sagen, daß ein solcher im Jahre 1849 auszuführender Plan, wie der Oesterreichs, hinsichtlich der Zukunft an Blindheit Metternich's Politik übertrifft, und hinsichtlich der Gegenwart an maßloser Keckheit des antinationalen Absolutismus die Thaten Napoleon's gegen Deutschland im Jahre 1806 überbietet.

Es ist eine Contre-Revolution, die ihresgleichen nicht hat in der Weltgeschichte, weder an Kühnheit noch an Verderblichkeit.

Schon die bloße Annäherung an die Ausführung dieses Planes setzt voraus, daß man die Deutsche Nationalversammlung und die Centralgewalt sprengt, und der dann in vielen Theilen Deutschlands eintretenden Anarchie die Waffengewalt und Militärherrschaft entgegenstellt. Dies ist so klar, daß man wol nicht zu weit geht, als politischen Hauptzweck im Geiste des Urhebers jenes Planes aufzustellen, daß eine solche Anarchie solle hervorgerufen werden, damit die militärische Restauration desto schneller und sicherer erfolge.

Sie setzt ferner voraus, daß (in consequenter Verfolgung jenes Gedankens) nicht blos die österreichische Verfassung auf militärisch und polizeilich gezügelte Provinzialstände mit einem machtlosen und gelehrigen Ausschusse in Wien zurückgeführt, sondern auch die preußische Verfassung bis auf 1847 zurückgeschoben, die der übrigen Vier natürlich auf dieselbe Weise gestaltet, alle anderen vernichtet werden sollen. Könnte man Italien mehr bieten? Bot Napoleon dem deutschen Volke mehr in 1806 nach Maßgabe der damaligen Zustände? Kann es eine tiefere Beleidigung des (leider durch so lange Zerrissenheit schon so sehr gesunkenen) politischen Ehrgefühles der deutschen Nation geben? eine bitterere Verhöhnung ihres edeln und rettenden Aufstrebens, nach tausendjährigen Kämpfen und Vorbereitungen endlich als Nation ebenbürtig neben England und Frankreich dazustehen? Und kann, ebendeshalb, irgendetwas unpolitischer sein?

Es ändert gar nichts, wenn man sagt, es handle sich nur um eine Organisation des Provisoriums. Eine solche Contre-Revolution macht jedes Definitivum in einem anderen Sinne als dem einer bloßen Feststellung desselben Provisoriums absolut unmöglich dem Wesen nach, wollte man auch noch, zum Hohne der deutschen Nation, das Schattenbild eines Oberhauptes hinzufügen.

Ein Staatenhaus im ehrlichen Sinne des Wortes neben dem Sechs-Königs-Collegium kann Oesterreich natürlich nicht zugeben. Ein solches nämlich kann nicht aus von den Königen ernannten Männern bestehen. Es

kann nur gebildet werden aus ganz freien, unabhängigen, dem Reiche durch Eid und Gewissen verpflichteten Ständemitgliedern.

Das Staatenhaus in einem constitutionellen Bundesreiche ist eben nichts als die Gesammtdarstellung der einzelnen Staaten in ihrer besonderheitlichen legislativen Gestaltung. In constitutionellen Staaten ist diese eben die Gesammtheit der repräsentativen Kammern auf der einen Seite, und die durch verantwortliche Minister geführte Regierungsgewalt der Krone auf der anderen. Deshalb ist der Vorschlag gerechtfertigt, daß die Kammern nicht den alleinigen Wahlkörper des Staatenhauses bilden, sondern daß die von der Mehrheit in den Kammern getragenen Minister der Krone die eine Hälfte der Mitglieder ernennen. Die Hauptsache aber ist, daß das Gewissen der einen Hälfte sowol als das der anderen vollkommen frei sei von allen Banden, als denen des Gewissens und ihrer Treue gegen das Reich und dessen Verfassung. Welcher politische Ehrenmann würde sich auch sonst zum Mitgliede machen lassen? Und welcher Staatsmann würde nicht einsehen, daß das ganze Haus sonst allen Ansehens entbehrte?

Oesterreich denkt deshalb nicht daran, ein Staatenhaus zuzulassen für die Organisation des Provisoriums. Schwerlich auch ein Schattenbild desselben, welches nichts als eine Vervielfältigung des Königscollegiums wäre durch untergeordnete Beamte. Ein solches Haus hörte dadurch nicht auf gefährlich zu sein, daß es alles Ansehens und alles Gewichtes in der Nation entbehrte.

Es bleibt nur noch übrig, zu betrachten, welche Wirkung schon die Kenntniß, noch mehr die Ausführung eines solchen Planes auf die öffentliche Stimmung in Preußen haben würde.

Wir stehen nicht an zu sagen, daß, wie auch immer die am 26. des nächsten Monats, in einigen und vierzig Tagen also, sich versammelnden Kammern ausfallen mögen, jener Plan den tiefsten Schmerz, um nicht zu sagen die größte Entrüstung in Preußen, namentlich in den alten Provinzen hervorrufen würde, ganz abgesehen von der Stellung zur deutschen Sache.

Man wird sagen, der große Kurfürst hätte vergebens gelebt, und Friedrich der Große hätte umsonst seine Kriege geführt, wenn Preußen unter Oesterreich stehen sollte in einem deutschen Reiche, dessen Hälfte Preußen fast durch seine eigenen Länder bildet, und dessen Ganzes es allein zu schützen und zusammenzuhalten hat, an welchem aber Oesterreich nicht theilnehmen kann, ohne entweder sich selbst zu zerstören oder Deutschland der Nothwendigkeit seiner eigenen Politik aufzuopfern. Und dieser Behauptung wüßten wir nicht entgegenzutreten.

VIII.

Gutachten über die nöthigen Abänderungen des Entwurfes der Deutschen Reichsverfassung vom politischen Standpunkte.

(Frankfurt, 3. Februar 1849.)

(Vgl. S. 494.)

Es ist nicht allein wünschenswerth, sondern nothwendig, daß Preußen seine Bemerkungen möglichst principiell halte (nicht eine buchstäbliche Fassung vorlege als letztes Wort) und zwar mit der Formel:

„Preußen will die Reichsverfassung annehmen, wenn folgenden Bemerkungen Rechnung getragen wird. Es macht dieselben im Belange des gemeinsamen Einverständnisses und einer womöglich einstimmigen Verständigung."

Die hauptsächlichsten dürften vom politischen Standpunkte folgende sein:

A. Die Grundrechte.

Dieser Punkt sollte womöglich zuerst erledigt werden, damit die dritte Lesung und dann die Veröffentlichung in Preußen sogleich erfolgen könne.

Vom Standpunkte des aufgeklärten Bundesrechts erheben sich im Allgemeinen die größten constitutionellen Bedenken gegen alle diejenigen grundrechtlichen Bestimmungen, welche irgendetwas Anderes enthalten als Feststellung solcher Principien der Gesetzgebung, ohne Uebereinstimmung mit welcher dem Bunde die nöthige innere Einheit fehlen würde.

Die Verfassung der Vereinigten Staaten von 1787 gibt hierin ein schönes Beispiel der Enthaltung und der Achtung vor der Autonomie der einzelnen Staaten. Bekanntlich kennt sie nur zwei Grundrechte: keine Monarchie und kein Adel in einem der Staaten. In den übrigen herrschte und herrscht noch jetzt die größte Verschiedenheit.

So hielt Neuyork (wenigstens bis 1848) fest an der Nichtloskäuflichkeit der Grundrenten vom Landbesitze. Eine Congreßsache daraus zu machen, ist den ärgsten Gegnern dieser Einrichtung nicht eingefallen.

Man sollte bedenken, daß, wenn der Geist eines Bundesvolkes, welches mit den nöthigen constitutionellen Organen versehen ist, wirklich auf Einheit und Freiheit geht, die einzelnen Staaten sich von selbst in möglichst gleichem Sinne ausbilden; fehlt dieser Geist, so sind alle Vorschriften ein todter Buchstabe und geben nur Vorwand zur Auflösung. Welcher Deutsche wollte aber dem deutschen Geiste und der Kraft der Einen deutschen Gesittung, Wissenschaft, Literatur, Presse und öffentlichen Meinung mistrauen?

Das erste Princip sollte also sein:

Alle Grundrechte sollten wegfallen, deren Nothwendigkeit nicht aus dem Princip des Bundesrechts bewiesen werden kann.

Das zweite Princip ist nicht weniger wichtig:

Alle über solche allgemeine Principien hinausgehenden Bestimmungen, die man aus Ausnahmsgründen für nothwendig erachten sollte in die Grundrechte aufzunehmen, sollten von unbestreitbarer Wahrheit und allgemeiner Anwendbarkeit sein.

Bei einer sehr mäßigen Anwendung dieser beiden Grundsätze würden viele Bestimmungen der Grundrechte von vornherein wegfallen müssen mit allgemeiner Zustimmung.

Artikel II.

§. 7. Von den vier ersten tautologischen Sätzen ist der erste und dritte allein beizubehalten:

„Vor dem Gesetze gilt kein Unterschied der Stände. Alle Standesvorrechte sind abgeschafft."

Der folgende Satz ist so allgemein gefaßt, daß hiernach sogar der Doctortitel, eine sehr gute wissenschaftliche Auszeichnung ohne alle Vorrechte, aber kein Amt, ausgeschlossen werden würde. So tausend andere.

Der folgende Satz:

„Kein Staatsangehöriger darf von einem auswärtigen Staate einen Orden annehmen"

schließt aus, was England sehr weise bei einer solchen Bestimmung festgehalten hat: die Annahme von Orden für Dienste, vor dem Feinde geleistet von einem Officier, der im Auftrage oder mit Bewilligung der eigenen Regierung in einem verbündeten Heere diente. Die ähnliche Bestimmung würde hier zu empfehlen sein.

§. 9. Die Abschaffung der Todesstrafe ist eine durchaus unausführbare und an sich verderbliche Uebertreibung des Grundsatzes, daß dieselbe nur auf die Fälle vorsätzlichen Mordes, des Landes- und Hochverrathes sollte beschränkt werden, wo dies nicht bereits gesetzlich geschehen ist.

Jene geforderte Abschaffung würde die Blutrache hervorrufen, lynch-law, und Stiletmord an die Tagesordnung bringen, und außerdem zu landes- und hochverrätherischen Thaten, in Erwartung früherer oder späterer Freilassung, einladen. Die unverhohlenen Motive vieler wird die Geschichte streng und bitter richten.

Artikel V.

„§. 17[b]. Neue Religionsgesellschaften dürfen sich bilden; einer Anerkennung ihres Bekenntnisses durch den Staat bedarf es nicht."

Hier dürfte der Zusatz vielleicht zweckmäßig sein:

„Der Behörde muß Anzeige gemacht werden von der Gründung einer neuen Religionsgesellschaft, von ihren Statuten und von dem für die gottesdienstlichen Versammlungen bestimmten Locale. Diese Versammlungen selbst müssen mit offenen Thüren gehalten werden."

Diese Bestimmung streitet nicht wider §. 29 und wird auch durch denselben nicht unnöthig, doch ist sie es vielleicht infolge allgemeiner polizeilicher Bestimmungen.

Artikel VI.

„§. 27[b]. Unbemittelten soll auf allen öffentlichen Unterrichtsanstalten (besser in allen Volksschulen) freier Unterricht gestattet werden."

Zusatz:

„nach der durch eine Prüfung bedingten Aufnahme. Bei den Universitäten bleibt es bei dem bisherigen System der Stundung der Honorare."

Artikel VIII.

Hier sind die hannoverischen vor einiger Zeit veröffentlichten Bedenken, sowie die des staatswirthschaftlichen Ausschusses nach den in der Einleitung oben festgestellten Grundsätzen erst zu berücksichtigen.

„§. 33[b]. Für die Todte Hand sind Beschränkungen zulässig."

Es ist bekannt, daß das Recht der Bestätigung oder Verwerfung testamentarischer Schenkungen allenthalben illusorisch ist. Das einzige Richtige ist die englische Bestimmung: solche Schenkungen sind gültig innerhalb der allgemeinen Rechtsformen, wenn sie sechs Monate vor dem Tode gemacht sind.

§. 38. Hier sind die vertragsmäßigen Rechte der Standesherren durchaus zu berücksichtigen.

Als vermittelnd könnte man vorschlagen, als allgemeines Gesetz, die beschränkten englischen Fideicommisse. Es wäre etwa auf folgende Einrichtung hinzuwirken:

Die ewigen Fideicommisse aufzuheben, wie in England schon unter Heinrich VIII. geschehen; dagegen allen Familienvätern die Erlaubniß zu ertheilen (nach dem Vorbilde der damals dort eingerichteten entails), unter Berücksichtigung der gesetzlichen Bestimmungen hinsichtlich des Pflichttheils, mit einem der volljährigen Söhne die zu Recht bestehende Uebereinkunft einzugehen, daß ein gewisser freier Grundbesitz ihm nach dem Tode des Vaters ungetheilt zugehen solle, unter der Bedingung, daß er denselben nicht veräußere, solange sein Sohn nicht wieder volljährig sei. Vater und volljähriger Sohn können immer diese Uebereinkunft aufheben.

Unter diesem Gesetze hält der ganze hohe Adel Englands seine ungeheuren Besitzungen zusammen, ohne alle Fideicommisse nach unseren Begriffen. Nur die Rücksicht auf den Pflichttheil besteht dort nicht, weil das englische Recht ihn nicht kennt.

Es bleibt nun noch eine wichtige allgemeine Betrachtung übrig. Alle durch die Grundrechte zu gründenden Rechtsverhältnisse müssen als wechselseitig sich bedingend angesehen werden, auf den Grund gleichmäßiger Berechtigung. Jede Veränderung stört also diese Gleichmäßigkeit.

Darf man diese Grundrechte als Minimum ansehen, so ist die republikanische Revolution vor der Thür; wenn als Maximum, so kann sich Niemand beklagen, da sie allenthalben mehr geben, als irgendwo vor der Revolution zu Recht bestand.

B. Die Reichsverfassung.

Erstes Kapitel.

Das Reich und die Reichsgewalt.

Abschnitt I. Das Reich.

§. 1. muß nach Maßgabe der neuen Bundesacte geändert werden.

Artikel II.

„§. 2. Kein Theil des Deutschen Reiches darf mit nichtdeutschen Ländern zu einem Staate vereinigt sein."

„§. 3. Hat ein deutsches Land mit einem nichtdeutschen Lande dasselbe Staatsoberhaupt, so ist das Verhältniß zwischen beiden Ländern nach den Grundsätzen der (reinen) Personalunion zu ordnen."

Die Ausnahmsstellung Oesterreichs ist Gegenstand einer besonderen Betrachtung. Hinsichtlich Holsteins bedarf es gar keiner Erinnerung, aber wegen Limburgs (denn inskünftige können ähnliche Verhältnisse nicht eintreten nach §. 5.) dürfte ein Zusatz zulässig sein, im Sinne der folgenden Bestimmung:

„wenigstens niemals ohne alle Gewährleistungen einer legislativen, administrativen und commerziellen Selbständigkeit."

Vielleicht genügt es auch, das absolute Beiwort „reinen" vor Personalunion zu streichen.

Abschnitt II. Die Reichsgewalt.

Artikel III.

„§. 14. Die Reichsgewalt hat in Betreff des Heerwesens die Gesetzgebung und Organisation, sie überwacht deren Durchführung in den einzelnen Staaten durch fortdauernde Controle."

„§. 18. Die Ernennung der Generale geschieht auf Vorschlag der Eingab- (soll wol heißen Einzel-) Regierungen durch die Reichsgewalt."

Bei diesen Paragraphen kommt zuerst der Grundsatz des wahren Bundesrechts in Anwendung:

daß man der Centralgewalt ja keine Befugniß beilegen soll, welche zum allgemeinen Wohl nicht unbedingt nothwendig ist, aber daß, wenn die Centralgewalt ein Recht besitzt, sie dasselbe selbst, also nicht durch die einzelnen Staaten ausüben muß.

Dieser Grundsatz, den Tocqueville („La démocratie en Amérique", II, 1) mit Recht als denjenigen hinstellt, ohne dessen folgerechte Durchführung jede Bundesverfassung sich nothwendig auflöst (wie auch die Geschichte sowol der Reichs- und Bundesverfassung Deutschlands, als der ersten Verfassung der Vereinigten Staaten beweist), kann auch so ausgesprochen werden:

„In einem wahren Bundesstaate steht jeder Einzelne in gewissen Beziehungen unter der Centralgewalt, in gewissen unter der Staatengewalt, in keinem Verhältnisse aber zugleich unter Beiden."

oder:

„In einem gegebenen Falle regiert und führt entweder das Reich aus oder der einzelne Staat, in keinem Beide."

So nur werden Collisionen vermieden, so nur wird auch gesichert, daß die Nation sich als Eine fühle, ein Bewußtsein, welches immer rege gehalten werden muß, weil ohne dasselbe der Bundesstaat sich auflöst.

Es soll also hier nur so viel gesagt werden, daß das Recht der Ernennung seitens des Reiches innerhalb der ihm zufallenden Sphäre festgehalten werden muß; dagegen Oberaufsicht, Beaufsichtigung und dergleichen wegfallen, wobei entweder Reich oder Staaten nichts sind. Lieber die Reichssphäre eingeschränkt, damit der Grundsatz könne rein durchgeführt werden.

Diese Bemerkungen gelten, mit derselben Stärke, im Folgenden für:

Artikel IV.

„§. 22. Das Reich hat die Oberaufsicht über die Schiffahrtsanstalten am Meere und in den Flußmündungen. Die Uferstaaten unterhalten sie.“

Muß ganz wegfallen. Das Reichsgericht hat die Entscheidung bei Streitigkeiten der Uferstaaten, was gegen Vernachlässigung und unbillige Sätze schützt.

Artikel V.

„§. 25. Gesetzgebung und Oberaufsicht über die Flüsse, Kanäle, Seen ꝛc.“ Wie oben.

„§. 27. Oberaufsicht über Hafen- und ähnliche Gebühren.“ Desgleichen.

Artikel VI.

„§. 29. Gesetzgebung und Oberaufsicht über das Eisenbahnwesen soweit sie es für zweckmäßig erachtet.“ Desgleichen.

§. 30. gibt das Recht, Eisenbahnen anzulegen und deren Anlage zu bewilligen.

Dies genügt, sollte außerdem auf solche Bahnen beschränkt werden, die durch mehrere Staaten laufen.

§. 31. Wahrnehmung des Gesammtinteresse bei Staatseisenbahnen.

Ist ungehörig und unnöthig.

§. 32. Recht, Landstraßen zu bauen, Kanäle anzulegen, Flüsse schiffbar zu machen ꝛc., sollte heißen:

„Der Reichsgewalt steht das Recht zu, zum Schutze des Reiches oder (statt im Interesse des allgemeinen deutschen Verkehrs) als große Verbindungsstraßen verschiedener Theile des Reiches Landstraßen zu bauen ꝛc.“

Artikel VII.

§. 35. Anordnung und Oberaufsicht der Reichsgewalt für Erhebung und Verwaltung der Zölle.

Artikel VIII.

§. 40. Gesetzgebung und Oberaufsicht über das Postwesen.

Dagegen muß das Reich das Zollwesen und das Postwesen ganz unter sich haben als Reichsanstalten. Bei dem Postwesen war es so schon im Reiche, und bei dem Zolle sollte es unter Maximilian I. so eingerichtet werden.

Artikel IX.

Gesetzgebung und Oberaufsicht über Bankwesen.

Ebenso. Es muß nur Eine Gesetzgebung über das Creditsystem des Reiches geben.

Artikel X.

§. 49. Allgemeines Recht, Reichssteuern aufzulegen.

Das ist fast ebenso despotisch und zum Einheitsstaate führend, als was im §. 58 und 59 gesagt wird. Reichssteuer ist der Zoll, der ja erhöht werden kann: höchstens in der im Entwurfe angegebenen Ausdehnung. Alles Uebrige ist Staatssteuer. Ein Eingriff in die directen Steuern stört die Finanzen jedes Staates und zerstört seine Selbständigkeit.

Artikel XIII.

§. 58. 59. Allgemeines Recht der Gesetzgebung und Pflicht der Codificirung des deutschen Rechts — streitet auch gegen §. 6.

Es ist so weit gefaßt, daß es entweder ein todter Buchstabe oder der Weg zum Einheitsstaate sein muß.

Wird jener Grundsatz übergenommen, so wird in allen diesen Punkten die Anwendung desselben nicht schwer fallen oder irgendwie zweifelhaft bleiben. Der schwierigste Punkt ist und bleibt die Anwendung desselben beim Kriegswesen.

Bei den Staaten, die weniger als 6000 Mann zum einfachen Reichsheere stellen, ist die Sache einfach. Sie haben eben gar kein eigenes Heerwesen.

Aber der Zweifel muß weg (§. 13, Abs. 3), wonach es heißt:

„oder insofern die Verschmelzung nicht für angemessen befunden wird, einem angrenzenden größeren Staate angeschlossen".

Es hat sich bei den letzten Verhandlungen klar herausgestellt, daß die vier kleineren Königreiche nur zu sehr darauf hingehen, kleinere Mittelpunkte zu bilden, d. h. Reiche im Reich. Ebenso daß die kleineren ihren Schutz beim Reiche suchen und bei ihm allein finden müssen. Ein doppelter Grund, den wichtigen Grundsatz,

daß das Heerwesen eine Reichssache sei,

ganz folgerecht durchzuführen. Man füge nur ausdrücklich hinzu:

„Die Officiere rücken in dem gesammten Reichsheere vor."

Preußen erklärt natürlich sein Heer für Reichsheer. Das Reichsheer besteht dann aus zwei Theilen:

1) dem Heere Preußens,

2) den Heerestheilen, welche aus den Zuzügen der kleineren Staaten unter 6000 Mann bestehen.

Wer zweifelt übrigens daran, daß die Hessen und die Badenser bald ihre Truppen als Reichsheer erklären werden? Der Schluß des Absatzes ist jedenfalls wegzulassen. Hier nun würde das Reichsoberhaupt für sich als König die Ernennung haben.

Hinsichtlich der größeren Staaten, und namentlich Baierns und der übrigen Königreiche, muß man allerdings eine Ausnahme machen, und bei den Königreichen auch darauf rechnen, daß es dabei bleibt. Wenigstens ist dies der wahrscheinliche Fall. Erheben sich von dieser Seite keine Beschwerden, deren Beseitigung die Bedingung ihres Beitritts sein würde, so mag man es dabei lassen, daß die Generale vom Reiche ernannt werden (also auch die Generalmajore). Sonst könnte man über diesen Punkt nachgeben, und wo ein ganzes Armeecorps gestellt wird (wie in Baiern), könnte die Ernennung auf die Divisionsgenerale und den obersten Befehlshaber beschränkt werden. Bei Baiern müßte es vielleicht ganz wegfallen. In Kriegszeiten ist Alles Reichsheer mit Reichsverpflegung, im Frieden gibt das Reich die Norm und übt durch die Besichtigung die Controle.

Was Hoffnung gibt hinsichtlich der anderen Punkte, die eben in dieser Beziehung durchgegangenen Abschnitte nach diesem Princip umzugestalten, ist die offenbare Thatsache, daß in der jetzigen Fassung gar kein Princip zu Grunde liegt.

Zweites Kapitel.

Der Reichstag.

Artikel II.

§. 3. In der Bildung des Staatenhauses vermißt man das Princip der Vertheilung der Gesammtzahl der Mitglieder.

Es wird beim Reichsrath nachgewiesen werden, daß der Reichsrath am zweckmäßigsten aus funfzehn Stimmen besteht:

Preußen . . . 1/3,
die vier Könige . 1/3,
die übrigen . . . 1/3.

Vielleicht wäre es besser, diese Abtheilung auch hier zu Grunde zu legen, mit Vermehrung aufs Zehnfache. Das gibt Preußen ein Drittel aller Stimmen. Hinsichtlich der Gesammtzahl ist kein Grund einzusehen, weshalb man ein Staatenhaus so viel, als hier geschehen, oder irgendwie, kleiner machen sollte als das Volkshaus. Es ist dies ein Vorurtheil, welches von dem Gedanken an ein Pairshaus herstammt.

Das Staatenhaus ist nichts als die mittelbare Darstellung (oder Repräsentation) des Reiches durch die Staaten.

Diese Darstellung geschieht mittels ihrer Legislaturen als Wahlkörpern, entweder für das Ganze, oder für den Kern des Hauses.

Seine Mitglieder sind ebenso dem Reiche und seinem Oberhaupte durch Eid zu verpflichten wie die Mitglieder des Volkshauses.

Was die Frage betrifft, ob eine ausschließliche Zusammensetzung des Staatenhauses durch solche auf sechs Jahre gewählte Mitglieder der Natur der Verhältnisse und dem Wesen eines constitutionell-monarchischen Bundesstaates entspricht, so muß dieselbe entschieden verneint werden.

Erstlich fehlt dabei jedes Recht des Kaisers als solchen; ein solches Recht ist billig, wenn der Kaiser den gebührenden Einfluß haben soll, den Fürsten und dem Volke gegenüber nach Analogie der constitutionellen Einheitsstaaten.

Ausüben kann er ein solches Recht nach der Natur der Verhältnisse am zweckmäßigsten durch Ernennung einer gewissen Anzahl von Mitgliedern (20 bis 25 aus den Standesherren auf Lebenszeit).

Durch diese Form wird zugleich ein 1815 vertragsmäßig festgestelltes Recht gewährt, oder vielmehr eine Zusage erfüllt.

Was die kleineren regierenden Fürsten betrifft, welche im Reichsrathe keine persönliche Vertretung finden (von den beiden Hessen abwärts), so wäre es gewiß für das gemeine Wohl zweckmäßig, und für die politische Ausbildung und den patriotischen Sinn der Fürstenhäuser gleich zweckmäßig, wenn sie eine persönliche Stelle im Staatenhause erhielten, welche sie entweder selbst oder durch einen Fürsten ihres Hauses einnehmen könnten.

Jede parlamentarische Vertretung ist fehlerhaft, welche etwas politisch Nichtiges darstellen soll, aber noch mehr zu tadeln ist eine solche parlamentarische Einrichtung, bei welcher die wirklich vorhandenen Elemente nicht vertreten sind.

Gäbe es wieder freie Reichsstädte, so müßten deren Bürgermeister ebenso gut Sitz und Stimme im Staatenhause haben als jene Fürsten. Und gewiß sollte dem Reichsoberhaupte das Recht zustehen, solche Reichsstädte zu schaffen, als die Pairien des Bundesreiches.

Artikel III.

IV. Volkshaus.

§. 12. Wegen der Tagegelder wäre die Bestimmung der belgischen Verfassung zu berücksichtigen, wonach jeder Abgeordnete ein für allemal 200 Gulden empfängt für die ganze Dauer der Sitzung; dergleichen hilft gegen zu große Verschleppung.

Artikel V.

§. 19. Das suspensive Veto muß wieder heraus. Gleiche Freiheit für jeden der drei Theile, welche bei der Bildung der Gesetze zusammenwirken!

Artikel VIII.

„§. 37. Die Reichsminister können nicht Mitglieder des Staatenhauses sein."

Dieses beruht ohne Zweifel auf einer nicht ganz durchgebildeten Ansicht der Natur des Staatenhauses, dessen Mitglieder als solche genau ebenso sehr dem Reiche verpflichtet und von allen anderen Verpflichtungen frei sind als die Mitglieder des Volkshauses.

Drittes Kapitel.

Das Reichsgericht.

„§. 2. 1. Beschwerden wegen verweigerter oder gehemmter Rechtspflege, wenn die landesgesetzlichen Mittel der Rechtshülfe erschöpft sind."

Diese Bestimmung ist unzulässig:

1) ist sie entschieden gegen das oberste Princip des Bundesstaates, wonach jede Collision von Staat und Reich in Beziehung auf einen gegebenen Fall vermieden werden muß;

2) ist sie gegen die Autonomie der Staaten. Die kleineren müssen sich zur Gründung von Oberappellationsgerichten zusammenthun, wo dies etwa noch nicht genügend geschehen sein sollte, aber jeder Staat oder Staatenkreis muß die Rechtspflege dem Einzelnen gegenüber unbeschränkt haben;

3) vergißt man dabei, daß entweder die begründeten constitutionellen Freiheiten eine Lüge sind, und dann löst sich das Reich auf, oder daß sie jedem Einzelnen alle Mittel geben, durch Petition, Oeffentlichkeit sich gegen „Verweigerung der Rechtshülfe" zu schützen;

4) würde man dadurch das Reichsgericht mit Processen überhäufen, wie einst das Reichsgericht in Wetzlar. Man würde seinen Charakter verändern und ihm keine Zeit lassen für die hohen politischen Fragen, die es zu entscheiden hat.

Das Bundesgericht der Vereinigten Staaten hat diese Frage im Sinne der obigen Bemerkungen entschieden.

Von einem Cassationshofe könnte doch erst dann die Rede sein, wenn Ein Gesetzbuch bestände. Das ist dann Sache der Gesetzgebung.

Viertes Kapitel.

Das Reichsoberhaupt.

Artikel I.

§. 1. Die Erblichkeit darf nicht fehlen. Sonst kann sich Preußen (welches doch hier gemeint ist) nicht wirklich Deutschland hingeben, sondern muß seine europäische Stellung beibehalten, in der Vertretung, und überhaupt, das hieße mit anderen Worten, die Bildung der Einheit wäre unmöglich, sobald nicht feststeht, daß Preußens König Reichsoberhaupt werde.

Aber ebenso gewiß ist es, daß das Princip der Erblichkeit des Oberhauptes sich als die einzige Gewähr darstellt für die Erhaltung der Erblichkeit der Fürsten in ihren Staaten.

§. 2. Das Reichsoberhaupt führt den Titel „Kaiser der Deutschen".

Es läßt sich viel dafür anführen, auch vom Standpunkte der vier Könige, welche sich dem Reiche unterordnen sollen. „Kaiser und Reich" hat außerdem einen noch nicht verhallten guten Klang.

Dessenungeachtet ist nicht einzusehen, weshalb man wenigstens nicht anfangen könnte mit: „König der Deutschen", welches der eigentliche nationale Titel immer gewesen ist, wenigstens wenn es leichter zur Einheit führte.

§. 3. Hinsichtlich des Sitzes der Reichsregierung sollte von Frankfurt gar nicht die Rede sein. Es liegt zu nahe an der Grenze. Alles spricht für Berlin (oder Potsdam) abwechselnd (wenn Baiern es wünscht) mit Nürnberg, welches alsdann freie Reichsstadt werden muß. Es ist zu wichtig, daß Nord- und Süddeutschland sich gleich fühlen und sich durchdringen.

§. 4. Der Name „Civilliste" ist nicht glücklich. Es sollte mit einem ehrlichen deutschen Namen heißen: „Entschädigung für die Kosten der Reichsregierung".

§. 9. Irgendein Vorbehalt der Mitwirkung des Reichstages bei der Abschließung von Bündnissen und Verträgen ist ein arger Verstoß (der größte, mit Ausnahme des letzten Kapitels) gegen die Grundsätze einer constitutionellen Monarchie und eines aus constitutionellen Staaten bestehenden Bundesreiches, welcher in dem ganzen Entwurfe vorkommt.

Weder das englische Parlament noch die belgischen Kammern haben eine solche Mitwirkung. Natürlich haben sie einen großen moralischen Einfluß schon dadurch, daß die Verträge zu Gesetzen führen, welche die Regierung ohne parlamentarische Mitwirkung nicht machen kann, oder zu Geldbewilligungen. Doch steht es auch hierbei in England praktisch fest, daß die von der Krone eingegangenen Verpflichtungen erfüllt werden müssen, wenn nicht die verantwortlichen Minister des Verrathes bei der Schließung überwiesen werden können, was nie vorgekommen. Directe Mitwirkung ist der Tod aller Diplomatie, Politik und Monarchie.

Fünftes Kapitel.

Der Reichsrath.

Dieser Artikel (I. ohne II.) ist von Anfang bis zu Ende ein Misverständniß.

Der vollkommene Bundesorganismus erfordert, auch in der Sphäre der ausübenden Gewalt (obwol diese nach allen Grundsätzen nur in Einer Hand ruhen kann), eine Darstellung des der Einheit gegenüberstehenden Princips. Der Gegensatz ist jedoch nicht sowol Reich und Staaten, als Reichsregierung und Staatenregierungen.

Die Vereinigten Staaten haben ganz richtig die Controle der ausübenden Gewalt, welche natürlich ausschließlich die Initiative hat, dem Senate übergeben. Denn das Staatenhaus ist ihnen nicht blos Darstellung der legislativen Factoren des Staates, sondern auch der Regierung.

Diese ruht nämlich, nach der durchgeführten Theorie des demokratischen Absolutismus (oder der unbedingten Demokratie), in den Legislaturen der einzelnen Staaten, und die ausübenden Behörden derselben sind nur die Beamten.

Anders ist es in der constitutionellen Monarchie.

Der Fürst hat die ungetheilte ausübende Macht, welche er durch verantwortliche Minister ausübt.

Also muß die Controle der Initiative der executiven Sphäre nicht in Abgeordneten des Volkes oder der Stände, sondern in Bevollmächtigten der Regierungen bestehen, falls die Fürsten nicht persönlich im Reichsrathe oder Fürstencollegium sitzen wollen.

Sie bilden aber kein berathendes Collegium über legislative Maßregeln; das würde sie zwischen das verantwortliche Ministerium und das Parlament stellen, und den ganzen constitutionellen Organismus zerstören. Ihnen statt eines Rechts die Pflicht zu geben, unmaßgebliche Gutachten binnen eines Präclusivtermins einzureichen, ist ein bitterer Scherz gegen die Fürsten oder ein grober Verstoß gegen die Theorie.

Der Reichsrath des Deutschen Reiches muß alle diejenigen Rechte haben, welche der amerikanische Senat in seiner executiven Eigenschaft hat.

Also die Bestätigung von Verträgen und von allen denjenigen Ernennungen, die dem Reiche zustehen und nicht Preußen allein (Heer oder Verwaltung) betreffen.

Die letzteren werden viel zahlreicher sein müssen (wenn man den oben geltend gemachten Grundsatz durchführt), als man sich vielleicht gedacht. Die Zoll- und Postbeamten z. B. müssen sämmtlich vom Reichsoberhaupt ernannt werden, in ein Viertel des Heeres alle Offiziere und Generale, auch in den königlichen Truppen die Generale, alle oder die höchsten.

Wie ist dies durchzuführen, ohne daß man den Fürsten die Ehre gibt, an den vorgeschlagenen Ernennungen Theil zu haben durch ein bedingtes Bestätigungsrecht? Man kann aber ebenso gut sagen, daß man nur so Collisionen und der Gefahr vorbeugt, daß die Fürsten entweder alles Ansehen in ihrem Lande verlieren, oder daß man eine gefährliche Versuchung zur Reaction muthwillig hervorruft.

Noch tiefer eingehend, findet man, daß das Bestätigungsrecht das

einzige Mittel ist, Umtrieben gegen kaiserliche Ernennung vorzubeugen, und endlich die Fürsten an die kaiserlichen Ernennungen und die vom Kaiser geschlossenen Verträge durch ihre eigene That zu fesseln, sie zu nöthigen, alles Gethane als eigene That zu vertreten. Darin liegt allein schon der Beweis, wie sehr diese Einrichtung die Executive kräftigt.

Wer doch noch die Besorgniß festhalten wollte, eine solche Einrichtung schwäche die kaiserliche Gewalt (statt daß sie dieselbe stärkt, ja ihr den größten Theil ihrer Kraft erst gibt), der bedenke, daß das mächtige Parlament, die Oeffentlichkeit, die Presse jeden Misbrauch jenes Rechts unmöglich machen.

Es fragt sich nur, wie wir die Staaten darstellen. Neueste Umtriebe haben gezeigt, welche Gefahr darin liegt für das Reich, die vier Könige auf Kosten der übrigen zu begünstigen.

Die folgende Eintheilung dürfte den Vortheil haben,

1) innerlich gerecht zu sein,

2) politisch sichernd,

3) anwendbar als Grundlage für das Verhältniß der Mitglieder des Staatenhauses,

4) anwendbar auf das zu errichtende Bundesdirectorium oder den großen Reichsbundesrath (mit Oesterreich).

Vorschlag der Einrichtung des Reichsrathes und des Bundesrathes.

	Reichsrath.		Bundesrath.	
Preußen	5		5	
Oesterreich mit Liechtenstein	—		5	
Baiern	2	5	2	5
Sachsen	1		1	
Hannover	1		1	
Würtemberg mit d. Hohenz.	1		1	
Baden	1	5	1	5
Die beiden Hessen mit Homburg	1		1	
Holstein, Lauenburg, Mecklenburg, Oldenburg	1		1	
Luxemburg, Braunschweig, Nassau, die vier Freien Städte	1		1	
Die Thüringischen Staaten mit Anhalt, Lippe, Waldeck	1		1	

Zahl der Mitglieder des Reichsrathes 15 (Preußen $1/3$, Könige $1/3$, Fürsten $1/3$). Mehrheit 10.

Zahl der Mitglieder des Bundesrathes 20 (Preußen $1/4$, Oesterreich $1/4$, Könige $1/4$, Fürsten $1/4$). Mehrheit 14.

IX.

Grundlinien eines Bundesverhältnisses zwischen dem Deutschen Reiche und Oesterreich.

(Frankfurt, den 5. Februar 1849.)

(Vgl. S. 494.)

Der gesunde Sinn und das redliche Gewissen des deutschen Volkes hat in seiner großen Mehrheit schon entschieden:

daß Deutschland das Band des neuen Reiches nicht so lose halten kann, daß Oesterreich redlich beitreten könnte;

daß Oesterreich, ohne sich oder Deutschland zu zerstören, nicht die Erbstaaten (noch viel weniger, wäre dies zulässig, die ganze Monarchie) in das Reich geben kann.

Wollte man auch über eine Menge von Unmöglichkeiten unter dem Vorwande weggehen, daß sie allmählich verschwinden würden, so bliebe doch immer übrig:

die Unmöglichkeit des Aufgebens der eigenen Vertretung im Auslande, was gleichbedeutend ist mit dem entscheidenden Punkte nationaler Mündigkeit und Selbständigkeit, der eigenen Politik, wodurch ein Volk eine Nation wird.

Wie sollte Oesterreich, das eigentliche Oesterreich, vertreten werden können anders als durch den Bevollmächtigten des Kaisers von Oesterreich? und wie sollte der Gesammtstaat Oesterreich eine andere Politik haben können als die eigene, welche eine karpathisch-danubisch-alpinisch-apenninische ist nach den geographischen Bedingungen, und eine deutsch-galizisch-magyarisch-slawonisch-italienische nach den gegebenen Volkselementen? Oder könnte Deutschland dieser so vielfach bedingten Politik die seinige, die deutsche, zum Opfer bringen?

Der urtheilsfähige und redliche Politiker und Vaterlandsfreund muß aber nur um so mehr fragen:

Wie könnte der Deutsche Bund als solcher in seinem bisherigen Umfange durch Einschließung der österreichischen Erblande nicht allein erhalten werden (und das ist gegenseitig heilige Bundespflicht und zugleich geboten von der Politik), sondern auch gekräftigt, und durch ein enges Bündniß des Deutschen Reiches mit der Gesammtmonarchie Oesterreichs in seiner Sicherheit gestärkt und in seinem Einflusse bereichert werden?

Die alte Bundesacte ist für immer unbrauchbar geworden, allein es liegen in ihr als die eigentlichen Grundpfeiler des unauflöslichen Bundes folgende drei Berührungspunkte zwischen dem Deutschen Reiche und den österreichischen Erblanden, die einer fortdauernden Entwickelung und Behandlung bedürfen:

ein ewiges Schutz- und Trutzbündniß;
der Keim gemeinschaftlicher, schützender, freisinniger Grundrechte;
der Keim einer Zollvereinigung oder einer Annäherung an dieselbe.

Wir übergehen Alles, was über die beiden letzten Punkte zu sagen wäre, und fragen nur:

Wohin führt der Grundsatz des ewigen Bündnisses, unter Voraussetzung des Bestehens, einerseits des Bundesreiches Deutschland, andererseits des Gesammtstaates (oder Staatenreiches) Oesterreich?

Hier sind zwei Hauptpunkte ins Auge zu fassen:

Das eigentliche Bundesverhältniß zwischen dem Deutschen Reiche und den Erblanden,

und das nicht allein möglichst völkerrechtliche, sondern bundesverwandtschaftliche Bündniß zwischen jenem Reiche und dem Gesammtreiche Oesterreich.

Wir betrachten zuvörderst den ersten.

Es versteht sich, daß das Deutsche Reich sowol als Oesterreich Frieden und Krieg machen kann auf seine eigene Gefahr. Das liegt im Begriffe der Selbständigkeit. Anders ist es mit dem Deutschen Bunde. Damit dieser „Deutsche Bund" Krieg oder Frieden schlösse, müßte natürlich die Beistimmung des im Reichsrathe nicht vertretenen Oesterreichs hinzutreten.

Die Bestätigung der Beschlüsse der deutschen Reichsgewalt hinsichtlich des Krieges oder Friedens müßte also nicht von dem Reichsrathe gegeben werden, sondern zuerst von dem Reichsbundesrathe, in welchem Oesterreich, nach altem Vorgange, den Vorsitz und zugleich soviel Stimmen führte als Preußen (5). Die Gesammtheit der Stimmen wäre alsdann 20, die Mehrheit 14.

Aus diesem der Stellung des österreichischen Contingents (vier bis fünf Armeecorps wie Preußen) entsprechenden Rechte Oesterreichs folgte natürlich, daß bei Verhandlungen streng-politischer Natur die genauesten Verabredungen und fortgehenden Mittheilungen stattfinden müßten.

Natürlich müßte dagegen Oesterreich sich gebunden halten, den bundesmäßigen Zuzug zu leisten, wenn der Vorschlag der deutschen Reichsgewalt die Mehrheit erhielte.

Durch Beides würde die Politik der beiden Reiche eng zusammengehalten, Oesterreich ein großer Einfluß gestattet ohne die Autonomie Deutschlands jenseit der Pflichten und Rücksichten eines ewigen Bundes zu beschränken, und endlich die Gesammtpolitik Beider im Sinne des Weltfriedens geleitet. Das ist aber auch die äußerste Grenze.

Oesterreich für sich kann nie einen Krieg für seine Erbstaaten allein zu führen haben, denn auf der einen Seite wird es durch die übrigen österreichischen Lande gedeckt, auf der anderen durch das Deutsche Reich.

Wir gelangen hiermit sogleich zu dem zweiten Hauptpunkte:

Die Möglichkeit der organischen Darstellung eines bundesverwandtschaftlichen Verhältnisses des Deutschen Reiches mit der österreichischen Gesammtmonarchie.

Oesterreich muß sehr viel daran liegen, daß, natürlich unter Bedingung der Gegenseitigkeit,

das Deutsche Reich ihm den gegenwärtigen vertragsmäßigen Besitzstand gewährleiste.

Das kann nur geschehen mit dem Zusatze:

„gegen Angriff äußerer Feinde".

Um nun zu sehen, inwiefern und in welcher Form dies beiden Theilen möglich sei, müssen wir fragen:

Was kann Deutschland von Oesterreich dagegen fordern?
Was Oesterreich von Deutschland?

I. Oesterreich muß sich verpflichten, keinen Krieg anzufangen, ohne dem Deutschen Reiche die Mittel zu geben, sich zu überzeugen, daß er ein reiner Vertheidigungskrieg sei, und also der casus foederis eintrete. Außerdem muß, auf solche Mittheilung, Oesterreich die Vermittelung Deutschlands annehmen: die Ablehnung derselben von dem Gegner ist nicht zu erwarten, da sie eine Kriegserklärung wäre, wogegen derselbe eine andere vermittelnde Macht seinerseits aufstellen kann.

Führt die Vermittelung nicht (wie zu erwarten steht, daß sie es thue) zur Erhaltung des Friedens, so bleibt Deutschland die Entscheidung:

sich auf Maßregeln der Vertheidigung der österreichischen Erblande zu beschränken, wenn dazu durch die Bundespflicht aufgefordert, oder in den Krieg mit seiner ganzen Macht einzugehen.

Angenommen, daß Oesterreich Deutschland in der Bestimmung der Bedingungen der Erhaltung des Friedens beistimme, muß der zweite Fall eintreten, also der volle Bestand. . . . .

II. Deutschland ist von einem Kriege bedroht. Die Zustimmung Oesterreichs für die Erblande erfolgt im Bundesreichsrathe, die für die Monarchie erfolgt gerade wie beim ersten Falle angegeben ist: Versuch der Vermittelung und danach seine Entscheidung.

Bei der Wichtigkeit für beide Theile, daß diese Entscheidung im Sinne des Beistandes und der Theilnahme erfolge, wird die praktische Folge für Deutschland wie für Oesterreich keine andere sein können, als daß Beide in ihrer auswärtigen Politik immer so sehr als möglich zusammengehen, oder wenigstens einen Zusammenstoß vermeiden, denn sonst wird der eine wie der andere sich geschwächt fühlen. Nur gleiche, selbständige Stellung, nur kein unglücklicher Versuch Oesterreichs, das wahrlich mündige, ihm geistig überlegene Deutschland beherrschen zu wollen!

Es ist aber gar keine Frage, daß Oesterreich nicht blos jetzt, sondern überhaupt eines solchen dauernden innigen Verhältnisses zu Deutschland mehr bedarf, als das Deutsche Reich Oesterreichs bedarf.

Die einzelnen Theile des Deutschen Reiches haben eine so große Anziehungskraft nach einem einheitlichen Mittelpunkte, daß es aller Künste böser Politik Jahrhunderte hindurch bedurft hat, um sie auseinanderzuhalten.

Die österreichische Monarchie hat aber nicht allein gar kein inneres Band, welches die einzelnen Theile verbindet, vielmehr fliehen sie feindlich auseinander, nach Interessen und noch mehr nach nationalen Antipathien und geschichtlichen Erinnerungen. Das einzige Lebenselement, wodurch diese centrifugalen Kräfte können zusammengehalten werden, nachdem der eiserne Reif des Despotismus hinweggesprengt und der Zauberring des gemeinsamen Kaiserhauses gebrochen ist (oder wenigstens zu sehr geschwächt, um jener Centrifugalkraft das Gleichgewicht zu halten), ist das germanische

Element nach Sprache, Gesittung, Schriftthum und überhaupt weltgeschichtlicher Lebenskraft.

Aber dieses rettende Element ist ein Fünftel des Ganzen; wie sollte es des moralischen Nachdruckes entbehren können, welchen das eben betrachtete organische Verhältniß zum Deutschen Reiche ihm gibt und sichert?

Geht etwas dieser Art nicht, so muß man Oesterreich aufgeben.

Berichtigungen.

Seite 19, Zeile 9 v. o., statt: Harford, lies: Hanford
„ 52, „ 14 v. u., st.: am Ufer, l.: auf der Wiese
„ 65, „ 20 v. u., st.: auf die Tribüne, l.: nach dem sogenannten Theater
„ 73, „ 17 v. o., st.: Braut, l.: eben angetrauten Frau
„ 78, unterste Zeile der Anmerkung, st.: Harriet, l.: Louisa
„ 88, Zeile 16 v. o., st.: Sir, l.: Dr. Lushington
„ 94, „ 16 v. o., st.: Vernes, l.: Verny
„ 126, „ 14 v. o., st.: gegen, l.: auf; st.: gebrauchte, l.: anwandte
„ 145, „ 19 v. u., das zweite „die“ ist zu streichen.
„ 156, „ 17 v. o., st.: βρολοί, l.: βροτοί
„ 213, „ 3 und 6 v. o., st.: Wasserkrug, l.: Becken
„ 213, „ 7 v. o., st.: aus der Hand, l.: aus den Händen
„ 213, „ 11 v. o., st.: Sackpfeife, l.: Dudelsack
„ 213, „ 19 v. o., st.: wie Dragonetti und Lindley strengten ihre Stimme an, l.: sowie Dragonetti (der Contrabassist) und Lindley (der Violoncellist) strengten sich aufs Aeußerste an
„ 214, „ 19 v. o., st.: Scepterträger, l.: Stabträger
„ 219, „ 17 v. o., st.: gli dice, l.: le dica
„ 220, „ 1 v. u., st.: Polizeisoldaten, l.: Polizeidiener
„ 221, „ 15 v. o., st.: Portland, l.: Portman
„ 223, „ 15 v. o., st.: hervorgekehrt, l.: zur Anerkennung gebracht
„ 223, „ 19 v. o., st.: Gesange, l.: Gedichte
„ 224, „ 21 v. o., st.: Besitzungen, l.: Reiche
„ 237, „ 11 v. u., st.: An denselben, l.: An einen anderen Freund
„ 237, „ 2 v. u., st.: An denselben, l.: An Usedom
„ 239, „ 10 v. o., ist das „kurz“ zu streichen
„ 239, „ 21 v. o., st.: Wie schade um, l.: Welch ein Schlag

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bunsen, Christian Karl Josias von, 1791-1860 / Bunsen, Frances von, 1791-18
76 / Nippold, Friedrich [Verfasser von Zusatztexten]

Christian Carl Josias Freiherr von Bunsen aus seinen Briefen und nach
eigener Erinnerung

Bd.: 2

Leipzig 1869